




VE
RI
TAS

Atlantis.

Eine Monatsschrift

für

Wissenschaft, Politik und Poesie.

Herausgegeben und redigirt

von

Christian Esselen.

Neue Folge. Sechster Band.

Buffalo, N. Y.

Gedruckt von H. Bender, „Buffalo Telegraph" Office.



„Das alleinige Streben nach dem Nützlichen ziemt nicht dem guten und edlen Menschen." Aristoteles.

Atlantis.

Neue Folge, Band 6. Heft 1.	Januar, 1857.	Alte Folge, Bd. 8., Nr. 170–173.

Das deutsche Leben in Amerika.

„Das deutsche Leben in Amerika, dies ist ein Thema, das schon hundertmal besprochen ist, und auf Alles eher Anspruch machen kann, als auf den Reiz der Neuheit und Originalität. Wie viel Falsches und wie viel Richtiges, aber in jedem Falle Triviales, hat man nicht schon über die Stellung der Deutschen in Amerika gesagt, und alle die verschiedenen theoretischen Erklärungen über diese Stellung stimmten vielleicht nur darin überein, daß sie keinen Einfluß auf das praktische Verhalten ihres Objekts selbst übten. Trotzdem wagen wir es, den achten Jahrgang unseres Blattes mit einer Vorrede zu eröffnen, deren Gegenstand dies alte abgebrauchte Thema ist. Dasselbe bildet den Rahmen, in dem unsere Entwickelung und Wirksamkeit in Amerika vor sich geht, zeigt die Bedingungen und die Grenzlinien unserer Thätigkeit, und gibt den Schlüssel zu Dem, was wir leisten können, oder doch wenigstens leisten sollten.

Es ist merkwürdig, daß keine Nation der Welt mehr über sich selbst nachdenkt, und doch gedankenloser in den Tag hinein lebt, als die deutsche Nation. Bei dem englischen Volke hilft jede Kritik, jeder Tadel, jede begründete Warnung; bei den Franzosen ist die Presse eine solche Macht, daß den Despoten jeglicher Façon nichts Anderes übrig bleibt, als sie zu unterdrücken; nur bei dem deutschen Volke erscheint das seltsame Phänomen, daß alle die großen Resultate der Literatur und Wissenschaft kein anderes Terrain der Wirksamkeit finden, als das Gebiet der Literatur und Wissenschaft selbst; das praktische Leben entzieht sich den philosophischen Ideen, welche das Denken der ganzen Nation beherrschen, und zwischen der Einsicht und der Thatkraft dieses Volkes existirt eine sehr ungenügende Wechselwirkung.

Und doch können wir Deutsche in Deutschland selbst, wie in Amerika oder anderswo, nur dann unsere Stellung behaupten, wenn wir sie auffassen als eine Vermittelung der Idee mit der Wirklichkeit, wenn wir den großen praktischen Erfolgen anderer Nationen, besonders der angloſächsischen, die theoretischen Arbeiten und Erfolge entgegensetzen, zu denen

Deutschland seiner Literaturgeschichte nach besonders befähigt ist, wenn wir den modernen Römern gegenuber, welche die Welt nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Spaten und der Dampfmaschine erobern, die modernen Griechen repräsentiren, deren Aufgabe ist, Kunst und Wissenschaft zu erhalten, zu verbreiten, fortzuentwickeln.

Es ist gewiß richtig, wenn man sagt, daß Praxis und Theorie dem Wesen nach identisch seien, daß keine vernünftige Praxis ohne eine vernünftige Theorie möglich sei: aber damit fällt unsere Unterscheidung zwischen den praktischen und theoretischen Leistungen der Völker noch nicht hinweg. Wenn das Verhältniß zwischen beiden auch das der Wechselwirkung ist, so kommt doch viel darauf an, von welcher Seite aus man dasselbe hauptsächlich auffaßt, und auf welche Seite man den Hauptnachdruck legt. Auf diesen Unterschied wird man besonders aufmerksam gemacht, wenn man bei Veranlassung unseres Thema's die Verhältnisse und die Aufgabe des deutschen Elementes in Amerika untersucht. „Amerika ist ein praktisches Land", sagt man überall. Alle Bestrebungen dieses Landes sind ausschließlich und einseitig der Nützlichkeit und Nothwendigkeit zugewandt, und jener Ueberschuß geistiger Kraft, den man in Europa auf die Erheiterung und Veredelung des menschlichen Lebens verwendet, ist in Amerika nur als Ausnahme, und als von der öffentlichen Meinung nicht gerechtfertigte Ausnahme vorhanden. Die Verhältnisse dieses unfertigen, unreifen Landes bedingen diese Einseitigkeit wenigstens für eine Zeit lang, und so lange diese Zeit der ersten, unmittelbaren Naturnothwendigkeit dauert, wird man in Amerika von anderen Nationen nichts annehmen, als die natürliche physische Kraft, welche die unmittelbarsten Kulturarbeiten, Bebauung des Bodens, Anfertigung von Kanälen und Eisenbahnen, Anlegung von Städten u. s. w. verrichtet. So sahen wir auch in Amerika die deutsche Immigration bis noch vor Kurzem ausschließlich mit diesen unmittelbaren Kulturarbeiten beschäftigt; beim pennsylvanischen Ackerbauer wie beim Eisenbahnarbeiter des Westens war es nur die physische Kraft, welche man an den Deutschen schätzte, weil dies das Einzige war, was man von deutscher Kraft verwerthen konnte. Noch heute finden wir unter den amerikanischen Know-Nothings, wie unter einer gewissen zahlreichen Classe von Deutschen die Ansicht, daß die Deutschen nur deshalb in Amerika seien, um ihre physische Kraft zu verwerthen, daß nur der Arm des Deutschen, nicht der Kopf hieher gehöre, und daß alle geistigen Bestrebungen der Deutschen hier Ueberfluß seien. Wenn wir die gegenwärtige Periode amerikanischer Entwickelung recht verstehen, so sind wir zur Zeit wohl gerade in der Uebergangsperiode, in welcher die geistigen Bedürfnisse sich an die Seite der materiellen Bedürfnisse stellen; die nothwendigsten materiellen Vorbedingnisse, um dieses Land für den Menschen wohnlich zu machen, sind in einer früheren Periode abgemacht, und es ma-

chen sich die geistigen Bedürfnisse mit um so größerer Macht geltend, je länger sie zurückgedrängt wurden, und je nothwendiger ein gewisser Grad allgemeiner Volksbildung für die richtige Benützung der republikanischen Institutionen dieses Landes ist. Um speziell bei unserem Thema, dem Deutschthum in Amerika, zu bleiben, so zeigt auch ein großer Theil desjenigen deutschen Elementes, welches in den letzten Jahren herübergewandert ist, andere Tendenzen und Bestrebungen, wie die große Masse der früheren Einwanderung, so daß die Aenderung, welche in den Zuständen Amerika's vogegangen ist, zu den veränderten Tendenzen der deutschen Einwanderung paßt. Wenn man deßhalb einen Unterschied zwischen der älteren und jungeren Einwanderung ziehen will, so hat man nicht nur diesen Unterschied auf Rechnung der Einwanderung selbst und der europäischen Revolution zu schieben, sondern auch auf Rechnung der amerikanischen Zustände, welche jeden Tag mehr für europäische Kultur empfänglich werden. Die Nachfrage nach europäischer Geselligkeit, Kunst, Wissenschaft ist vielleicht in Amerika jetzt schon so groß, oder wird es wenigstens bald werden, wie früher die Nachfrage nach deutscher oder irländischer Arbeitskraft war, und dem neuen Bedürfniß wird ebenso genügt werden, wie dem alten.

Fassen wir das Gesagte in Ein Wort zusammen: Unsere Aufgabe ist, an der geistigen Cultur dieses Landes zu arbeiten, wie unsere Vorfahren an der materiellen gearbeitet haben.

Diese Aufgabe bezieht sich auf die Geselligkeit, die Wissenschaften und Künste, die Politik.

Sie bezieht sich nur indirekt auf das amerikanische Leben, direkt aber und zunächst auf das deutsche Element in den Ver. Staaten selbst, das einen wesentlichen, den zweitwichtigsten Theil der amerikanischen Völker-Conglomerates bildet, und bestimmt ist, die cosmopolitischen, humanen Ideen die das Wesen des deutschen Geistes bilden, in dem großen Völkerbildungsprozeß Amerika's zu repräsentiren.

Die Entwickelung Amerika's zeigt uns die Genesis der neuen Zeit überhaupt. Die Verbindung der verschiedensten Völker, Racen, Religionen zu einem politischen Ganzen unter einer politischen Form zeigt uns den Weg zu der großen Weltrepublik, welche das höchste und letzte Ziel der Weltgeschichte ist.

Man hat so viel davon gesprochen, daß in diesem Schmelztiegel amerikanischer Staatenbildung die deutsche Nationalität untergehen, daß der Deutsche, wie der technische Ausdruck heißt, sich „amerikanisiren" müsse. Wir glauben indessen, daß der Deutsche seiner socialen Eigenschaften und Gewohnheiten ebenso wenig sich zu entäußern hat, wie der geistigen Errungenschaften, und daß er genügend amerikanisirt ist, wenn er sich in den Besitz der republikanischen Ideen über Selbstregierung setzt. Die politische

Idee ist das einzige Band, welches die verschiedenen Elemente der Bevölkerung der neuen Welt zusammenhält, und wer dieser Idee theilhaftig ist, der ist des amerikanischen Bürgerrechtes würdig. Es ist also gar nichts Anderes nothwendig, um uns zu amerikanisiren, als Republikaner zu werden, und die republikanischen Ideen über die Menschenrechte und die Volkssouverainität im socialen und politischen Leben anzuwenden. Es ist in dieser Beziehung sehr bezeichnend, daß man den Gesetzen nach, um amerikanischer Bürger zu werden, keine andere Bedingung zu erfüllen hat, als seinen früheren Unterthanenpflichten zu entsagen; man braucht weder Tabak zu kauen, noch Bankerott zu machen, noch in Lots zu spekuliren, noch Temperenzler zu sein, noch in die Krichen zu laufen, noch Neger zu fangen. Der Entschluß, der feste Wille und die Fähigkeit, ein freier Mann zu sein, amerikanisirt uns vollständig.

In diesem Sinne haben wir immer die politische Stellung der Deutschen in Amerika aufgefaßt. Es geht aus der eigenthümlichen Lage, in welcher wir uns den amerikanischen Verhältnissen gegenüber befinden, hervor, daß wir Deutsche ein rein theoretisches, humanes Interesse an der praktischen Politik Amerika's haben, daß wir kein anderes Interesse an den politischen Bewegungen haben, als ein rein menschliches Interesse, welches sich über jeden Fortschritt der Menschheit freut und sich jeder Barbarei widersetzt. Bei den vielen persönlichen und egoistischen Interessen, welche in Amerika die Politik verwirren, und die nicht nur allein in der Aemterjägerei sich bloßstellen, ist gewiß eine solch rein theoretische Auffassung, ein Dienst, den wir der amerikanischen Politik leisten, und ein Gegengewicht gegen den Unverstand und die Habsucht, mit welcher ein großer Theil der eingewanderten, wie der eingeborenen Bürger die Politik betreibt. Wir müssen niemals vergessen, daß wir den Standpunkt der allgemeinen Civilisation, den in Europa wenigstens die Sitte, wenn auch nicht das Gesetz erreicht hat, auch in Amerika beibehalten müssen, daß es unsere Pflicht ist, den Zusammenhang zwischen den philosophischen Ideen Europa's und der amerikanischen Praxis, — einen Zusammenhang, der sich schon aus der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung und vielen Schriften der Revolutions- und ersten republikanischen Zeit, z. B. der Schriften Thomas Paine's und Jefferson's ergibt, — zu erhalten und zu verstärken, und bei jeder Gelegenheit zu beweisen, daß wir Willens und fähig sind, die amerikanische Freiheit zu lieben, zu erhalten, zu erweitern. Von diesem allgemeinen Culturstandpunkte aus ist es uns dann sehr leicht, uns in dem Wirrwarr der verschiedenen politischen Parteien, die natürlich auch künftig, wie bisher, an prinzipiellen Kompromissen und den Fehlern des persönlichen Ehrgeizes leiden werden, zurecht zu finden, und immer, wenn auch nicht das vollständig Richtige, so doch das dem Richtigen Nächste zu finden. In diesem Sinne können wir sagen, daß wir nicht den Parteien,

sondern den Prinzipien angehören. Wir haben in der letzten Zeit gesehen, daß diese Einsicht in die einzig berechtigte politische Stellung der Deutschen immer mehr begriffen wird; ein großer Theil der radikalen deutschen Blätter faßt diese Stellung ungefähr in dem hier angegebenen Sinne auf, und was wir über dieses Thema hier sagen, ist nicht mehr ein frommer Wunsch, sondern eine erkannte Nothwendigkeit.

Die Politik ist das Feld, auf dem sich am deutlichsten unsere Bestrebungen charakterisiren; aber vielleicht sind dieselben noch wichtiger und einflußreicher auf geselligem Gebiete. Was wir hier unter Geselligkeit verstehen, ist nicht nur der kleine Kreis der Familie und Freundschaft, in welchem der Mensch sich heimathlich fühlt, nicht nur die deutsche Gemüthlichkeit, der Gegenstand des ungemüthlichsten Spottes, sondern die ganze Sphäre der Civilisation und Sittlichkeit, welche nicht gerade in den Pflichten gegen den Staat begriffen ist, die Sphäre der Sitte im Gegensatz zu der des Gesetzes. In Amerika ist der Begriff der Geselligkeit noch sehr mangelhaft entwickelt; die Einsicht in die sociale Natur des Menschen in die solidarische Verbindlichkeit aller Menschen unter einander, ist noch in den ersten Stadien der religiösen Entwickelung begriffen, und die Würde des Menschen selbst noch nicht anerkannt. Wenn man das Benehmen des amerikanischen Volkes gegen Neger und Indianer betrachtet, dann kann man auch begreifen, wie der Amerikaner in jedem andern Menschen eher einen Gegenstand sieht, der ausgebeutet werden muß, wie einen Mitbürger mit gleichen Rechten und Pflichten. In Europa herrscht schon mehr Humanität, mehr praktischer Socialismus, als in Amerika, wo die Menschheit in Atome zu zerbröckeln droht, und deßhalb ist es Pflicht der europäischen Amerikaner, wenigstens diejenige Stufe der Geselligkeit und des gesellschaftlichen Zusammenwirkens beizubehalten, welche die europäische Civilisation trotz aller Hindernisse, die vom despotischen Staate dem Vereinsleben und der freien Entwickelung der Gesellschaft in den Weg gelegt sind, schon erreicht hat.

Wir sehen unter den Deutschen in Amerika schon viele Ansätze zum gesellschaftlichen Leben, eine Menge von Vereinigungen der verschiedensten Tendenzen, die freilich bisher mehr zur Zersplitterung, als zur Vereinigung des deutschen Lebens beigetragen haben. Eine vorsichtige, aber entschiedene und immer den wahren Zweck verfolgende Kritik dieser Vereine ist eine der Hauptaufgaben der deutsch-amerikanischen Presse. Freilich über die meisten Vereine ist wenig zu sagen. Zunächst müssen wir der Unzahl geheimer Logen, die unter den Deutschen wuchern, eine tadelnde Bemerkung widmen. Diese Logen sind der Zufluchtsort der gemeinsten Intriguen und niedrigsten Interessen; sie erfüllen alle anderen Zwecke, nur nicht die der Humanität und Geselligkeit; sie bannen das gesellige Bedürfniß, welches sich mehr oder weniger überall vorfindet, in einen kleinen Kreis voll-

engherziger philiströser Vorurtheile; und bilden statt eines Bindemittels Barrieren zwischen der Bevölkerung. Wir beziehen uns auf einen früheren Artikel der „Atlantis“ über die geheimen Gesellschaften, und wenden uns zu denjenigen Vereinen, die, öffentliche Zwecke verfolgend, und öffentlich auftretend, auch die öffentliche Kritik herausfordern. Gesangvereine, Theatervereine, Freimännervereine, politische Clubbs aller Parteien u. s. w. finden sich unter der deutschen Bevölkerung, selbst der kleineren Städte; die kultivirende Wirksamkeit dieser Vereine ist jedoch oft mehr, wie zweifelhaft, und im Allgemeinen kann man die Bemerkung machen, daß diese Vereine zum ordinärsten Geschmacke und zur gemeinsten Vergnügungssucht die Zuflucht nehmen, um nur ihr Publikum zu fesseln. Freilich, manche von diesen Vereinen, namentlich die musikalischen, sind wirklich die Träger einer edleren Geselligkeit, und bauen eine Brücke zwischen dem amerikanischen und deutschen Elemente; die großen Gesangfeste, die jährlich im Osten und Westen abgehalten werden, sind willkommene Gelegenheiten zu geselligen Zusammenkünften; die Pflege der Musik und der Geselligkeit wird durch diese Vereine gemeinsam gefördert. In einer „Musikzeitung“ [Philadelphia bei Rohr] haben diese Vereine auch einen literarischen Mittelpunkt gefunden.

Den Versuch, ein zusammenhängendes Netz von Vereinen über die ganze Union zu bilden, hat zuerst der Turnerbund gewagt. Politische und persönliche Differenzen haben aber auch die Organisation des Turnerbundes, welche im Anfang Gelingen und große sociale und politische Resultate versprach, zerstört, und es sind gegenwärtig drei Sektionen des Turnerbundes vorhanden, eine südliche, welche wohl in dem allgemeinen Misere des deutschen Lebens im Süden zu Grunde gehen wird, eine östliche, welche in der „Revue“ von Sigel ihr halboffizielles Organ hat, und der eigentliche Turnerbund von der Pittsburger Tagsatzung und mit der Cincinnati Turnzeitung als Organ. Wir werden sehen, ob es im nächsten Jahre möglich sein wird, die Spaltungen zwischen dem Osten und Westen durch ein Schiedsgericht oder ähnliche Mittel wieder beizulegen; wenn nicht, ist auch dieser Plan einer gemeinsamen Organisation des Turnerbundes als gescheitert zu betrachten.

Von mehreren Seiten wurde dazu aufgefordert, einen Bund republikanischer Vereine unter den Deutschen zu bilden, und der Boston Fremont-Clubb formulirte diesen Wunsch in einem bestimmten Aufrufe. An der Opposition der westlichen Clubbs und Zeitungen scheiterte dieser Plan zunächst, doch ist die Nothwendigkeit einer solchen Organisation so groß und in die Augen springend, daß man sehr bald wieder zu einer Wiederholung des schon mehrmals verunglückten Experimentes schreiten wird.

Einen interessanten Versuch, die Sphäre des geselligen Lebens auch auf wissenschaftliche Bestrebungen auszudehnen, haben die deutschen Bür-

ger von St. Louis gemacht, indem sie die Stiftung einer deutschen Akademie für Künste und Wissenschaften proponirten. Wenn auch der anfangs entworfene Plan dieses Unternehmens in der ersten constituirenden Sitzung den Kräften und Mitteln der deutschen Bevölkerung von St. Louis gemäß modifizirt, und namentlich die Gründung einer deutschen wissenschaftlichen Zeitung verschoben wurde, so ist doch das Wesentlichste des Planes festgehalten, und wir sehen hier einen neuen Ansatz zur Bildung und Veredelung des deutschen Elementes.

Es möchte vielleicht nicht unpassend sein, hier einen Vorschlag zu erwähnen, der längst gehegte Wünsche in Erfüllung bringen könnte. Man wird sich erinnern, daß der Turnerbund auf seiner vorletzten Tagsatzung in Buffalo beschloß, einen Cyklus von wissenschaftiichen Vorlesungen in allen größeren Städten der Union zu veranlassen, aber, so beifällig dieser Plan auch vom Publikum und der Presse aufgenommen wurde, — er scheiterte an der Gleichgültigkeit vieler Turnvereine und an den im Turnerbund ausgebrochenen Zwistigkeiten. Wie wäre es, wenn man diesen Plan verallgemeinerte, und alle Vereine aufforderte, sich an diesen Vorlesungen zu betheiligen, gleichviel ob sie republikanische Klubbs, Freimännervereine, Turnvereine, Gesangvereine u.s.w. sind. In dem einen Orte würde sich dieser, in dem anderen Orte jener Verein bereitwillig finden lassen, die nöthigen Arrangements zu treffen, und damit wäre wenigstens der Anfang zu einer allgemeinen Verständigung und Vereinigung des deutschen Elementes gegeben.

Wie und wann auch diese und andere Pläne sich realisiren mögen; das Bedürfniß zu solchen Vereinigungen ist vorhanden und wird wenigstens in den gebildeten Kreisen überall gefühlt. Soll das deutsche Element in Amerika, mit einer Bevölkerung von fünf Millionen Menschen, hier eine Zukunft haben, so müssen die auseinander fahrenden Bestrebungen auf ein gemeinsames Ziel gelenkt und die gleich gestimmten Kräfte mit einander verbunden werden. Wir glauben noch an diese Zukunft, wenn auch nicht in der übertriebenen Weise jener Europamüden, die Deutschland verloren geben und nur noch von Amerika Heil erwarten. Deutsche, welche Deutschland verloren geben, geben sich selbst verloren.

Man spricht so viel von deutscher Geselligkeit und schaut mitleidsvoll auf die armen Amerikaner herab, welche deutsche Gemüthlichkeit und Geselligkeit nicht kennen, aber was man hier in Amerika von deutscher Geselligkeit findet, das sind Bruchstücke, Zufälligkeiten, welche auf die Bedeutung einer Rarität Anspruch machen können. Es ist gar nicht so gefährlich mit dem Vorzuge der Deutschen vor den Amerikanern. Der eigentliche Grund, weshalb es mit der Geselligkeit und allen socialen Bestrebungen so mißlich steht, liegt wohl daran, daß das weibliche Element im Leben der Deutsch-Amerikaner nicht die Stellung einnimmt, wie wir in Deutschland gewohnt sind, und wie es zu einer edlen Geselligkeit nothwendig ist. Wäh-

rend die Amerikanerinnen sich überall im öffentlichen Leben zeigen, nicht nur bei Bällen und Theatern, sondern auch bei Volksversammlungen, wissenschaftlichen Vorlesungen u. s. w., kennen unsere deutschen Frauen im Allgemeinen, natürlich sehr ehrenwerthe Ausnahmen abgerechnet, keine höheren Genüsse der Geselligkeit, als etwa unsere deutschen Dorfkirchweihen oder die Bälle der Vorstädte bieten. Eines Einflusses auf die Geselligkeit können sich unsere deutschen Frauen nicht rühmen, wenigstens keines veredelnden Einflusses. Frauen, welche die Zierden der Gesellschaft sein könnten, ziehen sich, unbefriedigt von den ihnen dargebotenen geselligen Genüssen, in die Stille ihrer Häuslichkeit zurück; der jüngere Nachwuchs des weiblichen Geschlechtes ist amerikanisirt und für die deutsche Geselligkeit verloren: kurzum, wenn die deutschen Männer ihre Stellung in Amerika nicht richtig zu behaupten wissen, so ist dies noch viel mehr mit den deutschen Frauen der Fall, und dies erklärt uns, in Verbindung mit manchen andern Thatsachen, das Unbefriedigende des hiesigen geselligen Lebens.

Ueberhaupt gibt es in Amerika andere Dinge zu thun, als sich des Lebens und geselliger Genüsse zu erfreuen. Man lebt hier nicht für sich; das Leben hat hier keinen Selbstzweck; jeder einzelne Mensch und jedes einzelne Leben ist nur ein Mittel in den Händen allgemeiner Zwecke und der Zukunft. Die Mittel, zu leben, gelten in diesem Lande mehr, wie das Leben selbst, und, um diese Mittel herbeizuschaffen, wird das ganze Leben aufgewendet. Man hört oft die Behauptung, daß Amerika das Land der Zukunft sei; freilich, für die Gegenwart bietet Amerika wenig, und da gilt es, eine gewisse Art von Religion zu haben und an eine bessere Zukunft zu glauben.

In diesem weiten Lande voll ungemessenen Strebens und großer Entwürfe, dessen ganze Existenz fast nur ein Projekt zu sein scheint, kann man sich nun weidlich in Träumereien, Phantastereien und Profezeiungen ergehen, welche sogar nicht einmal in den amtlichen Präsidentenbotschaften fehlen. Wir wollen uns durch diese „wilde Jagd" der Gedanken nicht hinreißen lassen, sondern nur an das Nächste anknüpfen und das Nächste erstreben. Wir haben hier einige allgemeine Umrisse angegeben, in denen das deutsche Leben in Amerika sich entwickelt; es liegt in unserem Berufe, die allgemeine Scizze durch die besondere Behandlung einzelner Theile deutlicher und verständlicher zu machen. Wir haben noch oft Gelegenheit, auf einzelne dieser Abschnitte eines für uns Alle bedeutsamen Thema's zurück zu kommen, und beschränken uns heute auf die allgemeine Bemerkung, daß wenn wir Deutsche in Amerika auf unser Deutschthum stolz sind, und dasselbe in seiner Integrität erhalten wollen, daß wir dann hoch greifen müssen, mitten in die Ideen deutscher Literatur, Kunst und Wissenschaft hinein, denn dort allein finden wir den festen Boden, auf dem unser Deutschthum fußen kann.

Aus Joseph Fourier's Biographie in Francois Arago's gesammelten Werken.

Betheiligung Fourier's an der Revolution. — Seine Uebernahme eines Lehramtes an der Normalschule und der polytechnischen Schule. — Expedition nach Aegypten.

Eben verließen wir Fourier in Paris, wo er der Akademie der Wissenschaften die analytische Abhandlnng vorlegte, von der ich eine allgemeine Vorstellung zu geben versucht habe. Bei seiner Rückkehr nach Auxerre fand der junge Geometer die Stadt, die ganze Umgegend, und selbst die Schule, der er angehörte, mit den großen Fragen der Menschenwürde, der Philosophie und Politik lebhaft beschäftigt, welche damals von den Rednern der verschiedenen Seiten der Nationalversammlung debattirt wurden. Auch Fourier überließ sich dieser allgemeinen Bewegung der Geister. Mit Enthusiasmus erfaßte er die Prinzipien der Revolution und gesellte sich mit gluhendem Eifer zu allem Großen, Edlen, Gerechten, was der Aufschwung des Volkes mit sich fuhrte. Sein Patriotismus ließ ihn den schwierigsten Missionen sich unterziehen: und niemals, selbst mit Gefahr seines Lebens, hat er dabei zu einer Transaction mit den niedrigen, habsüchtigen, blutgierigen Leidenschaften sich herbeigelassen, die von allen Seiten auftauchten.

Als Mitglied des Volksvereins zu Auxerre übte Fourrier einen fast unwiderstehlichen Einfluß auf die Gemuther. Noch lebt in ganz Burgund die Erinnerung daran, wie eines Tages bei Gelegenheit der Aushebung von dreimalhunderttausend Mann, Fourier die Worte von Ehre, Vaterland, Ruhm so beredt erschallen ließ, daß durch die Menge der dadurch veranlaßten, freiwilligen Meldungen die Ausloosung überflüssig wurde. Beim Schalle der Stimme des Redners bildete sich das auf den Hauptort des Yonne- Departements fallende Contingent, trat aus freiem Antriebe auf dem Platze der Versammlung selbst zusammen, und setzte sich sofort nach der Grenze in Marsch. Unglucklicherweise waren diese öffentlichen Debatten, in denen sich damals so viele edle Lebenskräfte abnutzten, weit entfernt, stets eine wirkliche Wichtigkeit zu besitzen. Die lächerlichsten, ungereimtesten, komischesten Vorschläge wechselten dort unaufhörlich mit den Kundgebungen eines reinen, aufrichtigen, aufgeklärten Patriotismus. Der Volksverein von Auxerre wurde, wenn nöthig, mehr als einen Beleg für diese betrübenden Gegensätze liefern. So könnte ich anführen, daß an demselben Orte, wo Fourier die ehrenvollen Gefuhle zu erwecken verstand, von denen ich mit Freuden erzählt habe, er ein anderes Mal einen gewissen Redner zu bekämpfen hatte, der vielleicht in ganz guter Absicht, aber sicherlich als schlechter Astronom, das Verlangen stellte, um, wie er sagte, der Willkür der städtischen Obrigkeiten einen Damm entgegenzusetzen, daß die

Bezeichnungen des nördlichen, östlichen, südlichen, westlichen Stadtviertels den verschiedenen Theilen der Stadt Auxerre durch das Loos zugetheilt werden sollten.

Die Literatur, die schönen Künste, die ganzen Wissenschaften schienen einen Augenblick den segensreichen Einfluß der französischen Revolution mitempfinden zu sollen. Man denke zum Beispiel daran, in welch großartiger Weise die Reform der Maße und Gewichte unternommen wurde, was für hervorragende Astronomen und Physiker diese ausgedehnte Arbeit in allen ihren Theilen leiteten! Aber ach, schaudervolle innere Zerwürfnisse verdüsterten bald dieses herrliche Schauspiel. Inmitten der erbitterten Parteikämpfe konnten die Wissenschaften nicht gedeihen. Sie hätten erröthen müssen, den Blutmenschen Etwas zu verdanken, deren blinden Leidenschaften ein Saron, ein Bailly, ein Lavoisier, zum Opfer fielen.

Wenige Monate nach dem neunten Thermidor wollte der Convent das Land auf die Bahnen der Ordnung, der Civilisation und des inneren Fortschrittes zurückführen, und beschäftigte sich mit der Organisation des öffentlichen Unterrichts. Aber wo sollte er Professoren hernehmen? Die Laien unter denen, die bisher die Lehrämter bekleidet hatten, kämpften als Offiziere in der Artillerie, im Geniekorps oder im Generalstab an den Grenzen gegen die Feinde Frankreichs. Zum Glücke erschien in jener Epoche des geistigen Aufschwungs nichts unmöglich. Da die Professoren fehlten, ward dekretirt, daß sie ohne Verzug geschaffen werden sollten; so entstand die Normalschule. Fünfzehnhundert Bürger jeden Alters, durch den Hauptort der Bezirke designirt, fanden sich alsbald zusammen, nicht sowohl um die verschiedenen Zweige des menschlichen Wissens in allen ihren Einzelheiten zu studiren, als vielmehr um unter den größten Lehrmeistern in der Kunst zu lehren, sich unterrichten zu lassen.

Fourier gehörte zu diesen fünfzehnhundert Schülern. Man wird erstaunt sein, und ich räume ein nicht ohne Grund, wenn man erfährt, daß er zu Saint-Florentin gewählt wurde, und daß die Stadt Auxerre für die Ehre, durch den berühmtesten ihrer Söhne in Paris repräsentirt zu werden, unempfänglich schien. Aber die Erklärung für diese Gleichgültigkeit zu finden wird nicht schwer sein, und damit zugleich das mühsam aufgeführte Gebäude von Verleumdungen, denen sie zur Grundlage gedient hat, für immer in das Nichts zurückfallen. Man darf sich nur erinnern, daß nach dem 9ten Thermidor die Hauptstadt, und vor Allem die Departements, einer blinden und ordnungslosen Reaction anheimgefallen waren, wie ja die politischen Reactionen stets zu sein pflegen; daß das Verbrechen (und durch den bloßen Wechsel seines Banners war seine Häßlichkeit nicht verringert worden) an der Stelle der Gerechtigkeit waltete, und daß treffliche Bürger, reine, gemäßigte, gewissenhafte Patrioten jeden Tag durch bezahlte

Mörderbanden gehetzt wurde, von denen die Bevölkerung in Entsetzen verstummte. Das waren gerade die furchtbaren Einflüsse, die auf einen Augenblick Fourier der Stimmen seiner Mitbürger beraubten und gar zu einem Genossen Robespierre's stempelten: mit welchem Rechte, wird man ermessen, wenn ich anführe, daß Saint-Just, auf seine milde und überzeugende Beredsamkeit anspielend, ihn einen „Patrioten in Musik" nannte; daß die Decemvirn ihn zu wiederholten Malen einkerkern ließen, daß gerade als der Terrorismus seinen Höhepunkt erreicht hatte, er vor dem Revolutionstribunal der Mutter des Marschalls Davoust, die sich eines zu jener Zeit unverzeihlichen Verbrechens schuldig gemacht und Geldsummen an Emigrirte gesandt hatte, die Unterstützung seines unvergleichlichen Talentes nicht versagte; wenn ich weiter erzähle, daß er die unvergleichliche Kühnheit besaß, zu Tonnere einen Agenten des Wohlfahrtsausschusses, dessen Geheimniß er entdeckt hatte, in ein Zimmer des Gasthauses einzuschließen, um Zeit zu gewinnen, einen achtbaren Bürger, der verhaftet werden sollte, vorher zu benachrichtigen, daß er endlich mit dem blutdürstigen Commissär, vor dem das ganze Departement zitterte, in ein förmliches Handgemenge gerieth, ihn für wahnsinnig erklärte und dadurch seine Abberufung durchsetzte! Das sind einige Beispiele von den patriotischen, aufopfernden, menschenfreundlichen Handlungen, welche die erste Jugend Fourier's auszeichneten. Sie wurden, wie wir gesehen haben, mit Undank belohnt: aber darf man sich wirklich darüber verwundern? Dankbarkeit von demjenigen erwarten, der sie nicht ohne Gefahr kundgeben könnte, das hieße die menschliche Schwäche verkennen, und sich allzuhäufigen Täuschungen aussetzen.

In der von dem Convent gestifteten Normalschule folgten von Zeit zu Zeit Discussionen auf die ordentlichen Lehrstunden. An solchen Tagen waren die Rollen vertauscht: die Zöglinge richteten ihrerseits Fragen an die Professoren. Einige Worte, die Fourier in einer dieser denkwürdigen und nutzreichen Sitzungen sprach, genügten, um die Aufmerksamkeit auf ihn zu lenken. Sobald man also die Nothwendigkeit empfand, Unterlehrer zu ernennen, richteten sich Aller Blicke auf den von Saint-Florentin gesendeten Zögling. Die Schärfe, die Klarheit und die Eleganz seiner Vorträge erwarben ihm bald einmüthigen Beifall von Seiten der zahlreichen und nicht leicht zu befriedigenden Zuhörerschaft, deren Leitung ihm anvertraut war.

Als Fourier auf dem Gipfel seiner wissenschaftlichen und literarischen Berühmtheit stand, pflegte er sich noch mit Vorliebe an das Jahr 1794 und die großartigen Anstrengungen zu erinnern, welche die französische Nation damals machte, um ausreichende Lehrkräfte zu gewinnen. Jene Anstalt, meine Herren, ist vor Kälte, vor Elend und Dürftigkeit untergegangen, und nicht, was auch darüber gesagt werden mag, in Folge einiger Mängel

in ihrer Einrichtung, für welche Zeit und Ueberlegung leicht hätten Abhilfe finden lassen, Trotz der so kurzen Dauer ihrer Existenz hat sie den wissenschaftlichen Studien eine ganz neue Richtung gegeben, die von den weitreichendsten Folgen gewesen ist. Wenn ich zur Unterstützung dieser Behauptung einige Betrachtungen anschließe, so hoffe ich damit eine Aufgabe zu erfullen, die Fourier mir sicherlich würde auferlegt haben, wenn er hätte ahnen können, daß neben den gerechten und beredten Lobeserhebungen seines Charakters und seiner Leistungen, in diesem Saale selber und aus dem Munde eines seiner Nachfolger, sich Aeußernngen eines lebhaften Tadels über seine geliebte Normalschule würden vernehmen lassen.

Auf die vom Convente begründete Normalschule muß man unvermeidlicher Weise zurückgehen, wenn man wissen will, zu welcher Zeit die descriptive Geometrie, diese schöne Schöpfung von Monge, zuerst öffentlich gelehrt worden ist. Von hier ist ihr Unterricht fast unverändert zur polytechnischen Schule, sowie in allen Arten von Fabriken und Gewerbsanstalten, bis herab zu den kleinsten Werkstätten, übergegangen.

Von der Normalschule datirt auch eine wahrhafte Umwälzung im Studium der reinen Mathematik. Damals traten Beweise, Methoden, wichtige Theorieen, die in den akademischen Versammlungen vergraben waren, zum ersten Male in Gegenwart der Schüler auf, und regten sie an, die für den Unterricht bestimmten Werke auf neuen Grundlagen auszuarbeiten.

Mit Ausnahme einiger seltenen Fälle bildeten früher die Gelehrten, welche im Stande waren, die Wissenschaften weiter zu fördern, in Frankreich eine gänzlich verschiedene Klasse von den Professoren. Dadurch, daß der Convent die ersten Mathematiker, die ersten Physiker, die ersten Naturforscher der Welt zu Lehrerstellen berief, verlieh er den Functionen eines Lehrers einen ungewohnten Glanz, dessen glückliche Wirkungen wir heute noch empfinden. In den Augen des Publikums ward ein Titel, wie ihn ein Lagrange, ein Laplace, ein Monge, ein Berthollet getragen, mit Recht den schönsten und geachtetsten Titeln gleichstellt. Wenn unter dem Kaiserreich die polytechnische Schule unter ihren vortragenden Professoren Staatsräthe, Minister und den Präsidenten des Senats zählte, darf man die Erklärung dazu in nichts Anderem, als in dem durch die Normalschule ertheilten Impuls suchen.

Man denke daran, wie in den alten großen Unterrichtsanstalten die Professoren, gewissermaßen hinter ihren Heften verborgen, vom Katheder herab mitten unter gleichgültigen und nnaufmerksamen Schülern, mühsam ausgearbeitete Vorträge ablasen, die noch dazu iedes Jahr von Neuem wiederkehrten. An der Normalschule gab es nichts dem Aehnliches: hier waren freie Vorträge allein gestattet. Die Vorsicht ging selbst so weit, daß die Behörde von den berühmten Gelehrten, die den Unterricht übernahmen,

ein förmliches Versprechen forderte, daß sie niemals etwa auswendig gelernte Vorträge halten wollten. Von dieser Zeit an ist der Lehrstuhl zu einer Rednerbühne geworden, von der aus der Professor, so zu sagen identificirt mit seinen Zuhörern, in ihren Blicken, ihren Mienen, ihrer Haltung bald das Bedürfniß rascher vorwärts zu gehen erblickt, bald im Gegentheil die Nothwendigkeit erkennt, das Vorhergegangene zu wiederholen, durch eine passende Bemerkung die Aufmerksamkeit zu wecken, und den Gedanken, der in der ersten Mittheilung das Verständniß zweifelhaft gelassen, durch eine neue Darstellung zu erläutern. Und Niemand glaube, daß die trefflichen improvisirten Verträge, die im Hörsaale der Normalschule erschallten, dem Publikum unbekannt blieben. Für ihre Niederschrift waren auf Staatskosten Stenographen angestellt. Nach einer Revision Seitens der Professoren wurden die so entstandenen Hefte den fünfzehnhundert Schülern, den Conventionsgliedern, den Consuln und Agenten der Republik im Auslande, so wie den Oberbeamten in den einzelnen Distrikten zugesandt. Im Vergleich zu der sparsamen und kleinlichen Verfahrungsweise unserer Zeit war dies sicherlich Verschwendung zu nennen. Wie leicht dieser Vorwurf auch erscheinen mag, so würde sich doch gewiß Niemand zu seinem Vertreter machen wollen, wenn es mir gestattet wäre, in diesem Saale selbst den Namen eines berühmten Akademikers zu nennen, der in einem unbedeutenden Districtshauptorte, in Folge der Vorträge an der Normalschule, zuerst zum Bewußtsein seines mathematischen Genie's gebracht wurde!

Durch den Drang, welchen ich fühle, die wichtigen, heutzutage verkannten Dienste klar vor Augen zu stellen, welche der wissenschaftliche Unterricht der ersten Normalschule verdankt, bin ich weiter geführt worden, als meine Absicht war. Ich hoffe, daß man mir verzeihen wird. Jedenfalls wird das Beispiel nicht ansteckend sein: denn es ist genugsam bekannt, daß Lobreden auf die vergangene Zeit aus der Mode gekommen sind. Alles, was gesprochen, Alles, was gedruckt wird, scheint vielmehr auf den Glauben berechnet, daß die Welt erst von gestern stammt. Diese Meinung, die Jedem gestattet, sich eine mehr oder weniger glänzende Rolle in dem großen weltgeschichtlichen Drama zuzuschreiben, steht zu sehr unter dem Schutze der Selbstgefälligkeit, als daß sie von den Bemühungen der Logik etwas zu fürchten haben sollte.

Es ist schon gesagt worden, daß die glänzenden Erfolge Fourier's an der Normalschule ihm einen hervorstechenden Rang unter denjenigen anwiesen, welche die Natur im höchste Grade mit Lehrtalent ausgerüstet hat. Auch ward er von den Gründern der polytechnischen Schule nicht vergessen. Man zog ihn zu diesem berühmten Institute, und stellte ihn zuerst mit dem Titel eines Aufsehers über den Unterricht in der Fortification an; später erhielt er die Lehrstunden in der mathematischen Analysis. Das

Andenken an Fourier's Wirksamkeit daselbst steht hoch in Ehren; er hat den Ruf eines durch seine Klarheit, seine Methode und seine Gelehrsamkeit ausgezeichneten Professors hinterlassen; ich darf selbst hinzufügen eines Lehrers voll Anmuth und Eleganz, denn unser verstorbener College hat bewiesen, daß auch dieser Vorzug mit dem Unterrichte in der Mathematik sehr wohl vereinbar ist.

Die Vorträge Fourier's sind nicht aufgezeichnet worden. Das Journal der polytechnischen Schule enthält blos eine einzige Abhandlung von ihm, über das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten. Dieser Aufsatz, der wahrscheinlicher Weise die Unterlage einer Vorlesung gebildet hatte, zeigt, daß das Geheimniß des gefeierten Professors in der künstlich geknüpften Verbindung von abstracten Wahrheiten mit interessanten Anwendungen und wenig bekannten historischen Anführungen bestand, welch' letztere, was in unseren Tagen so selten vorkommt, aus den Originalquellen geschöpft waren.

Wir gelangen jetzt zu der Zeit, wo der Friede von Leoben die größten Berühmtheiten unserer Armeen nach der Hauptstadt zurückführte. Damals genossen die Professoren und Schüler der polytechnischen Schule mitunter die ausgezeichnete Ehre, in ihren Hörsälen die Generale Desaix und Bonaparte neben sich sitzen zu sehen. Alles verkündete ihnen also eine thätige Theilnahme an den Ereignissen, deren Kommen Jedermann voraussah, und die in der That nicht lange auf sich warten ließen.

Trotz der unsicheren Lage Europa's entschloß sich das Directorium, das Land von seinen besten Truppen zu entblößen, und dieselben zu einer abenteuerlichen Expedition zu verwenden. Freilich ging die Absicht der fünf Leiter der Republik nur dahin, den Besieger Italien's aus Paris zu entfernen, um so den auffallenden Volksdemonstrationen ein Ende zu machen, zu denen seine Gegenwart überall Anlaß gab, und welche früher oder später zu einer wirklichen Gefahr zu erwachsen drohten.

Auf der andern Seite beschränkten sich die Pläne des berühmten Feldherrn nicht allein auf die augenblickliche Eroberung Aegyptens: er wünschte dieses Land wieder zu seinem alten Glanze zu erheben, er wollte seinen Anbau ausdehnen, seine Bewässerung vervollkommnen, neue Industriezweige schaffen, dem Handel zahlreiche Absatzquellen eröffnen, der unglücklichen Bevölkerung eine helfende Hand reichen, sie aus der verdummenden Knechtschaft erlösen, in welcher sie seit Jahrhunderten schmachtete, kurz sie unverzüglich mit allen Wohlthaten der europäischen Civilisation beschenken. So große Zwecke konnten mit Hülfe einer Armee von gewöhnlicher Zusammensetzung allein nicht erreicht werden. Es bedurfte dazu einer Berufung an die Wissenschaften, an die Gelehrten wie die Künstler, es war erforderlich, sich der Mitwirkung einiger Männer von Geist und Erfahrung zu versichern. Monge und Berthollet, der Eine wie der Andere Mitglieder

des Instituts und Professoren an der polytechnischen Schule, warben zu diesem Zwecke für den Chef des Unternehmens. Ob unsere vormalige Collegen in der That von den wahren Zwecken dieser Expedition unterrichtet waren? dies möchte ich nicht bestimmt behaupten: aber das weiß ich, jedenfalls, daß sie ihn nicht enthüllen durften. Wir gehen in ein fernes Land, — wir schiffen uns in Toulon ein, — wir werden beständig mit Euch sein, der General Bonaparte commandirt die Armee: das war nach Form und Inhalt, der enge Kreis von Mittheilungen, auf welche sie sich vorgeschriebener und unerläßlicher Weise zu beschränken hatten. Auf so vage Angaben hin, mit der Wahrscheinlichkeit eines Seegefechtes, mit der Aussicht auf die Gefangenschaft auf englischen Pontons — mag heute Jemand den Versuch machen, einen Familienvater anzuwerben, einen Gelehrten, der sich durch nützliche Arbeiten bereits bekannt gemacht und einen ehrenvollen Posten erworben hat, oder einen Künstler, der die Achtung und das Vertrauen des Publikums genießt: und ich müßte mich sehr täuschen, wenn er etwas Anderes als Zurückweisungen davonträgt. Aber damals, im Jahre 1698, stand Frankreich kaum am Ende einer schrecklichen Krisis, in deren Verlaufe seine Existenz selbst häufig in Frage gestellt war. Wer hatte dabei sich nicht selber durch persönliche Gefahren bedroht gefunden? wer nicht mit eigenen Augen gesehen, wie wahrhaft verzweifelte Unternehmungen zu einem glücklichen Ausgange geführt wurden? Bedarf es wohl einer weiteren Erklärung des abenteuerlichen Charakters, der gänzlichen Unbesorgtheit für den kommenden Tag, welche einer der am meisten hervortretenden Züge in der Zeit des Directoriums gewesen zu sein scheint. Fourier nahm also, ohne Zaudern, die Vorschläge an, welche ihm seine Collegen im Namen des Obergenerals machten: er gab die so eifrig gesuchten Functionen eines Professors an der polytechnischen Schule auf, um zu gehen, — er wußte nicht wohin; um zu unternehmen, — er wußte nicht was!

[Fortsetzung folgt.]

Das Ich und der Egoismus.

(Von Far West.)

Das Ich und die Einheit des individuellen Seins, es kommt zum Bewußtsein, wie es scheint, dadurch, daß es mit dem Nicht-Ich, den Aeußerungen von Kräften außerhalb ihm selbst, in Berührung gebracht wird,

also durch den Gegensatz; das Unbewußte kann das Bewußtsein nicht schaffen, aber dieses erwacht an jenem. Wir sprechen schlechthin von Bewußtsein, dasselbe ist aber einer unendlichen Steigerung fähig, beginnend mit den leisesten Tagen — gleichzeitig mit der beginnenden Empfindung der Außenwelt — und lichter und lichter werdend, so lange die innere Fortbildung dauert: die Stufe des Selbstbewußtseins im Individuum ist die Stufe seiner Bildung, die Reihe der Stufen ist endlos.

Die erreichte höchste Stufe des Selbstbewußtseins ist des Menschen höchster Werth und Vorzug, höchste Zierde, höchstes Gut; das Leben des Rohen und Ungbildeten ist ein Tasten, eine trübe und dumpfe Art von Existenz, welche, wie Traum zum Wachen, sich zum klaren Bewußtsein und Denken verhält.

Der gebildete Mensch kennt sich selbst ganz und gar, sein Temperament, das Mas und die Art seiner Anlagen und Kräfte, seine hervorstechenden Neigungen u. s. w.; er ubersieht in einem Blick den Vorrath der gemachten Lebenserfahrungen und der erworbenen Einsicht, den Grad seiner sittlichen Ausbildung, seine Gesinnung, sein Gemuthsleben, sein Verhältniß zur Menschheit, zum All. Und diesen einen Blick, welchen der Mensch in sein eigenes Ich thut, — was könnte an Weite und Tiefe sich ihm vergleichen? Oder welche Lust der Zerstreuung, durch welche der Mensch gleichsam sich selbst zu entfliehen strebt (weil es unnatürlich wäre, sich immer nur mit sich selbst zu beschäftigen) könnte dem Genusse eines solchen Umganges mit sich selbst gleich kommen? — Wie zähe ist das Hängen des Ichs an sich selbst! Weder loben wir Alles, was wir an und in uns finden, noch sind alle gemachten Erfahrungen und aufbewahrten Erinnerungen erfreulich, noch behagt uns in jedem Betrachte das äußere Verhaltniß, darin wir leben; und dennoch findet sich nicht leicht ein Mensch, der im Wesentlichen ein anderer zu sein verlangte. Der Mann mag nicht Weib sein und das Weib nicht Mann; der Jüngling nicht Greis und der Alte nicht wieder Jüngling; es gibt keinen Menschen, mit welchem wir die ganze Rolle unseres Lebens und Daseins umzutauschen wünschten; ja selbst unserer bittersten Erfahrungen gibt es wenige, die wir ganz und gar aus unserer Erinnerung auszutilgen verlangten. Dies ist der naturgemäße Egoismus, welchen Niemand entbehren kann, der unser eigenes Lebenselement ausmacht. Je schärfer das bewußte Ich von Allem sich scheidet, was beständig sich gegen dasselbe andrängt, auch von allen andern und allen möglichen Individualitäten, desto weiter ist es in seiner Entwickelung vorgeschritten. Diese schließt indessen das Bedürfniß des Anschlusses an andere Menschen keineswegs aus; dem Gefühle, daß der einzelne Mensch nicht sich selbst genügen kann, daß sein Wesen einer Erfüllung und Vervollständigung bedarf, welche nur möglich ist durch Befriedigung der Geschlechtszuneigung, durch den Besitz von Kin-

dern, durch ein Familienleben, durch Freundesumgang, durch Theilnahme am öffentlichen Leben, durch ein lebendiges Interesse an allem Menschlichen ꝛc., diesem Gefühle entgeht der Gebildete so wenig, wie der Ungebildete, so daß hier ein Bedürfniß sich zeigt, welches mit dem menschlichen Wesen eins ist. Doch wenn der Rohe in unbewußter Art an Andere sich hindrängt, gleichsam um seiner selbst los zu werden, so wählt der gebildete Mensch mit höchster Sorgfalt seinen näheren Umgang, und schätzt Diejenigen, welchen er sich anschließt, um ihrer ebenfalls klar durchschauten Eigenthümlichkeit willen. — In demselben Grade, wie uns die eine menschliche Eigenthümlichkeit anzieht, stößt uns die andere ab; wir schonen und dulden auch die uns widerliche, ohne aber jemals uns damit zu versöhnen. Auch dieses ist naturgemäßer Egoismus.

Fragen wir nun nach den Triebfedern alles menschlichen Handelns, weil jedes Bewußte auf eine solche zurückzuführen ist, so finden wir abermals bei genauer Zergliederung, daß der Vorwurf, die Menschen hätten jemals aus andern Gründen gehandelt, oder der Glaube des Einzelnen, er handle aus andern Gründen, als die allein in dem Handelnden selbst liegen, beide gleich eitel sind. In allem Handeln sucht der Mensch zunächst und zumeist Selbstbefriedigung, d. h. entweder die Erhaltung eines angenehmen, oder die Entfernung eines unangenehmen inneren Zustandes, wobei immer nur zwischen der höheren und der niederen Art eine Auswahl getroffen wird. Und bei diesem absolut vorwaltenden Egoismus gibt es kein anderes Kriterium, um über den Werth der Handlung und des Handelnden zu entscheiden, als daß wir, nachdem eine Abstufung der Befriedigungsarten uns zum Bewußtsein gekommen ist, die That entweder der erstrebten edleren, oder der gemeineren Befriedigung zuschreiben. Als die beiden Aeußersten haben wir hier nur den für sinnliches Wohlbehagen berechneten physischen Genuß dem geistig erhebenden Gefühle der inneren Selbstachtung gegenüber zu stellen; alle möglichen Motive des Handelns neigen dem einen oder andern mehr sich zu. Als Judas seinen Meister verrieth, handelte er aus selbstsüchtigem Antriebe: die Silberlinge lockten ihn stärker, als das Gebot der Ehre und Treue. Aber auch Ehre und Treue sind egoistische Motive: wer ihren Geboten folgt, zeigt eben, daß er ihrer für sein geistiges Bestehen so wenig entbehren kann, als für den Leib der Nahrung. Winkelried begrub die feindlichen Speere in seiner Brust, weil er das Verbluten des eignen Lebens leichter, als das des Vaterlandes ertragen konnte. Und welcher bessere Mensch trüge nicht Ideen in sich, welchen er das Leben zu opfern bereit wäre, d. h. deren nöthigende Macht die natürliche Liebe zum Leben noch überbietet?

In dieser unwiderstehlichen Macht der Idee, welche uns sogar die Idee des zeitlichen Daseins zu überspringen gebietet, liegt ein tiefes Geheimniß, das als unmöglich aufzuklären wäre, wenn alles innere Leben des

...res ist, als ein Spiel des bewegten organisirten Stoffes. Kann der Stoff ein bewußtes Motiv zur gewaltsamen Zertrümmerung seiner eigenen Organisation hervorbringen? Muß nicht, wenn wir nichts Anderes als stofflich organisirte und mit Empfindung begabte Wesen sind, die Liebe zum physischen Leben die stärkste aller denkbaren und möglichen Triebfedern sein? Deutet aber nicht vielmehr gerade jene Macht der Idee darauf hin, daß für uns das zeitliche „Leben der Güter höchstens nicht ist"? Deutet sie nicht auf einen Zusammenhang dieses Lebens mit einem künftigen Sein, welchem das der Idee gebrachte Opfer entsprechend ist? Um diesen Gedanken scheint sich das sog. moralische Argument Kant's zu drehen.

So ist denn die Liebe die sich hingebende und aufopfernde, obwohl die schönste aller Triebfedern, doch die zugleich am Meisten selbstische; Hingebung und Aufopferung sind eben zum eignen Lebenselemente geworden, so mit dem geistigen Sein verschmolzen, daß die Wonne der Selbstverleugnung, der Selbstqual, ja der Selbstzerstörung den damit verbundenen Schmerz aufwiegt: um sich selbst zu genügen, bleibt dem sich Aufopfernden keine andere Wahl, und dieses Sichselbgenügenwollen ist es, was der edle Mensch sucht, freilich in einer Art, welche der gemeine Sinn nicht zu fassen vermag.

Aber der Fromme, indem er dem Willen Gottes den eigenen unterwirft, handelt er nicht aus einem Beweggrund, welcher außer und über ihm ist? Die Ausnahme von unserer Regel ist nur scheinbar, und Diejenigen, welche solchen Gehorsam gegen das göttliche Gebot entweder als höchste Vortrefflichkeit preisen, weil der Mensch ganz damit sich selbst aufgebe, oder welche ihn als verderblichen Wahn anklagen, weil der Mensch sich nicht selbst aufgeben dürfe, irren in gleicher Weise. Was Jemand als göttliches Gebot anerkennt, ist doch in Wahrheit nur sein eigenes. Zunächst fragt es sich: wie kommt diese Anerkennung zu Stande? Niemand würde doch Alles unter allen Umständen als Gottes Gesetz hinnehmen wollen, was irgend Jemand dafür ausgeben mögte. Mag ein Mensch also direkt, (wie Moses durch den brennenden Busch) oder noch so indirekt, (wie die an Bibelautorität, Tradition &c. Haftenden) zum Glauben an göttliche Befehle bewogen werden, so liegt doch der tiefere Grund der so gewonnenen Ueberzeugung in ihm selbst, weil der äußere Eindruck allein nie überzeugt, ohne daß ein inneres Vertrauen ihm entgegen kommt. Sodann: wie kommt Jemand zur Anerkennung der verbindlichen Kraft göttlicher Gesetzgebung? Der Grund dazu kann nirgends anders, als in dem Menschen selbst gesucht werden, und es ist nur eine Begriffsverwechslung, wenn er die innere Nöthigung als Gehorsam gegen ein äußeres Gesetz ansieht. Die sog. göttlichen Gebote haben ja nicht in der Art eine zwingende Kraft, wie die bürgerlichen Gesetze; man unterwirft sich ihnen freiwillig, weil

man es geistig nicht ertragen könnte, mit dem vermeintlichen göttlichen Willen, oder eigentlich mit sich selbst, in Widerspruch zu gerathen, weil mit solchem offenen Widerspruche die ganze innere Genüge eingebüßt würde, kurz, weil das eigene Selbst und die Rucksicht darauf diese oder jene Art von Handeln gebieten. Dieser Egoismus ist also von dem zuvor behandelten in nichts verschieden. Der Fromme erkennt und fühlt sich selbst in einem gewissen Verhältniß zur Gottheit, worin er seine höchste und geistige Wonne findet. Die Sorge, daß dieses Wonnegefühl nicht zerstört, vielmehr immer neu und frisch erhalten und erhöht werde, ist der letzte und tiefste Beweggrund seines Handelns.

Jedes also auch in diesem Sinne der Pflicht gebrachte Opfer, z. B. Abrahams Opferung, ist doch nur der eignen Genüge geweiht, indem nur irrig die Phantasie Das nach Außen verlegt, was innen sich findet.

Reden wir von Egoismus im Sinne des Vorwurfs, so meinen wir jene gemeine Gesinnung, welche auf gemeinen thierischen Genuß den höchsten Werth legt und so des höheren Antriebes unfähig ist, oder welche das eigene Behagen dem Wohlsein irgend eines menschlichen Wesens oder den Interessen der Menschheit so unmenschlich kalt, gefühl- und rücksichtslos entgegensetzt, daß sie dadurch den Beweis liefert, für ihre Unbefähigung, durch die Erfüllung der Forderungen der Liebe und der Gerechtigtigkeit in höherem Grade als durch die niedrige Lust befriedigt zu werden. Dies ist's was man gemeinhin Egoismus nennt.

Wenn aber auch das Gemeine genügen kann, wie ist es möglich, daß der Mensch, in seiner Bildung fortschreitend, allmählig vor der niederen Befriedigung zum Verlangen nach der höheren aufsteigt? Dies ist eben das Geheimniß des erwachenden geistigen Lebens. Es gibt keinen Menschen, in welchem dieses Erwachen nicht einen Anfang nähme, keinen mit Vernunft begabten Menschen, der niemals andere, als blos thierische Genüsse kennen gelernt und gesucht hätte. Hat aber der Mensch auch nur die erste geistige Befriedigung geschmeckt, so findet er, daß sie nicht, wie die niedern, eine Leere in ihm selbst zurückläßt, sondern eine viel höhere und dauernde Genüge gewährt; er fuhlt sich darum getrieben, den edleren geistigen Genuß beständig noch zu steigern; er wird gewahr, daß in dem Handel des Lebens, indem er die niedere Befriedigung der höheren opfert, wo beide nicht zugleich sein können, der Gewinn die Einbuße übersteigt; er findet in der Resignation das höchste und vollste Gefuhl seines selbstständigen und herrschenden Ichs, wie es kein Genuß der Erde geben könnte. Ja höher und höher aufstrebend findet der Mensch endlich in der harmonischen Ausbildung aller seiner Geisteskräfte, in der durch die That an's Licht gestellten vollen inneren Seelenschönheit, in dem damit nothwendig verknüpften Gefühle seines eigenen inneren Werthes – das Höchste, was irdisch erst rebbar und erreichbar ist; er ist auf der Höhe angelangt, wo Be-

gierde, Wahn, Furcht, Schmerz den Blick des Geistes nimmer trüben. Doch dieß ist ein Ideal, welches uns vorschwebt; wer kann sich rühmen, daß er es erreicht habe?

So ist also des Geistes wahrstes und innerstes Wesen der Egoismus. „Ich bin so einzig, wie die größte Erscheinung dieser Erde." „Jeder ist für sich selbst ein Centrum des Universums, in dessen Herzen alle Strahlen zusammenfließen, der Alles auf sich bezieht, und nach dem Maße würdigt, wie es ihn anspricht, hemmt oder fördert; seine eigenthümliche Rolle im Weltdrama selbstständig zu produziren, mit dem innigsten Wollen Er selbst zu sein, ist die Aufgabe des Menschen."

Die niedrigeren Geschöpfe haben nur Gattungs-Eigenthümlichkeit, keine individuelle; bei einigen, den Bienen und Ameisen, geht das individuelle Leben ganz im socialen auf, bei andern ist es sogar mechanisch theilbar [bei den Thieren, welche sich wie Pflanzen durch Zerlegung ihrer selbst vermehren]; bei wilden Nationen oder bei rohen Klassen der Menschen treten individuelle Unterschiede nur sehr schwach hervor, eben so im Kindesalter. Mit der Bildung wächst die Eigenthümlichkeit und Originalität des menschlichen Wesens, und obwohl es für alle nur ein höchstes Ideal des Wahren, Guten und Schönen gibt, und alle wahre Bildung in der Annäherung an dieses Ideal besteht, ist doch das menschliche Wesen einer so großen, mit der Bildung gleichzeitig sich entfaltenden Vielseitigkeit fähig, daß das gebildetere Ich einen unendlich mannigfaltigeren und eigenthümlicheren Inhalt hat, als das weniger gebildete. Die Originalität oder Ichheit (der Egoismus) des Menschen wächst noch lange über die Altersperiode hinaus, da bereits die physisch-organische Entwicklung hervorzutreten beginnt. Der Mensch wird ja angeregt, muß Erfahrungen machen und denken und wollen, so lange er da ist, wodurch der innere Kern seines Wesens (seines Ichs) noch immer fester gleichsam krystallisirt. Tritt die so erhöhte Subjectivität bei den Altersschwachen endlich weniger ans Licht, so erklärt sich dies, nicht etwa aus innerem Absterben derselben, sondern aus ihrem freiwilligen Sichzurückziehen in sich selbst, weil mit dem geschwächten Organe, namentlich mit der größten Empfindungs- und Bewegungsfähigkeit, die Außenwelt an Reiz und Bedeutung verliert; die so conzentrirte Subiecktivität kann man aber nicht eine geschwächte oder hinsterbende nennen.

Läuft also bei uns der ganze innere Lebensprozeß darauf hinaus, das Ich zum Bewußtsein zu bringen, sein Wesen zu entwickeln, zu stärken, immer mehr zu individualisiren und zu zentralisiren und es zum vollsten Gegensatz von allem Nicht Ich zu erheben und heranzubilden: soll man denn es für wahrscheinlich halten, daß dieses bewußte Ich, weil es nicht, wie der Leib allmählig abstirbt, so wieder allmählig zum Unbewußtsein zurück-

gebracht werden kann, daß es auf der von ihm erreichten höchsten Stufe der Ausbildung, im Augenblicke der höchsten Intensität seines Selbstgefühles — in's Nichts zurückgeschleudert werden möchte? Denn von einem vernichteten Bewußtsein oder Ich bleibt absolut nichts übrig, weder Rauch noch Asche. Es scheint aber vielmehr die Natur, soweit wir sie kennen, die irdische nämlich, gerade zu dem Zwecke die größten Anstrengungen zu machen, und Alles, was sie außer dem Menschen erzeugt, scheint dafür nur Vorübung zu sein, daß bewußte und der unendlichen Steigerung des Bewußtseins fähige Individuen hervorgebracht werden. Warum nun beständig aus dem Unbewußten neue bewußte Individualitäten hervorgehen und auftauchen, das begreifen wir wohl, es sagt dem uns angebornen, uns beherrschenden Egoismus zu, wir freuen uns des eignen bewußten Daseins; aber daß sie da gewesen seien, um dann wieder der Vernichtung Beute zu werden, dagegen sträubt sich eben dieser Egoismus mit naturgemäßem Abscheu und Entsetzen. Ja, so mächtig ist dieses innere Widerstreben, daß alle wissenschaftliche Zweifel und Bedenken, welche man seit Jahrtausenden gegen die Lehre von der geistigen Fortdauer erhoben hat, die Hoffnung darauf in den Gemüthern der weit überwiegenden Mehrheit noch nicht im Mindesten hat erschüttern können. Den Gegnern gestehen wir zu, „daß die strenge Wissenschaft allerdings hier die Feder niederlegt, denn sie verlangt ein Zusammentreffen der innern Idee mit der äußeren Erfahrung"; aber sie werden vergeblich bestreiten, daß auch das Gemüth und die Phantasie ihr Recht verlangen und behaupten. Ja, Gemuth und Phantasie, dem menschlichen Wesen so ursprünglich eingeboren, so naturlich, so berechtigt, so unerbittlich in ihren Forderungen wie der sichtende Verstand selbst, greifen immer den Faden wieder auf, welchen dieser fallen läßt oder zerschneidet, und so steht dieser Glaube da noch jetzt wie vor Jahrtausenden, ein ungelöstes Problem, durch keine Anstrengung der wissenschaftlichen Lösung näher zu bringen, es müßten denn, wie die Spiritualisten unserer Tage behaupten, solche Kundgebungen möglich sein, durch welche Alle zu überführen wären.

Der vorstehende Aufsatz war gerade beendigt, als mir das November-Heft der „Atlantis" zu Gesicht kam. Was darin der Herausgeber über frühere Bemerkungen von mir "zur Unsterblichkeitsfrage" sagt, werde ich, um nicht diese Mittheilung zu sehr zu verlängern, später zum Gegenstande weiterer Erörterungen machen.

Kurze Bemerkungen über einige Bemerkungen des Herausgebers von Far West.

I. Religion, — Vernunft und Verstand. (Nov.-Heft S. 359.)

Die Vernunft ist der Religion [nicht zu verwechseln mit willkührlichen religiösen Dogmen] niemals im Wege; denn die Quelle aller Religion, der relgiösen Ideen, wie des religiösen Gefuhles, ist eben die vernünftige Menschennatur (selbst die christlichen Theologen haben von jeher von Vernunftreligion geredet). Daß man ihren Ursprung in einer Mittheilung und Kundgebung von Oben gesucht hat, ist ein auf den früheren Bildungsstufen der Menschheit verzeihlicher Irrthum; betrachtete man doch sogar den Gebrauch des Feuers*), den Wein- und Fruchtbau u. v. A. als vom Himmel oder durch göttliche Vermittlung zu uns hernieder gekommen. Auch der Verstand ist kein absoluter Feind der Religion; er hat das volle Recht, die „Widersprüche" in religiösen Lehren zu bekämpfen, und macht sich verdient durch Aufhellung der „Unklarheiten", er hat die religiösen Anschauungen zu sichten und zu ordnen. Aber er ist nicht wie die Vernunft das Organ der Religion, weil er eben nur ein ordnendes, kein schaffendes Geistesvermögen ist. Der Verstand fußt immer nur auf Gegebenem; die in dem Gegebenen versteckt liegenden Consequenzen zu finden, es gleichsam auszubeuten, sodann zu vergleichen, zu regeln 2c. ist seine Aufgabe. Der Verstand ist außer Stande, irgend eines der sog. Räthsel des Lebens zu lösen; doch darf nicht die versuchte Lösung seinen Regeln widersprechen. Die Grundgedanken der Religion sind auch die der eigentlichen Philosophie [Metaphysik, Ethik und Aesthetik], deren Geschäft es ist, mit Hülfe des Verstandes jene Gedanken zu ordnen und durch systematischen Aufbau zur Wissenschaft zu erheben. Alle Versuche, Einheit und Klarheit in die Lebensansicht zu bringen, fingen immer mit religiösen Lehrsätzen an, und endigen mit Philosophie für den höher Gebildeten.

II. Gewissen und Religion. (Novemberh. S. 366)

Gewissenhaftigkeit und Religiosität sind ihrem Wesen nach eins, wie ich in meiner Mittheilung „das Ich und der Egoismus" auszuführen suchte; beide sind nichts Anderes, als die praktische Seite des vernünftigen Bewußtseins, die Stimmung des Willens, das als „heilig" Erkannte (dies

*) Man wird den Gebrauch des Feuers doch darum nicht aufgeben wollen, weil die Fabel besteht, daß Prometheus es dem Jupiter entwendete. So sollte der angebliche Ursprung religiöser Vorstellungen unser Urtheil über deren Werth oder Unwerth in keiner Weise ändern.

ist eben eine religiöse Vorstellung) durch die That zu ve wirklichen. Das Gewissen ist die Religion der Humanität. Zwischen edler Humanität, der Brutalität entgegengesetzt, und religiöser Gemuthsrichtung, wenn das Ungehörige und Absurde beseitigt wird, besteht praktisch kein Unterschied; die animalische Natur kennt nichts Heiliges; wo dieses anerkannt wird, ist bereits die supra-animalische in Thätigkeit. Religion und Gewissen tauchen im vernünftigen Bewußtsein auf allmählig, wie alles Andere. Das Transcendentale und Jenseitige der Religion haben alle denkenderen Menschen unserer Zeit längst aufgegeben, ebenso wie den transcendentalen Ursprung des Feuers. Die Religion ist gerade das Innerlichste von Allem, was der Mensch hat; in seinen religiösen Vorstellungen drückt er sein eigenstes, persönliches und individuelles Verhältniß zu Dem aus, was er sich als geistige Weltordnung denkt; diese letzteren Gedanken können unklar und beschränkt sein, was der Innerlichkeit des Gefuhles keinen Abbruch thut. Wenn das religiöse Gefühl nothwendig den Charakter des „Unfreien" hätte, so ist nicht klar, wie die Ehrfurcht vor dem Heiligen denselben Vorwurf entgehen kann. Alles dreht sich um die eigene innere Genuge, welche von dem aus Gewissenhaftigkeit oder aus Religiosität Handelnden gleichmäßig gesucht wird.

III. Religion und Wissenschaft — Mathematik. (S. 368)

Die Naturwissenschaften erhalten ihr Material aus der Erfahrung, welches der Verstand ordnet. So sind sie von Religion hinlänglich geschieden; denn ihr Material liegt über und außerhalb der sinnlichen Erfahrung, über der Sphäre von Zeit und Raum. Gäbe es keine Vorstellungen, welche den Zeit- und Raumbegriffen enthoben sind, z. B. die des Heiligen, so wäre von Religion nie die Rede gewesen. Die moderne Weltanschauung verändert nichts in dem längst dagewesenen Menschlichen, sondern gibt ihm nur einen andern Ausdruck, und darauf eben legt man einen viel zu hohen Werth. Die Mathematik ist die Wissenschaft von den Verhältnissen der Größen, den meßbaren und zählbaren, wurzelt also in den Zeit- und Raumbegriffen. Sie geht von ganz einfachen Axiomen aus, welche sich ohne jene Begriffe gar nicht vorstellen lassen; ihre Aufgabe ist die Auffindung aller in jenen Axiomen liegenden Consequenzen. Allerdings liegt nichts in der Welt weiter aus einander, als Religion und Mathematik.

IV. Religion und die französische Revolution (S. 369)

Eingepfropfte Dogmen machen nicht das Wesen der Religiosität aus; man kann jene abwerfen und diese bleibt dennoch. Sie verkummert aber wie alles edlere Menschliche in einer thatenlosen Zeit, bei der Hingebung an den bloßen gemeinen Genuß; jede mächtigere Zeitbewegung ruft sie jedoch in irgend einer Gestalt wieder hervor; denn auch die Aufopferungs-

fähigkeit für die Interessen des Vaterlandes, oder die mit Begeisterung hervortretende Bürgertugend haben einen religiösen Charakter. Die Begeisterung der Kreuzfahrer und die der ersten französischen Revolutionsmänner sind nicht dem Wesen nach verschieden; jenen wie diesen schwebte ein Heiliges vor, dessen Dienst sie sich weihten. Das Wort ist so wahr wie beachtenswerth: Ohne eine gewisse religiöse Stimmung läßt sich in dem entscheidenden Momente der Weltgeschichte nichts thun.

V. Moral und Christenthum. (S. 365)

Die Gedanken der Humanität können von Niemanden, auch nicht von Religionsstiftern, gemacht werden; es sind die Gedanken der entwickelten Menschenvernunft. Sie finden sich zerstreut in der ganzen Bildungsgeschichte der Menschheit. Der Gründer des Christenthums sprach sie zuerst so klar und bündig aus, daß in der älteren Geschichte in diesem Betrachte seiner Lehre nur das ihr nah verwandte System der stoischen Philosophie sich an die Seite stellen kann. Daß der Stifter des Christenthums die menschliche Natur kannte, dafür finden sich in den Evangelien die schlagendsten Beweise. Die stoische Lehre ging unter, und die humanen Ideen des Christenthumes wurden für Jahrhunderte verdunkelt, weil die große Mehrzahl der Menschen sie noch nicht zu würdigen verstand. Die Masse der Menschen, wenn sie auch den freisten Zutritt zur Wahrheit haben, zieht doch den Aberglauben vor, und verschafft sich den Aberglauben in irgend einer Gestalt [mag es christlicher oder unchristlicher sein], solange sie noch nicht auf einer gewissen Stufe der Vernunftbildung angelangt ist, gerade so wie das Kind dem Mährchen vor der Erzählung nackter Thatsachen den Vorzug gibt. Ob in unsern Zeiten die humanen Ideen aus dem Schatte des Christenthumes hervorgezogen wurden, oder ob sie das Ergebniß moderner Wissenschaft sind, könnte gleichgultig erachtet werden, sofern wir überhaupt nur sie in Anwendung bringen; doch soll man der Geschichte ihr Recht lassen, und diese lehrt, daß wie alle großen Geister ihrer Zeit voraus waren, so die humanen Ideen des Stifters des Christenthums um 200 Jahre zu früh kamen. Als Oppositionspartei gegen die eingerissene allgemeine Entartung verdienen die Christen der ersten Jahrhunderte unsere Bewunderung; sobald ihre Partei die herrschende wurde, folgte sie der allgemeinen Regel, d. h. sie verfiel und entartete ihrerseits; dennoch gingen die ursprünglichen humanen Ideen niemals wieder ganz unter. Man muß nicht Jefferson darum verdammen, daß die heutige Demokratie eine Sklavenzüchter-Aristokratie ist, noch Christum wegen des sogenannten Christenthumes.

VI. Christenthum und Recht. (S. 325)

Es scheint mir eine gewagte Behauptung, daß das Christenthum den Begriff des Rechtes gar nicht kenne. Kann man für jene Zeit eine bündi-

gere Definition des Rechtes fordern als die bekannte: „Alles was ihr wollt, daß euch die Leute thun sollen, das thut ihr ihnen auch!" Aber es führt über das starre Recht hinaus, und fordert ein Verhältniß der Menschen zu einander, das durch reines, allgemeines Wohlwollen geordnet sei. Und möchten wir selbst unter Menschen leben, welche nichts Anderes wollen, als gegenseitig ihre Rechte gewähren und haben? Der rechtlose Zustand ist freilich der schlimmste von allen; der streng-rechtliche ist zur Noth erträglich, der vom Christenthum als Ideal vorgehaltene ist der allein humane, auch von uns zu erstrebende. Das „Pereat mundus, vivat justitia" ist weder christlich, noch human.

VII. Winterliches. (S. 388.)

So lange der Verfasser der Winterklage vereinsamt im Leben verharrt, wird nicht allein der Winter, sondern sogar der Wonnemonat ihm in diesem gemuthsfrostigen Lande winterlich öde erscheinen. „Raum hat auch die kleinste Hütte fur —" Wer könnte, mit warmem Herzen begabt, ohne ein edles Familien-Leben diese prosaische Existenz aushalten? Weib und Kind allein können sogar fur noch Schlimmeres, als was man hier erfahren muß, Trost geben. Mein Mittel ist probat, — experto crede Ruperto. — der Himmel sieht nicht mehr so braun und winterlich aus, oder man bemerkt die grauen Wolken nicht und erfreut des klaren Blaues sich doppelt, nachdem der große Wurf gelungen ist.

Wahr ist auf der andern Seite, daß von Heimwehgefuhlen in der Regel hier nur Diejenigen befallen werden, welche in Europa der Aristokratenklasse angehörten, d. h. in Verhältnissen lebten, worin sie begunstigt waren vor tausend Andern, welche von aller der Herrlichkeit, wornach sich ihr Herz zurucksehnt, nie Etwas geschmeckt haben. Bedenken wir also, daß wir unser Gutes dahin haben, und erheben uns einigermasen an dem Wohlsein Derer, die einst neben uns in Elend schmachteten. Auch diese Art von Philosophie ist probat.

Ich selbst habe in Teutschland Tage des reinsten Glückes verlebt, meine Stellung aber machte mich so vertraut mit der Noth der großen Masse, mit dem unwürdigen Druck, der in jeder Beziehung geübt wurde, mit der Ehrlosigkeit der bevorzugten Stände, daß ich mit Eckel von dannen schied und ein eigentliches Heimweh keinen Augenblick empfunden habe. So ist auch die bittere Erfahrung nicht ohne ihr Gutes.

Das Wahre, das Schöne, das Gute.

Die Begriffe wahr, schön, gut, bildeten den Grundklang des alten Griechenthums, oder doch wenigstens derjenigen Leistungen, des Griechenthums, welche wir noch heute als die Vorbilden des wissenschaftlichen, künstlerischen, politischen Strebens betrachten. Wir sind noch heute nicht im Stande, eine höhere Auffassung des Menschen und seiner Pflichten, der Gesellschaft, des Staates, der wissenschaftlichen und kunstlerischen Bestrebungen anzugeben, als in der Erklärung, welche die griechische Philosophie über diese Begriffe gab, enthalten ist. Die erhabenste Philosophie, die jemals der Menschheit mitgetheilt wurde, ist in diesen drei Begriffen enthalten, und selbst die Ideen des Christenthums erreichen nicht die einfache Größe dieser Philosophie. Die übersinnliche Dreieinigkeit des Christenthums findet in diesen drei Begriffen ihre natürliche Basis; hier haben wir den Kern des ganzen Idealismus, der ganzen Humanität, — und die höchsten Anforderungen, welche man an die Erkenntniß, an das Gefühl und an den Willen des Menschengeschlechts stellen kann, sind in diesen Kategorien enthalten.

In dem Katechismus, der heutzutage in den christlichen Ländern den Mittelpunkt der Jugenderziehung bildet, findet man die unverständliche und mystische Lehre von der christlichen Dreieinigkeit, welche zu allem Andern eher geeignet ist, als dem jugendlichen Geiste Belehrung über sein eigenes Wesen und seine höchsten Pflichten zu geben. In dem Katechismus der Zukunft wird man eine andere Trinität finden, die Offenbarung der drei Grundrichtungen des menschlichen Geistes, des Wahren, des Schönen und Guten, welche drei mit einander identisch sind, auseinander hervorgehen, und die ganze Harmonie des menschlichen Lebens darstellen. Wie ganz anders würde sich unser Leben gestalten, wenn wir das ganze System der Erziehung auf diese drei einfachen und aus der menschlichen Natur selbst hervorgehenden Prinzipien stützen würden, als wie jetzt, wo die ersten Grundwahrheiten der Moral in Gestalt der unbegreiflichsten, mystischen Symbole an den Menschen herantreten und seinen Kopf während der ersten Periode der Erziehung so verwirren, daß er oft ein halbes Leben nothwendig hat, um die religiösen Nebel und Dunste wieder aus dem Kopfe zu entfernen.

Die drei Begriffe, das Wahre, das Schöne, das Gute, sind eins, sind unzertrennbar mit einandet verbunden, und bilden nur die verschiedenen Richtungen, in welchen sich die Natur des Menschen, die wahre, schöne und gute offenbart. Die Natur des Menschen selbst, sein Wesen, die Menschlichkeit, ist der Boden, auf dem diese drei Kategorien entspringen, und aus denen unser System der Moral abgeleitet wird.

Wahrheit im subjektiven Sinne ist die Treue des Menschen gegen sei-

ne eigene Natur, die Humanität; sie ist die Uebereinstimmung des Menschen mit der Menschheit. Im objektiven Sinne ist sie die Identität des denkenden Menschen mit der gedachten Wirklichkeit, des Subjekts mit dem Objekt. Sie ist deßhalb eine Eigenschaft, die nur dem denkenden Menschen zukommt, nicht der Natur; die naturlichen Erscheinungen und Gesetze sind nur in sofern wahr, daß sie von dem denkenden Menschen begriffen werden. Die Wahrheit ist nicht blos subjektiv, nicht blos objektiv; sie ist beides; sie ist die begriffene Wirklichkeit; sie ist das zur Erkenntniß des Menschen gekommene Naturgesetz. Daher hat die Wahrheit eine absolute und eine relative Seite; man kann ebensowohl von unveränderlichen und ewigen Wahrheiten sprechen, wie von neuen Wahrheiten, welche die fortschreitende Forschung uns jeden Tag auf's Neue enthüllt, während jeder Tag fruher als wahr anerkannte Gesetze als Irrthümer aufdeckt und der Vergessenheit überliefert. Der Mensch d e n k t wahr, wenn seine Erkenntniß mit der objektiven Wirklichkeit übereinstimmt; er i s t wahr, wenn seine Erkenntniß mit seiner eigenen Objektivität übereinstimmt, d. h. wenn er ein wahrer Mensch ist, „dem nichts Menschliches fremd ist", wenn er den Gattungsbegriff repräsentirt, die Ideen der Menschlichkeit und Humanität. Wahr denken und wahr sein: dies wird aber immer zusammenfallen, wenn der Mensch sich selbst zum Gegenstand seiner eigenen Erkenntniß macht, wenn also Subjekt und Objekt identisch werden, und der Mensch auf diese Weise die beiden Seiten der Wahrheit ungetrennt darstellt.

Wie Wahrheit die Uebereinstimmung des Subjekts mit dem Objekt ist, so ist Schönheit die Uebereinstimmung des Inhaltes mit der Form. Insofern also ist die Schönheit nichts anders, wie die durch die Form ausgedrückte Wahrheit. Das Schöne ist die äußerlich gewordene Form der Wahrheit, die zu Fleisch und Blut gewordene Wahrheit, die entäußerte und zur Aeußerung gekommene Wahrheit. Es liegt also der Schönheit immer ein Gedanke, ein Begriff zu Grunde; zu dem Begriffe gehört die entsprechende Form, um das Schöne darzustellen. Das Gedankenlose und Begrifflose kann daher eben so wenig schön sein, wie das Formlose. Aber jeder Gedanke, jeder Begriff, jede Wahrheit, in einer entsprechenden Form dargestellt, ist schön. So ist die menschliche Natur schön, wenn sie in ihrer Wahrheit begriffen, und diesem Begriffe gemäß dargestellt wird, gleichviel ob der Bildhauer im Marmor die menschliche Form darstellt, oder ob der Maler in der Madonna den höchsten Begriff der Schönheit repräsentirt, oder ob der dramatische Schriftsteller die Leiden und Leidenschaften des menschlichen Herzens auf der Bühne in ihrer ganzen natürlichen Wahrheit vergegenwärtigt, oder endlich, ob der Philosoph in seiner Erscheinungslehre des menschlichen Geistes aus das Bild des Denkers aufrollt. Ueberall, wo die Form dem gedankenvollen, innerlich wahren Inhalte ebenmäßig ist, da entsteht das Schöne; es bildet den höchsten Gipfel jeder menschlichen

Leistung; sowohl der Wissenschaft, wie der Kunst, weil in den schönsten Sphären der geistigen Thätigkeit immer die Formvollendung zu der Vollendung des Inhaltes hinzutritt. Es ist die Natur jedes wahrhaft großen Gedankens, sich eine entsprechende Form zu geben, mit andern Worten, ein Gegenstand der Kunst zu sein; jede Wissenschaft wird in ihrer Vollendung und Ausübung zur Kunst; jedes menschliche Leben gewinnt in den höheren Sphären seiner Entwickelung einen künstlerischen, poetischen Charakter; jeder Mensch fühlt ein Streben in sich, aus sich selbst ein Kunstwerk zu machen, ein harmonisches Kunstwerk, in welchem alle Verhältnisse mit einander in Uebereinstimmung stehen, alle Theile zum Ganzen passen, und die Form dem gedankenvollen Inhalte gemäß ist. So auch sollte die ganze Menschheit ein harmonisches Kunstwerk sein, die Identität der Verschiedenheiten mit der Einheit, die Verbindung selbstständiger Theile zu einem organischen Ganzen, in welchem jeder einzelne Theil, oder vielmehr, — um den richtigen Ausdruck zu wählen, — jedes einzelne Glied das Ganze repräsentirt, und das Ganze sich in jedem einzelnen Gliede offenbaret.

Hier kommen wir zu unserem dritten Begriffe. Wie die Wahrheit die Uebereinstimmung zwischen Objekt und Subjekt ist, die Schönheit die Uebereinstimmung zwischen Inhalt und Form ist, so ist das Gute die Uebereinstimmung zwischen Mittel und Zweck. Ebenso wie das Schöne, muß auch das Gute wahr sein; — die Wahrheit ist das allgemeine Fundament der ganzen sittlichen Welt. Also ist das Gute die Uebereinstimmung der richtigen Mittel mit dem wahren Zwecke, d. h. mit dem Zwecke, der in sich selbst seine Rechtfertigung und seine Begründung findet. Ein guter Mensch ist also derjenige Mensch, der die richtigen Mittel wählt und benutzt zu wahren, d. h. menschlichen, humanen Zwecken, der, ebenso wie der Künstler die Wahrheit der menschlichen Natur durch die Form, durch Kunst und Poesie darstellt, so die Wahrheit der menschlichen Natur durch sein eigenes Leben darstellt. Die Idee, das Ideal und die Praxis der Idee, die Tugend: dies sind die Formen, in welchen sich die ganze sittliche Welt offenbart.

In der unmittelbaren, natürlichen Welt, die noch in keinem Verhältniß zum denkenden Geiste steht, ist weder das Wahre, noch das Schöne und Gute zu finden. Wir haben gesehen, daß alle drei Kategorien relativ sind, nämlich aus einer Identität zweier Gegensätze bestehen. In der natürlichen Welt sind auch diese Gegensätze vorhanden, aber unmittelbar, nicht durch den Gedanken vermittelt. Die Natur wird nur dann wahr, wenn sie von dem Menschen erkannt wird; nur dann schön, wenn der Mensch sie belebt und bewundert; nur dann gut, wenn der Mensch sie zu menschlichen Zwecken benützt. Die Natur gibt das allgemeine Material für die Forschungen der Wahrheit, die Leistungen der Kunst, die Arbeiten

der Zweckmäßigkeit her, aber es ist dem menschlichen Geiste überlassen, aus diesem Material das Wahre, Gute und Schöne zu schaffen.

Das Gebiet des Wahren ist die Wissenschaft, das des Schönen Kunst und Poesie, das des Guten die Sphäre des praktischen Lebens, der socialen, staatlichen Verhältnisse, des Berufes u. s. w., mit einem Worte der Politik, wenn wir die Politik nach dem alten aristokratischen Ausdrucke als die allgemeine Sphäre menschlichen Zusammenlebens definiren.

Wissenschaft, Kunst, Politik: dies sind die drei Sphären der Humanität.

Es wird leicht sein, nach dem Gesagten die Umrisse, Grenzlinien und Grundbedingungen dieser drei Gebiete zu ziehen.

Die Wissenschaft als das Gebiet der Wahrheit hat gar keine andere Verpflichtung, Aufgabe, Grenze und Bedingung, als die Wahrheit. Des sollte man gerade heutzutage sich gesagt sein lassen, wo man nach zwei Seiten hin diese Aufgabe der Wissenschaft verkennt, einmal, indem man dem Reiche der Wissenschaft, der Erkenntniß der Wahrheit, das Reich des Glaubens, die Offenbarung, entgegenstellt; dann auch, indem man der Wissenschaft rein praktische Zwecke unterschiebt, und sie nicht nur ihrer selbst willen, sondern nur ihrer praktischen Nutzlichkeit wegen schätzt. Beides ist dem Wesen und der Würde der Wissenschaft zuwider. Die Wissenschaft hat gar keine andere Grenze, als die Grenze menschlicher Erkenntniß uberhaupt; es gibt keine Wissenschaft außerhalb der menschlichen Erkenntniß; der menschlichen Erkenntniß ist durch keine andere Sphäre, wie etwa durch die des Glaubens, der Offenbarung u. s. w. eine Schranke gesetzt; die menschliche Erkenntniß und das Reich der Wissenschaft umfaßt die ganze natürliche und intellecktuelle Welt; sie kennt kein Buch mit sieben Siegeln, kein Geheimniß und Mysterium. Von einer Wissenschaft der Offenbarung zu reden, ist Unsinn. Wenn noch neulich Herr Thiersch in München in einer Anrede an das königliche Institut der Wissenschaften eine Grenzlinie zwischen der Wissenschaft der Erkenntniß und der Wissenschaft der Offenbarung zog, so ist dies eine der großen Lügen der Gegenwart, welche heutzutage den großen Fortschritten der Wissenschaft auf dem Fuße folgen, und die befreienden, civilisirenden Resultate derErkenntniß zu neutralisiren suchen. Dies ist eine Lüge gegen den heiligen Geist der Wissenschaft selbst, gegen die Wahrheit. Das ganze Reich der Wahrheit gehört der Wissenschaft; die nicht erkannte und begriffene Wahrheit ist jedoch noch keine Wahrheit. Wo irgend sich nur Beziehungen zwischen objektiven Verhältnissen und dem denkenden Subjekt bilden, da entsteht Erkenntniß und Wissenschaft; hier ist diese Beziehung klar, deutlich, entwickelt; dort noch im Werden begriffen, schwankend und wechselnd; aber, wo einmal dieser polare Gegensatz zwischen Objekt und Subjekt sich zeigt, hat man

das Reich der Wissenschaft betreten. Wir haben große, ausgebildete Wissenschaften, z. B. die Mathematik, deren Bau aus einzelnen festen, unzerstörbaren Theilen zusammengefugt ist, deren Verbindung unlösbar ist; andere, wie z. B. die historischen Wissenschaften, denen eine reiche Fülle des Materiales, welche nie versiegt, zu Grunde liegt; wir haben Wissenschaften, wie die Chemie, welche kaum ein Menschenalter alt, schon eine Menge der wichtigsten Thatsachen und Gesetze enthüllt hat, während andere, wie die Meteorologie u. A. kaum erst an der Schwelle bestimmter, positiver Erkenntniß stehen, und sich noch mit schwankenden Hypothesen behelfen müssen. Ja, nicht nur die klar erkannten Thatsachen und Gesetze bilden einen Theil der Wissenschaft, selbst Hypothesen, Voraussetzungen aller Art, fur welche der strikte Beweis fehlt, und die sich oft, sehr oft, als trügerisch beweisen, gehören in das Gebiet der Wissenschaft. Man darf das hypothesische Gebiet der Wissenschaften gewiß nicht mit dem Gebiete des Glaubens und der Religion verwechseln, obgleich auch bei der Hypothese eine bloße Annahme, eine Voraussetzung ohne genügenden Beweis ebenso, wie bei der Religion, stattfindet. Die wissenschaftliche Hypothese unterscheidet sich dadurch vom religiösen Glauben, daß j ne nur eine unvollendete Wahrheit ist und auf einer unentwickelten Erkenntniß beruht, während der Glaube sich gleich als absolute Wahrheit hinstellt und auf die Mittel der Erkenntniß verzichtet. Die Hypothese ist auf eine Reihe von Thatsachen und schon bekannte Gesetze gegründet, welche feststehen, aber noch keinen genügenden, definitiven Schluß erlauben; sie nimmt in der Wissenschaft eine mit Mißtrauen und tausend Zweifeln umgebene Stelle ein: deßhalb ist sie, anstatt ein Abweg von der Wahrheit zu sein, gerade eine Aufforderung dazu. Die wichtigsten Wahrheiten und Gesetze in fast allen Gebieten der Wissenschaften sind durch Hypothesen gefunden worden. Dieses widerspricht der Definition der Wissenschaft als der Sphäre der Wahrheit durchaus nicht; nicht nur Hypothesen, nein selbst Irrthümer steuern mit zur Erweiterung der Wissenschaften und zur fortschreitenden Erkenntniß bei, wenn sie nur eben im Interesse der Wahrheit behandelt und verwendet werden. Denn das ist es gerade, was die Wissenschaft und die Wahrheit charakterisirt, daß sie niemals stabil, unverbesserlich und unabänderlich ist, sondern der fortschreitenden Erkenntniß immer freien Spielraum bietet. Wir haben ja gesehen, daß die Wahrheit nur ein Verhältniß zwischen zwei entgegengesetzten Seiten ist, und dieses Verhältniß ist der größten Dehnbarkeit fähig. Die beiden einzigen feststehenden Bestimmungen darüber sind einmal die Thatsachen, die sich nicht drehen und deuteln lassen, die Thatsachen als ein positiv Gegebenes, zweitens die logische Regel und Methode, nach der man aus der Thatsache die allgemeinen Gesetze entwickelt. Dies sind die beiden Pole der elektrischen Gedankenbatterie. Das Wesen der Wissenschaft besteht darin, die allgemeinen Gesetze

aus den einzelnen Thatsachen zu entwickeln, den einzelnen Thatsachen ihre allgemeine Wahrheit zu zeigen, die Wesenheit, den allgemeinen Charakter, der ihnen zu Grunde liegt, hervorzuheben; überhaupt, die einzelne Thatsache oder Erscheinung im Lichte der allgemeinen Wahrheit, Gesetzmäßigkeit und Vernünftigkeit zu zeigen. Beobachtung und Logik sind die zwei Methoden dazu. Bei jeder wissenschaftlichen Forschung müssen Beobachtung und Logik zusammentreffen; — die Logik aber ist weiter nichts als die Unterordnung einzelner Thatsachen und Erscheinungen unter allgemeine Schlüsse und Gesetze.

Der Unterschied zwischen philosophischen und positiven Wissenschaften ist daher eigentlich nicht zulässig, da jede Wissenschaft ein positives Material der philosophischen Forschung darbietet, daher eben so sehr Erfahrungswissenschaft, wie Philosophie ist. Nach dem positiven Material, welches den Wissenschaften zu Grunde liegt, unterscheidet man indessen die natürlichen Wissenschaften von den ethischen Wissenschaften; die ersteren beschäftigen sich mit den Thatsachen der natürlichen Welt, die letzteren mit den Erscheinungen und Manifestationen des Geistes; die Methode ist aber beiden Arten von Wissenschaften in sofern gemeinschaftlich, daß beide von den Thatsachen und deren Beobachtung ausgehen, um zu den allgemeinen Gesetzen und Begriffen zu kommen.

Die Identität zwischen Subjekt und Objekt, welche das Wesen jeder Wahrheit bildet, zeigt sich am vollendetsten und entwickeltsten dort, wo Subjekt und Objekt identisch sind, d. h. wo der denkende Mensch sich selbst zum Objekt seines Denkens macht, in der Lehre vom menschlichen Selbstbewußtsein und den damit zusammenhängenden philosophischen Disciplinen. Dort ist die höchste und reinste Sphäre im Reiche der Wahrheit. Die oberste Forderung, welche man an die menschliche Erkenntniß richten kann, ist in dem Wahlspruch des alten griechischen Philosophen enthalten: Erkenne dich selbst. Mit dieser Erkenntniß gewinnen wir den Schlüssel zur Erkenntniß der ganzen Welt; ohne diese Erkenntniß aber sind alle anderen Kenntnisse nur vereinzelte Irrlichter auf einem schwankenden, ungewissen Boden. Die Wissenschaft vom Menschen enthält alle anderen Wissenschaften in sich, die Naturwissenschaften von den einfachsten mechanischen Gesetzen bis zur Physiologie hinauf, die historischen Wissenschaften, als die Entwickelungsgeschichte menschlicher Kultur und die Vorbedingung heutiger Civilisation, und selbstredend die philosophischen Wissenschaften: kurzum, wie der Mensch selbst eine Welt im Kleinen ist, so ist die Wissenschaft von ihm die Vereinigung aller anderen Wissenschaften. In dem Drange, die Natur zu erforschen, derselben ihre Gesetze abzufragen, und ihre Hilfsmittel zu benützen, auf welches Feld vorzugsweise jetzt die wissenschaftlichen Bestrebungen getragen werden, sollte man es niemals ver-

gessen, daß der einzige Zweck aller Erkenntniß doch immer nur die Erkenntniß des eigenen Ichs ist, und daß alle Bestrebungen auf wissenschaftlichem Gebiete sich um den Mittelpunkt der Welt, das Ich, conzentriren. Wie Far West in einem Artikel dieses Heftes gezeigt hat, daß der Egoismus der Mittelpunkt der ganzen sittlichen Welt sei, so finden wir auch den Egoismus im Mittelpunkt der Wissenschaft; wir sind überzeugt, daß manche Abwege auf wissenschaftlichem Gebiete vermieden, manche überflüssige Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten unterlassen würden, wenn man sich immer daran erinnerte, daß das letzte Ziel der Wissenschaft der Mensch selbst ist.

Die Wissenschaft ist Selbstzweck; diese Eigenschaft sollte man um so mehr in unserer Zeit im Auge behalten, je mehr die Wissenschaften blos der praktischen Nützlichkeit wegen betrieben und geschätzt werden. Es ist natürlich, daß die Wissenschaften nützen, daß sie der Industrie die neuen Wege zeigen u. s. w., aber in diesem Nutzen besteht niemals der eigentliche Werth der Wissenschaft, und darf niemals darin gesucht werden. Die technischen und industriellen Fortschritte, welche man den Wissenschaften verdankt, sind allerdings ungewöhnlich groß und haben fast alle menschlichen Verhältnisse zum Vortheile verändert, aber der eigentliche Werth und Zweck der Wissenschaft ist nur in der Erkenntniß der Wahrheit zu finden, und diesem Ziele muß jede Wissenschaft nachstreben, ohne sich durch die Rücksichten auf die Nützlichkeit beirren zu lassen. Die nützlichen Folgen irgend eines Fortschrittes der menschlichen Erkenntniß kommen von selbst, aber die Wissenschaft selbst muß zu stolz sein, als daß sie sich um etwas Anderes bekümmern dürfte, als um die Erkenntniß und die Wahrheit, die nützlichen Folgen derselben niederen Sphären menschlicher Thätigkeit überlassend. So sehen wir, wie die ersten wissenschaftlichen Entdecker einer Idee die nützlichen Folgen derselben nicht fur sich ausbeuten und beanspruchen. Oersted hat dem Amerikaner Morse seine Entdeckung zur Ausbeutung überlassen; ähnlicher Fälle könnten wir viele anführen; die Routine bemächtigt sich der wissenschaftlichen Entdeckungen zu praktischen Zwecken, aber die Wissenschaft selbst darf niemals Routine werden.

Die Wissenschaft geht den langsamen und schwierigen Weg der Beobachtung, Vergleichung, Zusammenstellung, der Schlüsse und Urtheile; um zu irgend einem allgemeinen Gesetze zu kommen, hat sie eine lange Reihe von Gedankenoperationen durchzumachen; das Vergnügen, welches die Entdeckung einer wissenschaftlichen Wahrheit hervorruft, ist der Lohn einer mühevollen, langwierigen Arbeit. Keppler rechnete siebenzehn Jahre lang, ehe er seine Gesetze fand, und Hegel war fast schon ein alter Mann, als er seine Logik veröffentlichte. Von dem Fleiße, den unermüdlichen Anstrengungen eines Johannes von Müller, des Geschichtsschreibers, der sein ganzes Leben hindurch jeden Tag sechszehn Stunden gearbeitet haben

soll, eines Arago, eines Humboldt haben wohl nur diejenigen eine Ahnung, welche in ähnlicher Weise sich mit den Wissenschaften beschäftigt haben. Nicht nur für den Forscher und Entdecker, sondern auch für denjenigen, welcher blos lernen, sich blos an den Resultaten einer Wissenschaft erfreuen will, sind eine Menge Vorarbeiten und Voraussetzungen nothwendig, um zu diesem geistigen Genuß zu gelangen.

Anders ist es aber mit der Kunst, mit dem Gebiete des Schönen. Hier tritt der Gegenstand unseres Vergnügens und unserer Aufmerksamkeit direkt, unmittelbar, in einer deutlichen, verständlichen Form vor uns, und wir haben nicht den langen Weg der Reflexion nothwendig, um das Schöne zu erkennen und uns daran zu erfreuen. Die Verbindung zwischen den Sinneseindrücken und dem Selbstbewußtsein, welche auf dem wissenschaftlichen Gebiete durch eine Menge logischer Zwischenglieder vermittelt wird, ist hier unmittelbar. Die Sinneseindrücke werden unmittelbar zu Bestandtheilen unseres Selbstbewußtseins, die meistens um so dauernder und unzerstörbarer sind, je schneller sie erzeugt wurden.

Ein Blick genügt uns, um uns das Bild einer Raphaelischen Madonna oder einer griechischen Statue, oder einer großen tragischen Leistung unzerstörbar in die Seele zu prägen; die geistigen Reichthümer, mit denen die Kunst unsere Seele anfüllt, werden uns geradezu geschenkt; wir haben nichts Anderes nothwendig, als zu genießen und zu bewundern. Daher der wunderbare Zauber, welchen die Kunst über den Menschen ausübt; sie führt ihn unmittelbar aus der gemeinen Wirklichkeit hinaus in die Sphäre des Ideales und der Idee; wir fühlen uns groß, edel, glücklich, der Gottheit nahe, ohne eine andere Mühe zu haben, als die des reinsten Vergnügens.

Daher ist auch diejenige Kunst, welche das ganze Gebiet beherrscht und an der Schwelle der ganzen Kunstgeschichte steht, die Sculptur. In der Statue, im Marmor stellt sich das Ideal so dar, daß man es mit einem Blicke in seiner Gesammtheit auffassen kann, daß wir in demselben Augenblicke empfinden, bewundern, begreifen, als wir sehen. Nachher mag die Kritik an den Gegenstand des Kunstwerkes sich wenden, und die Beweise dafür suchen, weßhalb das Kunstwerk Gegenstand unserer Zuneigung und Bewunderung ist; das ästhetische Vergnügen wird durch eine solche gedankenvolle Betrachtung gewiß nur erhöht werden; aber der erste Moment, der erste Anblick hat uns das geistige Bild gegeben, das einen untrennbaren Bestandtheil unseres Selbstbewußtsein, unserer geistigen Persönlichkeit bildet, und uns den idealen Gehalt gibt. Ein großer Gedanke, — und ein Gedanke liegt jedem Kunstwerke zu Grunde —, wird unser Eigenthum, ohne daß wir es wollen und darnach trachten; die geistige Bewegung, welche mit dieser Aufnahme des Gedankens und der Idee verbunden war, ist eine der angenehmsten Erregunger, welcher das mensch-

liche Gefühl fähig ist, und wir vermehren die Summe des wahrhaft Menschlichen in uns, ohne irgend eine Anstrengung dabei gemacht, oder ein Opfer gebracht zu haben.

Diese unmittelbare Verbindung der Sinnlichkeit mit der Idee in der plastischen Kunst war auch wohl die Ursache, daß dieselbe schon den kindlichen Völkern des Alterthums bekannt war, und an der Schwelle der gesammten Kunstgeschichte steht. Die plumpen, ungestalteten Bildsäulen der Aegypter stammen aus dem grauesten Alterthum, und ragen über jede andere Ueberlieferung der Geschichte hinaus. Die Griechen, bei denen zuerst die wahren, humanen Ideen zu Tage traten, führten die Plastik ihrem Gipfelpunkte zu, und prägten ihr ganzes nationales Sein im Marmor aus. Wie sehr die Bildhauerkunst maaßgebend ist für das ganze Gebiet der Kunst, zeigt uns Lessing, der scharfsinnigste Kunstkritiker der Welt, indem er an der Statue des Laokoon die allgemeinsten Gesetze sämmtlicher Kunstgebiete entwickelte.

Far West spricht sich in einem frühern Artikel der Atlantis gegen die Plastik als eine Kunst der Gegenwart aus. Wir geben gewiß zu, daß man die alte Griechenwelt weder im Leben, noch im Stein wieder zurückrufen kann, und wenn man es könnte, daß man es nicht sollte. Aber damit ist der griechischen Bildhauerkunst und ihren modernen Nachahmern noch nicht das Todesurtheil gesprochen. Heutzutage gilt es, die Massen zu bilden, weil die Massen herrschen; und um den Schönheitssinn, den Sinn für regelmäßige Formen, für Harmonie und Symmetrie, unter den Massen des Volkes zu erhalten und zu verbreiten, gibt es gewiß kein besseres Mittel als die Bildhauerkunst und die damit verbundene Baukunst. Keine Kunst ist ihrer ganzen Natur nach so geeignet, auf die Massen zu wirken, als die plastische Kunst; die öffentlichen Gebäude, die kolossalen, massenhaften Denkmäler unserer öffentlichen Plätze verschmelzen sich gewissermaaßen mit dem öffentlichen Leben und dem Volksbewußtsein unserer größeren Städte. Wenn wir einmal die Zeiten bekommen, welche wir mit Recht als das Resultat der politischen, socialen und wissenschaftlichen Kämpfe dieses Jahrhunderts erwarten, die Zeit der modernen Weltrepublik, in denen das System der Volkssouverainität mit einem ausgedehnten nationalen Erziehungssystem verbunden ist, das von den ersten Primärschulen bis in die höchsten Sphären der Kunst und Wissenschaften hineinreicht; — wenn ferner die Bedürfnisse des Gemüthes sich von dem leeren, inhaltlosen Glauben dem Gebiete der Kunst und Poesie wieder zuwenden, auf dem allein das Gemüth eine wahre Befriedigung findet: dann, so sind wir des festen Glaubens, werden auch die Bildhauerkunst und ihre Schwestern wieder einen hervorragenden Rang unter den Künsten einnehmen; es werden die Versammlungen eines freien Volkes unter dem Schutze der Kunst und im Angesichte ihrer herrlichsten Werke abgehalten werden; der monumentale

Anblick der vaterländischen Helden und Denker wird dem Volke immer gegenwärtig sein, und seinen Berathungen Würde und Weihe geben. Bildhauer- und Baukunst scheint uns von einem öffentlichen Volksleben ganz unzertrennlich zu sein; gerade diese monumentale, massenhafte Kunst wirkt auf die Massen, und gibt denselben einen historischen Charakter. Was wären die Römer ohne die steinernen Monumente des alten Rom; was selbst die Pariser ohne die steinernen Zeugen französischer Geschichte, welche in dem Beschauer auf Schritt und Tritt die bedeutendsten historischen Erinnerungen wach rufen. So glauben wir auch, daß die Zukunft dieser Hülfsmittel der Phantasie und Erinnerung sich nicht entschlagen darf und wird.

Nicht ganz so populär, wie die Bildhauerkunst, ist die Malerei; diese ist mehr fur das häusliche, jene für das öffentliche Leben bestimmt. Während die Bildhauerkunst nur einen einzigen Gedanken ausdrückt, der sich in einer deutlichen, imposanten Form darstellt, zeigt uns die Malerei schon eine ganze Scene, und erweckt in dem Beschauer eine Reihe der verschiedensten Empfindungen und Betrachtungen. Das Vergnügen, welches wir beim Anschauen eines Gemäldes empfinden, ist deßhalb viel complizirter und vermittelter, als der einfache unmittelbare Eindruck, den der Anblick einer Statue erweckt; wir denken nach; wir studiren Geschichte; wir machen Vergleichungen: kurzum, wir sind ohne zu wissen, auf dem Gebiete der Reflexion.

Der Unterschied zwischen Sculptur und Malerei, den wir hier in wenigen Worten angedeutet haben, wird, beiläufig gesagt, in neuester Zeit vielfach verletzt, indem man die Werke der Bildhauerkunst mit allen möglichen Verzierungen, Basreliefs, Nebenfiguren u. s. w. überladet, und so den eigentlichen Charakter dieser Kunst beeinträchtigt.

Ueber keinen Gegenstand der Kunst sind wohl die Ansichten der Menschen so verschieden, wie über den bildenden Einfluß der Musik. Indem wir auf frühere Artikel der Atlantis uber diesen Gegenstand verweisen und uns vorbehalten, bei einer Besprechung der „Zukunftsmusik" darauf zurückzukommen, machen wir an diesem Orte nur auf unsere Definition des Schönen und der Kunst selbst aufmerksam, um den Standpunkt zu bezeichnen, von welchem aus wir diese Frage behandeln. Das Schöne ist, unserer Definition nach, die Darstellung eines Gedankens durch die entsprechende Form. Je gehaltvoller, intensiver der Gedanke ist, je klarer, durchsichtiger die Form, desto mehr kann das Kunstwerk auf den Namen des Schönen Anspruch machen. Wo aber die Gedanken selbst noch unklar, verschwommen, träumerisch sind, und in der Form und Aeußerung diese Embryo's der Gedanken ebenso unklar und träumerisch zum Vorschein kommen, da sieht man, daß man sich erst auf einer der Anfangsstufen der Kunst befindet. Die Musik läuft in dieser Beziehung alle Stufen des Schönen durch, von den unklarsten Empfindungen slavischer Volkslieder oder itali-

enischer Arien an bis zu den gedankenvollen und formvollendeten Werken eines Mozart, oder selbst bis zu jener Marseillaise, in welcher sich die heroische Stimmung eines ganzen Volkes und Zeitalters auf das Klarste ausspricht. Man wird auch hier wie überall finden, daß, je tiefer und größer der Gedanke ist, welcher der Komposition zu Grunde liegt, desto reiner und schöner die Form ist. Es ist leicht, in dieser Beziehung die musikalischen Genüsse und Leistungen in eine gewisse Reihenfolge zu bringen; man wird durch eine solche Reihenfolge nicht nur die Musik, sondern auch seinen eigenen Geschmack kritisiren. Uebrigens scheint die Musik immer mehr und mehr aus der unklaren, verschwommenen Romantik heraus zu kommen; (man sang Laute nicht Worte, damit ja die Musik keinen vernünftigen Inhalt bekam) die Wagner'sche Richtung, die sogenannte „Zukunftsmusik," legt der Musik einen selbstständigen, besonderen und an sich schon bedeutenden Text zu Grunde, und obgleich einige Zunftmusiker hierin eine Beeinträchtigung der Musik sehen, so ist es doch ganz richtig, daß man zuerst einen ordentlichen Gedanken verlangt, und dann erst die Form wählt; daß man erst des Gedankens selbst sich so klar als möglich bewußt zu werden sucht, was natürlich am besten geschieht, wenn man ihn in bestimmten Worten ausdrückt, — und dann den gedankenvollen an sich schon vernünftigen Inhalt durch die Form auszudrucken versucht. Gerade in der Musik sollte man den Satz nicht vergessen, daß jedes Kunstwerk nicht als die Darstellung eines Gedankens, einer Idee ist, und daß ohne Gedanken auch von Kunst keine Rede sein kann.

Am vollständigsten auf dem ganzen Gebiete der Kunst kommt der Gedanke in der dramatischen Kunst zu seinem Rechte, und deßhalb kann man auch diese Kunst als die höchste Entwickelung und Blüthe des ganzen Kunstgebietes bezeichnen. Alle andern Künste sind als untergeordnete Elemente in der dramatischen Kunst enthalten, und doch bedarf diese Kunst gar keiner fremden Hülfe. Wie der höchste Gegenstand menschlicher Erkenntniß und der Wissenschaft der Mensch ist, so ist er auch der höchste Gegenstand der Kunst; im Drama wird der Mensch mit allen seinen Leidenschaften, seinen Trieben, Plänen, Entwürfen geschildert; das menschliche Leben selbst tritt uns als Kunstwerk entgegen; die Geheimnisse unseres eigenen Herzens werden uns auf den Brettern enthüllt, und der höchste künstlerische Genuß ist mit einer tiefen philosophischen Kenntniß verbunden. Unsere großen Dramen, die eines Sophokles, Shakespeare, Göthe u. A., [beiläufig gesagt die größten Geistesprodukte, welche jemals das Menschengeschlecht hervorgebracht hat,] verbinden mit einem großen Reichthum des Inhalts, mit einer Fülle von Wahrheit, eine solch consequente, durchsichtige, festgeschlossene Form, daß man bei der Betrachtung eines solchen Kunstwerkes gleich die Einsicht in die strenge Nothwendigkeit und Gerechtigkeit des Ganzen bekommt, und diese Einsicht gewährt uns die hohe Befriedigung, die wir in keinem an-

dern Verhältnisse des Lebens sonst finden können. Dramen, wie Emilia Galotti von Lessing, Iphigenie von Göthe, zeigen uns das Leben in größerer Wahrheit, wie das Leben selbst uns erscheint; wir sehen das menschliche Schicksal bis in seine geheimsten Motive und mit seinen nothwendigen Resultaten vor uns, und diese Erkenntniß versöhnt uns mit der unerbittlichen Nothwendigkeit. Die Form unserer besseren Dramen ist so vollendet und consequent, daß wir kein Wort auslassen, kein Wort hinzufügen können; das Ganze trägt das Gepräge der inneren Nothwendigkeit in sich, und die Erkenntniß derselben „erhebt uns", wie der Dichter sagt, „während sie uns zermalmt".

Freilich das Drama reicht schon fast über die Grenzen der Kunst hinaus, wie wir z. B. an Shakespeare's Hamlet und anderen Shakespeare'schen Dramen sehen. Nicht die Form, sondern die That ist das vorwiegende Element darin, und die Form kann, wie bei Hamlet, kaum die That und den Stoff bewältigen. Die Grenzen der Kunst sind verlassen, das Reich der That, des Handelns beginnt. So kommen wir zu einer dritten Kategorie, welche die praktische Ausführung der beiden andern Kategorien ist, zu dem Begriffe des Guten, und zu den praktischen Gebieten, deren Grundlage dieser Begriff ist, zu den praktischen Beziehungen der Menschen zu einander, zu den Bedingungen und Zwecken des menschlichen Lebens, zu dem Reiche praktischer Humanität und praktischer Durchführung der Wahrheit. Das w a h r Erkannte, in s c h ö n e r Form Erstandene, soll als das G u t e das Leben der Menschen in Uebereinstimmung mit der menschlichen Natur, der Humanität, stellen. Der Erkenntniß, der Empfindung, soll der Willen, die Handlung folgen. Dies ist der nothwendige Schluß, der das menschliche Leben zusammenschließt.

Man hat das Reich der Wahrheit, die Wissenschaft, als ein Ganzes erkannt, in welchem alle einzelnen Theile sich einander ergänzen, und in der Mannigfaltigkeit der einzelnen Erkenntnisse die größte Einheit und Uebereinstimmung zu finden ist; man betrachtet das Reich der Kunst als ein zusammenhängendes Gebiet, in den verschiedensten Gebieten von demselben Geiste geleitet, von denselben Gesetzen beherrscht; so auch sollte man das Reich des Guten, die ethischen, politischen, socialen Verhältnisse, welche sich nach den verschiedenen Richtungen hin erstrecken und die verschiedensten Vorgänge in sich enthalten, als ein Ganzes, als ein System, als einen „Kosmos" betrachten, in welchem eben so viel Gesetzmäßigkeit, Harmonie und Uebereinstimmung herrscht, als in dem großen Kosmos der Natur. Aber in dieser Sphäre ist Alles noch Stückwerk; wir sehen vereinzelte, abgebrochene, mißleitete Bestrebungen durcheinander tummeln, denen der gemeinsame Plan und die gemeinsame Richtung fehlt, und die wirklich „guten" Menschen und Bestrebungen sind selten. Die Menschheit ist ihrer Natur nach ein organisches Ganze, durch dieselben Fähigkeiten und Be-

dürfnisse bestimmt, dieselben Zwecke hervorzubringen, und in der Uebereinstimmung dieser Bestrebungen und Zwecke die Befriedigung zu finden, welche die Bedingung jedes menschlichen Glückes ist. Wir haben gesehen, daß das Gute eine relative Kategorie ist, eine Wechselwirkung zwischen zwei entgegengesetzten Verhältnissen, die Wechselwirkung und Uebereinstimmung zwischen vernünftigen Mitteln und vernünftigen Zwecken, d. h. solchen Zwecken, die in d r Natur des Menschen liegen, in den Zwecken der Menschlichkeit und Humanität. Dieses Streben zur Humanität, diese moralische Kraft, welche im sittlichen Leben eben so allgemein wirkt, wie die Elektrizität oder irgend eine andere Kraft in der Natur, bezieht sich zunächst auf den Menschen selbst, und stellt sich als vernünftiger, naturgemäßer Egoismus oder besser gesagt, Individualismus dar; dann bezieht sie sich auf die Gattung, die Menschheit, in welcher der einzelne Mensch seine Individualität realisirt, und seinen eigentlichen Begriff erfaßt, den Begriff der Menschlichkeit. Dies sind die beiden Pole, zwischen denen sich menschliches Leben und Streben bewegt, erstens das individuelle Sich in sich selbst zurückziehen, die Ausprägung des Selbstbewußtseins, die Sonderprägung des Charakters, die eigensinnige Negation fremder Bestimmungen, — und zweitens das Streben zum Ganzen, das Angehören zur Familie, zur Gattung, zur Gemeinde, zum Volke, zum Staate, endlich zur Menschheit, der Beruf, die Politik, das sociale Verhältniß, der Patriotismus, die Freiheitsliebe, die Humanität. Wenn beide Richtungen klar und rein im Menschen vertreten sind, und die natürliche Stärke haben, dann kann man denselben gut nennen; er wird dann ebenso seine eigene Persönlichkeit, wie den Begriff der Menschheit repräsentiren. Individuelle Freiheit und Unterordnung unter die allgemeinen Zwecke der Menschheit, dies sind die beiden Grenzpunkte des menschlichen Strebens, und zwischen beiden liegt eine weite, große Welt voll Streben und Erfolgen, aber auch von Halbheiten und Fehlern. Im Staatsleben sehen wir diese beiden Prinzipien mit der größten Schärfe auf einander stoßen; das System des Despotismus und das der Volkssouverainität, der Centralisation und der Dezentralisation kämpft mit einander, und alle politischen Erschütterungen lassen sich mehr oder weniger auf diesen Gegensatz zurückführen. Aber auch in jedes Menschen Brust kämpfen, wie am Himmelsgewölbe droben, die Centripetalkraft mit der Centrifugalkraft mit einander, und nur, wo beide im richtigen Verhältniß zu einander stehen, sieht man eine regelmäßige, normale Laufbahn. In unseren Tagen freilich scheint die Centripetalkraft das Uebergewicht zu bekommen; der Egoismus steht in keiner Beziehung zur Humanität; die Menschheit scheint ihren Zusammenhang aufgeben und sich in Atome auflösen zu wollen. Aber wir sehen vielleicht bald eine revolutionäre Zeit kommen, welche den Gegensatz wiederherstellt, und die allgemeinen Leidenschaften und Bestrebungen heraufbeschwört, über denen der einzelne Mensch sein eigenes Ich vergißt.

Gewöhnlich finden wir, daß wo das individuelle Selbstbewußtsein sich sehr lebhaft und entwickelt zeigt, daß da auch die allgemeinen Bestrebungen des Menschen bedeutend vertreten sind. Die Humanität, die im Menschen selbst enthalten ist, muß auch nach Außen zum Ausbruch kommen. Fühlt sich Jemand wirklich als Mensch, so wird er auch menschlich handeln. Es läßt sich das Verhältniß zwischen Egoismus und Humanität nicht auf künstliche Weise reguliren, weder auf sociale, noch auf politische Weise, wenn nicht die Humanität selbst vorhanden ist. Der humane Mensch stellt in jedem Augenblicke seines Lebens die Uebereinstimmung zwischen seinem persönlichen Selbstbewußtsein, seinem Egoismus und den allgemeinen Zwecken der Menschheit her, und in dieser Uebereinstimmung sieht er seine Freiheit. Wo aber diese Uebereinstimmung und die Grundlage derselben, die Humanität, nicht vorhanden ist, wird immer ein Widerstreit der Leidenschaften und Bestrebungen entstehen, weil dieselben kein gemeinschaftliches Centrum und keine gemeinsame Richtung haben, und sich selbst unter einander im Wege liegen. Das Zerfahrene und Widerspruchsvolle des amerikanischen Lebens z.B., das Hetzen und Treiben und Drängen, das wir in allen Kreisen des hiesigen Lebens finden, und das den Amerikanern den freilich trügerischen Schein gibt, die thätigste aller Nationen zu sein, — diese Erscheinung ist eben in dem Mangel an Humanität begründet, aus dem wir uns die meisten Erscheinungen des amerikanischen Lebens erklären können. Es fehlt der gemeinsame Mittelpunkt der Bestrebungen, der gemeinsame Zweck, um den sich die verschiedenen Thätigkeiten gruppiren; der Eine strebt dahin, der Andere dorthin, und anstatt daß selbst die egoistischen Bestrebungen dem öffentlichen Wohle und humanen Zwecken dienten, werden in diesem Lande die öffentlichen Angelegenheiten und nationalen Interessen selbst zu egoistischen Zwecken verwendet. Es ist ein Irrthum, wenn man in den politischen Einrichtungen der Ver. Staaten die einzelnen Mängel des socialen Lebens begründet findet; es ist sogar wenigstens ein halber Irrthum, wenn man das Institut der Sklaverei für die Demoralisation und Corruption des amerikanischen Lebens verantwortlich macht; die Sklaverei, wie alle andern Uebel des amerikanischen Lebens, stammen vielmehr aus dem Mangel an Humanität, aus dem einseitigen, bornirten Egoismus, welcher in der Luft dieses Landes zu liegen scheint, und sich dem Eingewanderten, wie dem Eingeborenen mittheilt. Man nennt die Amerikaner so oft eine „praktische" Nation, aber wenn wir das zweideutige Wort praktisch mit dem deutlicheren Ausdruck zweckmäßig bezeichnen, so werden wir dies Prädikat wohl nicht überall auf amerikanische Zustände anwenden können. Der Zweck aller menschlichen Bestrebungen ist die Menschlichkeit; die Freiheit des Individuums und das Zusammenwirken aller freien Thätigkeiten zu gemeinsamem Ziele, dies sind die beiden Seiten zweckmäßiger menschlicher Thätigkeit, und die Menschheit ist nur dann

„gut", wenn diese Uebereinstimmung hergestellt oder doch wenigstens erstrebt wird.

Die Menschheit geht auch in dieser Beziehung, trotz scheinbarer Rückschritte voran. Die Interessen der einzelnen Völker, Staaten und Individuen associren sich immer mehr und mehr, und der Egoismus bekommt immer mehr und mehr ein humanes Gepräge. Schon sind wir dem Gedanken einer Weltpolitik und Weltrepublik nahe; mehr noch, wie Eisenbahnen und Telegraphen, werden die Völker durch übereinstimmende Ideen und Interessen verbunden. Der Gedanke der Menschheit als eines großen Bundes freier Individuen, den zuerst das Christenthum theoretisch proclamirte, scheint in unseren Tagen dem allgemeinen Verständniß immer näher zu kommen, und wenn einmal dieser große Gedanke begriffen ist, wird der Tag seiner Ausführung nicht mehr ferne sein.

Wahr, schön und gut, diese drei Eigenschaften, welche die alten Griechen schon in ihrem kleinen Nationalleben nach Kräften entwickelten, sollen sich jetzt im großen Leben der Menschheit offenbaren. Seit jenen Tagen des Aristoteles und Platon hat sich das Reich der Wahrheit unendlich vermehrt; das Reich des Schönen hat sich mit vielen neuen Kunstformen bereichert; auch die Praxis der Idee hat einen weiten Umfang genommen; di Civ lisation hat sich der materiellen Interessen und Bestrebungen bemächtigt; die Sitte geht veredelnd und mildernd dem Gesetze voraus, und die historischen Reste früherer Barbarei werden dem erwachenden Selbstbewußtsein der Völker jeden Tag unerträglicher. Wir können mit Vertrauen der weiteren Entwickelung der Menschheit entgegensehen, indem wir uns darauf verlassen, daß die Humanität die Natur des Menschen ist, daß die Wissenschaft dem Menschen die Erkenntniß dieser seiner Natur gibt, daß die Kunst die wahre, gute Natur gegenständlich macht, und uns zeigt, wie groß, schön und gut das Menschengeschlecht leben kann, wenn es nur den Eigenschaften, Anlagen und Bedürfnissen seiner eigenen Natur nachkommen will.

Zur Neuenburger Frage.

Jeder, der die Stadt Genf und ihre liebenswürdige Bevölkerung näher kennen gelernt hat, wird sich noch wohl eines Greises erinnern, der mit hastigen und geschäftigen Schritten über die Brücken und durch die Gassen eilte, und die zahlreichen Grüße der ihm Begegnenden mit einem freundlichen Kopfnicken erwiderte. Das ehrwürdige Aeußere dieses Grei-

ses mußte Jeden auf ihn aufmerksam machen; dieser Kopf, mit dem grauen Haare und weißen Barte, voll Energie und doch voll Wohlwollen, hätte einem Maler zum Modelle als Apostelkopf dienen können. Und der Mann war auch ein Apostel, ein Apostel der Humanität. Immer war er im Dienste der Humanität beschäftigt, ob er in seinem Berufe als Arzt die Hütten der Armen besuchte, ob er im großen Rathe seiner Vaterstadt die Grundsätze der Freiheit vertrat, oder ob er den deutschen, französischen und italienischen Flüchtlingen, die sich damals zahlreich in Genf aufhielten, mit Rath und That beistand: — er war immer derselbe, ein Mann nach dem Herzen Fenelon's, von einer Herzensgüte, welche alle Täuschungen des Lebens nicht brechen konnten. Rössinger*, — dies ist ein Name, den alle, die ihn kennen, verehren, — stand in Verein mit Galeer an der Spitze der radikalen Partei in Genf, der wahrhaft radikalen Partei, im Gegensatz zu dem offiziellen Scheinradikalismus von James Fazy und seiner Regierungsclique. Der ganze frische, junge Schlag der Genfer Bevölkerung folgte diesen beiden bewährten Führern, und hätte nicht ein Schlagfluß dem Leben Galeer's ein Ende gemacht, es wäre vielleicht in den heutigen Verwickelungen die ganze schweizerische Politik eine andere.

Denn Rössinger und Galeer, die beiden Ehrenbürger der Stadt Genf, denen hauptsächlich die Befreiung der Stadt Rousseau's von dem aristokratisch-patrizischen Joche zu danken war, mit ihrem Anhange in der Societe mutuelle in dem radikalen St. Gervais [der Genfer Kleinseite], waren entschiedene Gegner der Neutralitäts- und Nichteinmischungspolitik, welche in der That nichts anders ist, wie eine Unterjochung unter die Herrschaft der Großmächte. Diese Partei in Genf und die sogenannte Snell'sche Schule in Bern, aus welcher Niggeler, Stämpfli und die anderen Führer der Berner Radikalen hervorgingen, standen schroff dem Furrer Druey'schen Systeme der Neutralität entgegen, und betrachteten die kleinen Fragen schweizerischer Politik in Verbindung mit den großen Fragen europäischer Entwickelung. Dies war die eigentliche Demokratie in der Schweiz, welche den Bestand der schweizerischen Freiheit und Unabhängigkeit weder in den europäischen Verträgen, noch in der vermeintlichen Uneinnehmbarkeit des gebirgigen Landes, noch in den Erinnerungen an Wilhelm Tell und Morgarten, sondern allein in den demokratischen Ideen begründet fand, welche die Schweiz nicht von der Theilnahme an der europäischen Entwickelung und von der Mitleidenschaft mit den Geschicken der Nachbarvölker ausgeschlossen wissen wollte, welche mit einem Worte dem großen demokratischen Grundsatze der Völkersolidarität huldigte. Die jetzige Lage der Schweiz beweist, wie sehr diese Leute und diese Partei Recht hatten, wenn sie der neutralen Schweiz die Unterjochung unter die europäische Diplomatie profezeiten; wenn sie behaupteten, daß nur durch einen

wirklich revolutionären Freimuth die Selbstständigkeit und Integrität der Schweiz geschützt und erhalten werden könne.

Wir haben den Namen Rössinger's an die Spitze dieses Kapitels gesetzt, weil das Schicksal dieses Mannes sehr bezeichnend für den heutigen Stand der Neuenburger Frage und die preußischen Anmaßungen ist. Rössinger ist ein Neuenburger von Geburt und betheiligte sich an einem republikanischen Aufstande, der in dem ehemaligen Fürstenthume in Folge der Julirevolution stattfand. Der Mann hat dafür sieben, sage sieben Jahre lang in den Kasematten der rheinischen Festung Wesel als Staatsgefangener der schlimmsten Kategorie sitzen müssen. Und heute verlangt die preußische Regierung die sofortige Freilassung der Neuenburger Gefangenen? Möge sich der Bundesrath an das Schicksal Rössingers erinnern, ehe er dem Pourtales und seinen Genossen die Thüren des Kerkers öffnet.

So ungerecht es auch in der Welt zuzugehen und so wenig Vernunft und Gerechtigkeit auch in den Ereignissen der letzten Jahre zu liegen scheint: die Nemesis, welche in den Ereignissen waltet, tritt deutlich hervor, und wir sehen in großen historischen Begebenheiten den alten Spruch: „Und jede Schuld rächt sich auf Erden". Die kleinliche Politik der Schweiz in den Revolutionsjahren, der spießbürgerliche, philisterhafte Geist, der da meinte, sich von den europäischen Geschicken ausschließen zu können, die Bereitwilligkeit der schweizerischen Behörden, die polizeilichen Handlangerdienste für die nachbarlichen Despoten zu thun: überhaupt die ganze Politik seit dem Sonderbundskriege bringt jetzt ein Resultat hervor, welches jeder unbefangene Mensch schon vor Jahren vorhersehen konnte: die Contrerevolution Europa's greift bis zum letzten Anfange der Revolution, bis zum Sonderbundskriege zurück, und vernichtet den letzten Hort constitutioneller Freiheit in Europa. Wir sehen an diesen und ähnlichen Begebenheiten die Regelmäßigkeit und Sicherheit, womit die politischen Ereignisse sich vollziehen; die Zerstörung der eidgenössischen Verfassung (welche während des zweiten Friedenscongresses in Paris um so gewisser beschlossen werden wird, als diesem Congresse von der Diplomatie gar kein anderer Zweck gesetzt ist,) wird den Schluß jener langen Reihe von Contrerevolutionen bilden, welche, gleich den Leichensteinen an den Landstraßen der alten Römer, den Weg der Weltgeschichte in den letzten Jahren bezeichnet haben. Hoffen wir, daß damit die Contrerevolution nicht nur ihr Ziel, sondern auch ihr Ende erreicht habe, und einer neuen Sphäre der Entwickelung Platz mache.

Die Stellung der Schweiz, den Anmaßungen Preußens gegenüber noch eine feste und sichere, wird sich sehr verändern, falls eine Collektivnote des Congresses dieselbe zur Nachgiebigkeit auffordert. Sie wird diesem Andringen folgen; wir zweifeln nicht im Geringsten daran. Die Großmächte

haben in der Schweiz zu viele Verbündete, die Jesuiten, die Patrizier und die große Bourgeoisie, welche schon zulange den Tag der Katastrophe herbeigesehnt haben, als daß der Bundesrath sich auf das Volk verlassen und zum Aeußersten schreiten könnte. Wird er dies thun, so fällt er, mit der eidgenössischen Verfassung zusammen, als ein Opfer der gemeinsamen Anstrengungen äußerer Invasion und innerer Sonderbündelei. Die Wahl in Freiburg, wo die jesuitische Partei fast alle Wahldistrikte erobert hat, ist ein sehr bezeichnendes Faktum. Sieht der Bundesrath den Boden unter sich wanken, so wird er sich zurückziehen; dies ist der wahrscheinlschste Fall, den wir annehmen können, denn wir dürfen von Leuten, wie Stämpfli, Fornerod u. A. nicht erwarten, daß sie die Rechte des Königs von Preußen auf Neuenburg anerkennen. In keinem Falle werden sich die Großmächte damit begnügen, diese Rechte anerkannt zu sehen; ist dies nur die Handhabe, um die ganze Schweiz aus den Angeln zu heben. Man wird die republikanischen Institutionen der Schweiz so modifiziren, daß dieselbe, ähnlich wie unsere deutschen „freien Reichsstädte" nur einen gründlichen Ekel gegen die republikanische Regierungsform erwecken. Man hat Veranlassungen genug, gegen die Schweiz mißtrauisch zu sein. Stämpfli, ein rother Republikaner, ist Bundespräsident; Klapka und andere Flüchtlinge erfreuen sich in der Schweiz einer hervorragenden Stellung; Carl Vogt, der ehemalige „Reichsregent" ist Mitglied des eidgenössischen Ständerathes für den Kanton Genf; — die Universität und polytechnische Schule in Zürich wimmelt von verbannten Gelehrten, wie Moleschott, Temme, Semmler u. A., welche das Licht der Wissenschaft nicht mehr unter den Scheffel pfäffischer Intole anz stellen. Man muß nur sehen, wie die deutschen und französischen Zeitungen, voran naturlich die „Augsburger Allgemeine", schüren und hetzen gegen die Presse, gegen die Flüchtlinge, gegen die Universitäten der Schweiz; wie die Schweiz dargestellt wird von dieser Presse als unterjocht von einer terroroistischen Faction von Ausländern; — wie die Brüsseler Zeitung „le Nord", das Organ der russischen Intriguen, die Schweiz als einen Widerspruch mit der ganzen europäischen Ordnung bezeichnet, wie der französische „Moniteur" halboffizielle Warnungen gegen die Halsstarrigkeit der Schweiz bringt! In der That, man müßte wenig von der Vergangenheit und den Tendenzen der Jesuitenpartei, welche jetzt überall herrscht, in Paris sowohl, wie in Rom, in Berlin sowohl, wie in Wien, wissen, wollte man an dem Schicksale der Schweiz noch zweifeln. Wie? Während Frankreich hinter 1789 zurückgegangen ist, während Preußen die Wöllner'sche Periode wiederholt nnd Oesterreich sogar die Tage von Canossa wieder in's Leben ruft, — glaubt da die Schweiz, daß sie auf dem Jahre 1848 stehen bleiben kann? Wer möchte sich solchen Illusionen hingeben?

Wir, von unserem Standpunkte aus, sind gar nicht unzufrieden mit

dieser letzten Phase der europäischen Contrerevolution. Ebenso wenig, wie wir den Untergang eines Individuums bedauern, das, in bornirter Selbstsucht befangen, der Menschheit und der Humanität nichts nütze war, und von dem der Dichter sagt:

„Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will,
Gehört den Elementen an:“

ebenso wenig werden wir den Niedergang eines Volkes bedauern, das sich von den großen Kämpfen der Menschheit freiwillig ausgeschlossen hat und eine „Neutralität“ in dem großen Kampfe der modernen Weltanschauung mit den mittelalterlichen Ueberlieferungen behauptet. Im Angesichte einer glorreichen Vergangenheit, welche den Namen Schweiz und Freiheit gleichbedeutend gemacht hat, stark durch natürliche Vertheidigungsmittel, durch ein wehrhaftes Volk und durch die republikanischen Institutionen, über die Treulosigkeit und Feindseligkeit der europäischen Despoten durch die Erfahrung belehrt: wie konnte die Schweiz thatenlos die großen Tage des Kampfes vorübergehen lassen, als Deutschland, Italien, Frankreich die revolutionäre Fahne erhoben hatten, und nur ein fester Vereinigungspunkt der Freiheitsbestrebungen nothwendig war, um den Despotismus für immer aus dem Sattel zu heben? Die offizielle Schweiz wagte damals nicht, sich ihres „manifest destiny“ zu erinnern, eine Reihe bitterer Demüthigungen von Seiten Oesterreichs und Frankreichs war die nächste Folge davon, bis daß jetzt die Schweiz auf eine nachdrückliche Weise daran erinnert wird, daß es keine „Neutralität“ im Leben der Völker und in der Entwickelung der Menschheit gibt, und daß, wenn auch die Schweiz sich nicht an den Bestrebungen der Freiheit betheiligen wollte, daß sie doch jetzt unter den Schlägen des Despotismus leiden muß. Möge dieses Beispiel allen Völkern, namentlich auch der Union, eine Warnung sein.

Uebrigens erwarten wir von den diplomatischen und militärischen Schritten gegen die Schweiz den Anfang einer neuen politischen Entwickelung für Europa. Die Schweiz ist im unterdrückten Zustande, unter der Herrschaft französischer und preußischer Bajonette, der allgemeinen Freiheit Europa's viel nützlicher, als in dem Zustande einer halben und eingebildeten Freiheit; die Despoten werden die Schweiz zu ihrer Pflicht z w i n g e n; in dieser Erwartung sehen wir mit Spannung dem weitern Verlaufe der Dinge entgegen.

Zwischen drei Welttheilen.

(Von Eduard Dorsch.)

(Fortsetzung)

III.

Wo ist die Scholle, die von Menschenblut,
Von Brudermord noch nicht besudelt war?
Ach! kaum ein Tropfen dieser Meeresfluth!
Selbst jene Felsenküste, nackt und baar,
Verklärt jetzt in des Abends Purpurgluth,
Sah still verröcheln manche Kriegerschaar,
Und viele schlafen unter die'en Wogen,
Die einst zum Sieg mit Oktavian gezogen.

Hier kämpften Ost und West, Antonius
Mit Oktavian, es galt die halbe Welt;
Antonius verlor um einen Kuß
Kleopatra's, was ersiegt als Held.
Hier schloßen asiatischer Genuß
Und Wollust seiner Thaten reiches Feld.
Hier wartete des Führers, des entfloh'nen,
Das treue Heer, der Wächter seiner Kronen.

Doch, Aktium, vorbei! Kap Leukas winkt!
Manch glühend Menschenherz sah es verbluten.
Wo purpurn jetzt die Sonne niedersinkt,
Löscht' Sapho einst des heißen Herzens Gluthen;
Ihr Stern, der hell am Dichterhimmel blinkt,
Ging unter hier in diesen blauen Fluthen,
Und heiter lächelnd grüßet nur Selene
Das Grab der Sängerin von Mytilene.

Reicht denn der Haß nicht hin, uns zu erschlagen,
Muß auch die Liebe noch die Welt veröden?
Ward denn in alten und in neuen Tagen
Der Zwietracht Hand gelähmt von vielem Tödten,
Daß wir, wenn freudig uns're Pulse schlagen
Wenn sanfte Triebe uns're Wangen röthen,
Das süße Saitenspiel zertrümmern müssen,
Und sterben, statt zu schwelgen unter Küssen?

O Phaon, Sapho's felszerschellte Leier,
Die mit dem liebewarmen Herzen brach,
Der lesb'schen Schwalbe hehre Todtenfeier,
Singt heute noch von deines Mannes Schmach,
Indeß ihr Flammenlied nur um so freier,
Nur um so heiliger zur Nachwelt sprach;
Denn paart ein Dichter Liebesgluth und Eis,
Gibt er den Lachern deinen Namen preis. —

Und hier ist Ithaka! Die Wogen wälzen
Vom Fuß des Neriton in Majestät
Sich um den thurmgekrönten Rabenfelsen,
In dessen Schutz sich stolz manch Segel bläht.
Wie ein Flug Reiher mit gestreckten Hälsen
Im feuchten Moor nach frischer Beute späht,
So späh'n hier die latein'schen Brigantinen
Nach süßer Fracht von Oel, Wein und Rosinen.

Verhallt ist Festgelag und Kampfestosen,
Vergessen längst der rohen Freier Schwarm,
Verwelkt Penelope's bräutliche Rosen,
In Staub verweht des frommen Dulders Arm.
Hier kämpfen jetzt nur trunkene Matrosen,
Und pochen Herzen auch noch liebeswarm,
So findet doch kein Dichter hier auf's Neue
Bei einem Weibe zwanzigjähr'ge Treue.

Drum lass't mich preisen einen andern Namen
Auf dieser sonnengoldumspielten Bucht;
Er färbt mit Roth die Wangen schöner Damen,
Und nur der Türke ist es, der ihm flucht.
Don Juan d'Austria! Aus deutschem Samen!
Daher stammt wohl der mächt'gen Streiche Wucht,
Mit denen Türkenschädel er gespalten,
Als bei Lepanto seine Wimpel wallten.

Ha, wie Don Juan's Streiche richtig trafen!
Wie Keiner sich umsonst verlor im Leeren!
Wie floh der Halbmond scheu nach sichrem Hafen,
Und ließ dem Kreuz des Tages reiche Ehren!
Wie jauchzten da fünftausend Christensklaven,
Befreit vom Ruder türkischer Galeeren!
Für lange Zeit ward hier des Türken ledig
Der Löwe von Leon und von Venedig.

Und wiederum ein Schlachtfeld seh' ich liegen,
Dort, Missolunghi ist's, noch in Ruinen;
Hier sprachen Griechen: „Sterben oder siegen!"
Und sprengten selbst die angelegten Minen.
Ob jetzt auch frei des Friedens Fahnen fliegen,
Noch liegt der Ernst des Kampfes auf den Mienen
Der Stadt, als kündeten die Trauerboten
Erst jetzt den Tod des tapfern Sulioten.

Auch dein Herz, Byron, ist hier still gestanden,
Hier liegt's begraben unter hartem Stein;
Du halfst den Griechen rütteln an den Banden,
Du setztest selbst dein heilig Leben ein;

Der Weltschmerz, den du trugst in allen Landen,
Hier löst' er sich in letzter Todespein,
Hier hat der Lorbeer auf dem Dichterhaupt
Sich mit der Freiheit Eichenkranz umlaubt.

Ruh' sanft, wo du gekämpft, wo du gestritten,
O Dichterherz, deß Größe nie verstanden,
Vom eignen Volk, vom herzlos kalten Briten; —
Die Pilger kommen ja aus allen Landen,
Zu knien, wo du gedichtet und ge itten,
Und Seelen, die den Schmerz mit dir empfanden,
Errichten dir im Herzen Mausoleen,
Die länger als das steinerne hier stehen.

Und noch ein Schlachtfeld will ich flüchtig grüßen,
Wo Nestor's Söhne einst die Götter lobten
Und Opfer legten zu Poseidon's Füßen.
Hier suchte Telemach den vielerprobten
Odysseus, ihm die Heimfahrt zu versüßen;
Hier war's, wo alte Griechenkämpfe tobten,
Hier trieb zur Schlacht Athen und Lacedämon
Der Herrschsucht Geist, der wahre Kakedämon.

O altes Pylos, jetzo Navarin,
Wie liegst du friedlich, fern von Streit und Kampf!
Und gold'ne Wolken streichen d'rüber hin,
Als hätte nie getrübt sie Pulverdampf,
Und doch sah'n deine Hügel Heere zieh'n
Und wiederhallten wild von Roßgestampf,
Und deines Hafens wunde Felsen künden:
Hier sprang der Tod aus tausend Feuerschlünden!

Und weiterhin, kaum sind es wen'ge Meilen,
Liegt Modon, einst Methone; Philipp schrieb
Hier seinen ersten Sieg mit blut'gen Zeilen
In's Denkbuch der Athener. Manch ein Hieb,
Den keine Heilkunst je vermag zu heilen,
Ward ausgetheilt, als, wie ein mächt'ger Dieb,
Miaulis hier mit seiner kleinen Rotte
Schlug die gewaltige ägypt'sche Flotte.

Doch nun genug des ew'gen Kampfgewühles!
Der Dichter lechzt nach Liebe und nach Frieden,
Nach dem Genuß des weichen Seidenpfühles,
Nach weichen Armen leis ihn zu umfrieden.
Wie nach dem heißen Sommertag ein kühles
Nachtlüftchen den erquickt, dem es beschieden,
So stürz' ich von der schlachtumtosten Küste
Mich, o Korinth, an deine vollen Brüste.

IV.

Non cuivis homini contingit adire Co

Laß rings die Welt in Schutt und Trümmern liegen!
Was kümmert heute mich der alte Wust?
Ich seh' im Nachtwind deine Locken fliegen
Und küsse trunken deine weiße Brust.
Heut' will ich nur in deinem Arm mich wiegen,
Heut' will ich schwelgen in Korinth'scher Lust,
O Tochter Hella's! fülle reich den Becher
Mit Purpurwein dem übermüth'gen Zecher!

Diogenes, entstiegen seiner Tonne,
Und in Laidions duft'gen Schoos geschmiegt,
Träum' ich mich heut. Ich misse nicht die Sonne,
Sie ist es ja, die mir am Busen liegt,
Die mich erfüllt mit nie geahnter Wonne
Und des Gedankens Ernst in mir besiegt;
Sie lehrt verstehen mich die Lieder Sapho's,
Und die Mysterien des Hains von Paphos.

O pyth'scher Gott, ruh' sanft und lang im Schoos
Der Thetis, deine Schwester leuchtet mir;
Des Dichterunmuths und der Sorge los
Schweif' ich in Aphroditens Lustrevier,
Mein Bett ihr Tempel, überdeckt von Moos,
Die Schönheit meines Mädchens einz'ge Zier;
Ihr Kuß, süß wie die Lippen der Kamönen,
Weckt neu in mir den Gottesdienst des Schönen.

Wär' ich Apelles, o du süßes Weib,
In welche Farb' sollt' ich den Pinsel tauchen,
Um deinen lieben, göttergleichen Leib
Rein auf die starre Leinwand hinzuhauchen?
O schrecke nicht zusammen, Freundin, bleib'!
Laß meine Seele selig untertauchen
In deiner Formen Reinheit, daß die träge
Sie sich für ewig in's Gedächtniß präge!

Um's Haupt laß dir die Epheuranke schlingen! —
— Du küssest wild, wie eine der Mänaden,
Die uns den heitern Dyonisos bringen,
Und tanzend sich im Rebenblute baden. —
So laß denn auch dein Tamburin erklingen,
Laß uns zur Lust die ganze Menschheit laden,
Und zu des alten Hellas ew'gen Ruhm
Beleben neu das schöne Heidenthum!

Zwar sind der Götter Tempel längst zerfallen,
Doch schwebt ihr Geist noch über den Ruinen,

Ihr heil'ger Odem weht noch durch die Hallen
Und uns're gläub'gen Seelen opfern ihnen;
Komm, laß uns zum gebrochnen Altar wallen,
Das freud'ge Herz wird uns als Priester dienen,
Der Wein als Opfer; diesen ersten Becher
Leer' ich dir, Dionysos, Sorgenbrecher!

Und der Orange goldner Feuerball
Sei dir geweiht, o Pan; das schöne Rund,
Ein Sinnbild ist es mir vom Weltenall,
Und macht mir manch ein ernst Geheimniß kund.
Dir aber, Kypris, opfert dein Vasall
Den heißen Kuß auf Liebchens rothen Mund;
An deutscher Brust die griechische Hetäre
Errichten wir die dauernden Altäre.

Was birgst du hinter schwarzen Wolkenflören,
O Artemis, dein strahlend Angesicht?
Willst du nicht unsre Liebesschwüre hören?
Mißgönnst du uns dein stilles Zauberlicht?
O komm hervor! der Liebe abzuschwören
Vermögen selbst die ew'gen Götter nicht:
Entymion schläft; im Traum ruft dich sein Mund,
O komm und küss' sein sehnend Herz gesund!

Historische Darstellung der Entwickelung der medizinischen Facultät zu Wien.

(Nach der Augsburger Allgemeinen Zeitung.)

Bemerkung der Redaktion.

Wir geben diese kurze Scizze der Wiener medizinischen Fakultät nicht nur im Interesse derjenigen, welcher dieser Anstalt ihre Ausbildung verdanken, sondern um zu zeigen, wie der Kampf zwischen Jesuitismus und Wissenschaft, welcher gegenwärtig durch das Conkordat wieder in ein neues Stadium getreten ist, bis tief in das Mittelalter hineinreicht.

„Von den zahlreichen wissenschaftlichen Festgaben, welche bei Gelegenheit der jüngsten Naturforscherversammlung an die Mitglieder derselben vertheilt wurden, erscheint uns namentlich die „historische Darstellung der Entwickelung der medicinischen Facultät zu Wien" von allgemeinem Interesse. Es wurde diese Denkschrift im Auftrag des Doctoren-Collegiums

von dem eremitirten Decan der Facultät Hrn. Dr. Josef Schneller eigens für den erwähnten Gelehrten-Congreß ausgearbeitet, und nur in einer beschränkten Anzahl von Exemplaren vertheilt. Dieselbe beginnt mit der Gründung der Wiener Universität durch die Urenkel Rudolphs von Habsburg, zu dem Zweck, wie es in der am 12. März 1365 unterzeichneten Stiftungsurkunde heißt: „Damit die menschliche Vernunft und Bescheidenheit aufnehme und wachse, und das Licht göttlicher Weisheit die Herzen der Menschen erleuchte und befruchte." Im Julius desselben Jahres starb jedoch in der Blüthe seines Alters Herzog Rudolf der Stifter, und es blieb nun dessen Nachfolger Albert III vorbehalten, ins Leben zu rufen, was der erlauchte Bruder begonnen hatte. Es gab in der Universität vier, noch heutzutage bestehende Facultäten und vier Nationen. *) Die ersten Statuten der vier Facultäten, und die Approbirung derselben durch die von der Universität besonders hierzu bestimmten Abgeordneten, datiren vom 1. April 1389. In den vom Jahre 1399 bis in die neueste Zeit mit großer Genauigkeit geführten „Actis Decanatus" geschieht im Jahr 1401 zum erstenmal anatomischer Demonstrationen Erwähnung, die acht Tage hindurch im Stadtkrankenhause an einer männlichen Leiche vom Magister Galeatus de S. Sophia aus Padua gehalten wurden, und welchen sowohl die Doctoren, als auch die Scholaren beiwohnten. **) Weibliche Leichen wurden erst vom Jahr 1452 an zum anatomischen Unterricht benützt. Durch die innige Beziehung, in der zu jener Epoche die medicinische Facultät zum öffentlichen Sanitätswesen trat, und durch die zweckmäßige Regelung und strengere Ueberwachung derselben, welche aus dieser Beziehung hervorging, wurde unzweifelhaft der erste Grund zu der noch heute als Muster geltenden Medicinalgesetzgebung Oesterreichs gelegt. Schon damals [1457] gab es eine Pharmakopöe und eine bindende Arzneitaxe, sowie eine Vorschrift zur Regelung des Gifthandels. Durch den Tod des den Wissenschaften so holden Kaisers Maximilian I. sowie durch die zu jener Zeit (1519) herrschenden Kriege, Seuchen und religiösen Wirren, gegen welche sich die Universität schon ihres klerikalen, katholischen Charakters wegen nicht indifferent verhalten konnte, erlitt dieselbe harte Schläge. Die nächste Folge aller dieser Ereignisse war eine außerordentliche Abnahme in der Frequenz der Universität, welche im Jahre 1502 bereits 8000 Scholaren zählte. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, wo der Protestantismus gleichfalls in den österreichischen Landen immer mehr Anhänger

*) Die österreichische, rheinische, ungarische und sächsische.

**) Im Jahre 1440 wurde der Körper eines mit dem Strange hingerichteten Diebes zur Zergliederung überbracht, der sich jedoch als scheintodt erwies, und, durch die Bemühungen der Aerzte wieder zum Leben gebracht, mit höherer Genehmigung frei gelassen wurde; ein ähnlicher merkwürdiger Fall ereignete sich 1492, wo ein Gehenkter durch einen an der Cephalica gemachten Aderlaß und andere Mittel wieder belebt wurde.

gewann, wurde auch die Wiener Universität von der neuen Lehre der Art eingenommen, daß dreizehn Jahre hindurch kein Doctor der Theologie promovirt, Protestanten zu Rectoren gewählt wurden, und Protestanten Mitglieder des Universitäts-Consistoriums waren. Unter Rudolf II jedoch und nachdem Melchior Klezl Kanzler der Universität geworden war, schritt man mit Kraft gegen diese neue Strömung ein, und es wurden die Mittel dagegen bald in dem damals gestifteten Orden der Gesellschaft Jesu gefunden. Mittelst Decrets des Erzherzogs Carl, als Stellvertreter des Landesfürsten, erhielten die Jesuiten im Jahre 1570 die Bewilligung über artistische und theologische Gegenstände gleichsam für die Universität gültig vortragen zu dürfen. Die Bitten der Universität bei Kaiser Maximilian II im Jahr 1573 um Abschaffung der Jesuiten wurden zwar nicht bewilligt, dagegen letztere zu einigen Restrictionen verhalten. Gleichwohl war 1588 die Zahl der Schüler bei den Jesuiten ungleich größer, als an der Universität, indem jene sich mit großer Rührigkeit benahmen, die Zahl der Vortragsstunden vermehrten, Repetitionen hielten, und dadurch bewirkten, daß ihre Schüler in der Hälfte der gewöhnlichen Universitätszeit die Studien absolvirt hatten. Dazu kamen noch insbesondere die sehr spärlichen Einkünfte der Universität, die ihr wohl angewiesen, aber oft gar nicht, oder erst nach endlosen Schreibereien ausbezahlt wurden, während die Väter der Gesellschaft Jesu über mehr als hinlängliche Geldmittel zu verfügen hatten. Die Unordnung der Universität wuchs mit jedem Tage, so daß 1617 nothgedrungen eine Art Vereinigung der Universität mit den Jesuiten zu Stande kam, die indeß bald wieder aufgelöst wurde, bis endlich im Jahr 1623 unter Kaiser Ferdinand II die sogenannte Sanctio pragmatica erschien, nämlich eine Transaction zwischen dem kais. Commissär, der Universität und den Jesuiten, in welcher an die Stelle der philosophischen und theologischen Facultät [wenn auch nicht nominell, doch factisch] das Jesuitencollegium trat, der Rector desselben in's Consistorium kam, und somit den Vätern der Gesellschaft Jesu ein maßgebender Einfluß auf die Universitätsverhältnisse eingeräumt wurde. Gegen Ende des 17ten Jahrhunderts hatte das Wirken der Jesuiten bereits die höchste Blüthe erreicht, so daß die Universität in Bezug auf ihre Frequenz stark an die Zeiten Maximilians I erinnerte. Wenn es ihnen indeß auch gelungen war, den religiösen Geist zu wecken und zu erhalten, so erschien dagegen der Gewinn, den die Wissenschaft aus ihren Bestrebungen gezogen hatte, im Vergleich mit den großartigen Mitteln, über welche sie geboten, ein um so geringerer, indem ihre Thätigkeit einen blos mittheilenden und wenig schöpferischen Charakter trug. Nachdem unter Leopold I im Jahr 1687 ein wiederholter Reformversuch gemacht worden war, der eben nur ein Versuch blieb, überreichte die Universität im Jahre 1725 unter Karl VI neuerdings Reformvorschläge, deren Resultat die Unterstellung der Wirksam-

keit der Jesuiten unter die Controle des Staates war. Denn mit der Zeit hatten die Mitglieder der Gesellschaft Jesu immer mehr Terrain gegenüber der Staatsgewalt gewonnen, und auch ihre Lehre war nicht frei von Mängeln geblieben. Die Jesuiten legten nämlich auf das Memoriren ein allzugroßes Gewicht; sie hiengen in Bezug auf die classischen Studien gleich den Humanisten des fünfzehnten Jahrhunderts mehr der rein grammatischen Auffassung an, und indem sie die alten Sprachen den Bedürfnissen der neueren Zeit anzupassen suchten, vernachläßigten sie das Studium der Muttersprache. Im Jahr 1735 erhielt der landesfürstliche Superintendent im Universitätsconsistorium ein entscheidendes Votum, und zugleich die Leitung des ganzen Studienwesens. Während dieser ganzen Uebergangsperiode leisteten die Facultäten zu verschiedenenmalen nicht unbeträchtliche Kriegsbeiträge, und zeichneten sich [wie schon 1529 gegen die Türken und 1619 gegen Thurn und Bethlen Gabor] im Jahr 1645 gegen die Schweden, 1683 gegen die Türken und 1704 gegen die Heere Rakoczy's durch persönlichen Kriegsdienst ihrer Glieder auf das ruhmwürdigste aus. Die Universität stellte [1683] drei Compagnien in der Stärke von 700 Mann aus den Studirenden zur Besatzung, welche den damaligen Rector magnificus Dr Laurenz Grüner, Domherrn der Wiener Diöcese, zum Obersten, und den berühmten Med. Dr. Sorbait zum Obristwachtmeister hatten. Diese Abtheilung der Besatzung vertheidigte die Ravelins bei dem Kärnthner-, Schotten- und Neuen Thor, und that Wunder der Tapferkeit. Als wissenschaftliche Corporation hingegen konnte sich die medicinische Facultät unter solchen Umständen keiner besondern Blüthe erfreuen, und beim Regierungsantritt der großen Kaiserin befand sich die Universität in Folge der Nichtberücksichtigung der von ihr wiederholt beantragten Reformen und durch Unzulänglichkeit ihrer Mittel in einem Zustand traurigen Darniederliegens. In diese Zeit [1749] fällt die Berufung Gerhard v. Swieten's, der mit einer Fülle von Kenntnissen ein großes, organisatorisches Talent verband, und zugleich das Glück hatte, seine mitunter tief ins Mark der Universität einschneidenden reformatorischen Vorschläge durch den festen Willen Maria Theresia's unverzüglich in Ausführung gebracht zu sehen. Mit Verordnung vom 12. März 1754 wurde die Schuldforderung an das Aerar als abgethan betrachtet, das gestiftete Einkommen incamerirt, und 1756 der Universität das Universitätsgebaude mittelst Ueberreichung der Schlüssel an den Rector feierlich übergeben. Bei der nunmehr ausgesprochenen Tendenz, die Universität als reine Staatsanstalt zu betrachten, konnte in ihr kein heterogenes Element mehr geduldet werden, und es wurde der Einfluß der Jesuiten wesentlich geschmälert, bis endlich 1773 die durch Clemens XIV decretirte Aufhebung des Ordens einer organisirten Wirksamkeit desselben an der Universität völlig ein Ende machte. Unter van Swieten begann der Glanz der Wiener medicinischen Schule.

Ein Jahrhundert hindurch waren es Männer wie de Haen, Stoll, Peter Frank, Valentin v. Hildenbrand u. s. w., welche hier am Krankenbett lehrten, Generationen von Aerzten bildeten, und zu Aposteln ihrer Doctrin in der ganzen civilisirten Welt machten. Im Jahr 1797, als abermals der Feind die Hauptstadt bedrohte, wurde dem allgemeinen Aufgebot, die Waffen gegen denselben zu ergreifen, auch von der Universität mit solcher Begeisterung Folge geleistet, daß auf den Ruf des damaligen Rectors, des kais. Leibarztes Dr. Josef Frhrn. v. Guarin, mehr als 1000 Studenten sich unter die Fahnen stellten, und durch die reichlichen Geldbeiträge der Doctoren anständig erhalten werden konnten. Wir übergehen aus Mangel an Raum Decennien, in welchen die rastlosen Forschungen und hingebenden Leistungen ausgezeichneter Männer den Weg bahnten zu jenem gewaltigen Umschwung der Medicin in der neuesten Zeit, und gelangen nun zu der hochwichtigen Epoche, wo unter dem Decanate Feuchterslebens [1847] die medicinische Facultät eine neue Grundlage zu erhalten im Begriff stand, als die inhaltsschweren Ereignisse des Jahres 1818 auch hier hemmend in den Weg traten. Am meisten eingreifend in die Gestaltung der Wiener Universität war das provisorische Gesetz vom 27. Sept. 1849 über die Organisation der akademischen Behörden, welches unter ausdrücklicher Anerkennung der Universitäten zu Wien und Prag als Gemeinschaften, die seit nahe einem halben Jahrtausend einheitlichen und ungetheilten Facultäten in zwei Theile auflöste, nämlich in das Lehrercollegium (ehemaliger Lehrkörper) und das Doctorencollegium (ehemalige Facultät). Jedes Collegium hat seinen Vorstand, den Decan, welche gemeinschaftlich mit den Prodecanen der Lehrercollegien und den noch von früher her fungirenden Senioren der Facultäten, sowie dem Kanzler, als Vertreter der kirchlich corporativen Interessen das Universitätsconsistorium bilden und den Rector wählen. Die neue Organisation förderte zugleich wesentlich die wissenschaftliche Thätigkeit; ein leitender Ausschuß aus 9 Mitgliedern wurde gewählt, und von dem Tag (22. Mai 1850) wo die erste wissenschaftliche Plenarversammlung stattfand, bis Julius d. J. wurden bereits 74 solche Versammlungen und mehr als 200 Vorträge aus sämmtlichen Fächern der Heilkunde gehalten. Vier medicinische Zeitschriften erscheinen gegenwärtig in Wien und verkunden der wissenschaftlichen Welt die unermüdlichen Forschungen und schönen Resultate der Wiener medicinischen Facultät, deren Entwicklungsgeschichte wir hier im Auszug gegeben, und deren Ruhm weit über die Grenzen des Kaiserstaats hinausreicht.

Streiflichter aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Deutschland.

Wir sind gewöhnt, einen Unterschied zu machen zwischen der Entwickelung der öffentlichen Verhältnisse in Deutschland, der politischen Zustände und des positiven Rechtes und zwischen der Entwickelung der Wissenschaften und Künste, denen wir um so mehr Achtung, Anerkennung und Verehrung zollen, je weniger wird durch den Zustand der öffentlichen Verhältnisse befriedigt werden. Wenn wir in den politischen Zuständen Deutschlands überall Rückschritt, Unfähigkeit und Stagnation sehen, und wirklich in einem Anfluge von Verzweiflung diesen Zuständen den Rücken wenden, so suchen wir das Gebiet wissenschaftlicher und künstlerischer Bestrebungen auf, um hier uns über die Schlechtigkeit der Zeit zu trösten, und uns das Vertrauen zur Menschheit, den Glauben an die ewige Vervollkommnungsfähigkeit derselben und die Hoffnung auf die Zukunft zu erhalten. Die Verehrung, die jeder Deutsche, der seines Namens und seiner Sprache werth ist, den Wissenschaften, Künsten und ihren Vertretern zollt, wächst namentlich in Amerika noch durch die Entfernung und Entbehrung; mit einem wahren Heimweh denken wir an die künstlerischen und wissenschaftlichen Genüsse der alten Heimath zurück, mit denen es uns geht, wie mit Allem, was wir verloren haben; erst nachdem wir es verloren haben, kommt uns der ganze Werth desselben zum Bewußtsein. Gerade durch diese Verfassung des Gemüthes indessen gerathen wir leicht auf Uebertreibungen, Abwege und Illusionen, und geben den wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen der alten Heimath mehr Credit, als der factische Zustand derselben rechtfertigt. Bei näherer Betrachtung sehen wir, daß es durchaus irrig ist, einen diametralen Gegensatz zwischen den Aeußerungen der politischen und der wissenschaftlich-künstlerischen Welt ziehen zu wollen; auch auf dem Gebiete der Wissenschaften und Künste ist der rückschreitende, in sich unwahre, heuchlerische Geist zu bemerken, den wir in der Politik der Staatsstreiche und Verfassungsumwälzungen finden, dieselbe Impotenz, welche nicht fähig ist, ein großes, entscheidendes Ereigniß hervorzubringen, dieselbe Furcht vor der endlichen Entscheidung, welche den status quo in der Politik mühsam aufrecht hält. Wie in der Politik, so flickt man auch in den Wissenschaften und Künsten; alte Irrthümer in der Philosophie und anderen Wissenschaften, alte Mißbräuche in der Kunst sucht man, gleich den alten gothischen Kirchen und den alten mittelalterlichen Staatsverfassungen zu repariren, und der frische, revolutionäre Sinn scheint ebenso gut aus der Wissenschaft, wie aus der Politik verschwunden zu sein.

Allerdings ist es noch nicht so weit gekommen, wie einer der Koryphäen der Münchener Universität, der Leibarzt des Königs von Baiern, Herr von Ringeis erklärte, daß die Wissenschaft wieder umkehren und wie-

der katholisch werden müsse; die Wissenschaft ist noch nie katholisch gewesen und wird es nie werden. Aber an der Universität München sucht wirklich dieselbe Romantik sich der Wissenschaft zu bemächtigen, welche schon längst von den Hallen und Tempeln der Musen Besitz genommen hat. Auf dem Gebiete der staatsrechtlichen und juridischen Wissenschaften war in München schon längst die Romantik angebahnt; Rohmer, Bluntschli, (Letzterer besonders durch sein Oppositionswerk zum Rotteck — Welcker'schen Staatslexikon) hatten mit einem anderen schweizerischen Apostaten, dem Berliner Professor Keller einen Wettstreit in der Aufstellung reaktionärer staatsrechtlicher Dogmen angefangen, in welchen die schönsten Blüthen deutscher Servilität mit wissenschaftlichen Phrasen umkleidet wurden. Aber nicht nur dieses Gebiet, das zunächst einer Ueberwachung und Beeinflussung durch die weltliche Autorität bedurfte; selbst die Naturwissenschaft wurde demselben Einflusse unterworfen; selbst ein Liebig mußte sich dazu hergeben, die noch immer offenstehende wissenschaftliche Frage zwischen Materialismus und Idealismus im Sinne der kirchlichen Reaktion und der mittelalterlichen Romantik zu lösen. Die Art und Weise, wie Liebig gegen die Moleschott'sche Schule auftrat, wird gewiß nicht nur von den entschiedenen Anhängern der letzteren Richtung gemißbilligt werden, sondern von jedem Freunde der Wahrheit und Wissenschaft überhaupt. Aehnlich, wie König Ludwig einen Kreis von Hofpoeten und Hofkünstlern um sich zog, welche die heilige und ewige Kunst den Launen des königlichen Lüstlings anpaßten, hat jetzt König Max einen Kreis von Gelehrten um sich gezogen, mit denen er seine „Abendunterhaltungen" pflegt, welche die Wissenschaft ihm zur Hofspeise ästhetisch zurichten und jesuitisch mundgerecht machen müssen. Ein sonderbares Volk, die Könige heutiger Zeit! Sie sind mit ihren Mätressen und Jagdhunden nicht mehr zufrieden, sie wollen sich auch mit Gelehrten und Künstlern amüsiren. Um zu zeigen, wie sonderbar und sich widersprechend sich die Wissenschaft in dieser höfisch-ultramontanen Sphäre ausnimmt, lassen wir einen Auszug aus einer Rede des Geheimenraths Freiherrn von Thiersch folgen, der als Vorstand der „Akademie der Wissenschaften" am 28. November, dem Geburtstage des Königs über „das Verhältniß der Wissenschaft zur Wahrheit" sprach.

„Kaum wird auf diesem Standpunkte gerade jetzt ein Gegenstand von ernsterer Bedeutung sich darbieten, als die Frage nach dem Verhältniß der Wissenschaft zur Wahrheit, von welchem ihr Verhältniß zu den höchsten Gütern und selbst zur Religion wesentlich bedingt wird. Ein alter Spruch sagt, die Wahrheit sei unfindbar, und wäre sie zu finden, so wäre sie nicht mittheilbar. Würde diesem Ausspruch Geltung zuerkannt, so wäre durch ihn die Wissenschaft als solche aufgehoben, und was sich für sie ausgäbe, wäre Schein oder Trug. Wir haben es erlebt, daß auch in unsern Tagen eine solche Behauptung sich an das Licht ge-

wagt und ihre Kinder bis zur Verdammung aller Wissenschaft geführt hat. Vor allem gilt es ein Doppeltes zu unterscheiden: das Gebiet göttlicher und natürlicher Dinge. Allerdings ist dem Menschen nicht gegeben, das Geheimniß des göttlichen Wesens, das Verhältniß Gottes zu der Natur und das Ziel der Menschheit mit eigenem Vermögen zu ergründen und in unantastbaren Formeln auszudrücken. Die Kunde davon, welche das Gemüth noch dringender begehrt als der Verstand, kommt uns aus höherer Quelle. Es ist die Offenbarung und die Annahme derselben, der Glaube. Darum aber ist die Wissenschaft von dieser Sphäre nicht ausgeschlossen. Ihr fallen die Urkunden der Offenbarung, die Kenntniß ihrer Sprachen, die Feststellung und Deutung ihres Inhalts und dessen Reinhaltung von Irrthümern anheim, welche sich der heiligen Ueberlieferung aus den Vorstellungen des Alterthums von creatürlichen und dämonischen Dingen gesellt, und den Aberglauben mehr als einmal bis zu Wahn und Thaten des Fanatismus gedrängt haben. Ein Jeder weiß, welche große Verdienste besonders die Naturwissenschaft sich in dieser Hinsicht um das menschliche Geschlecht und um die Religion selbst erworben hat. Auch das Streben, zu dem Wesen der Offenbarung vorzudringen und es in den Bereich menschlichen Verstehens überzuführen, ist hier nicht ausgeschlossen. Denn was sind die in dieser Richtung auftretenden Systeme anders als Versuche geistiger Befriedigung für diejenigen, welchen die Einfachheit der Offenbarung nicht genügt, oder welche die Stillung ihres Wissensdurstes anderswo als im Glauben zu suchen sich bestimmt fühlen? Man kann die Richtung beklagen, in welcher das Recht des Verstandes dem Bedürfniß des Gemüths vorangestellt wird; man hat das Recht, sie mit allen ehrlichen Waffen des Geistes zu bekämpfen, aber man darf ihre Berechtigung nicht in Zweifel ziehen, ohne dem Wahn zu verfallen, daß der Glaube könne geboten und der Unglaube müsse bestraft werden. Treten wir auf das Gebiet der creatürlichen Dinge, so ist auch auf ihm die Wahrheit nicht unfindbar. Zwar wird sie nicht unmittelbar oder ganz enthüllt, noch wird sie in bestimmten Aussprüchen der Annahme dargeboten, aber sie ist ausgedrückt in den ewigen und unveränderlichen Gesetzen, nach denen Werden und Denken sich zu Natur und Geist entfalten, und in diesen beiden großen Thatsachen zu ihrer Ergründung mit unwiderstehlicher Gewalt auffordern. Statt der Offenbarung und des Glaubens sind Forschung und Wissen in das creatürliche Gebiet maßgebend eingetreten, ohne den Nexus zu lösen, durch welchen beide Sphären innerlich verbunden sind. Zugleich stellt sich dabei das Verhältniß der Wissenschaft zur Wahrheit als ein festes und deutlich erkennbares hervor. Die Wahrheit ist das Eine und Einfache, was der Natur und dem Geiste als Wesen zu Grunde liegt, durch die Form als Schönheit zur Erscheinung kommt, und in der Durchdringung von Wesen und Form als das Gute sich kundgibt. „Und Gott sah an",

sagt die Genesis, „alles, was er gemacht hatte, und siehe es war sehr gut.“ Die Wissenschaft ist das Viele und Mannichfache. Jedes Gesetz der Natur und des Geistes, jede Eigenschaft und Frucht von beiden liefert der Beobachtung und Forschung den Stoff des Wissens, durch dessen Ordnung und Gliederung Wissenschaften gebildet werden.“

Aus diesen und ähnlichen Erklärungen unserer offiziellen Gelehrten sehen wir, mit welcher Feigheit dieselben gegen die Uebergeiffe der pfäffischen Unduldsamkeit ankämpfen, wie sie gern die größte und reichste Sphäre der Wissenschaft, auf welcher die Erkenntniß der Wahrheit am nothwendigsten und lohnendsten ist, dem religiösen Glauben überlassen, um nur die kleine Weide ihres Wissens behaglich abweiden zu können. Daß gerade diese Sorte der Servilität sich in den höchsten Kreisen der Wissenschaft vorfindet, dies wirft nicht nur auf die betreffenden Personen, sondern auch auf die Art und Weise des wissenschaftlichen Strebens selbst ein helles Licht.

Wir sehen, daß unter diesen Umständen in Deutschland der eigentliche wissenschaftliche Streit der Gegenwart, der Streit zwischen Materialismus und Idealismus, nicht auf das Terrain gelangen kann, auf dem allein eine wissenschaftliche Lösung möglich ist, auf dem Terrain rein wissenschaftlicher Forschung. Die Religion sucht sich in die Kluft, welche sich unter den Leuten der Wissenschaft erhoben hat, einzuklammern, und die Wissenschaft noch mehr aus einander zu sprengen, als dies bis jetzt schon geschehen ist.

Da wir einmal bei diesem Gegenstande sind, wollen wir die religiösen Reden und Betrachtungen von Moritz Carriere“ *) erwähnen, in denen dasselbe Thema in der bekannten, ästhetisirenden, geistreichen, aber unwissenschaftlichen und systemlosen Weise des Verfassers behandelt wird. Daß dieses Buch in dieser gegen die Philosophie so gleichgültigen Zeit schon eine zweite Auflage erlebt hat, muß uns besonders aufmerksam auf dasselbe machen. Carriere eifert sowohl gegen den Rückfall in die theologische Unwissenheit früherer Tage, als gegen den einseitigen Materialismus der Gegenwart, und gegen „die sich so nennenden Empiriker, die Alles auf die Materie gründen, für die Thatsachen des bleibenden Selbstbewußtseins und Charakters, für die Thatsachen der Willensfreiheit, des Gewissens und der auf die selbstständige Entscheidungskraft des sittlichen Geistes gegründeten bürgerlichen Ordnung entweder gar kein Auge haben, oder dieselbe zu läugnen oder hinwegzusophistisiren, anstatt Angesichts derselben den eigenen Irrthum einzusehen, und zu gewahren, wie ungenügend ihre Hypothese des Materialismus ist, um die wirkliche Welt zu verstehen.“

Wir theilen folgenden Satz aus Carriere's Reden, mit, der für dieje-

*] Religiöse Reden und Betrachtungen von M. Carriere 2. Auflage, Leipzig 1856.

nigen Leser der „Atlantis", welche an dem Streite zwischen Idealismus und Materialismus Theil genommen haben, vielleicht interessant sein wird.

„Man läugnet die Selbstbestimmung des Willens, weil man sie nicht aus dem Stoffwechsel erklären kann; und doch ist sie Erfahrungsthatsache der ganzen Menschheit, der Grund aller Lebensansichten und Lebensordnungen, der Grund der Geschichte. Das Selbstbewußtsein hat man noch nicht geläugnet, vermuthlich weil die Materialisten nicht wissen, daß es von Selbstbestimmung untrennbar ist, indem das Ich und Selbst gerade sich als das Thätige und Herrschende von seinen Gedanken und Bildern unterscheidet, vermuthlich weil die Materialisten gar nicht die Schwierigkeit, vielmehr Unmöglichkeit, einsehen, aus vielen von einander unabhängigen Atomen eine Einheit, und zwar aus beständig wechselnden materiellen Atomen eine bleibende, sich selbst empfindende und erfassende geistige Einheit hervorgehen zu lassen. So beruht der Materialismus weder auf Erfahrungen, denn er steht mit solchen in Widerspruch, noch auf Experimenten, denn er hat keine für seine Lehren angestellt; noch auf Vernunftgründen, denn diese sprechen bis jetzt gegen ihn, sondern er gehört in das Gebiet der leeren Hypothesen und dreisten Behauptungen, und sein Umsichgreifen ist ein Zeichen von Schlaffheit und Denkfaulheit, für den von höherer Warte die Zeit Betrachtenden die Kehrseite zu dem forcirten Sichanklammern an die Dogmen des sechzehnten Jahrhunderts und dem furchtgepeitschten Haß gegen das freie Denken."

Die in dem Schluß bezeichnete Partei sieht Carriere ihrerseits „in ein Aeußerstes verrannt, von dem aus Männer, welche man bis vor Kurzem für Mystiker und Schwärmer erachtete, ein Hamann, ein Lavater, verworfen werden müssen, ein Schleiermacher und Neander der Verkennung nicht entgehen." Hamann habe gesagt, daß alles Hangen am Buchstaben Lamadienst sei, daß wir in unserm Gewissen den Geist Gottes haben und vernehmen, daß Vernunft und Schrift die gleiche Sprache Gottes seien. Lavater: die theologische Rechtgläubigkeit möge man ihm absprechen, wenn man ihm nur die biblische lasse, und er werde es nie zu verantworten haben, daß er anders dachte, als Athanasius oder Calvin. Solche und ähnliche Ansichten wolle man aber heutzutage zum Verbrechen machen, und reize dadurch nothwendig jede freie Denkweise gegen sich auf."

Im Widerspruch gegen beide Richtungen erklärt der Verfasser: „Man kann keine Kluft zwischen der Theologie und der Natur- und Geschichtswissenschaft befestigen, noch annehmen, es könne etwas in der einen wahr, in der andern falsch sein; es gilt eine neue Ineinanderarbeitung und wechselseitige Durchdringung dieser Geistessphären, und wem die sittlichen Interessen der Menschheit und das Wohl des Volks am Herzen liegen, der wird in dem Ringe nach Versöhnung und Harmonie der getrennten Glie-

der und Kräfte sich betheiligen. . . . Ein Kirchenvater hat gesagt, daß die Juden das Gesetz, die Griechen die Philosophie gehabt; wir wollen den Juden unter uns das Gesetz und die semitische Ausdrucksweise nicht nehmen, aber die Griechen unter uns werden sich auch das ureigene Denken und Forschen, und die Sprache des Begriffs, das Erbtheil Japhets, nicht rauben lassen."

Es ist bezeichnend fur den Charakter der Wissenschaft, dies Widerstreben gegen die religiösen Anmaßungen der Gegenwart zu beobachten, aber anstatt, daß die Wissenschaft und ihre Männer kühn der Religion den Fehdehandschuh hinwerfen, oder vielmehr direkt an die Kritik und endliche Negation der Religion gehen sollten, reicht man wieder das Sammetpfötchen hin, spricht von „innerer Durchdringung der Religion mit der Wissenschaft", von der „höheren Einheit Beider", die noch kein Mensch gesehen hat, noch sehen wird, und dergleichen Träumereien mehr. Wann wird es dahin kommen, daß auf jedem Titelblatte eines wissenschaftlichen Buches das Wort ungläubig steht; wann wird die Wissenschaft zu dem ihr gebührenden Stolze gekommen sein, daß sie jede Spur von Religiosität von sich ablehnt? Die Wissenschaft ist an und für sich und ihrem innersten Wesen nach Unglaube, indem sie auf Erkenntniß beruht und mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln den Glauben verbietet und zerstört. Dies wissen die Leute der Wissenschaft allerdings auch, aber die Wissenschaft hat heutzutage keinen Muth mehr, die Wahrheit zu sagen. Das Coquettiren der Wissenschaft mit der Religion, welches wir überall in den offiziellen wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands bemerken, gibt am Ende einen deutlicheren Beweis von dem Verfalle der öffentlichen Moral und von dem Rückgange der Civilisation, als das rücksichtslose Auftreten der Jesuiten und Pietisten selbst.

Die deutsche Philosophie scheint ganz in dem Kampfe gegen den Materialismus aufzugehen. Dies beweist uns unter Anderem auch das Buch von Immanuel Hermann Fichte *) (wenn wir nicht irren, einem Neffen des großen Philosophen), welcher bei seiner „Lehre von der menschlichen Seele" sich auf die Beobachtungen der Physiologen zu stützen vorgibt, aber immer und immer wieder auf den Dualismus zwischen Leib und Seele zurückkommt. Wir wollen hier seine Definition des Lebensprozesses und seine Unterscheidung des „inneren und äußeren Leibes der Seele", (fürwahr eine seltsame Unterscheidung) mit wenigen Worten zitiren, um zu zeigen, in welcher Verlegenheit und Rathlosigkeit sich die heutige Philosophie befindet, und welchen Widersprüchen sie in die Arme fällt.

*) Die Lehre von der menschlichen Seele. Neu begründet auf naturwissenschaftlichem Wege für Naturforscher, Seelenärzte und wissenschaftlich Gebildete überhaupt von H. J. Fichte.

„Was man sonst als einfachen Lebensprozeß zu bezeichnen pflegte, zerfällt vielmehr in eine fast unbestimmbare Reihe originaler und eigenthümlicher Prozesse, aus deren Zusammenstimmung das Ganze erwächst. Räumlich über den ganzen Organismus vertheilt und zweckmäßig geordnet, erzeugen sie als gemeinsames Produkt den äußern Leib, der bei dem unablässigen Stoffwechsel, welcher darin stattfindet, seine Einheit und Haltung daher nicht in diesen Stoffen, auch nicht in den einzelnen Prozessen, sondern lediglich in jener durch alle diese Prozesse hindurch waltenden harmonisirenden Macht finden kann. Dieser jedoch muß ein orientirendes Urbild des Organismus gegenwärtig sein, nachdem sie, wiewohl bewußtlos und unwillkührlich alle jene einzelnen Prozesse in einander berechnet und so die gelungene Summe des Ganzen zieht. Nicht blos symbolisch daher, sondern nur der empirischen Sachlage entsprechend, haben die Physiologen von einer innern Lebensrechnung über Einnahme und Ausgabe gesprochen, die stets im Gleichgewicht bleiben müsse, wenn sich der Organismus gesund erhalten solle. Denn jeder Augenblick erzeugt ihm neue unerwartete Aufgaben; das organische Leben besteht in dem beständigen Kampf eines individuellen, eigengearteten Lebens gegen die unvorhergesehenen Zufälle, welche von innen und von außen unaufhörlich ihm zubereitet werden, und ohne eine individuelle Geschicklichkeit im Bekämpfen derselben würde es ohnmächtig und wehrlos sein. Wer dies in seiner Bedeutung erwägt, der kann sich unmöglich mehr mit der hergebrachten, unendlich oft nachgesprochenen, aber niemals gründlich erwogenen Vorstellung von fertigen Gesetzen, von einer wohl eingerichteten Maschinerie des Organismus und dergleichen Genüge thun. Dieselbe ist nicht falsch, aber sie ist unvollständig, und darum irre führend. Sie vergißt das wesentliche Element, das individualisirende. Keinerlei allgemeine Formel oder äußerliche Veranstaltung reicht aus, um das Leben des Individuums in seinem eigenthümlichen Bestande zu erklären. Und wenn wir dem Organismus eine Vorsehung, einen instinctiv sitzenden Genius eingebildet finden mußten, so sind dieselben abermals nicht als bloß allgemeine Kräfte zu denken. Das höchste Wunder des organischen Lebens besteht nicht darin, daß es überhaupt nur mit höchster Weisheit eingerichtet sei, sondern daß diese Weisheit, diese Vorsehung nicht eine über ihm schwebende, gleich allgemeinen Naturkräften, sondern ihm eingepflanzte und innewohnende sei — eben seine Seele selbst."

Uns scheint es viel vortheilhafter, daß man von diesen allgemeinen Fragen der Philosophie, von denen wir mit aller Bestimmtheit wissen, daß wir die positiven Materialien zu ihrer Beantwortung noch nicht besitzen, absieht, und die einzelnen Disciplinen der Philosophie selbstständig und auf Grund ihres eigenen Materiales behandelt, als daß man immer nach dem letzten Grunde der Dinge sucht, wo die einzige Quelle der Erkenntniß, die Erfahrung, uns verläßt. Die deutsche Philosophie hat einen Sokrates

nothwendig, der dieselbe vom Himmel herunterholt und auf die Erde zurück bringt. Ethik, Politik, Rechtswissenschaft, Aesthetik u. s. w. dies sind Disciplinen, welche wir auch ohne Beantwortung der oben erwähnten Grundfragen wissenschaftlich behandeln können, und deren Behandlung sowohl das wissenschaftliche wie das praktische Bedürfniß der Gegenwart erfordert. Die Materialien zu diesen Wissenschaften besitzen wir in Hülle und Fülle; die allgemeinen Gesetze können daraus mit aller Sicherheit und Bestimmtheit entwickelt werden; diese Wissenschaften sind aus dem Leben entstanden, und wirken auf das Leben zurück und bilden den dankbarsten Stoff für die wissenschaftlichen Bestrebungen der Gegenwart.

Als eine treffliche Arbeit in dieser Beziehung nennen wir die „ästhetischen Forschungen von Adolf Zeising *), ein Buch, zu dessen Empfehlung wir nur zu sagen haben, daß es in die Fußtapfen der Vischer'schen Bestrebungen tritt, obgleich es in manchen wesentlichen Einzelheiten und Eintheilungen sich von dem Systeme dieses berühmten Aesthetikers unterscheidet. Zeising betrachtet sein Werk als „einen Versuch, das Schöne mehr, als es bis jetzt geschehen, auch nach der Art und Weise der naturwissenschaftlichen Auffassung zu betrachten, und den in räumlichen und zeitlichen Verhältnissen, in stofflichen und formellen Bedingungen wurzelnden Ursachen, nachzuspüren, aus denen die verschiedenartigen ästhetischen Wirkungen der realen Erscheinungen hervorgehen." Wir bedauern, daß wir an dieser Stelle nur die allgemeinsten Eintheilungen und Bestimmungen des Verfassers angeben können. Derselbe unterscheidet drei Hauptarten des Schönen, das Reinschöne, das Komische, das Tragische; im Gebiete des Reinschönen unterscheidet er das Würdige, Edle, Gefällige; im Komischen das Possierliche, drs Ergötzliche, das Burleske; im Tragischen das Rührende, Pathetische, Dämonische. Ueberhaupt ist das Buch Zeising's ein streng systemathisches, vielleicht zu systematisch, um in den Kreisen der Künstler und Diplomaten selbst populär zu werden, aber gerade die Aesthetik ist eine Wissenschaft der strengsten Regeln und Gesetze, bei deren Behandlung man selbst die größte Regelmäßigkeit einhalten muß. Der Verfasser unterscheidet die Künste in Uebereinstimmung mit der Unterscheidung der Hauptarten des Schönen in bildende, tonische und mimische Künste; in makrokosmische, mikrokosmische und historische. Unter den bildenden Künsten versteht er Architektur, Sculptur und Malerei; unter den tonischen Instrumentalmusik, Gesang, Poesie; unter den mimischen Tanzkunst, Pantomimik, Schauspielkunst. Als makrokosmische stellt er zusammen: Architektur, Instrumentalmusik, Tanzkunst, als mikrokosmische: Sculptur, Gesang, Pantomimik, als historische: Malerei, Poesie, Schauspielkunst. Wir glauben, daß dieser etwas gezwungenen Ein-

*] Aesthetische Forschungen vor Adolf Zeising, Frankfurt bei Meidinger.

theilung gegenüber die Vischer'sche immer noch in ihrem Recht bleiben wird, die Eintheilung in bildende Kunst, Musik, Poesie; die erste wird unterschieden in Architektur, Sculptur Malerei; die zweite in Instrumentalmusik, Vocalmusik, Oper, die dritte in Epos, Lyrik, Drama. Wir denken, daß diese altbergebrachte Eintheilung der Künste vollständig genüge.

Das Ziesig'sche Buch ist trotz aller philosophiichen Strenge in warmem, begeisterten Tone geschrieben; jeder Kunst wird ihr besonderer Werth und ihre besondere Schönheit nachgewiesen, und mit Recht derjenigen Kunst die höchste Stelle zuerkannt, welche sich des vollendetsten Mittels, Geist und Gedanken auszudrücken, der Sprache, bedient, nämlich der Dichtkunst und dem Drama.

Wir könnten von dem Zeisig'schen Buche Veranlassung nehmen, zu den künstlerischen Bestrebungen, welche aus Deutschland berichtet werden, überzugehen, und einige der neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Belletristik und Dramatik zu besprechen. Da uns aber der Raum fehlt, müssen wir diese Besprechung auf die nächste Nummer verschieden, und wollen diesmal mit einigen Bemerkungen über die allgemeine Richtung der Zeit schließen. Wenn wir über den geistigen Zustand Deutschlands berichten wollen, so dürfen wir die Vorgänge auf kirchlichem Gebiete, welche gegenwärtig die öffentliche Aufmerksamkeit in Deutschland vorzugsweise beschäftigen, nicht übergehen, so langweilig und eckelerregend auch der Anblick dieser Zustände und Vorgänge sein mag. Man kann die Fäulniß des ganzen gegenwärtigen Deutschlands nicht besser schildern, als wenn man einen Blick auf die kirchlichen Zustände wirft; hier tritt uns das Misere, das sich in der Politik hinter erborgtem Prunk und Schein versteckt, das in der Wissenschaft zu sophistischen Streitigkeiten Zuflucht nimmt, und auf künstlerischem Gebiete trotz allem Aufwand von äußerm Glanze sich als die vollständigste Impotenz erweist, in der deutlichsten, offenkundigsten und deßhalb auch unverschämtesten Form hervor, und gibt uns das hauptsächlichste Material zur Beurtheilung der Culturzustände dieses Jahrhunderts. Die reaktionären Bestrebungen auf protestantischem Gebiete, wie sie namentlich in Preußen und Baiern hervortreten, erregen viel mehr Aufmerksamkeit und Entrüstung, wie selbst die ultramontanen Bestrebungen des Katholizismus mit dem österreichischen Conkordat an der Spitze. Während man der katholischen Hierarchie und den katholischen Großmächten es schon nachsehen kann, wenn sie zum Aeußersten greifen, um der immer mächtiger werdenden Wissenschaft und Civilisation entgegenzutreten, da eben dieser Widerstand die historische Bestimmung des Katholizismus ist; so sieht man in den reaktionären, jesuitischen Bestrebungen auf protestantischem Gebiete nichts, als eine große Lüge und innere Unwahrheit, welche den Widerspruch, der in der Reformation und dem Protestantismus selbst liegt, zum allgemeinen Verständniß bringt.

Diese traurigen Menschen der protestantischen Reaktion, — wenn sie es nur dahin bringen könnte, die rebellische That von Luther und das gottlose Aktenstück des Augsburger Bekenntnisses wieder ungeschehen zu machen; wenn sie sich nur wieder in den Schooß der allein seligmachenden katholischen Kirche zurückbegeben könnten. Nirgend kann man so deutlich die Unmöglichkeit aller Halbheiten, Vermittelungen und Kompromisse sehen, wie bei diesen katholisirenden Bestrebungen des Protestantismus. Das Kompromiß, welches die Reformation zwischen dem christlichen Dogma und der wissenschaftlichen Forschung abschließen wollte, hat sich als eben so trügerisch und illusorisch erwiesen, als das Kompromiß der constitutionellen Monarchie in Europa zwischen Volksrecht und Fürstenrecht oder das Kompromiß zwischen Sklaverei und Freiheit in den Ver. Staaten von Amerika. Dies ist eine Thatsache, die wir mit Befriedigung berichten. Diese lichtfreundlichen, reformatorischen Philister, an deren „gesinnungstüchtiger“ Biederkeit alle Bestrebungen der Revolution scheiterten, diese protestantischen Biedermänner von Augsburg, Nürnberg und anderswo sehen jetzt mit Entsetzen Kirchenzucht, Beichtzwang, geistliche Ehegerichte u. s. w. über sich hereinbrechen; auf der einen Seite stehen die Junker mit der Peitsche, der Patrimonialgerichtsbarkeit und der Steuerfreiheit, auf der andern Seite die Pfaffen mit dem großen und kleinen Banne und dem Beichtzettel: — wer sollte aus der unnahbaren Ferne Amerika's dies Schauspiel nicht mit Vergnügen betrachten? In Deutschland, wo man die politische Bewegung fast widerstandslos niederwarf, scheint die kirchliche Reaktion auf ärgeren Widerstand zu stoßen: in den größeren Städten Baierns regnet es Petitionen über Petitionen gegen die Erlasse des Oberkirchenrathes, und die im Solde der Contrerevolution stehenden Zeitungen, wie die Augsburger Allgemeine Zeitung, erschöpfen sich in den langweiligsten, trivialsten Rechtfertigungen des pietistischen Jesuitismus. Eine Menge religiöser Brochüren und Bücher steigen, wie Pilze, aus der Erde hervor, und man weiß nicht, ob die pro oder contra geschriebenen Bücher den meisten Unsinn enthalten.

Dies ist das Terrain, auf dem unsere großen deutschen Dichter und Schriftsteller, unsere Gutzkow, Laube, Halm, Hackländer, Dingelstedt, Geibel bis zum Wiener Kuranda und Saphir hinunter ackern. Welch eine Literatur auf diesem Boden und unter solcher Pflege aufwachsen muß, kann man sich denken. Ist es unter diesen Umständen ein Wunder, wenn selbst eine Augsburger Allgemeine Zeitung sich darüber beklagt, daß Göthe in Deutschland fast vergessen sei? Oder, soll man sich darüber wundern, wenn ein Schleiden, in der ersten Nummer der Westermann'schen Monatshefte *), welche sich durch solche Aufsätze gewiß dem gegenwärtigen li-

*) Westermann's Illustrirte deutsche Monatshefte, Braunschweig, Oktober 1856.

terarischen Tagescours bestens accomodiren werden wird, folgendes Urtheil über Hegel fällt: „Den tiefen Stand des sinkenden Barometers unserer geistigen Bedeutsamkeit bezeichnet Hegel, von dem die Nachwelt schwer begreifen wird, wie eine Zeit in ihm auch nur eine Spur einer philosophischen Ader hat suchen und finden können." Oder soll man gar erstaunen, wenn ein Prutz, der die Freiheitsideen seiner Jugend in den Tagen der Katastrophe, 1848, für eine Professur an der pietistischen Universität Halle verhandelte, sich jetzt wieder in den Mantel des wohlfeilen Liberalismus zu hüllen sucht, und beim Schillerfeste in Gohlis Reden hält, welche ihm polizeiliche Verwarnungen zuziehen? Oder sollen wir darüber ungehalten sein, wenn ein Herr Dr. Romberg *) uns eine „Rundschau über die Wissenschaften des 19. Jahrhunderts" verspricht, und uns 2 Bändchen voll „Geschichte des europäischen Ordenswesens" bringt. Das europäische Ordenswesen und die Wissenschaften des 19. Jahrhunderts, Prutz und Schiller, Schleiden und Hegel, die „Augsburger Allgemeine" und Göthe, welch ein Commentar zu dem nil admirari des Horaz?

[Fortsetzung folgt.]

Amerikanische Politik.

Gegenwärtig haben wir die Zeit politischer Ferien; die Verhandlungen des zur Zeit in Sitzung versammelten Congresses sind entweder nur Erinnerungen an die verlebte Wahlperiode, — darunter verstehen wir besonders die endlosen Debatten über die Präsidentenbotschaft, für deren Langweiligkeit allerdings hauptsächlich die Letztere verantwortlich ist, — oder Vorbereitungen für den nächsten Kong eß und für die Administrationsperiode Buchanan's. Prophezeiungen, Hoffnungen und Befürchtungen in Betreff dieser Periode wechseln mit einander ab, und statt das positive Material der Politik zu verarbeiten, das gerade gegenwärtig von größtem Interesse ist, beschäftigen sich die Zeitungen mit gegenseitigen Verdächtigungen und Beschuldigungen, welche mehr im Interesse der Partei, als der Wahrheit entstanden sind. Die große Masse des Volkes wendet sich von diesem Treiben gleichgültig ab, und in der That, es ist ein spezielles persönliches oder ein großes humanes Interesse für die Politik nothwendig, um

*) Die Wissenschaften des 19. Jahrhunderts. Eine Rundschau von Dr. J. A. Romberg, Leipzig 1856.

nicht auch in diese Abneigung und Antipathie zu verfallen. Wir können es kaum einem Menschen verdenken, wenn er sich von diesem politischen Treiben wegwendet, weil er hinter allen den mit großem Phrasenaufwande vorgetragenen politischen Bestrebungen nichts, wie ehrgeizige und habsüchtige Interessen findet, die sich nachträglich mit um so größerer Offenheit, Rücksichtslosigkeit, Frechheit geltend machen, je vorsichtiger sie vorher unter dem Deckmantel des allgemeinen Patriotismus verborgen waren. Für uns Deutsche speziell paßt die ganze Art und Weise des politischen „Büsineß" in Amerika schlecht, nicht nur, weil unsere ganze Natur sich gegen diese egoistische Behandlung humaner Fragen und gegen die persönliche Ausbeutung allgemeiner Interessen sträubt, sondern auch, weil wir über kurz oder lang einsehen müssen, daß wir trotz aller der wohlwollenden Phrasen der Aemterjäger vor der Wahl nur als Werkzeuge angesehen wurden, um die Alles vor sich werfende Lawine der Majoritäten hierhin oder dorthin zu rollen. So groß wie die Parteiunterschiede in Amerika auch sind, — in einer Beziehung gibt es keinen Unterschied, nämlich in Beziehung auf die jesuitische Praxis, mit welcher die Führer aller Parteien in Betreff ihrer Mittel handeln, und in Bezug auf den nativistischen Geist, mit dem man um die Stimmen der Adoptivbürger buhlt, ohne ihnen in der That eine vollständige Achtung und Gleichberechtigung zu gönnen. Wie denn überhaupt der Amerikaner seiner ganzen Eigenthümlichkeit nach nicht geeignet ist, dem Nebenmenschen Anerkennung und Gleichberechtigung im humanen Sinne widerfahren zu lassen, weil er seine Stellung immer nach dem Rechte des Stärkeren zu regeln gewohnt ist, so tritt dieser Mangel an Humanität besonders in Bezug auf Racen- und Nationalitätsunterschiede hervor, weil sich hier der Egoismus des Handelsmannes mit dem Nationalstolze des Angelsachsen verbindet. In der That, dürfen wir den Leuten zürnen, die, an der Ehrlichkeit und Festigkeit aller Parteien verzweifelnd, sich gänzlich von der Politik lossagen, und keine Opfer mehr an Zeit, Geld und Aufmerksamkeit in das Danaidenfaß der Parteibestrebungen werfen wollen? Verfolgen wir die politischen Bewegungen des letzten Jahres, welch eine Unmasse überflüssig verschwendeter Kraft sehen wir dort, welch eine Agitation ohne Resultat, welch eine Begeisterung für eine Illusion! Oder war etwa die ganze Sache nicht eine Illusion?

Nachdem die republikanische Partei aus den dringendsten Motiven und Veranlassungen, welche nur jemals eine politische Bewegung hervorgerufen haben, entstanden war, und sich in allen nördlichen Staaten eines überraschenden Erfolges zu erfreuen hatte; nachdem ihr Gegner, die demokratische Partei, mit den äußersten, extremsten Maaßregeln hervorgetreten war, und also auch die extremste Opposition zu gewärtigen hatte; nachdem alle thatsächlichen und rechtlichen Bedingungen gegeben waren, die Bundespolitik zu einem entscheidenden Punkte zu bringen und derselben eine prin-

zipielle Richtung zu geben: da modifizirte die republikanische Partei selbst ihre Politik, suchten neue Kompromisse den alten gebrochenen hinzuzufügen, und gab sich die schärfsten und schneidendsten Waffen aus der Hand. In der Absicht, sich den Erfolg auf jede Weise zu sichern, beschränkte sich die republikanische Partei auf eine blos negative Platform, die Platform der Nichtausdehnung der Sklaverei, und glaubte durch eine schlaffe Toleranz gegen alle andern Tagesfragen und Parteibestrebungen eine Majorität der Volksstimmen um sich zu schaaren. Der Erfolg bewies, daß die Partei hätte kühner, konsequenter, entschiedener sein dürfen, ohne sich um die Sympathien des Volkes zu bringen. Im Gegentheil, die Vorsicht und Versöhnlichkeit, mit welcher die republikanische Partei während der ganzen Wahlbewegung auftrat, lähmte den Enthusiasmus, der nur durch ein kühnes, rücksichtsloses Vorangehen erweckt werden konnte. So wurde die ganze Sache aus einer Volksbewegung eine Parteibewegung mit aller Aemterjägerei, aller Deklamation, allen kleinen egoistischen Motiven, von denen die Politik dieses Jahrhunderts ausschließlich beherrscht zu werden scheint. Das Resultat konnte nicht ausbleiben. Der Anfall der republikanischen Partei gegen alte Vorurtheile und neue Sophistereien, gegen die Macht des Besitzes und des Herkommens, gegen ein wohlorganisirtes Beamtenheer und die ganze Maschinerie der Verwaltung, gegen das große Kapital und die nationale Corruption, war nicht gewaltig und heftig genug, um das ganze alte Gebäude der Politik über den Haufen zu werfen; der Angriff wurde zurückgeschlagen, und diejenige Politik, welche von der öffentlichen Meinung längst verurtheilt und selbst vom Volke schon zwei Jahre vorher verdammt war, erfreute sich einer wenigstens scheinbaren Billigung der Volksstimme.

Was mußte die republikanische Partei im Momente ihrer Niederlage thun? Die Antwort ist einfach und klar. Sie mußte sich, unbesiegbar im Bewußtsein der guten und gerechten Sache, auf ihre Grundsätze zurückziehen, und um so größere prinzipielle Entschiedenheit zeigen, je mehr sie durch eine halbe und unentschiedene Politik vorher eingebüßt hatte. Sie mußte den Trotz und den Eigensinn zeigen, den jeder rechte Mann und jede rechte Sache mit in das Unglück und in die Niederlage hineinnimmt. Sie mußte jetzt erst recht jede Vermittelung mit, jede Annäherung an den siegreichen Gegner verschmähen, besonders, da sie sah, daß der Gegner selbst sich seines Sieges zu fürchten anfing. Sie mußte, mit einem Worte, den Muth eines ehrlichen Mannes einer Räuberbande gegenüber haben.

Da wir nicht vorhaben, eine Anklageschrift gegen die republikanische Partei zu entwerfen, wollen wir nicht in alle Einzelheiten eingehen, die den Rückzug gewisser Fractionen der republikanischen Partei bezeichnen. Wir wollen weder die „New-Yorker Times", noch das Blatt des Skandals und der Verläumdungen, den „New-York Herald" mit der republikanischen Partei

identifiziren. Mag die „Times" mit den Knownothings liebäugeln, mag der „Herald" auch von Buchanan eine mäßige und gerechte Politik erwarten: wir unterscheiden zwischen dem corrupten Charakter der New-Yorker Wallstreet Politik und der republikanischen Partei. Auch wenn wir nach den Neu-England-Staaten blicken, und den Gouvernor Gardner von Massachusetts seine Bannflüche gegen die „fremden barbarischen Horden" schleudern sehen, wollen wir uns noch von einem übereilten Urtheile abhalten lassen. Schlimmer freilich ist schon das Votum der funfzig Republikaner im Kongresse zu Gunsten des Marshall'schen Antrages, eine Revision der Naturalisationsgesetze vorzunehmen; aber auch hier haben wir einen Einwand, indem wir sagen, daß es von denjenigen Repräsentanten, welche zu Gunsten der Verhandlung des Antrages gestimmt haben, noch nicht bewiesen sei, daß sie auch zu Gunsten des Antrages selbst seien. Wir mögen ferner die Vorwürfe, welche unsere demokratischen Gegner gegen die republikanische Partei schleudern, mit der einfachen, verachtungvollen Bemerkung zurückweisen, daß diejenigen, welche in einem gläsernen Hause wohnen, nicht mit Steinen um sich werfen sollen, und daß diejenige Partei, welche mitten im Sumpfe der Corruption sitzt und alle schlechten Elemente der amerikanischen Politik um sich versammelt hat, unmöglich das Recht besitzt, die gegnerische Partei ihrer Unvollkommenheiten und Inconsequenzen wegen anzuklagen. Aber mit allen diesen Einwendungen ist es am Ende doch nicht gethan. Ja, selbst wenn wir auf die westliche Politik blicken, auf Jowa, Ohio, Illinois, Michigan, wo die republikanische Partei den reinen republikanischen Grundsätzen, wenigstens was die öffentlichen Erklärungen und Platformen anbetrifft, treu geblieben ist, so müssen wir uns auch hier wieder die boshafte Frage vorlegen: Ist dies aus republikanischer Gewissenhaftigkeit und Ueberzeugungstreue geschehen, oder aus einer eifersüchtigen Berücksichtigung der zahlreichen fremden Stimmen? So haben wir Grund zu Zweifeln und Mißtrauen genug, und die Begeisterung für politische Parteien und Parteibestrebungen wird nachgerade zu einer moralischen Unmöglichkeit.

Gewiß, es gibt Momente, wo man der Politik herzlich überdrüssig wird, und sich mit Eckel und Verachtung davon abwendet. Schon die Gesellschaft, in der man sich verbindet, verleidet uns oft die ganze Sache. Wenn der Amerikaner, welcher ganz auf amerikanische Verhältnisse und die Entwickelung seines Landes angewiesen ist, engherzig auf seine Berufsgeschäfte und seine Familienverhältnisse sich zurückzieht, — die Politik dem Politiker von Profession überlassend, — um wie viel mehr sollten wir Deutsche in den zweideutigen politischen Verhältnissen ein Recht und eine Aufforderung finden, die gleisnerische, heuchlerische Sphäre der Politik zu verlassen und in dem allgemeinen Wetteifer des Egoismus auch egoistisch zu werden? Und wenn wir auch nicht diesem einseitigen Egoismus fröh-

nen, wenn wir uns allgemeiner Sympathien und Bestrebungen nicht entschlagen wollen: haben wir nicht Deutschland noch mit seinen Leiden und Hoffnungen, ein Land, welches die politische Freiheit, welche ihm dennoch einmal im Laufe der Jahre erbluhen wird; mit den schönsten, reichen Segnungen der Civilisation schmücken wird, ein Land, wo die Göttin der Freiheit nicht in den Fesseln der eisernen Nothwendigkeit liegt, wie hier in diesem harten, rauhen Amerika, sondern von den Musen und Grazien und allen den Gaben einer entwickelteren Civilisation begleitet werden wird? Liegen uns die politischen Geschicke dieses Landes nicht näher, als die Politik Amerika's, die sich vorzüglich um die Sklavenfrage handelt, eine Frage, die für uns kein praktisches, sondern lediglich ein kulturhistorisches Interesse hat? Das Reich der Wissenschaft, die Kunst, die Poesie, die Freuden einer heiteren, gebildeten Geselligkeit, — sollten sie uns nicht lieber sein, wie das wüste, verworrene Gebiet der Politik, das nur deßhalb geschaffen zu sein scheint, daß wir die Schwachheit und Schlechtigkeit der Menschen nach allen Richtungen hin kennen lernen? Diese Fragen hat sich gewiß schon mancher unserer Freunde in den letzten Tagen vorgelegt, und den festen Entschluß gefaßt, sein Ohr, sein Auge und sein Herz der Politik zu verschließen. Aber je fester dieser Entschluß ist, und je stärker die Gründe dafür waren, desto weniger wird der Vorsatz ausgeführt, und ehe man daran denkt, befinden wir uns wieder mitten auf dem politischen Gebiete, zu dem eine Menge Wege führen, die wir in einer andern Absicht eingeschlagen hatten und die uns zu einem andern Ziele führen sollten.

Allerdings, es ist unmöglich, gleichgültig gegen die Politik zu sein; die Politik ist ein seltsames Ding, zu dem nicht nur die Neigung, sondern auch die Abneigung uns heranzieht. Gerade der Haß verbindet uns oft stärker mit politischen Bestrebungen, wie die Zuneigung und Liebe, und sollten wir auch kein Vertrauen zu den fortschreitenden Bestrebungen in der Politik haben, so haben wir doch einen Haß gegen den Rückschritt, der ein immerwährender Stachel politischer Thätigkeit ist. Dies bezieht sich auch auf amerikanische Politik. So lange hier eine Partei existirt, welche es sich zur Aufgabe macht, das Rechtsbewußtsein des Volkes durch die permanente und prinzipielle Rechtfertigung der brutalen Thatsache der Sklaverei zu verwüsten; so lange die einfachsten Elemente des Rechtes, der Freiheit und Humanität noch den Gegenstand politischer Discussion ausmachen; solange die Zukunft dieses Landes und der Charakter des amerikanischen Staatsgebäudes noch im Zweifel liegt, und man gerechte Befürchtungen für die Weiterverfolgung der bisher betretenen Bahn hegen muß: so lange natürlich muß Jedermann, der überhaupt menschlich denkt und fühlt, sich um die Politik dieses Landes bekümmern. Wenn es sich um einfache Gegenstände der Verwaltung, der Besteurung u. s. w. um einzelne Maaßregeln der Zweckmäßigkeit handelte, dann würden wir uns gewiß nicht mehr um Politik

bekümmern, und dieselbe den Zunftpolitikern überlassen. Aber es handelt sich hier um die höchsten Grundsätze der Civilisation, und diese bilden das geistige Eigenthum jedes denkenden Menschen. Die Anstrengungen aller Denker sollten zunächst dahin gehen, dem öffentlichen Bewußtsein die Ueberzeugung aufzudrängen, daß das Institut der Sklaverei eine Regelwidrigkeit im ganzen Leben der heutigen Menschheit sei, ein Widerspruch zu der allgemeinen Civilisation überhaupt, wie speziell zu den Einrichtungen dieser Republik. Diese Ueberzeugung muß so allgemein sein, wie das Licht und die Luft. Die Folgen dieser Anschauung werden sich von selbst ergeben. Gerade deßhalb sehen wir in der Nebraskabill den schändlichsten Staatsstreich, welcher jemals einem freien Volke passirt ist, indem dieselbe die Infamie begeht, die Sklaverei als ein mit der Freiheit gleichberechtigtes Verhältniß darzustellen; wer sich zu dieser Infamie bekennt, stellt sich das Zeugniß aus, daß er nicht fähig ist, die einfachste Unterscheidung zwischen wahr und falsch, zwischen Gut und Schlecht, zwischen Recht und Unrecht treffen zu können.

Wir sehen uns also wieder auf dem Gebiete der Politik, nicht aus Vertrauen gegen die republikanische, sondern aus Abneigung gegen die sogenannte demokratische Partei. So lange wie die letztere existirt, wird und muß es irgend eine Oppositionspartei geben, in deren Reihen wir gegen die Quelle und den Mittelpunkte alles Uebels selbst kämpfen können; eine solche Opposition ist eine natürliche, sich von selbst verstehende Pflicht, deren Erfüllung wir uns durch keine politische Verstimmung entziehen dürfen.

So langweilig und häßlich die Manier ist, in der man in Amerika die Politik behandelt, so groß und interessant ist das vorliegende Material derselben, sowohl nach der politischen, wie nach der nationalökonomischen Seite hin. Niemals und nirgend haben sich einem Volke so große Probleme und Projekte dargeboten, wie dem Volke der Ver. Staaten; ein gigantes „manifest destiny" liegt auf den Schultern dieses Volkes, scheint aber dasselbe mehr niederzudrücken, wie zu erheben. Nehmen wir allein Bezug auf das System der inneren Verbesserungen, die Pacifikbahn natürlich eingeschlossen, das System der öffentlichen Ländereien, die Frage der Organisation der Territorien und was damit zusammenhängt, so eröffnet sich uns eine weite Perspective menschlicher Thätigkeit und die Möglichkeit eines großartigen nationalen Zusammenstrebens, im Vergleich zu welchem die Pyramiden Aegyptens und die Denkmäler des alten Rom verschwinden. Wenn nur die Amerikaner begreifen wollten, daß ihr „manifest destiny" vorzugsweise im Innern und in den inneren Verbesserungen liegt, in der Entwickelung der freien republikanischen Institutionen, in der großen Kulturarbeit, welche die heterogensten Elemente der Menschheit zu einem humanen Ganzen zu vereinigen bestimmt ist, in dem allgemeinen Schulsystem, dessen Grund-

lage erst gelegt ist, das aber noch weiter bis zu den höchsten Sphären der Kunst und Wissenschaft ausgebaut werden muß u. s. w.; — dann würde die amerikanische Politik andere Früchte tragen, als jetzt, wo man das „manifest destiny„ in Cuba und Nicaragua sucht. Ueberhaupt glauben wir nicht besser die beiden wesentlichsten entgegengesetzten Richtungen der amerikanischen Politik bezeichnen zu können, als wenn wir eine intensive und eine extensive Politik unterscheiden, eine Richtung in die Tiefe und eine in die Breite, eine Politik der inneren Entwickelungen und der auswärtigen Eroberungen. Wir schließen uns mit aller Vorliebe der intensiven Politik an, welche in der Entwickelung der inneren Hülfsmittel, sowohl der materiellen, wie der intellektuellen, besteht, und glauben, daß die Ausdehnung und Vergrößerung dieses Staatenbundes nur im Verhältnisse zu der steigenden Cultur im Innern stehen müssen, soll nicht diese ganze große Hoffnung der Menschheit sich in Barbarei auflösen.

Fürwahr, es ist nothwendig, diese Fragen sich in ihrer ganzen Allgemeinheit vor Augen zu stellen, um noch der amerikanischen Politik Geschmack abgewinnen zu können. Und wir haben auch nur dann, wenn wir den humanen Fragen dieser Politik nahe stehen, das Recht, das niedrige Treiben der politischen Sykophanten und Industrieritter zu verachten. Mit einer bloßen Negation dieses Treibens ist es nicht genug. Es ist leicht, verdrießlich und mißmuthig der Politik den Rücken zuzukehren, und dieses „Geschäft" Anderen zu überlassen. Unter denen, welche vielfache persönliche Veranlassung dazu hatten und haben, gehört auch der Schreiber dieser Zeilen. Aber der Mensch ist nun einmal, wie Aristoteles sagt, ein politisches Geschöpf, und kann sich seiner Natur nicht entäußern. Die Politik bildet nun einmal einen wesentlichen Bestandtheil aller humanen Bestrebungen, und wer sich der Theilnahme an derselben entziehen will, beweist damit einen großen Mangel an Humanität und an richtigem Selbstgefühl. Wir wünschten, daß Jedermann Politiker wäre und sich um Politik kümmerte, daß die Politik kein Geschäft mehr, sondern Gegenstand der Neigung und Ueberzeugung wäre; dann würde man über manche Sachen sich verständigen können, deren streitige Auffassung und Behandlung oft schon im Anfang die ganze Sache verleidet.

Wir sehen mit Spannung der nächsten Phase der amerikanischen Entwickelung entgegen. Die Parteibildung ist in ein neues Stadium getreten; große materielle und politische Fragen erwarten von der nächsten Zeit ihre Erledigung; wie die Parteien jetzt existiren, ist keine einzige fähig zu einer consequenten Durchführung ihrer Politik; auf der andern Seite sind aber auch wieder die Kompromisse und Vermittelungen schwieriger wie jemals: kurzum, die amerikanische Politik hat fast ebenso, wie die europäische, ein großes Ereigniß, eine Katastrophe nothwendig, um die Volksleidenschafte

auf den Kampfplatz zu rufen, auf dem jetzt nur einzelne persönliche und parteiliche Intriguen sich herumzanken. Diese Zeit und diese Katastrophe wollen wir ruhig auf der festen Zinne unserer Grundsätze abwarten.

Heimweh.

Home, sweet home.
(Altes Lied.)

Far West meint in einer Bemerkung über die Atlantis (pag. 27 dieses Heftes), „daß von Heimwehgefühlen hier in der Regel nur diejenigen befallen würden, welche in Europa der Aristokratenklasse angehörten, d. h. in Verhältnissen lebten, worin sie begünstigt waren vor tausend Andern, welche von all der Herrlichkeit, wornach sich ihr Herz zurücksehnt, nie etwas geschmeckt haben." Diese Bemerkung, deren theilweise Richtigkeit wir gern einräumen, läßt das Heimweh als ein durchaus unberechtigtes Gefühl erkennen, und in der That, wir empfinden selbst es in jedem Augenblicke, in dem wir von dieser Art Melancholie geplagt werden, daß wir uns solcher Anwandlungen und Stimmungen schämen müssen, wenn wir uns auch derselben oft nicht erwehren können. Wenn auch das Heimweh nicht schon an und für sich, oder doch wenigstens nur in einzelnen besonderen Fällen, [wie bei den Schweizertruppen in Frankreich, bei denen man den Kuhreigen nicht mehr spielen durfte] eine Krankheit bildet, so ist es doch immerhin ein wesentliches Motiv zu Seelenkrankheiten, eine Veranlassung zu Störungen der menschlichen Zufriedenheit und ruhiger, geordneter Thätigkeit, die sehr geeignet ist, sich mit anderen wirklichen oder eingebildeten Unannehmlichkeiten zu verbinden, um einen förmlichen geistigen Krankheitszustand hervorzurufen. Es ist eine Schwäche, welche, wie jede andere Schwäche, z. B. die Eifersucht, zur Leidenschaft werden kann, und uns ungerecht gegen unsere Umgebung und Verhältnisse macht. Aber trotz der sentimentalen Schwäche, die in jeder Art des Heimwehs liegt, finden wir manches humane Element darin, das Element der Dankbarkeit, der Pietät, des Patriotismus, welches selbst manchen starkherzigen und starkgeistigen Mann mit der süßen Melancholie des Heimwehs überschattet. Wir glauben daher, daß ein wegwerfendes Urtheil oder ein verächtlicher Spott über diese Gemüthsstimmung nicht in allen Fällen gerechtfertigt ist, besonders nicht in dieser Zeit, wo wir der Erinnerungen zur Erhaltung unserer

Hoffnungen nothwendig haben, und in diesem Lande, wo wir Manchem fern sind, dem wir niemals hätten Abschied sagen sollen.

Der allgemeinste Grundzug des Heimwehs besteht wohl in der allen Menschen eigenthümlichen Vorliebe zur Vergangenheit, welche von der Phantasie mit schöneren Blumen umkränzt wird, als selbst die Zukunft und die Hoffnung. Jedem Menschen geht es mehr oder weniger, wie jenem Greise im Homer, der an einem Felsblocke, den keiner der jüngeren Männer mehr heben konnte, das Sinken männlicher Kraft wahrnahm und über die Entartung des Menschengeschlechtes klagte. Jeder Mensch sieht mit Vorliebe auf die Zeit seiner Jugend und seiner kräftigen Entwickelung zurück; er erinnert sich an die Thatkraft, die ihn damals beseelte, an die Stärke der Leidenschaft, an die Summe der Genüsse, die dem werdenden Menschen zu Gebote stand. So sieht jedes Volk und jedes Zeitalter mit Vorliebe auf die „gute alte Zeit" zurück, wo die Menschen noch ehrlich und brav waren, und die Steuern niedriger. Dieser Zug, die Vergangenheit zu überschätzen, macht sich auch in den historischen Anschauungen geltend, indem wir die Zeiten des alten Hellas mit der Jugend des Menschengeschlechtes vergleichen, und uns mit aller Leidenschaft in diese Zeit zurücksehnen, die trotz aller großen Leistungen in der Kunst und Politik uns auf unserem jetzigen Kulturstandpunkte unmöglich befriedigen könnte. In dieser Beziehung sagte auch wohl Hegel das bezeichnende Wort: „Dem gebildeten Menschen wird es heimathlich zu Muthe, wenn er den Namen Hellas aussprechen hört."

Dieser Zug des Menschen, die Vergangenheit zu überschätzen, wirft übrigens ein gutes Licht auf den Charakter und die Gemüthsfassung des Menschen. Man sieht daran, daß der Mensch ein besseres Gedächtniß hat für die guten, wie für die schlechten Erfahrungen, und daß er die ersteren dankbar in seiner Erinnerung bewahrt, während er in den meisten Fällen den letzteren ihren giftigen Stachel zu nehmen weiß.

Kommen nun zu diesem allgemeinen Zuge dankbarer Erinnerung gegen die Vergangenheit noch andere allgemeine durchgreifende Veränderungen hinzu, z. B. Wechsel der Umgebung, der Heimath, der Sprache, des Berufes, — Wechsel, die mit einer Uebersiedelung nach Amerika verbunden sind, — so muß natürlich die Erinnerung an die Vergangenheit noch ein anderes Colorit bekommen. In der Gewohnheit, von der Vergangenheit, gleichwie von den Todten, nur das Gute zu behalten, übertreibt man die Poesie der Erinnerungen, und verbittert sich dadurch die Gegenwart. In dem stetigen Wechselverhältniß, in welchem Hoffnungen und Erinnerungen zu einander stehen, müssen die Erinnerungen um so mehr an Glanz und Klarheit zunehmen, je mehr die Hoffnungen in den fortwährenden Täuschungen und Unvollkommenheiten des Lebens erbleichen, bis daß der Mensch zuletzt nichts mehr anders ist, als eine — Erinnerung.

Dies ist besonders der Fall, wenn man den Menschen gewaltsam seiner früheren Umgebung entreißt, und er in neuem Boden, neuen Verhältnissen, ja selbst in neuem Berufe Wurzel schlagen muß, wie dies z. B. bei der politischen Emigration in den meisten Fällen zutrifft. Der Wechsel mag ausfallen, wie er will, er ist immer ein Unglück. Denn so oberflächlich und in seinem Charakter unausgeprägt ist wohl kein Mensch, daß er, wenn die erste Periode des Lebens verlebt, der Beruf gewählt, die Neigungen und Leidenschaften entwickelt, der Charakter in seinen Hauptzügen begründet ist, daß er dann mit seiner ganzen Vergangenheit brechen und sich zu einer neuen Existenz entschließen könnte. Eben so wie man den den Baum in einem gewissen Alter nicht mehr, oder doch wenigstens nur mit sehr großen Kosten und Mühen, verpflanzen kann, ist es auch mit großem Risiko verbunden, den ausgewachsenen Mann in neue Umgebungen und neue Beschäftigungen zu versetzen; er büßt den besten Theil seiner Kraft jedenfalls dabei ein. Man kann von dem Menschen nicht mehr verlangen, als daß er den Verhältnissen, in denen er leben und wirken muß, gerecht werde, daß er an dem Platze, auf den er sich gestellt hat, und in dem Berufe, zu dem er erzogen ist, seine Pflicht erfülle; jenseits dieses Kreises wird er immer sich in einer schwankenden, unsicheren Lage befinden. Kein wahrer Mensch kann sich in zwei verschiedenen Existenzen zurechtfinden. Es gibt allerdings eine Klasse von Leuten, welche sich in allen Klassen des Lebens zurecht finden können, die immer mit dem Winde fliegen und dem Strome segeln, welche es verstehen, aus jeder Lage des Lebens Profit zu ziehen und sich den jedesmaligen Verhältnissen anzubequemen. Aber diese Leute sind so grenzenlos oberflächlicher Natur, daß sie nur deßhalb sich in jeder Lage gleich wohl fühlen, weil sie überall und in jeder Lage nichts sind. Wenn ein Mensch gar keine Selbstständigkeit und Eigenthümlichkeit hat, sondern nichts, wie der schlaffe Charakter und willenlose Abdruck der ihn umgebenden Verhältnisse ist, dann wird er sich überall zurecht finden, dann hat er in der ganzen Welt seine Heimath. Aber Leute von einer ausgeprägten Individualität und Charakteristik müssen auf einer sehr hohen Stufe der Cultur und Philosophie stehen, um einen durchgreifenden Wechsel der Verhältnisse ertragen zu können, ohne Einbuße an ihrem eigenen Werthe. Von der Oberflächlichkeit des Leichtsinnigen, der sich in allen Verhältnissen des Lebens zurecht findet, weil er immer auf der obersten Welle desselben schwimmt, bis zu der stoischen Charaktergröße des Philosophen, der in seiner Philosophie den Halt gegen die wechselnden Erscheinungen des Lebens hat, gibt es nun eine Menge Zwischenlagen und Stufen, auf denen eine Wechselwirkung zwischen Selbstbestimmung und Bestimmung durch äußere Zmstände stattfindet, und in dieser Lage ist der Mensch einem beständigen Kampfe überwiesen, wenn er bei veränderten Umständen sich selbst nicht verändern will.

Wenn dies die allgemeinen Grundzüge des Zustandes sind, den wi: hier nur uneigentlicher Weise Heimweh nennen können, so wird man wohl statt des aristokratischen Motives, welches Far West diesem Gefühle zu Grunde legt, ein allgemein menschliches Motiv dahinter finden. Allerdings ist auch ein aristokratisches Motiv dabei, wir büßen in Amerika jenen Luxus geistiger Thätigkeit ein, dessen sich jeder gebildete Mensch in Europa erfreut, jene aristokratische-Muße, die mit den Musen verwandt ist, jenen Ueberfluß geistiger Kraft, den wir nach Erfüllung unseres Berufes noch übrig behalten und zur Erholung und Veredlung des Geistes verwenden. Die eigenthümlichen Verhältnisse in Amerika nehmen meistentheils diesen Theil der Zeit für materielle Arbeiten in Anspruch, — namentlich bei denen, die noch erst ihre Existenz hier gründen müssen. Die Zerfahrenheit und Zerstreutheit des hiesigen Lebens, welche eine der größten Unannehmlichkeiten bildet, rührt hauptsächlich daher, daß dieses „otium dignum“ fehlt, diese Zeit philosophischer Reflexion, in welcher das Selbstbewußtsein sich in sich selbst zurückzieht und in seinen eigenen Schätzen schwelgt. Das Leben ist hier äußerlich und auf äußerliche Verhältnisse gerichtet; die Stimmung, welche zur Selbstschau und zum Verkehr mit sich selbst einladet, fehlt hier; wir sind hier nicht aristokratisch genug gestellt, um die Erkenntniß lediglich der Erkenntniß willen, die Kunst wegen der Kunst, die Wissenschaft wegen der Wissenschaft zu treiben. Der praktische Zweck folgt hier jedem Gedanken auf dem Fuße, und die Nützlichkeit verschlingt alle höhere Bedeutung des Lebens.

Jedenfalls liegen, wenn wir uns hier unzufrieden und in krankhafte Gemüthsstimmung fühlen, derselben mehr innere Motive, wie äußere Umstände zu Grunde. Mit den äußeren Verhältnissen könnten wir schon fertig werden, wenn wir nur mit uns selbst fertig werden könnten. Von demjenigen Heimweh, welches aus der „süßen Gewohnheit des Daseins“, aus der Erinnerung an die landschaftliche Umgebung der Heimath, an die schönen Ufer des Rheines und die verschwiegenen Lauben daselbst und an die ganze Romantik der Jugend entsteht: davon wollen wir hier nicht reden; dieses Heimweh ist eine Kinderkrankheit, welche durch die scharfe Luft Amerika's bald geheilt wird. Aber es gibt ein anderes Heimweh, welches eine tiefere Bedeutung und einen allgemeineren Grund hat, als die sentimentale Rückerinnerung an die Umgebungen und Gewohnheiten der Jugend. Dies ist das Heimweh nach den Kulturzuständen, von denen wir in der Heimath wenigstens eine Ahnung, eine Vorstellung hatten, die uns als ein immer beweglicher Stachel in unserer Brust zurückbleibt. Es ist die Sehnsucht nach dem Ideale, nach der Vollendung unseres eigenen Selbstbewußtseins; nach der Entwickelung zur allgemeinen Humanität, zu der sich der Egoismus zu erweitern strebt, überhaupt das Streben, die einzelne Persönlichkeit mit dem Begriff der allgemeinen Menschheit und Menschlichkeit in Ueberein-

stimmung zu setzen. Die allgemeinen, d. i. die wahrhaft menschlichen, humanen Eigenschaften des Menschen bleiben überall und unter allen Verhältnissen das Eigenthum desselben, und unterliegen keinem Wechsel des Raumes und der Zeit. Was wir von diesen Eigenschaften besitzen, von echter wahrer Menschlichkeit und Civilisation, von wissenschaftlicher Erkenntniß und künstlerischer Befriedigung, dies bildet einen unvergänglichen Theil unseres Selbst, unserer Individualität, welche uns niemals verloren geht. Dieser Theil unserer Individualität findet auf allen Punkten des Erdballes seine Heimath. Wo menschlich gefühlt und menschlich gedacht wird, ist jeder denkende und fühlende Mensch zu Hause. So können wir das alte Sprüchwort: ubi bene, ibi patria dahin übersetzen, wo Humanität herrscht, da ist die Heimath jedes humanen Menschen.

Daher verräth es immer einen Mangel an Humanität, entweder an uns selbst, oder an den uns umgebenden Verhältnissen, in den meisten Fällen aber an beiden, wenn wir von Heimweh ergriffen werden. Wir zeigen dadurch, daß wir denjenigen Grad von Kultur, an den wir uns drüben gewöhnt hatten, noch nicht ganz zu unserm Eigenthum und zu einem integrirenden Theile unseres Charakters gemacht haben. Der wahre und gute Mensch muß die Civilisation mit sich hinbringen, wohin er geht, und wer an Heimweh leidet, beweist nur dadurch, daß er Heimweh nach seinem besseren Selbst und seinen Idealen hat.

So werden wir grade durch diese Art und Heimweh, welche Viele von uns in Amerika noch nicht überwinden können, zu der Arbeit der Kultur aufgefordert, weil sie allein geeignet ist, das Gleichgewicht in unserem Gemüthe wieder herzustellen. Durch diese Arbeit kommen wir leicht aus der Sentimentalität und Romantik des Heimweh's und aus dem schwärmerischen Kultus der Erinnerungen heraus, und gesunden an der frischen, lebendigen Wirklichkeit, die in Amerika dem stürmenden, weltumrauschenden und weltverbindenden Ozean zu vergleichen ist, nicht aber mehr der ruhigen, behaglichen Landschaft des Rheines oder dem felsumschränkten verborgenen Landsee, an dem die schweizerischen Heldensagen haften. Diese ruhigen friedlichen Bilder mögen noch lange unsere Erinnerung verschönern, wir wollen sie mit aller Pietät bewahren, aber unser Streben und unsere Hoffnungen dürfen wir in diesen engen Rahmen nicht mehr einschließen. Oder sollte hier nicht das Göthe'sche Wort gelten:

„In's hohe Meer werd' ich hinausgewiesen
Die Silberfluth erglänzt zu meinen Füßen,
Zu meinen Ufern lockt ein neuer Tag.

Vermischtes.

Da die „Atlantis" mehrmals den Plan einer allgemeinen Organisation des freien deutschen Elementes in Amerika besprochen und befürwortet hat, muß sie jetzt ihre Leser auch von dem Resultate der zu diesem Zwecke gethanen Schritte berichten. Dieser Plan ist einstweilen gescheitert an der Gleichgültigkeit der meisten und an dem Widerspruch einiger westlichen Zeitungen und Vereine. Wir haben uns schon an einem andern Platze über die Gründe und Motive dieser Weigerung ausgesprochen, und konnten uns nicht verhehlen, daß man daraus traurige Schlüsse auf die Berechtigung und Bedeutung des deutsch-amerikanischen Elementes ziehen mußte. Indessen zeigt das öftere Auftreten dieses Planes in Verbindung mit ähnlichen Bestrebungen des Turnerbundes und wissenschaftlicher Vereine, daß eine derartige centralisirende Bestrebung durchaus nicht ein solcher Unsinn und so unzweckmäßig ist, wie manche Opponenten behaupten, daß sie vielmehr als ein Bedürfniß allgemein anerkannt wird. In ruhiger, mäßiger Weise hat dies noch Herr Douai im „Pionier" nachgewiesen, wie denn überhaupt die Einwürfe, welche gegen diese Organisation erhoben sind, sich leichter theoretisch, wie praktisch heben lassen. Wir geben deßhalb den Plan einer solchen Organisation nicht auf; wir vertagen ihn einstweilen nur. Es sind schon manche Sachen in Amerika durchgeführt worden, denen man bei ihrem Entstehen ein noch ungünstigeres Prognostikon stellte, als dieser Organisation, und sie haben doch Erfolg gehabt. Wie wir das deutsche Element in Amerika kennen, besitzt dasselbe die Elemente, welche man bei einer solchen Centralisation voraussetzen muß, in genügendem Maaße; es gibt der tüchtigen Männer unter den Deutschen Amerika's doch noch eine gute Anzahl, deren Einfluß und Bedeutung man erst dann erkennen wird, wenn sie zu gemeinschaftlichen, humanen Zwecken zusammenwirken.

Wo in Amerika sich ein allgemeines Bedürfniß zeigt, wird es gewöhnlich bald befriedigt. Hier ist ein dringendes Bedürfniß vorhanden, dies leugnen selbst die Opponenten nicht, warum nicht Hand an's Werk legen? Die schwierigsten, außer aller Probabilität liegenden Pläne, wie z. B. die Gründung eines deutschen Staates, haben eifrige Fürsprecher gewonnen, — warum sollte der Plan der Centralorganisation, der die wesentlichsten Vortheile, welche man von der Gründung eines deutschen Staates sich versprechen konnte, realisirt, ohne dieselben großen Opfer zu verlangen, nicht ausgeführt werden können? Alle die Gründe, welche gegen eine solche Organisation vorgebracht wurden, haben uns nicht von der Unmöglichkeit, Unvernünftigkeit und Unzweckmäßigkeit des Planes überzeugt, und wir ersuchen unsere Collegen, welche sich in gleicher Lage befinden, dies Projekt

auf der Tractandenliste zu lassen, und von Zeit zu Zeit immer wieder auf dies „ceterum censeo" zurückzukommen. Die Organisation mit ihrem englischen und deutschen Centralorgane muß und wird zu Stande kommen, falls nicht etwa europäische Ereignisse den ganzen Charakter der Emigration verändern und das radikale deutsche Element aus Amerika entfernen. Und dazu sind die Aussichten heute weniger vorhanden, wie jemals. Wie die Verhältnisse der deutschen Einwanderung und Bevölkerung gegenwärtig sind, können wir mit aller Sicherheit und unter der Garantie der gegebenen Verhältnisse auf dies Ziel lossteuern; die Brauchbarkeit und Nützlichkeit des Planes wird sich von selbst anempfehlen; der Humbug und Skandal wird auf die Dauer nicht im Stande sein, das herzliche Zusammenwirken von Männern zu vereiteln, welche von denselben Ueberzeugungen ausgehen, um zu denselben Resultaten zu kommen.

Im Anschluß an das oben besprochene Thema müssen wir der deutschen Vorlesungen gedenken, welche in Verbindung mit einer freien Presse das beste Mittel zur Einigung und Verständigung des deutschen Elementes bilden. In der letzten Zeit hat man in dieser Beziehung einen besonderen Eifer gezeigt, und fast keine der größeren Städte, welche eine ansehnliche deutsche Bevölkerung zählen, ließ es sich nehmen, einen Cyklus von deutschen Vorlesungen zu arrangiren. Die Themata dieser Vorträge wurden den verschiedensten Wissenschaften entnommen, den Naturwissenschaften, der Medizin, der Geschichte, der Aesthetik, der unvermeidlichen Politik u. s. w., und die Namen der Redner gaben im Allgemeinen eine Garantie für die sachgemäße Behandlung der gewählten Gegenstände. Wir erwähnen besonders die deutschen Vorträge in der „Mercantile library" in New-York, welche schon höheren Ansprüchen genügten; hier wechselten historische Vorträge mit Vorträgen aus dem Gebiete der Seelenkunde, der Naturwissenschaften und Nationalökonomie ab. Friedrich Kapp behandelte die amerikanische Revolutionsgeschichte und namentlich die Theilnahme Steuben's und anderer Deutschen an derselben den Quellen gemäß; wir hoffen, den Lesern der „Atlantis" diese Arbeit wenigstens theilweise mittheilen zu können. Weydemeyer behandelte die ökonomischen Verhältnisse des Südens; Heinzen, Dulon, Jocoby und andere Namen waren auf dem Programm verzeichnet. Auch in Philadelphia suchte man sich diese wissenschaftlichen Genüsse zu verschaffen, und wir begegnen hier den Namen Rapp, Wesendonk, Tiedemann und Anderen. In Buffalo veranstaltete die Jungmännergesellschaft einen Cyklus von Vorlesungen, welche alle vierzehn Tage stattfinden, und von denen wir die physikalisch-chemischen Experimental-Vorlesungen besonders hervorheben. Auch der republikanische Clubb in Buffalo hat eine Reihe von Vorträgen angekündigt, von denen freilich erst eine einzige statt gefunden hat. Was in Detroit und Cleveland in dieser Beziehung geschehen ist, wissen

wir nicht genau. Im vorigen Winter hielt Herr Thieme in Cleveland eine Reihe ausgezeichneter Vorträge über Göthe's Faust; doch haben wir von derartigen Leistungen diesen Winter nichts gehört. In Detroit kündigte Diepenbeck, Redakteur des „Michigan Journals" eine Reihe von Vorträgen an, über die uns weitere Berichte fehlen. In Chicago wurden öffentliche Vorträge im deutschen Hause gehalten, an denen sich Hillgarten, Schläger u. A. betheiligten. In Milwaukee hat man sechs Herren zu öffentlichen Vorlesungen eingeladen, von denen Herr Goll bis jetzt der an ihn ergangenen Einladung genügt hat. Dubuque bleibt gewiß nicht hinter den andern westlichen Städten zurück, wenn es sich um freisinnige und wissenschaftliche Bestrebungen handelt; dort hat sich ein Leseverein gebildet, der gute wissenschaftliche deutsche und deutsch-amerikanische Journale hält und auch einen Cyklus von Vorlesungen arrangirt hat, zu dem neben Herrn Hillgarten's noch andere tüchtige Kräfte gewonnen sind. In Davenport hat Herr Gülich eine Reihe von Vorträgen eröffnet. In St. Louis endlich ist das deutsche Institut für Wissenschaften und Künste in's Leben getreten, zu dessen Hauptaufgabe auch gerade das Arrangement populär wissenschaftlicher Vorträge gehört; wir können voraussetzen, daß aus dem Kreise der wissenschaftlichen Deutschen St. Louis die lehrreichsten und anziehendsten Vorträge hervorgehen werden.

Diese kurze unvollständige Aufzählung geben wir nur, um zu zeigen, daß sich im Osten und Westen der Sinn für solche Sachen regt, und um einen Vorschlag beizufügen, der unter den jetzigen Verhältnissen vielleicht Beachtung verdient, nämlich die einzelnen Städte und Vereine, welche für solche Sachen empfänglich sind, zu bewegen, ein Netz von Vorlesungen über die ganze Union zu ziehen, welche von denselben Rednern in den verschiedenen Städten abgehalten werden.

Dadurch würde wenigstens ein geistiges Band um die verwandten Elemente der deutschen Bevölkerung in den verschiedenen Staaten und Städten gezogen, und der erste Anfang zur Ausführung unseres obenbemerkten Projektes gemacht, welcher Verein unterzieht sich der Aufgabe, die Initiative zu diesem Unternehmen zu ergreifen?

Die Einsendung von Hrn. Dr. Blöde über Materialismuß kam für die Januar-Nummer zu spät, und wird im nächsten Hefte ihre Stelle finden.

Atlantis.

Neue Folge, Band 6. Heft 2.	Februar, 1857.	Alte Folge, Bd. 8., Nr. 174–177.

Zur Vertheidigung der Philosophie.

Es mag eine Unbescheidenheit sein, daß wir die Vertheidigung der Philosophie wagen, der tiefsten Grundlage und der höchsten Spitze aller Wissenschaften, die in ihrer Entwickelung alle Reichthümer des menschlichen Geistes offenbart hat. Nur ein Meister auf dem Gebiete dieser Wissenschaft, welchem dieselbe selbstständige Forschungen und Fortschritte verdankt, sollte der Ehre gewürdigt werden, sie gegen die Anschuldigungen ihrer Feinde und Mißverständnisse ihrer Freunde zu vertheidigen. Aber da die Angriffe gegen die Philosophie eben auch nicht allein von den dazu Berufenen ausgehen, sondern in einer oberflächlichen, vagen, unbestimmten Richtung der öffentlichen Meinung begründet sind, und sich nicht innerhalb des streng wissenschaftlichen Kreises bewegen; deßhalb auch glauben wir, diesen Argumenten und diesen Gegnern wenigstens gewachsen zu sein, und, wenn wir auch die ganze Bedeutung der Philosophie für die Wissenschaften und Künste und das geistige Leben der Nationen nicht dem großen Gegenstande gemäß darzustellen vermögen, doch wenigstens unbegründete Angriffe zurückweisen zu können. Wir können vielleicht das Widersprechende, Unbehagliche und Unbefriedigende der gegenwärtigen Verhältnisse und die ganze Krankheit der Zeit nicht besser erklären, als aus der allgemeinen Abneigung gegen jegliche Art von Philosophie, eine Abneigung, die nicht nur unter den gleichgültigen Massen, nicht nur in den jeder Wissenschaft und Erkenntniß überhaupt feindlichen religiösen Kreisen, sondern unter den Männern der Wissenschaft selbst gefunden wird.

Dies ist gerade ein bezeichnendes Factum, daß der Kampf gegen jegliche Art philosophischer Forschung nicht nur von dem direkten Gegensatze der Philosophie, der Theologie, ausgeht, welche lange genug die unmündige Philosophie als ihre Magd behandelte, bis daß sie mit der mündig gewordenen Philosophie einen erbitterten Kampf begonnen hat: nein, auch in den Reihen der exacten Wissenschaften findet sich die allgemeinste Abneigung gegen diejenige Wissenschaft, welche sich mit den Gesetzen des Denkens selbst beschäftigt, und von der also alle andern Wissenschaften ihre

Methode entlehnt haben. Dieses Factum ist zu interessant, als daß man nicht nach den Gründen desselben suchen sollte.

Die Philosophie ist todt, heißt es überall. Sie ist todt, wie Pan und die griechischen Götter. Sie ist todt, wie das Jenseits und der Himmel, der sich unter den Teleskopen der Astronomen in eine unendliche Leere, in denen die Sterne kreisen, verwandelt hat. Sie ist todt, wie der Dualismus zwischen Seele und Körper, dessen Identität die Physiologen nachgewiesen haben. Sie ist todt, wie die ganze Welt des Idealismus, welcher kein Recht mehr den realen Erscheinungen des Lebens gegenüber zugestanden wird.

Während die Naturwissenschaften in dem Triumphe ihrer physikalischen und chemischen Entdeckungen sich stolz und verachtungsvoll von der Philosophie abwenden, und ihre Lehrer und Meister als erste Bedingung des naturwissenschaftlichen Studiums eine systemathische Feindschaft gegen die Philosophie verlangen, kommt der sogenannte „gesunde Menschenverstand" mit seinem Anathema über die Philosophie, deren Entwickelung durch Widersprüche hindurch der abstrakte Verstand natürlich nicht begreifen kann. Da wird über den Unbestand, den Wechsel und die permanente Veränderlichkeit der Philosophie geklagt; man wirft derselben vor, daß ein Philosoph das System seines Vorgängers niederreiße, daß kein früheres System Gnade bei dem nachfolgenden Philosophen finde, und daß in diesem Wirrwarr der Systeme und Methoden blos persönliche Einfälle und Launen den Ton angeben. Jeder Philosoph, sagt man, will die absolute Wahrheit erfunden haben, und da es Hunderte dieser Systeme gibt, von denen jedes auf absolute Geltung Anspruch macht, wo soll man sich hinwenden, welchen Versprechungen soll man trauen? Nehmen wir heute irgend eine Methode und irgend ein philosophisches System an, so kommt morgen eine neue Schule und ein neues System, und mit unserer Weisheit ist es gethan. Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Feuerbach sind während eines Menschenlebens schon an uns vorübergezogen, Hunderte der dii minorum gentium nicht zu erwähnen, — alle diese Systeme weichen in den Grundsätzen und in der Methode von einander ab, — wo sollen wir in diesem Wirrwarr die Wahrheit finden? —

Mit solchen Vorwürfen gegen die Philosophie macht sich der abstrakte Verstand breit und glaubt, etwas recht Gescheidtes gesagt zu haben. Aber man hat damit nur ein Urtheil ausgesprochen, welches der Philosophie zur höchsten Ehre gereicht und ihre Berechtigung und Bedeutung in vollem Maaße nachweist. Wir sehen gerade an den wechselnden Systemen und Methoden der Philosophie die ewige Beweglichkeit, Entwickelungs- und Vervollkommnungsfähigkeit dieser Wissenschaft, der jeder Stillstand, jede Stagnation fremd ist, in welcher der Strom der Erkenntniß immer lebendig fortfließt. Alles in der Welt existirt nur durch die Veränderung, durch

den Prozeß des Werdens; in der Natur finden wir, wie namentlich die Geologie uns zeigt, die verschiedensten Systeme, in denen sich Berg und Thal und Fels entwickeln, und auf den felsigen Resten ehemaliger Erdrevolutionen sehen wir die Ruinen des dahingeschwundenen Mittelalters. Berge verwittern und zerbröckeln; Städte und Staaten tauchen auf und verschwinden; Religionen und Staatsverfassungen wechseln wie die Ueberzeugungen und Meinungen der Völker, und es ist nichts Ewiges in der Welt, als der Wechsel. Und so ist es auch mit den Wissenschaften, welche der immanenten Entwickelung der Dinge noch näher stehen, wie die äußeren Thatsachen, und deren Entwickelung man genauer und systematischer verfolgen kann. Während wir in den äußeren Begebenheiten oft den rothen Faden nicht verfolgen können, welcher die einzelnen Thatsachen ursächlich miteinander verbindet, so ist dies in den Veränderungen, welche die Wissenschaften erleiden, viel leichter; hier sehen wir, wie eine wissenschaftliche Leistung aus der andern entspringt, und wiederum andere Leistungen und Forschungen hervorruft. Das Gesetz dieser Entwickelung ist in der Wissenschaft, wie im Leben, das des Widerspruchs, — eines Widerspruches, der durchaus nicht willkührlicher oder zufälliger Natur ist, sondern in ewigen, unwandelbaren Gesetzen begründet ist. Die alltäglichen Vorwürfe gegen die Philosophie, die wir oben erwähnt haben, gelten deßhalb auch für alle anderen Wissenschaften, namentlich für die so hoch gepriesenen Naturwissenschaften. Die Physik und ihre einzelnen Disciplinen, — wir wollen hier nur die Farbenlehre und die Lehre vom Lichte erwähnen, — die Medizin und ihr Gegensatz zwischen Humoral— und Solidar-Pathologie, zwischen Hömöopathie und Allopathie u. s. w., — die Botanik mit den verschiedenartigsten Hypothesen eines Linne, Jussieu, Decandolle u. s. w.; — haben nicht alle diese exacten Wissenschaften eine Reihe von entgegengesetzten Symptomen und Methoden durchlaufen, die noch heute nicht geschlossen ist? Aber alle diese Entwickelungsstufen der exacten Wissenschaften stehen in Zusammenhang mit den philosophischen Ideen des Zeitalters, und bekommen von diesen Ideen ihre Richtung und Färbung. So sehen wir in der Geschichte der Philosophie die Geschichte der ganzen geistigen Entwickelung der Menschheit; Literatur, Kunst und Politik folgen dem von der Philosophie gegebenen Impulse, und man kann mit leichter Mühe aus der Geschichte der Philosophie eine Philosophie der Geschichte machen.

Da die Philosophie vorzugsweise kritischer, negirender Natur ist, und ihre Aufgabe darin besteht, den Schein und die Erscheinungen auf das Wesen zurückzuführen, so ergibt es sich von selbst, daß dieselbe mehr von ihrer zerstörenden, zersetzenden Wirksamkeit her bekannt ist, wie von ihrer positiven und aufbauenden. In der That, wenn wir nichts von der Philosophie hätten, wie die negativen Resultate, die Befreiung des Menschen vom

Aberglauben, so würden wir schon deßhalb dieser Wissenschaft zu einem unendlichen Dank verpflichtet sein, der nur durch einen treuen Dienst gegen dieselbe abgetragen werden kann. Aber die positiven Resultate sind noch größer, wie die negativen; die Philosophie schreitet an der Spitze aller andern Wissenschaften und des ganzen Zeitgeistes einher; sie durchdringt gewissermaßen die geistige Sphäre eines Zeitalters, und wirkt selbst auf die Anschauungen derjenigen, welche sich nicht speziell zum Studium der Philosophie bequemen, oder sich derselben absichtlich zu widersetzen. Das ist die große Bedeutung jeder Epoche machenden Philosophie, daß sie als Schule untergeht in dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit, daß sie alle Kreise des geistigen Strebens durchdringt, ohne daß selbst die große Menge weiß, woher diese Ideen stammen. So bemächtigte sich die Kantische Philosophie, längst nachdem die Kantische Schule durch die Nachfolger des großen Königsberger zu Grabe getragen war, des ganzen Denkens der deutschen Nation; die ganze Literatur der Periode wurde Kantisch; Schiller und seine Zeitgenossen legen davon Zeugniß ab. So ist gegenwärtig die ganze wissenschaftliche Welt mehr unter dem Einflusse der Hegel'schen Ideen, als die stolzen Empiriker denken, obgleich die Hegel'sche Schule als solche untergegangen ist. Wie Schiller zu Kant, so verhält sich Göthe zu Hegel; der Dichter gibt den Ideen der Philosophen die Form, während er den Gehalt der Philosophie entnimmt.

Die Philosophie ist trotz alles Wechsels der Systeme und Methoden kein zufälliges, willkührliches Wesen, sondern die Wissenschaft der Nothwendigkeit, und was immer nur Selbstständiges auf diesem Gebiete geleistet ist, dies trägt den Stempel innerer Nothwendigkeit an sich. Die Ideen von Platon und Aristoteles sind heute noch in jedem philosophischen Systeme enthalten, und es wird niemals eine Philosophie der Zukunft geben, welche von Kant, Fichte, Hegel schweigen wird. Statt, wie die Gegner der Philosophie in derselben nur eine planlose zufällige Aufeinanderfolge von barocken und extravaganten Meinungen finden, sehen wir in den wechselnden Systemen der Philosophie die langsame, aber consequente, ununterbrochene Manifestation einer und derselben Idee, welche in der innigsten Wechselwirkung mit der Entwickelung der Literatur, der Wissenschaften und Künste, wie der socialen und politischen Zustände steht. Diese Idee ist der Kern, der allen äußeren Begebenheiten zu Grunde liegt, und nur, wenn man dieselbe in den verschiedenen Entwickelungsstadien verfolgt, wird man die Nothwendigkeit und Planmäßigkeit in der Weltgeschichte erkennen.

So verworren und widerspruchsvoll auch dem minderkundigen Beobachter die verschiedenen philosophischen Systeme erscheinen, eine eben so große Gesetzmäßigkeit und Einfachheit herrscht in der Abwechselung dieser

Systeme. Es gibt überhaupt nur zwei Methoden, wissenschaftlich zu denken; diese beiden Methoden sind so alt, wie die Wissenschaft selbst, und ihre Abwechselung bildet den Fortschritt derselben. Da die Wissenschaft überhaupt, und speziell die Philosophie, zum Gegenstande die Wahrheit hat, die Wahrheit aber in der Uebereinstimmung zwischen Subjekt und Objekt, zwischen dem denkenden Individuum und dem gedachten Gegenstande, der begriffenen Wirklichkeit, besteht: so bieten sich zwei natürliche Anfangspunkte des Denkens, entweder das Subjekt oder das Objekt, entweder das allgemeine Prinzip oder die einzelne Erscheinung und Thatsache. Man kann also entweder vom Allgemeinen zum Besondern, oder vom Besondern zum Allgemeinen fortschreiten. Gewöhnlich schrieb man die erstere Methode den philosophischen, den sogenannten spekulativen Wissenschaften, die zweite den Naturwissenschaften, den sogenannten exakten Wissenschaften zu. Beide Methoden sind indessen philosophischer Natur, da man sofort mit der Aufstellung allgemeiner Ideen und Prinzipien das Gebiet der Philosophie betritt. Alle Systeme der Philosophie von Platon und seinem großen Schüler Aristoteles an bis auf den gegenwärtigen Kampf zwischen Materialismus und Idealismus, lassen sich auf diese beiden Methoden zurückführen, auf diesen Gegensatz der subjektiven und objektiven Anschauungsweise, ein Gegensatz, der in der That nicht so schroff und unversöhnlich ist, wie Manche glauben. Die Wahrheit liegt in der Mitte, in der Vereinigung der subjektiven und objektiven Methode, in der Vergleichung der allgemeinen Gesetze mit den besonderen Thatsachen, und dem, wir möchten sagen, juridischen Verfahren, die einzelnen Thatsachen den allgemeinen Kategorien unterzuordnen. Es hat nie eine Erkenntniß und eine Wahrheit gegeben, bei welcher nicht die eine Hälfte von den positiven Thatsachen, die andere von den allgemeinen Prinzipien und Gesetzen gebildet war; jede Erkenntniß des Naturforschers enthält ein allgemeines Gesetz in sich; jeder Ausspruch des Philosophen muß auf bestehende positive Thatsachen Anwendung finden. Wenn wir noch einen Gegensatz annehmen zwischen den philosophischen und Naturwissenschaften, so ist es nur der, daß die ersteren von oben herunter, die zweiten von unten herauf arbeiten; sie werden sich jedenfalls beide auf halbem Wege begegnen, wenn sie den richtigen Weg einschlagen.

Daß hier von der einen, wie von der andern Seite vielfache Fehler begangen wurden, daß hier die Ideologie, dort die Empirie einseitig auftrat, daß die Philosophie sich zu abstrakt im Reiche der allgemeinen Begriffe aufhielt, die Naturwissenschaften dagegen sich blos mit der Anhäufung der einzelnen Thatsachen beschäftigten: wer mit der Geschichte der der Wissenschaften einigermaßen Vertraute, möchte dies leugnen? Der Weg jeder menschlichen Wissenschaft ist mit Irrthümern, mit schweren, langwierigen, hartnäckigen Irrthümern besäet. Indessen haben in die-

ser Beziehung sich die Naturwissenschaften nicht über die Philosophie zu beklagen und zu erheben. Rechnet man alle Thorheiten und Irrthümer der Philosophen zusammen von jenen Elementarphilosophen der Thales'schen Schule an bis zu den vielfach verspotteten astronomischen Ausführungen der Hegel'schen Naturphilosophie, — wir finden wohl nicht so viel Unsinn, wie in der Chemie, welche aus den Händen der goldfabrizirenden Alchymisten hervorging und noch vor sechszig Jahren das Phlogiston hatte, wie in der Astrologie, welche im Mittelalter die Finsternisse ausrechnen konnte, ohne zu wissen, daß die Erde ein herumwandelnder Planet sei, in der Medizin und in den andern exakten Wissenschaften. Man muß sich in den empirischen, wie in den spekulativen Wissenschaften auf den Grundsatz verlassen, daß jede Erkenntniß eine gewisse Reihe von Irrthümern voraussetzt, daß gerade der Irrthum der Weg zur Wahrheit ist, und daß Göthe wohl kein wahreres Wort gesagt hat, als: „es irrt der Mensch, so lang er strebt." Es kommt immer nur darauf an, wie man den Irrthum benützt und behandelt, und in dieser Beziehung ist die Logik, eine philosophische Wissenschaft, doch immerhin von einigem Werthe, indem sie die verschiedenen Arten der Schlüsse und Urtheile entwickelt und die Anweisung zum richtigen Gebrauche dieser Denkbestimmungen gibt.

Und gerade die Philosophie, als die intensivste aller Wissenschaften, die in ihrer Vollendung alle andern Wissenschaften eben so sehr voraussetzt, wie sie denselben Bahn bricht, zu gleicher Zeit der Anfang und das Ende, die Bedingung und das Resultat jeder Wissenschaft, mußte natürlich auf ihrem Wege vielfache Irrthümer vorfinden, weil alle religiösen und politischen Uebelstände, weil alle Irrthümer der andern Wissenschaften sich hier an dem Centrum wissenschaftlicher Erkenntniß überhaupt ansammelten. Die praktischen und theoretischen Unvernünftigkeiten, welche das dunkle fanatische Mittelalter anfüllten, mußten sich natürlich auch in der Philosophie ablagern, und so kann die scholastische Philosophie mit ihren Abstrusitäten, der endlose Streit zwischen Realismus und Nominalismus u. s. w. Aber selbst an dieser trübsten Periode der Philosophie sieht man ihre Uebereinstimmung mit dem Geiste und dem Charakter des Zeitalters. In der Philosophie spiegelt sich die ganze Richtung der Zeit ab, so daß man den besten Schlüssel zum Verständniß irgend einer Zeitperiode durch das Studium ihrer philosophischen Systeme erhält.

Wenn man sich diese Verbindung der Philosophie mit dem ganzen Charakter der Zeit, mit der Literatur, den Wissenschaften und Künsten, den politischen nnd socialen Vorgängen lebhaft vor Augen stellt, dann wird man gewiß nicht in den Vorwurf einstimmen, den die sogenannten praktischen Leute der Philosophie machen, nämlich, daß dieselbe sich nur mit sich selbst beschäftige, sich nur um ihren eigenen Mittelpunkt drehe, daß sie sich nicht zu den Geschäften des täglichen Lebens verwenden lasse: mit einem Worte,

daß sie nicht „praktisch" sei. Im Gegentheil, keine einzige Wissenschaft, nicht einmal die Physik mit Dampf, Telegraphen u. s. w. hat einen solchen Einfluß auf das praktische Verhalten ihrer jedesmaligen Zeitperiode gehabt, als die Philosophie. Wenn wir uns noch heute über den Geist des alten Griechenthums überzeugen wollen, müssen wir die Philosophie der alten Griechen studiren; dadurch gewinnt erst der griechische Marmor und die griechische Politik ihre Bedeutung und Verständlichkeit. Wie wir uns auch an den Bild- und Schriftwerken der alten Griechen ergötzen und bilden mögen: die eigentliche Blüthe hellenischer Kultur ist in jenem Dreiklang Sokrates, Platon, Aristoteles zu finden, in dem sich der ganze Genius dieses so reich begabten Volkes zeigte. Allerdings sehen wir auch in Griechenland, wie überall, daß die Philosophie besonders auf jener Uebergangsperiode gedeiht, wo die Kraft der Nation ihre höchste Entwickelung erreicht hat und einem allmählichen Verfalle entgegen eilt. Es ist gewissermaßen ein Ueberschuß geistiger Volkskraft nothwendig, um die Neigung zum Philosophiren allgemein zu machen. Schon Aristoteles bemerkt, daß die Philosophie erst dann ihre Blüthezeit erreicht, wenn die äußeren Nothwendigkeiten des Lebens bereits vorhanden, wenn den materiellen Bedürfnissen genügt, wenn eine gewisse Akme des Volkslebens eingetreten sei. Nun ist es natürlich, daß wenn der Höhenpunkt eingetreten ist, daß dann der Niedergang folgt. Die Philosophie ist für diesen Niedergang nicht verantwortlich; es ist ein Zusammentreffen, durch andere nothwendige Umstände bedingt. Allerdings löst die Philosophie durch ihre allgemeinen humanen Ideen die naturwidrige Substanz und Form eines beschränkten Gemeinwesens auf; dies war auch der Fall mit der griechischen Philosophie, vor welcher der schöne Olymp mit allen seinen Herrlichkeiten verschwand, und sich die kleinen Städte- und Staatsverfassungen des alten Griechenlands auflösen mußten. Aber die Philosophie zerstörte nicht die Herrlichkeit des alten Griechenthums, sondern riß dasselbe aus seiner nationalen Beschränktheit heraus und gab demselben einen allgemein menschlichen Charakter.

Aehnlich stand die stoische Philosophie in Rom, die einzige Philosophie, die in Rom kein fremdes Gewächs war, auf dem Gipfelpunkt römischer Kraftentwickelung, wo Macht, Luxus und Genie mit einander wetteiferten, die Reichthümer der Erde zu genießen. Dem augustinischen Zeitalter folgte eine lange, lange Periode des Niedergangs, bis daß das römische Weltreich zertrümmert war. Die Philosophie bezeichnet auch hier den Wendepunkt, und bereitete die Weltherrschaft des Christenthums vor, welches sich zunächst an die Lehren der stoischen Philosophie anschloß, wie es denn auch die hauptsächlichsten Elemente der socratischen Lehre enthielt.

Daß die Philosophie der alten Welt zersetzend und auflösend wirken mußte, geht aus dem Charakter der alten Staaten- und Gesellschaftsformen hervor; dieselben hielten in ihrer Einseitigkeit und Beschränktheit den

Maaßstab und die Kritik nicht aus, den die Philosophie an sie legte. Die Philosophie wird jede ungenügende Gesellschaftsform zerstören, und sich so lange kritisch, auflösend, negativ erweisen, bis eine positive, naturgemäße Grundlage für das menschliche Zusammenleben gewonnen ist, welche ihr eine aufbauende, statt einer zerstörenden Wirksamkeit gestattet.

Diese positive Thätigkeit sehen wir schon in einzelnen bedeutenden Anfängen an der modernen Philosophie, die sich nicht nur mit der Zersetzung alter Glaubenssätze und Gesellschaftsformen abgibt, sondern auch mit positiven Arbeiten für die Kultur und das Wohl der Menschheit beschäftigt ist. Nachdem die dunkle Zeit des Mittelalters vorüber war, deren finsteren, barbarischen Fanatismus man an keinem Institut besser und schärfer erkennen kann, als gerade an der scholastischen Philosophie, eröffnete ein neuer Aufschwung der Philosophie durch Baco von Verulam und Spinoza eine neue Aera aller Wissenschaften, der politischen Zustände und der ganzen geistigen Richtung der Zeit. In Joseph II., in Friedrich dem Großen, wurde die Philosophie der damaligen Zeit die herrschende Macht; damals war das Zeitalter der gekrönten Philosophen, und daß diese Zeit nicht gerade einen der dunkelsten Abschnitte deutscher Geschichte bildet, davon zeugt die Dankbarkeit und Anerkennung, mit welcher man sich heute noch jener Zeit erinnert.

Den deutlichsten, glänzendsten Beweis ihrer praktischen Wirksamkeit, ihres gewaltigen Einflusses auf die Zeitgenossen, und ihrer schöpferischen reformirenden Kraft gab indessen die Philosophie, indem sie am Schlusse des vorigen Jahrhunderts zwei große Revolutionen hervorrief, die, obwohl in ihren Wirkungen vielfach gehemmt und in ihren Prinzipien gefälscht, doch noch das allgemeinste Fundament des heutigen Staatsrechts bilden, und eine neue Periode der politischen Entwickelung begründen. Es war die Philosophie eines Locke, Hume, — die Philosophie der französischen Encyclopädisten, eines Diderot, d'Alembert, vor Allem die Philosophie Rousseau's, — es war die deutsche Philosophie, welche die modernen Ideen der Freiheit und Gleichheit unter den Massen des Volkes verbreitete, und in Amerika die Unabhängigkeitserklärung, in Frankreich die Erklärung der Menschenrechte und die damit zusammenhängenden revolutionären Errungenschaften schuf, welche die Reaktion eines halben Jahrhunderts nicht hat zerstören können. Namentlich der Zusammenhang der europäischen Philosophie mit dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege, der durch Franklin, Thomas Paine, Jefferson und die andern Schriftsteller der Revolutionszeit vermittelt wurde, und den wohl Niemand, der mit der Geschichte des amerikanischen Freiheitskampfes vertraut ist, leugnen wird, sollte uns auf die große praktische Bedeutung der Philosophie aufmerksam machen; wie auch auf der andern Seite der Mangel an philosophischen Ideen, den wir im heutigen Amerika finden, uns vielleicht eine genügende Erklärung des traurigen Rückganges der amerikanischen Republik bietet.

Wir haben schon oft darauf aufmerksam gemacht, wie gerade die nächste Zukunft der Philosophie eine große Aufgabe und einen großen Aufschwung bringen wird. Vermöge der innigen und lebhaften Wechselwirkung, in der sie zu allen andern Wissenschaften steht, und namentlich durch die große Erfolge auf naturwissenschaftlichem Gebiete vorangetrieben, wird die Philosophie mit neuer Kraft ihrem humanen Ziele nachstreben, und eine neu Kette von Reformen des öffentlichen Bewußtseins, von Revolutionen de

öffentlichen Zustände einleiten, welche ihre früheren Erfolge weit hinter sich zurücklassen werden. Die Zustände des politischen und socialen Lebens, mit denen der gegenwärtige Materialismus sich so gut zu verständigen weiß, werden von der Philosophie aufgelöst werden; nur auf philosophischem Boden wachsen die Ideen, welche einer Reform des Bewußtseins und einer Neugestaltung der öffentlichen Zustände zu Grunde liegen werden.

Gewiß, der beste Theil jeder Wissenschaft, jeder Erfahrung, jeder Erkenntniß ist die Philosophie; sie ist des Menschen höchster Stolz und höchste Würde: sie gibt dem menschlichen Denken Sicherheit, dem Charakter Festigkeit, den Leidenschaften den Adel der Humanität. Tiefer kann gewiß niemals ein Zeitalter sinken, als wenn es der Philosophie spottet, die es denn doch niemals zu entbehren vermag. Und besonders unserer Zeit steht es schlecht an, sich uber die Philosophie mit dem Stolze des bornirten Empirikers zu erheben, da die Philosophie an allen Triumphen der heutigen Wissenschaften ihren Theil und ihr Verdienst hat, und gerade den philosophischen Leistungen die großen Fortschritte der exacten Wissenschaften zu verdanken sind. Da ferner uns jeden Augenblick die uns umgebenden öffentlichen Zustände darauf aufmerksam machen, daß nur durch die humanen Ideen der Philosophie die Menschheit die Kraft zu ihrer Wiedergeburt findet. Aus wissenschaftlichen und aus praktischen Erwägungen werden wir immer und immer wieder zur Philosophie hingewiesen, als zu der Wissenschaft, die allein den Erscheinungen des Lebens Einheit und Klarheit gibt.

Nein, ihr modernen Sophisten und Sykophanten, ihr disputirt die Philosophie noch nicht weg. An der Schwelle des menschlichen Denkens stehend, als noch kaum der menschliche Geist sich der Schriftsprache bediente, hat diese Wissenschaft getreulich den menschlichen Geist auf allen seinen Forschungen und Wanderungen begleitet, und ragt noch heute mit tausend Wurzeln und Aesten in das geistige Leben der Völker hinein. Alle großen Erinnerungen aus der Vorzeit sind mit de Philosophie verbunden; schon aus dem homerischen Zeitalter tauchen uns die Namen Thales und Anaxagoras entgegen; die herrlichen Republiken Großgriechenlands verdankten einem Pythagoras ihre Existenz und ihr Gluck; Sokrates, Platon, Aristoteles bilden den Inbegriff griechischer Weisheit, und auf den Trümmern der römischen Republik finden wir Cato und die stoische Philosophie. Und nachdem über ein Jahrtausend lang die Philosophie fast von der Erde verschwunden war, — in jener langen, düsteren Zeit des Mittelalters, nachdem sie nur noch in der Erinnerung einzelner Gelehrten und in den Bibliotheken der Klöster verborgen war —: da trat sie auf einmal wieder siegreich hervor, mit Baco und Spinoza eine neue Aera menschlicher Natur einleitend. Nun reihte sich Stern an Stern, Kraft an Kraft, Genie an Genie, Erfolg an Erfolg, bis daß endlich die klassische Zeit der Literatur auf diesem durch die Philosophie vorgearbeiteten Boden emporwuchs, neue Weltanschauungen, neue Staatsverfassungen darauf entstanden. Meint ihr, daß wenn auch für eine kurze Pause jetzt wieder diese hehre Göttin schweigt, und einem in allem Schlamme des Materialismus versunkenen Geschlechte den Rücken wendet: meint ihr, daß sie deßhalb schon gestorben und verdorben sei? Es ist ein alter Satz, daß die Philosophien zu Grunde gehen mögen; die Philosophie bleibt ewig.

Aus Joseph Fourier's Biographie.

[Aus den gesammelten Werken von François Arago.]

(Fortsetzung.)

Der Zufall wies während der Ueberfahrt Fourier seinen Platz auf demselben Schiffe an, auf welchem Kleber fuhr. Die Freundschaft, welche der Gelehrte und der Kriegsheld sich von diesem Augenblicke an weiheten, ist nicht ohne Einfluß auf die Ereignisse gewesen, für welche nach Napoleon's Abreise Aegypten der Schauplatz ward.

Es konnte nicht fehlen, daß in den Augen des Mannes, der seine Tagesbefehle als „Mitglied des Instituts und Oberbefehlshabers der Armee im Oriente" unterzeichnete, eine Akademie zu den Mitteln gehörte, die das alte Königreich der Pharaonen wieder sollten erblühen lassen. Kaum hatte die tapfere Armee, die er anführte, in der denkwürdigen Schlacht bei den Pyramiden Kairo erobert, als das ägyptische Institut entstand. Achtundvierzig Mitglieder, in vier Sectionen getheilt, bildeten dasselbe. Monge hatte die Ehre, der erste Präsident zu sein. Wie zu Paris, gehörte Bonaparte zu den mathematischen Sectionen. Die Stelle des beständigen Secretärs ward durch die freie Wahl der Gesellschaft besetzt und einstimmig Fourier übertragen.

Wir haben gesehen, wie der gefeierte Geometer dieselben Functionen in der Akademie der Wissenschaften erfüllte, wir haben seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein erleuchtetes Wohlwollen, seine sich stets gleich bleibende Leutseligkeit, die Geradheit und Versöhnlichkeit seines Geistes schätzen lernen. Fügen wir in Gedanken zu so viel seltenen Eigenschaften eine Thätigkeit, wie sie allein Jugend und Gesundheit geben können, so werden wir den Secretär des ägyptischen Instituts in Person vor uns erblicken, und das Bild, welches ich von ihm entwerfen könnte, würde an der Seite seines Modells matt erscheinen.

An den Ufern des Nils gab sich Fourier eifriger Untersuchung über fast alle Zweige der Wissenschaften hin, welche der weite Umfang des Instituts in sich faßte. Aus der „Decade" und dem „ägytischen Courier" kann man die Titel seiner verschiedenen Arbeiten kennen lernen. Ich erwähne darunter eine Abhandlung über die „allgemeine Auflösung der algebraischen Gleichungen;" Untersuchungen über die „verschiedenen Eliminationsmethoden;" den Beweis eines „neuen algebraischen Satzes;" einen Aufsatz aus der „unbestimmten Analytik;" Studien über „allgemeine Mechanik;" eine technische und historische Arbeit über den „Aquaduct, der die Wasser des Nils zur Citadelle von Cairo leitet;" „Betrachtungen über die Oasen;" einen „Plan zu statistischen über den Zustand Aegyptens anzustellenden Untersuchungen;" einen „Entwurf für die Nachforschungen, die man über den Standort des alten Memphis und in der ganzen Ausdeh-

nung der Grabstätten unternehmen sollte;" endlich das „Gemälde der Umwälzungen und der Sitten in Aegypten, seit der Eroberung durch Selim."

Ich finde außerdem in der ägyptischen Decade, das am ersten Schalttage des Jahres VI Fourier dem Institute die Beschreibung einer Maschine vorlegte, welche zur Erleichterung der Bewässerungen dienen, und durch die Kraft des Windes in Bewegung gesetzt werden sollte.

Diese von der gewöhnlichen Ideenrichtung unseres verstorbenen Collegen so entfernt liegende Arbeit ist nicht gedruckt worden. Sie würde ihren natürlichen Platz in einem Werke finden, zu welchem noch heute die Expedition nach Aegypten den Stoff liefern könnte, trotz der großen Zahl von schönen Bearbeitungen, die sie bereits hervorgerufen hat: ich meine eine Beschreibung der Fabriken für Stahl, Waffen, Pulver, Tuch, Maschinen, Instrumente aller Art, welche unsere Armee aus dem Stegreife herstellen mußte. Wenn in unserem Knabenalter die Hülfsmittel, welche Robinson Crusoe in's Werk setzt, um den romanhaften Gefahren zu entgehen, die ihn beständig umlagern, unser Interesse lebhaft in Anspruch nehmen: wie könnten wir in reiferen Jahren mit Gleichgültigkeit dem Schauspiel zusehen, das eine Hand voll Franzosen abgibt, die auf die ungastlichen Küsten von Afrika geschleudert, ohne irgend mögliche Verbindung mit ihrem Vaterlande, zugleich zum Kampfe mit den Elementen und mit furchtbaren Armeen genöthigt sind, an Nahrungsmitteln, Kleidung, Waffen, Munition Mangel leiden, und all diesem durch die Kraft des Genies zu begegnen wissen!

Der lange Weg, den ich noch zu durchlaufen habe, erlaubt mir kaum einige Worte über die Dienste, die der berühmte Geometer auf dem administrativen Felde leistete, hinzuzufügen. Als französischer Commissär beim Divan zu Kairo war er die offizielle Mittelsperson zwischen dem Obergeneral und jedem Aegypter geworden, der sich über einen Angriff auf seine Person, sein Eigenthum, seine Sitten, seine Gebräuche, seinen Glauben zu beklagen haben mochte. Die stets sanften Formen Fourier's, seine Sorgfalt in der Schonung von Vorurtheilen, die man vergeblich geradezu zu bekämpfen versucht hätte, sein unbeugsamer Gerechtigkeitssinn verschafften ihm auf die muselmännische Bevölkerung einen Einfluß, wie die Vorschriften des Korans ihn kaum hatten hoffen lassen, und welcher mächtig dazu beitrug, um zwischen den Einwohnern Kairo's und den französischen Soldaten freundlichen Verkehr zu unterhalten. Fourier stand in vorzüglicher Verehrung bei den Scheikh's und Ulema's. Eine einzige Anekdote wird begreiflich machen, daß diese Empfindung wesentlich durch die wohlbegründetste Dankbarkeit geboten wurde.

Der Emir Hadschi, oder Karavanenfürst, den der General Bonaparte bei seiner Ankunft in Kairo ernannt hatte, entfloh während des syrischen

Feldzuges. Es hatten sich seitdem sehr starke Gründe zu der Annahme ergeben, daß vier Scheikh's Ulema's bei dem Verrathe Mitschuldige gewesen waren. Nach Aegypten zurückgekehrt, vertraute Bonaparte Fourier die Untersuchung dieser wichtigen Angelegenheiten an. Schlagen Sie mir keine halben Maaßregeln vor, sagte er. Sie haben über wichtige Persönlichkeiten das Urtheil zu sprechen : entweder muß man ihnen den Kopf abschlagen, oder sie zum Essen einladen." Den Tag nach diesem Gespräche speisten die vier Scheikh's mit dem Obergeneral zu Mittag. Indem Fourier so dem Antriebe seines Herzens folgte, beging er nicht allein einen Act der Menschlichkeit, sondern seine Handlungsweise war in noch hoherem Grade ein Schritt der trefflichsten Politik. Unser gelehrter College, Herr Geoffrey Saint-Hilaire, dem ich diese Anekdote verdanke, erzählt, daß in der That Soleiman el Fayumi, der vornehmste unter den ägyptischen Anführern, deren Todesstrafe sich, Dank Fourier, so glücklich in ein Bankett umgewandelt hatte, jede Gelegenheit ergriff, um unter seinen Landsleuten den französischen Edelmuth zu preisen.

Nicht weniger Geschicklichkeit legte Fourier an den Tag, sobald ihm unsere Generale diplomatische Missionen übertrugen. Seiner Feinheit und Liebenswürdigkeit hatte unsere Armee den Abschluß eines Offensiv- und Defensivbündnisses mit Murad Bey zu verdanken. In gerechtem Stolze auf diesen Erfolg hat Fourier die Einzelheiten der Unterhandlung bekannt zu machen vergessen. Dies ist um so lebhafter zu bedauern, als der Bevollmächtigte Seitens Murad's eine Frau war ; dieselbe Sitty Neffisah, deren Namen Kleber durch das Bulletin von Heliopolis unsterblich gemacht hat, in welchem er ihre Wohlthätigkeit, ihren edlen Charakter preist, und welche übrigens schon von einem Ende Asiens bis zum anderen berühmt war wegen der blutigen Revolutionen, die ihre unvergleichliche Schönheit unter den Mameluken erregt hatte.

Der unvergleichliche Sieg, den Kleber über die Armee des Großveziers erfocht, brach keineswegs den Muth der Janitscharen, die während des Kampfes zu Heliopolis sich Kairo's bemächtigt hatten. Von Haus zu Haus vertheidigten sie sich mit heroischer Ausdauer. Man hatte die Wahl zwischen einer gänzlichen Zerstörung der Stadt und einer ehrenvollen Capitulation für die Belagerten. Der letzte Weg ward vorgezogen, und Fourier, wie gewöhnlich mit der Unterhandlung beauftragt, leitete dieselbe zum erwünschten Ziele. Allein diesmal ward der Vertrag nicht discutirt, abgeschlossen und unterzeichnet in der geheimnißvollen Umgebung eines Harems, auf schwellenden Divans, im Schatten duftender Lauben. Die Verhandlungen fanden in einem durch Kugeln und Kartätschen halb zerschossenen Hause statt, im Mittelpunkt des Viertels, dessen Besitz die Empörer unseren Soldaten so tapfer streitig machten, selbst noch ehe man sich über die Grundlagen eines Waffenstillstandes von ein paar Stunden hatte

einigen können. So geschah es, daß als Fourier sich anschickte, nach orientalischem Brauche den türkischen Commissär willkommen zu heißen, zahlreiche Flintenschüsse aus dem gegenüberliegenden Hause fielen, und eine Kugel die Schale mit Kaffee durchbohrte, die er in der Hand hielt. Ohne den persönlichen Muth irgend Jemandes in Frage zu stellen, sollte man nicht meinen dürfen, daß, wenn die Diplomaten sich in der Regel in so gefährliche Stellungen versetzt fänden, das Publikum weniger Ursache haben würde, sich über ihre sprüchwörtliche Langsamkeit zu beklagen?

Um die Dienste, welche unser unermüdlicher Kollege in der Verwaltung leistete, in einer Reihe aufzuzählen, hätte ich ihn noch darzustellen, wie er auf dem englischen Geschwader, im Augenblick der Capitulation Menou's, verschiedene Garantieen zu Gunsten der Mitglieder des ägyptischen Institutes stipulirt; aber nicht weniger wichtige Dienste anderer Art nehmen gleichfalls unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Wir werden selbst genöthigt sein, etwas zurückzugehen, und uns in die Zeit glorreichen Andenkens zu versetzen, als Desair die Eroberung Oberägyptens ebenso sehr durch die Weisheit, Mäßigung und unbeugsame Gerechtigkeit aller seiner Handlungen, als durch die Schnelligkeit und Kühnheit seiner militärischen Operationen vollendete. Bonaparte beauftragte damals zwei zahlreiche Commissionen mit einer Expedition nach jenen fernen Gegenden, um eine Menge von Monumenten zu erforschen, von deren Existenz die Neuzeit kaum eine Ahnung hatte. Fourier und Costaz waren die Commandanten dieser Commissionen: ich sage die Commandanten, denn eine hinreichend imponirende Militärmacht ward ihnen beigegeben. Denn oft konnte erst nach dem Bestehen eines Gefechtes mit den arabischen Nomadenhorden der Astronom in der Bewegung der Gestirne die Grundlagen für eine künftige Landkarte suchen, konnte der Naturforscher unbekannte Pflanzen sammeln, die geologische Beschaffenheit des Bodens bestimmen, mühsame Zergliederungen unternehmen, oder konnte der Alterthumsforscher die Dimensionen der Gebäude ausmessen und mit Genauigkeit die wunderlichen Bilder zu copiren versuchen, mit denen in jenem sonderbaren Lande Alles bedeckt ist, von den kleinsten Geräthen, dem einfachsten Kinderspielzeug an bis zu jenen gewaltigen Palästen und den ungeheuren Façaden, neben denen die umfassendsten neueren Bauwerke kaum einen Blick auf sich ziehen würden.

Die beiden gelehrten Commissionen studirten mit sorgfältiger Genauigkeit den prächtigen Tempel des alten Tentyris, und vor Allem die Reihen astronomischer Zeichen, die in unseren Tagen zu so lebhaften Streitigkeiten Anlaß gegeben haben; ferner die merkwürdigen Monumente auf der geheimnißvollen und heiligen Insel Elephantine, sowie die Ruinen des hundertthorigen Theben, vor dessen Eingängen (und doch waren es nur

Ruinen !] unsere ganze Armee erstaunt Halt machte und in Beifallrufe ausbrach.

Fourier leitete in Oberägypten noch jene denkwürdige Arbeiten, als der Obergeneral ganz plötzlich Alexandria verließ und mit seinen hauptsächlichsten Freunden nach Frankreich zurückkehrte. Es täuschten sich demnach diejenigen, welche meinten, weil sie unseren Collegen nicht auf der Fregatte „le Muiron" neben Monge und Berthollet erblickten, daß Bonaparte seine hervorragenden Eigenschaften nicht habe zu würdigen verstanden. Wenn Fourier nicht gleichzeitig die Rückreise machte, so lag der Grund darin, daß er vom Mittelmeere hundert Meilen entfernt war, als „der Muiron" die Anker lichtete. Diese Erklärung hört auf pikant zu sein, aber sie ist wahr. In jedem Falle würde die Freundschaft Klebers für den Sekretär des ägyptischen Instituts und der gerechtfertigte Einfluß, den er ihm in einer Menge schwieriger Gelegenheiten einräumte, Fourier für eine ungerechte Zurücksetzung reichlich entschädigt haben.

Ich komme jetzt zu der Epoche schmerzlichen Andenkens, wo die Aga's der nach Syrien geflüchteten Janitscharen, an der Hoffnung verzweifelnd, unsere so bewundernswürdig befehligten Truppen mit Hülfe der loyalen Waffen eines Soldaten zu besiegen, zum Dolche des Feigen ihre Zuflucht nahmen. Die That ist bekannt genug: ein junger Fanatiker, dessen Einbildungskraft einen Monat lang in den Moschee'n durch Gebete und Fasten künstlich aufgeregt worden war, führte den tödtlichen Streich auf den Helden von Heliopolis in dem Augenblicke, wo er ohne Mißtrauen in gewöhnlicher Güte die Erzählung vorgeblicher Beschwerden anhörte und Abhülfe versprach.

Dieses auf ewig beklagenswerthe Unglück versenkte unsere Colonie in eine tiefe Betrubniß. Die Aegypter selber vermischten ihre Thränen mit denen der französischen Soldaten. Mit einer Feinheit des Gefühles, deren wir ungerechter Weise die Mahomedaner gewöhnlich nicht für fähig halten, vergaßen sie damals nicht, und haben auch seitdem nie den Umstand hervorzuheben unterlassen, daß der Mörder und seine drei Mitschuldigen nicht an den Ufern des Nils geboren waren.

Um ihren Schmerz zu täuschen, wünschte die Armee, daß Kleber's Leichenbegängniß mit großem Pompe gefeiert würde. An diesem feierlichen Tage, so war ihr Wille, sollte die lange Reihe glänzender Heldenthaten Aller Augen vorgeführt werden, welche den Namen des berühmten Feldherrn der spätesten Nachwelt überliefern. Der ehrende, aber in mehr als einer Hinsicht bedenkliche Auftrag hierzu ward in allgemeiner Uebereinstimmung Fourier ertheilt.

Es mag wohl sehr wenige Menschen geben, die nicht ihre glänzenden Jugendträume einen nach dem anderen vor der traurigen Wirklichkeit

des reiferen Alters dahinschwinden sehen. Fourier hat zu diesen seltenen Ausnahmen gehört.

Man rufe sich nur in Gedanken die Erinnerung an das Jahr 1789 zurück, und überlege, was die Zukunft dem bescheidenen Novizen von Saint Benoit- sür-Loir verheißen konnte. Ohne Zweifel ein wenig literarischen Ruhm, die Begünstigung mitunter in den Tempeln der Hauptstadt sich vernehmen zu lassen, die Genugthuung mit der Lobrede auf diese oder jene officiell gefeierte Persönlichkeit beauftragt zu werden. Und jetzt sind kaum neun Jahre verflossen: Fourier steht an der Spitze des ägyptischen Instituts; er ist das Orakel, das Idol einer Gesellschaft, die Männer wie Bonaparte, Berthollet, Monge, Malus, Geoffroy, Saint-Hilaire, Conte u. A. unter ihren Mitgliedern zählte; beständig verlassen sich die Generale auf ihn, wo es gilt, scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten zu besiegen, und die orientalische Armee selber, so reich an allen Orten von Berühmtheiten, verlangt keinen andern Dolmetscher, wo es sich darum handelt, die glänzenden Thaten des Helden zu erzählen, den sie eben verloren hatte.

Auf der Bresche einer von unseren Truppen kürzlich mit Sturm genommenen Bastion, gegenüber dem majestätischesten der Flüsse, mit der Aussicht auf das prächtige Thal, welches er befruchtet, auf die schreckenvolle lybische Wüste, auf die colossalen Pyramiden von Gizeh; in Gegenwart von zwanzig Völkerstämmen verschiedenen Ursprungs, welche Kairo in seinem weiten Umfange umschließt, vor den tapfersten Kriegern, die jemals einen Boden betreten haben, wo immerhin noch die Namen Alexander's und Cäsar's uns entgegenschallen; in der Mitte von Allem, was das Herz schwellen, große Ideen erzeugen, die Einbildungskraft erregen konnte: — dort stand Fourier und entfaltete vor Aller Augen den edlen Lebenslauf Kleber's. Mit ehrfurchtsvollem Schweigen wurde der Redner angehört: allein plötzlich den Arm ausstreckend nach den vor ihm in Schlachtordnung aufgestellten Soldaten, ruft er aus: „O, wie Viele unter Euch hätten gebuhlt um die Ehre, sich zwischen Kleber und seinen Mörder zu werfen! Ich nehme Euch zu Zeugen, Euch unerschrockene Schwadronen, die Ihr herbeisprengtet, um ihn auf den Höhen von Koraim zu retten, und schnell wie der Blitz die feindliche Menge zerstreutet, von welcher er umringt war.„ Bei diesen Worten durchzuckt ein elektrischer Strahl die ganze Armee; die Fahnen neigen sich, die Reihen drängen sich, die Waffen klirren, ein langer Schmerzensseufzer dringt aus der Brust vieler Tausende, die durch Säbel und Kartätschen zerissen sind, und die Stimme des Redners verliert sich unter allgemeinem Schluchzen.

Wenige Monate später feierte Fourier, auf derselben Bastion, und vor denselben Soldaten, mit nicht geringerer Bedeutsamkeit die Heldenthaten und Tugenden des Generals, den die eroberten Völker Afrika's mit dem schmeichelhaften Namen des gerechten Sultans begrüßten

und der zu Marengo eben sein Leben zum Opfer gebracht hatte, um den Triumph der französischen Waffen zu sichern.

Fourier verließ Aegypten erst mit den letzten Trümmern der Armee, in Folge der durch Menou unterzeichneten Capitulation. Nach seiner Rückkehr nach Frankreich verfolgten seine ersten, seine ausdauerndsten Schritte den Zweck, die denkwürdige Expedition zu verherrlichen, von welcher er eines der thätigsten und nützlichsten Mitglieder gewesen war. Die Idee, die so mannichfaltigen Arbeiten aller seiner Collegen in einem einzigen Werke zu sammeln, gehört unbestreitbar Fourier an. Ich finde den Beweis in einem noch ungedruckten Briefe, den er unter dem Datum des 20. Vendemiaire des Jahres VII von Theben aus an Kleber schrieb. In keinem öffentlichen Documente von früherem Datum ist dieses große literarische Denkmal erwähnt. Das Institut von Kairo nahm im Monat Frimaire des Jahres VIII den Plan zu einem Werke über Aegypten an, und übertrug Fourier die Sorge, die zerstreuten Elemente dazu zu sammeln, zu ordnen und die allgemeine Einleitung abzufassen.

Diese Einleitung ist unter dem Titel einer historischen Vorrede veröffentlicht worden. Fontanes erblickte, nach seinen Worten, darin „die Grazien von Athen mit der Weisheit von Aegypten" im Verein. Was könnte ich einem solchen Lobspruche hinzufügen? Ich will nur sagen, daß man auf einigen Seiten die hauptsächlichsten Züge der Regierungszeit der Pharaonen findet, nebst den Folgen der Unterjochung des alten Aegyptens durch die persischen Könige, die Ptolemäer, die Nachfolger von Augustus, die byzantinischen Kaiser, die ersten Kalifen, den gefeierten Saladin, die Mameluken, und die türkischen Machthaber. Die verschiedenen Phasen unserer an Abenteuern so reichen Expedition sind vorzugsweise mit der größten Sorgfalt geschildert. Fourier geht in seiner Gewissenhaftigkeit bis zu dem Versuche, den Beweis für ihre Rechtmäßigkeit zu führen. Ich sage ausdrücklich bis zum *Versuche*, denn in diesem Punkte könnte es wohl sein, daß aus dem zweiten Theile des Lobspruches von Fontanes einige Worte wegzulassen wären. Wenn im Jahre 1797 unsere Landsleute in Kairo oder in Alexandrien Beleidigungen und Erpressnngen ausgesetzt waren, für welche der Großherr Abhülfe entweder nicht schaffen konnte oder nicht wollte, so kann man in äußerster Strenge etwa annehmen, daß Frankreich sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen hatte, und zur Absendung einer mächtigen Armee berechtigt war, um die türkischen Steuerbeamten zur Vernunft zu bringen. Aber es ist ein großer Unterschied, wenn man behaupten will, daß der Divan zu Constantinopel die französische Expedition mit günstigen Augen hätte ansehen müssen, daß unsere Eroberung ihm *gewissermaßen* wieder zum Besitze Aegyptens und Syriens verhelfen sollte, daß die Einnahme von Alexandrien und die Schlacht bei den Pyramiden *den Glanz des ottomanischen Namens erhöhen wür-*

den! Ueberdem hat sich das Publikum beeilt, Fourier von der Verantwortlichkeit für das freizusprechen, was an gewagten Behauptungen in diesem kleinen Theil seines schönen Werkes enthalten ist. Es hat den Ursprung dazu in den Forderungen der Politik gesucht; um gerade herauszusprechen, es hat hinter gewissen Sophismen die Hand des früheren Oberbefehlshabers der orientalischen Armee zu erblicken geglaubt!

Napoleon soll also durch seinen Rath, seine Meinung, oder wenn man will, seine gebieterischen Befehle an der Abfassung der Vorrede Fourier's Antheil genommen haben. War dies bisher nur eine nicht unwahrscheinliche Vermuthung, so ist es jetzt zur vollständigen Gewißheit geworden. Durch die Gefälligkeit des Herrn Champollion-Figeac war mir vergönnt, in den letztverflossenen Tagen einige Theile von den ersten Abzügen der historischen Vorrede unter den Händen zu haben. Diese Abzüge wurden dem Kaiser zugestellt, der, noch bevor er sie mit Fourier las, sie für sich in Muße durchsehen wollte. Sie sind mit Randbemerkungen bedeckt, und die Zusätze, welche davon die Folge waren, betragen an Ausdehnung fast ein Drittheil des ursprünglichen Textes. Auf diesen Blättern ist ebenso gut als im Werke, wie es definitiv dem Publikum übergeben wurde, eine völlige Abwesenheit von Eigennamen bemerkbar: mit alleiniger Ausnahme der Namen der drei Obergenerale. Also hatte Fourier sich selber die Zurückhaltung auferlegt, welche von gewissen Eitelkeiten so sehr ist getadelt worden. Ich kann hinzufügen, daß auf den kostbaren Blättern des Herrn Champollion man nirgends Spuren von der elenden Eifersucht gewahrt, die man Napoleon untergelegt hat. Es ist wahr, daß der Kaiser mit dem Finger auf das von Kleber gebrauchte Wort „berühmt" zeigte, und zu unserem Collegen sagte: „Jemand hat mich auf dieses Beiwort aufmerksam gemacht;" aber nach einer kleinen Pause setzte er hinzu: „es versteht sich, daß Sie es stehen lassen, denn es ist gerecht und wohlverdient." Diese Worte gereichten dem Monarchen noch nicht so sehr zur Ehre, als sie in dem „Jemand", den ich bedaure, nicht anders bezeichnen zu können, jene niedrigen Höflingsseelen brandmarkten, deren ganzes Leben dazu angewandt wird, die Schwächen und schlechten Leidenschaften ihrer Herren auszuforschen, damit sie sich daraus die Staffel bereiten, die sie zu Ehrenstellen und Reichthümern führen soll. (Schluß folgt.)

Dr. G. Blöde an Far West.

Wenn ich Ihnen, geehrter Herr, auf Ihre Epistel im Dezemberheft der „Atlantis" erwiedere, so geschieht es nicht, weil ich annehme, daß „die Sache der Humanität, des Fortschritts und der wahren Aufklärung" eine

Erwiederung meinerseits verlangte. Ich lege unserem kleinen Privatdisput nicht Werth genug bei, um an irgend einen Einfluß desselben auf den Fortschritt der Humanität und Aufklärung zu glauben. In der Regel gewinnt bei derartigen Herzensergüssen Niemand weiter an Aufklärung, als die Streitenden selbst, und auch diese nur Jeder in derselben Richtung, die er von Hause aus eingeschlagen. Beim Disputiren behalten bekanntlich beide Theile Recht, — bei sich selber nämlich. Denn kein Mensch nimmt von dem andern etwas Anderes an, als was eben schon in ihm vorbereitet liegt. Auf der Verwandtschaft beruht das Gesetz der Anziehung und Assimilation. Deßwegen werden Zwei, die, wie wir Beide, von an und für sich nicht verwandten Punkten ausgehen, von Punkten, die sich entweder zu parallelen, oder zu nach entgegengesetzten Richtungen laufenden Linien verlängern, niemals zusammentreffen, Keiner wird auf den Andern eine Wirkung äußern; sondern wenn sie auch hundert Jahre mit einander stritten, würde doch im 101sten Jeder gerade noch auf demselben Standpunkte stehen, wie im Beginn des Austausches. Der Grund dieser Erscheinung ist mir freilich, als grassem Materialisten, völlig klar, weil eben kein Mensch, ebenso wenig wie irgend ein Naturding, über seine Natur, d. h. die Grundmischung und Anordnung seiner Elemente, hinaus kann. Damit ist natürlich nicht gesagt, daß ein Materialist, nicht zehn, hundert, tausend andere Materialisten so zu sagen machen könnte, durch Mittheilung seiner Ideen und Anregung der verwandten Geistesrichtung in Anderen. Aber eben diese Verwandtschaft der Geistesanlage ist dazu erforderlich. Nicht Jeder kann und wird das Wesen des Materialismus wahrhaft in sein Wesen aufnehmen, in seinen Succum et sanguinem verwandeln, und einen von der Natur zum Idealisten, Spiritualisten, [oder wie Sie die Anhänger eines dem Stoffe selbstständig entgegengesetzten Geistes nennen mögen,] Angelegten, zum Materialismus bekehren zu wollen, ist ein Unternehmen gleich dem, einen Mohren weiß zu waschen, mit welchem Vergleiche durchaus kein schlechter Witz beabsichtigt wird, sondern nur eine Bezugnahme auf die Wahrheit, daß Beides in der That eine physische Unmöglichkeit ist. Wenn ich Ihnen geehrter F. W. also auf Ihre neueren Angriffe entgegne, so geschieht dies weder im Interesse der Aufklärung der Menschheit — denn ich bilde mir nicht ein, dazu auch nur das Mindeste beitragen zu können, abgesehen davon, daß mir „die Menschheit“ ein sehr mystisches Object ist — noch geschieht es für die Sache des Materialismus, denn diese ist ist zu stark und gut, um meiner schwachen Waffen zu bedürfen, noch endlich für Sie, da ich weiß, daß meine Argumente bei Ihnen nichts wiegen können; sondern ich erwiedere Ihnen lediglich aus Selbstliebe, da Niemand gern den Vorwurf der Inconsequenz und Verwirrung seiner Ideen auf sich sitzen läßt.

Daß die Sätze: „der Character eines Menschen ist nichts weiter, als

das Resultat, die Summe der stofflichen Elemente, welche seinen Körper zusammensetzen" und: „frei handelt Keiner, sondern Jeder wie er muß rc." mit der Annahme der Existenz des Geistigen und einer moralischen Selbstbestimmung nicht im Widerspruch stehen, wird Jedem klar sein, der den Materialismus richtig auffaßt, und nicht annimmt, daß derselbe den Menschen zu einer Maschine, zu einem „organisirten Klumpen" herabwürdige. Das Vorhandensein dessen, was wir übereingekommen sind, Geist und das Geistige zu nennen, dessen, was wir mit moralischer Selbstbestimmung zu bezeichnen belieben, sind eben solche naturgeschichtliche Thatsachen, wie die Existenz der sogenannten unbelebten Materie in allen Formen. Ich wiederhole, daß kein Materialist die Existenz des Geistes, des Geistigen, leugnet; sondern ihm nur eine selbstständige, vom Stoffe unabhängige, und ihm entgegengesetzte Existenz abspricht, daß ihm der Geist nicht eine vom Stoffe seinem Wesen nach verschiedene Zweiheit, sondern mit diesem einheitlich, identisch, nur dessen Consequenz in naturgesetzmaßiger höchster Entwicklung ist. Von diesem Standpunkte aus ist es unbezweifelt richtig zu behaupten, daß der Character, d. h. die Gesammtheit der geistigen Erscheinung eines Menschen, nichts weiter ist, als die Summe der stofflichen Elemente, welche seinen Körper zusammensetzen. Denn wenn wir nicht annehmen wollen — wofür auch nicht die geringsten naturgeschichtlichen Anhaltspunkte vorliegen — daß die Seelen als außerhalb der Körperwelt vorhandene selbstständige Existenzen sich nur nach eigener Willkühr und auf Zeit mit den stofflichen Elementen des Menschen zur Einheit verbinden; wenn vielmehr die alltäglichste Beobachtung lehrt, daß der Geist in und mit dem Körper entsteht, wächst und sich entfaltet, zurückgeht und zerfällt: so liegt doch wahrhaftig logischer Weise einzig und allein der Schluß als berechtigt vor, daß der individuelle Geist das Produkt und Resultat der jedesmaligen individuellen Combination der das Individuum aufbauenden stofflichen Elemente ist, und daß die nie zu erschöpfende Mannichfaltigkeit dieser Combination der Grund davon ist, daß trotz der unleugbaren Gleichheit und Einfachheit der Grundformen doch niemals weder zwei menschliche Antlitze, noch zwei menschliche Charaktere sich völlig gleich waren, noch sein werden. Ist damit nun behauptet, daß die Entwicklung dieser Elemente zur individuellen Einheit, ohne den Einfluß der Außenwelt, der materiellen wie geistigen, vor sich geht? Gewiß nicht. Eben so wenig, als die Pflanze erwiesener Maßen ohne Licht und Luft sich entwickeln kann, obgleich das Licht gar keine und die Luft nur einen Theil der ihren Körper bildenden stofflichen Elemente enthält, ebenso wenig kann dies die höhere Organisation ohne die ihr entsprechenden Einflüsse der Außenwelt, auch die anderer Art als die eigentlichen Nahrungsstoffe. Wie aber jede Pflanze, sie möge stehen, in welchem Boden sie wolle, aus demselben immer nur diejenigen Bestandtheile anzieht, die ihrer Natur, d. h. der Grundmischung ihrer Elemente

nach dem Gesetze der Verwandtschaft entsprechen, wobei nur nahe verwandte Bestandtheile, wie z. B. Kali und Natron einander vertreten können, so ist es auch ähnlich mit dem Menschen und seiner sogenannten Erziehung, d. h. den Einflüssen seiner vielfachen Beziehungen zur umgebenden Welt, namentlich der Menschen. Seine Entwicklung vermöge dieser Einflüsse geht ebenfalls nur nach dem Gesetze der Verwandtschaft — das aber oft in der Form des Gegensatzes auftritt — vor sich, und solche Einflüsse, die zu der Grundmischung der Elemente eines Individuums in keinen solchen verwandtschaftlichen Verhältnissen stehen, werden zeitlebens abgewiesen, sowie für die Pflanze auch die reichlichst in einem Boden vertretenen Bestandtheile, sobald sie dieselben nicht braucht, gar nicht vorhanden sind. Alle Erziehung besteht deßhalb lediglich in Entwickelung des von Hause aus Vorhandenen, von einer eigentlichen Veränderung dessen ist dabei eben so wenig die Rede, als bei dem Versuche, Steinwein auf fettem Ackerboden zu erbauen, oder den Tiger zum Lamme zu erziehen. Wenn ich daher in meinem Aufsatze über Verbrechen und Strafe sagte: jeder Mensch handle wie er müsse, und Niemand handle frei, so heißt dies so viel als: Jeder handelt der von seinem Willen völlig unabhängigen Grundrichtung seiner Charakter-Anlagen und deren durch Erziehung und Leben zu Stande gekommenen gegenseitigen Kraftverhältnisse entsprechend. Wer nach gewöhnlichen Begriffen moralisch gut handelt, handelt so, weil seine moralischen Grundanlagen und deren Entwicklung durch das Leben ihn so und nicht anders handeln lassen, und er würde in einem gegebenen Falle des Zweifels und der Versuchung anders handeln, z. B. einer Anreizung zum Bösen, d. h. der kräftigen Anregung eines andern Triebes, unterliegen, wenn die Kräfte seiner Seele, d. i. in unserem Sinne die stoffliche Mischung und Anordnung seiner Gehirntheile, eine verschiedene wäre. Freiheit im absoluten Sinne ist aber doch darin nicht zu erblicken, wenn ich gerade so handle, wie ich auf Grund thatsächlicher, von meinem Willen unabhängiger Umstände, zu handeln nicht umhin kann. Was in der gewöhnlichen Sprachweise moralische Freiheit und Selbstbestimmung genannt wird, ist in der That daher nichts weiter, als glückliche Organisation in eben so glücklicher Entwicklung, für welche wir, gerade wie für bevorzugte Geistesanlagen im engeren Sinne wohl Bewunderung und Liebe empfinden, aus welcher wir aber streng genommen Niemanden ein Verdienst machen können. Nach Ihrer Theorie ist der freie Wille oder die moralische Selbstbestimmung, etwas jedem Menschen von Hause aus [von Wem?] Mitgegebenes, und es hängt nur von ihm ab, denselben zum Vortheil oder Nachtheil seiner und seiner Nebenmenschen zu gebrauchen. In der Wirklichkeit aber ist der Wille überhaupt nichts, als die Anregung gewisser Gehirntheile (phrenologisch: Organe oder Triebe etc) zur Function, durch äußere Reize, und das Handeln: die Resultate einer Mehrzahl solcher Anre-

gungen; das Seelenleben des Menschen (sowie im niederen Grade auch das aller belebten organischen Natur) ein unausgesetztes Spiel vielfacher Kräfte, ein Krieg Aller gegen Alle, bei welchem der Stärkere Sieger bleibt. Illustriren wir dies durch ein Beispiel. Der Anblick eines schönen Weibes regt in jedem gesunden, wohl conditionirten Manne gewisse Gefühle des Wohlgefallens an, die neben dem Sinne für das Schöne im Allgemeinen, noch von besonderer Art sind, die wir geschlechtlich nennen. Nimmt diese Anregung, wie bei dem niedrig oder krankhaft organisirten Menschen [dem Buschmann oder Cretin] ausschließlich oder hauptsächlich eine einzige Richtung, so wird dieselbe mit Nothwendigkeit in Handlungen krasser Brutalität endigen, wie sie leider täglich auch in gesitteten Ländern vorkommen. Tritt aber beim besser organisirten Manne, und namentlich dem durch Civilisation Entwickelten, diese Anregung durch den Anblick weiblicher Schönheit ein, so folgt ihr sofort ein lebhaftes Spiel verschiedener anderer, zum Theil entgegengesetzter, sich aufhebender Kräfte. Mit der Anregung des sogenannten thierischen Triebes (der aber diesen Schimpfnamen durchaus nicht verdient, denn von Hause aus ist ein Trieb so gut, d. h. so nothwendig wie der andere) tritt gleichzeitig das idealere Wohlgefallen am Schönen an sich auf, Wohlwollen und Ehrerbietung machen sich geltend, Gewissenshaftigkeit, Festigkeit und Causalität, welche die Folgen erwägt, kommen in's Spiel, und das Resultat dieses Spieles von Reizen und Gegenreizen ist jenes das Leben verschönernde Verhältniß, welches den Umgang der beiden Geschlechter im Zustande der Cultur ausmacht. Noch deutlicher zeigt sich die Wahrheit unserer Theorie von Antrieb und Handlung als Naturgesetz und nicht dem freien Willen gehorchend, in den gräßlichen Ausnahmezuständen, welchen das Leben auch den civilisirten Menschen zuweilen aussetzt, und in denen selbst die höchste Organisation und die höchste Entwickelung der starren Naturnothwendigkeit machtlos unterliegt. Wenn der mit den Wellen Ringende sein geliebtes Weib oder Kind von dem Brette stößt, das nur Einen zu tragen vermag; wenn der in der Wüste Verschmachtende, seinem theuren Freunde, für den er oftmals vorher sein Leben wagte, den rettenden Bissen und Trunk mit wilder Gier abjagt: wo bleibt da der freie Wille, wo die moralische Selbstbestimmung, die denselben Menschen unter persönlichen Verhältnissen vielleicht in hohem Grade beiwohnten? Wie konnten sie mit einem Male zum Gegentheile ihrer selbst umgewandelt, aus dem zärtlich liebenden Gatten und Vater in die herzlosesten Egoisten, aus dem aufopfernden Freunde in den cannibalischen Feind verkehrt werden? Der Materialist hat die Antwort darauf: durch eine unglückliche Aufhebung des Gleichgewichtes ihrer Seelenkräfte in Folge stofflicher Veränderungen. Gleiches und Aehnliches tritt aber — und dies zu zeigen war der Zweck unseres ursprünglichen Aufsatzes — bei den Handlungen ein, die wir als dem Wohle Einzelner oder der Gesammtheit nachthei-

lig, mit dem Namen Verbrechen belegen, und zu bestrafen, d. h. mit einem andern Uebel zu rächen uns berechtigt glauben. Wenn die Ihnen, geehrter F. W. vorherrschende Idealität es erlaubt, so werden Sie selbst zugeben müssen, daß Ihnen oft Menschen begegnet sind und noch täglich begegnen, denen Sie die Fähigkeit zur moralischen Selbstbestimmung absprechen müssen; und fanden Sie solche Menschen nicht eben so gut unter Denen, die unter den günstigsten Umständen für die Entwicklung ihres freien Willens aufgewachsen waren? Was ist Ihre Erklärung dieser Thatsache? und sollte nach Ihrer Theorie eines Allen auf den Lebensweg mitgegebenen freien Willens, nicht Einer und Jeder können, was der Andere? Diese Unfähigkeit zu moralischer Selbstbestimmung, oder dieser Mangel an Gleichgewicht zwischen den Seelenkräften, führt gewöhnlich zunächst nur zu Dem, was wir Charakterlosigkeit nennen, aber sobald dieses Gleichgewicht bis zur ausschließlichen Herrschaft irgend einer Richtung aufgehoben wird, zu Narrheit und Verbrechen, Letzteres nach meiner Auffassung nur eine andere Form des Wahnsinnes in verschiedener Sphäre. Ich erinnere wiederholt an den in den causes celebres Deutschlands ausgezeichneten Criminalfall des Pastors (Tinius war bekanntlich sein Name), der aus Liebe zu seltenen Büchern zum mehrfachen Mörder wurde. Von demselben Standpunkte aus stimme ich natürlich auch keineswegs in das Verdammungsurtheil ein, welches die Presse über die von den Vertheidigern des großen Wallstreetfälschers Huntington eingeschlagene Vertheidigungsverfahren fast einstimmig ausgesprochen hat, da es mir in der That nichts weniger als unwahrscheinlich ist, daß Huntington an einer wahrhaften Monomanie für Fälschung litt, sowie jener Schwarzrock an der Monomanie für Bucher.

Mit Ihrem Beispiele von den chinesischen Schriftzügen, die nach Ihrer Auffassung der materialistischen Anschauung Jeder lesen können müßte, der sie sehen kann, und Ihrer Verbindung der Gedanken des Autors mit den Schriftzügen, wie des Zuckers mit dem Kaffee, glauben Sie gewiß, Verehrter, mich recht schlagend widerlegt, sozusagen ad absurdum geführt zu haben. Ich will versuchen Ihnen darzuthun, daß dies nicht der Fall ist. Zunächst begreife ich nicht, warum Sie sich die Unbequemlichkeit gemacht haben, deßhalb eine Fahrt über den stillen Ozean nach dem glücklichen Reiche der Mitte zu unternehmen? Sie hätten dies bequemer haben können; der erste beste grobfäustige Irischman oder illiterate black Gentleman in Ihrer Nähe hätte Ihnen zum Beleg dafür dienen konnen, daß alle Schriftzüge, überhaupt alle Symbole für Denjenigen Hieroglyphen sind, der ihre traditionelle Bedeutung nicht erlernt hat. Ihr eigener Geist, eine so schmeichelhafte Meinung ich auch von dessen Grundanlage und Entwickelung habe, wurde sich doch vergeblich abmühen, auch nur eine Zeile Atlantis zu entziffern, wenn Sie das Unglück gehabt hätten, in einer Hütte des grünen Erin oder gar in Uncle Toms Cabin, anstatt in dem schönen Deutschland

das Licht der Welt zu erblicken. Ebenso werden Sie mir wohl auch zugeben, daß man, um deutsche wie chinesische Bücher lesen, d. h. die symbolische Darstellung der Gedanken Anderer verstehen zu können, nicht nur Gelegenheit gehabt haben muß, das Abc zu lernen, sondern auch im Besitze des dazu erforderlichen Sinnes gewesen sein muß, und daß ein Blindgeborener bis zur Erfindung des Blindendruckes von der Aufnahme der Gedanken Anderer auf diesem Wege völlig abgeschnitten war, folglich nie ein civilisirter Mensch im modernen Sinne werden konnte. Wozu Alles dies? Dazu um zu beweisen, daß man zwar Kaffee nach Belieben mit oder ohne Zucker trinken kann, daß man aber um die Gedanken eines Autors in sich aufzunehmen, nicht nur muß sehen (oder wenn man blind ist, fühlen) können, sondern auch lesen, d. h. die traditionelle Symbolik der Buchstaben kennen gelernt haben muß, oder mit andern Worten, daß Ihr Vergleich vom Kaffeetische schielt und hinkt! Ich selbst habe nirgends mich einer Ausdrucksweise bedient, welche die Annahme meinerseits, als ob sich der Geist des Autors mit den Schriftzügen verbände wie der Zucker mit dem Kaffee, rechtfertigte; sondern ich habe nur behauptet, daß die Ideen eines Schriftstellers, die wir durch Buchstaben wiedergegeben lesen ꝛc. nur durch eine Thätigkeit unserer Sinne zu unserer Wahrnehmung und dadurch zur Wirkung auf unser Gehirn gelangen. In dem Lesen liegt aber eben mehr, als die bloße Reflexion der Form der Schriftzüge auf die Netzhaut des Auges und von da auf das Gehirn. Sicherlich ist Lesen ein stofflich feinerer Vorgang als Kaffeetrinken, schon aus dem Grunde, weil die Organe des Auges und Gehirnes höher stehen in der Entwicklung des Stoffes, als die des Gaumens und der Zunge, aber bei alledem sind wir berechtigt zu behaupten, daß auch Lesen ein stofflicher Vorgang ist. Es bedarf dazu einmal einer wirklichen Sinnesthätigkeit, und sodann bei jedem einzelnen Zeichen sowohl, als bei der Zusammenstellung mehrer solcher einer Operation im Centralorgane, dem Gehirn, die wir uns nicht besser als unter der Wiedererweckung von Bildern vorstellen können, deren stofflichen Eindruck das Gehirn einmal zuerst aufgenommen und behalten haben muß. Die Reaction einer sehr empfindlichen Daguerrotypplatte gegen die Eindrücke des Lichtes gibt dafür gewiß das passendste Analogon ab. Wenn ich die Wörter: Buch, Bild, Spiegel ꝛc lese, so sind dabei folgende Vorgänge thätig: Das Bild der Schriftzüge stellt sich auf der Netzhaut des Auges dar, und wird von da durch den Sehnerven auf das Gehirn reflectirt, wo es früher empfangene gleiche Eindrücke wieder belebt und zugleich deren erlernte symbolische Bedeutung erweckt, im Vorgang der obgleich wir seine Stofflichkeit nicht mit dem Secirmesser oder Mikroscop ad oculos demonstriren können, doch ebenfalls unbezweifelt im Stoffe und vermittelst des Stoffes [Gehirnmasse] vor sich geht, und deßhalb irgendwie materiell sein muß. Diese Operationen würden aber immer noch nicht die Vorstel-

lung eines bestimmten Gegenstandes erwecken, vielmehr ist dazu wieder ein früher erfolgter sinnlicher Vorgang erforderlich, der nämlich, daß das Bild des wirklichen Gegenstandes, dessen Vorstellung das schriftliche Symbol des Wortes wiedererwecken soll, ebenfalls irgend früher durch das Auge dem Gehirn zugeführt und von diesem festgehalten worden ist; denn Demjenigen, der niemals ein Bild, einen Spiegel, ein Buch sah, wird das bloße symbolische Schriftzeichen dafür ebenso wenig irgend eine Vorstellung erwecken, als dem Blinden der Name einer Farbe, oder das Wort einer fremden Sprache dem, der dessen Bedeutung nicht erlernt hat. Hier ist also wieder ein sinnlicher Vorgang nothwendig, ehe wir zur Operation des Lesens gelangen. Von diesen Vorgängen und Operationen können aber Diejenigen ihrer Natur nach nicht wesentlich verschieden sei, welche die höheren Functionen des Gehirnes, Denken, Urtheilen, Schließen ꝛc. ausmachen, einmal schon um deßwillen nicht, weil diese Thätigkeiten offenbar nur durch Anreihung und Zusammenfügung einzelner Bilder zu Vorstellungen u. s. w. erfolgen, sodann weil sie durch dasselbe stoffliche Organ vorgenommen werden, und weil es eine erwiesene Thatsache ist, daß kein Mensch, welchem mehrere Sinne fehlen, es zu normalen Functionen des Gehirnes, Denken ꝛc bringen kann. Welche stoffliche Veränderungen bei und vermöge dieser Operationen im Gehirn vor sich gehen, sind wir freilich noch außer Stande, nachzuweisen, allein daß solche vorgehen, ist theils logische Consequenz, aus anderen physikalischen Thatsachen, theils eine Wahrheit der Erfahrung, da Jeder an sich selbst beobachten kann, daß er vor Tische anders denkt und fühlt, als nach Tisch, und daß überhaupt veränderte Lebensart Veränderung der geistigen Thätigkeit bedingt. Hier hat man doch Etwas, woran man sich halten kann, während Ihre Satze: Denken, Urtheilen, Schließen sind Vorgänge in unserem geistigen Bewußtsein“ und „sie erscheinen der Selbstbeobachtung als Akte der geistigen Selbstthätigkeit“ in der That gar nichts erklären. Denn sie führen unmittelbar zu der Frage: Was ist geistiges Bewußtsein, was geistige Selbstthätigkeit? Wir kennen keine Geister, die selbst thätig wären, kein Bewußtsein, das Bewußtsein wäre außer denn in einem menschlichen Gehirn. Und darum behaupten wir, Bewußtsein ist Function, Bewegung des Gehirnes.

Wenn Sie sagen: „der Materialismus kann sich nicht rühmen, neue moralische Wahrheiten an's Tageslicht gefördert zu haben“, so hoffe ich von Ihnen nicht mißverstanden zu werden, wenn ich Sie auf eben die Ideen aufmerksam mache, die mir das Vergnügen Ihrer besonderen Berücksichtigung in der Atlantis verschafft haben.. Nicht daß ich für meine, vor der Hand, wie ich wohl weiß, noch sehr ketzerischen Ideen über Verbrechen und Strafe, das Prädikat der Neuheit an sich in Anspruch nähme, aber in Berücksichtigung der gewiß geringen Anzahl, deren Gemeingut sie vor der Hand noch sein mögen, und in Betracht des Widerspruches, in

welchem sie zur Zeit noch mit der Theorie und Praxis des Strafrechtes der gesammten civilisirten und uncivilisirten Welt stehen, ist denselben eine gewisse relative Neuheit wohl nicht abzusprechen. Vorausgesetzt nun, diese Ideen würden über kurz od r lang Gemeingut der Majorität werden, und als solches zu der von mir angedeuteten Grundreform des Strafrechtes führen — eine Eventualität, an welche ich mir zu glauben vorstelle — so würde diese Reform unzweifelhaft unter die Verdienste des Materialismus gehören, denn meine Andeutungen über die Zukunft des Criminalrechtes sind nur nothwendige Consequenzen der materialistischen Ansicht von Menschen. Aber auch abgesehen davon kann ja eine Lehre, die dem Menschen die Nichtigkeit eines mystischen Jenseits darthut, und ihn desto fester auf der schönen Erde stellt, und ihn lehrt, auf und aus ihr sich seinen Himmel zu schaffen, sicherlich nicht verfehlen, auch den ganzen moralischen Menschen umzugestalten. Wenn aber Chemie und Physiologie zwei Hauptfactoren der großen allumfassenden materialistischen Lehre sind, so müssen auch sie wenigstens mittelbar ihre wichtige Betheiligung an der Reform der Ethik und des Naturrechtes haben, und es ist eine beschränkte Auffassung anzunehmen, daß überhaupt irgend eine Wissenschaft von der anderen unabhängig sein könne, ausgenommen denn die mit Unrecht auf diesen Namen Anspruch erhebende Theologie, die sich über den Naturwissenschaften zu stehen dünkt, weil sie außerhalb aller Wissenschaft steht. Ebenso wenig kann ich Ihnen darin beipflichten, daß der Materialismus als System eben so lange und selbst viel länger als das Christenthum bestanden habe. Der Materialismus, wie er jetzt als Consequenz der reißend fortschreitenden Entwicklung der Naturwissenschaften auftritt, weder als mystische Intuition und Unmittelbarkeit der Alten, noch als frivole Negation und antipietistische Reaction des Zeitalters der Aufklärung, sondern als junger Held im Harnisch exacter Wissenschaft mit Wage, Lupe und Retorte als Waffen in seiner Hand, und als Schätze seiner Arbeit die Argumente, die keinen Widerspruch dulden, anhäufend: dieser ist ein Kind der Neuzeit, des 19. Jahrhunderts, und wahrlich nicht ihr schlechtestes. Mit weit mehr Recht läßt sich behaupten, daß das, was Sie als aufgeklärter Vertheidiger des Christenthums, Christenthum nennen, was aber durchaus nicht dessen Wesen ausmacht, viel älter ist als die Lehre des Jesus von Nazareth, nämlich weiter nichts, als uraltes Menschenthum.

General von Steuben.

(Ein Vortrag, gehalten in der „Mercantile library" in New-York.)

Von Friedrich Kapp.

Man hört oft von einer „Geschichte der Deutschen in Amerika" reden, wenn es sich um die Schicksale unserer hierher eingewanderten Landsleute handelt; ein neuerer Reiseschriftsteller hat sogar ein dickes Buch über diese sog. „Geschichte der Deutschen in den Ver. Staaten" geschrieben, das zwar von gutem Willen zeugt, indessen auf ganz falschen und willkürlichen Voraussetzungen beruht. Mag immerhin das deutsche Element in Amerika seine bestimmte kulturhistorische Bedeutung haben, so ist sie doch eine mehr ideelle und mittelbar wirkende; mag immerhin dem deutschen Geiste hier eine hohe Aufgabe zugetheilt sein, so kann er doch weniger selbstständig auftreten, als vielmehr nur das hiesige Leben mit seinem Gehalte durchdringen und läutern. Allein trotz alledem haben wir hier zu Lande als Deutsche keine Geschichte, schon deshalb nicht, weil wir hier nur als die losgelösten Glieder eines in sich selbst noch nicht zur Einheit gelangten Volkes in Betracht kommen, weil wir hier in einem fremden Lande leben, weil hier, mit einem Worte, nicht die Wurzeln unserer Kraft liegen.

Wenn nun geborene Deutsche, seien es Individuen oder ganze Stämme, sich einen Platz in der Geschichte dieses Landes erobern, je nachdem ihre Thaten in die Zeiten großer geschichtlicher Krisen und Kämpfe fallen, oder sich über das Niveau des Gewöhnlichen erheben, so bezeichnen sie durch diese Thätigkeit selbst ihre Stellung zu beiden Nationen am besten. Ihrer Nationalität können sie sich einmal nicht entäußern; allein ihre Handlungen und Erfolge sind fortan das Eigenthum nicht des deutschen, sondern des amerikanischen Volkes.

Solcher Deutschen gibt es aber in der Ver. Staatengeschichte nur wenige. Die deutsche Einwanderung hierher ist zwar bald schon zweihundert Jahre alt, jedoch mehr als ein Jahrhundert verging, ehe man hier nur eine Ahnung davon hatte, daß ein Deutscher zu etwas Anderem, als zu grober Feldarbeit oder zur maßlosen Ausbeutung durch die Eingebornen gut sei.

Es macht auf mich einen ebenso widerwärtigen wie schmerzlichen Eindruck, wenn ich die seitdem theilweise gedruckten Schiffslisten durchblättere, welche die Namen der im vorigen Jahrhundert nach Amerika ausgewanderten Deutschen enthalten. Jedem Zufall ausgesetzt, dem Sturm der Elemente und der Rohheit der Menschen preisgegeben, von ihren Landsleuten in der Heimath und Fremde ausgesaugt und von den Amerikanern brutal mißhandelt, unterschieden sich diese Unglücklichen blos dadurch von den Negern, daß sie nur für eine gewisse Reihe von Jahren Sklaven zu sein brauchten; sie waren aber im vollsten Sinne des Wortes die Coulies des 18. Jahrhunderts. Ist es da ein Wunder, daß diese Ar-

men, nachdem sie sich aus dem gröbsten Elend herausgearbeitet, allen Sinn verloren hatten für die allgemeinen menschlichen Fragen, daß sie an der Scholle des sauer erworbenen Ackers fest klebten, und daß sie jedem höheren Ideenfluge, jeder begeisternden That stumpfe Apathie oder gar völlige Antipathie entgegensetzten? Aber welches bittere Elend sie auch ertragen, welche kummervollen Thränen sie auch geweint, welches Uebermaaß von Noth und Entsagung sie auch durchgemacht haben mögen: so zählen sie kaum als Gegenstände geschichtlicher Darstellung, sie gehören, wie der Dichter sagt, ausschließlich den Elementen an.

Doch lassen Sie uns lieber einen Schleier über diese gedrückte, nur duldende und entsagende deutsche Einwanderung werfen, lassen Sie uns ungefähr von dem Tage, an welchem Pistorius und die ersten deutschen Emigranten hier landeten, ein volles Jahrhundert überspringen — und wir stehen an der Schwelle einer Zeit, die uns besser zusagt, weil sie uns innerlich verwandter ist, die uns gehört und der wir gehören: wir halten beim ersten Wetterleuchten des Revolutionszeitalters, wir stehen mitten in der amerikanischen Revolution. Und aus dieser Revolution und der großen Zahl von Deutschen, die darin mitgekämpft haben, will ich Ihnen heute Abend einen der verdientesten Männer zu schildern suchen. Es ist dies der General von Steuben.

In dem Leben dieses Mannes ist kein Zug von jenem gedrückten und duldenden Wesen, das den eben erwähnten früheren Einwanderern anklebte; das ist eine kräftig handelnde, und von frühester Jugend bis in die letzten Tage sich bethätigende und auszeichnende Natur, einer der wenigen bevorzugten Persönlichkeiten, mit denen sich die glänzendsten Erinnerungen des 18. Jahrhunderts verknüpfen. Als Kind der Begleiter seines Vaters in den Feldzügen in der Krim, als vierzehnjähriger Knabe an seiner Seite kämpfend unter den Mauern von Prag, als Jüngling Offizier in der Armee Friedrich's des Großen, als Mann Adjutant im Gefolge des Königs und des Prinzen Heinrich, Gefangener in Petersburg, später Gast in Versailles und an den bedeutendsten Höfen seiner Zeit, eilte Steuben in einem Alter, wo Andere von den Mühen des Lebens auszuruhen pflegen, nach Amerika, um unter Washington für die Unabhängigkeit der Ver. Staaten kämpfen und diese erringen zu helfen. Prag und Kunersdorf, Berlin und Versailles, Boston und Philadelphia, Richmond und Yorktown sind die Marksteine in dieser glänzenden, aber oft von Hindernissen und Schwierigkeiten bedrängten Existenz, welche einsam und fast unbeachtet in einem Blockhause des Hinterwaldes endete.

Um die Laufbahn dieses Mannes in den engen Rahmen einer einzigen Stunde zusammen zu fassen, kann ich mich nicht der Ausführlichkeit hingeben, welche die Bedeutung Steuben's erheischt. Ich glaube indessen Ihren

Wünschen zu entsprechen, wenn ich bei den Hauptmomenten aus seiner Thätigkeit die blos skizzirende Darstellung aufgebe und Ihnen namentlich das Ineinandergreifen europäischer und amerikanischer Politik, in der Frische und Unmittelbarkeit wiedergebe, die ich in meinen Quellen gefunden habe.

Friedrich Wilhelm von Steuben war im Jahr 1730 in Magdeburg geboren. Die Familie, welcher er angehörte, wird zuerst im 13. Jahrhundert erwähnt, in welchem sie aus Franken nach dem Mansfeld'schen übersiedelte. Der Name von Steuben findet sich schon zu jener Zeit in den Mansfeld'schen und Magdeburgischen Vasallentabellen. Im Jahre 1398 verkaufte u. A. der Erzbischof Albrecht von Magdeburg das Lehensgut Hohenthurm an einen Bernhard von Steuben. In der Reformationszeit scheint die Familie verarmt zu sein. Sie trat früh zum Protestantismus über, und gleich im Anfang jener Periode zeichneten sich ein paar lutherische Prediger von Steuben in Halle a. d. Saale aus. Steuben's Großvater war Oberprediger an der protestantischen Kirche zu Brandenburg. Von dessen Söhnen war der älteste Christian Ludwig von Steuben, gestorben 1765, dänischer Oberst und ein bedeutender militärischer Schriftsteller, der eine neue Fortifikationstheorie aufstellte. Ein jüngerer Sohn fiel als Lieutenant im preußischen Regiment Kalkstein in der Schlacht von Mollwitz, ein dritter trat als Offizier in holländische Dienste und starb dort als Capitain, der vierte endlich, Wilhelm Augustin, der Vater des späteren Generals, geboren 1699, trat schon in seinem 16. Lebensjahre in die preußische Armee. Er heurathete im Jahr 1792 als Ingenieur-Capitain ein Fräulein Maria Dorothea von Jagow. Der erste Sohn aus dieser Ehe war eben der Held dieses Vortrages. Einige Jahre nach Steuben's Geburt beim Ausbruche des Krieges zwischen der Türkei und Rußland trat Steuben's Vater im Auftrag des Königs von Preußen als Instrukteur in die Armee des russischen Feldmarschalls Grafen von Münnich und wohnte dem Feldzuge in der Krimm bei. Nach dem Friedensschluß ging er nach Petersburg, half Kronstadt befestigen, und kehrte mit seinem Sohne, den er mit sich genommen hatte, erst nach der Thronbesteigung Friedrich II nach Preußen zurück, der ihn zum Ingenieur-Major erst in Neiße und dann in Breslau ernannte. Als letztere Stadt an die Oesterreicher überging, wurde er zum zweiten Commandanten in Custrin befördert, wo er auch nach seiner Verabschiedung noch lebte und erst im Jahre 1783 starb. Außer dem eben erwähnten Sohne hatte Steuben's Vater noch zwei Kinder, einen Sohn Johann, der Offizier in dem berühmten Belling'schen Husarenregimente war und später als Accise-Einnehmer in Bärwalde in Pommern starb, und eine Tochter, die sich mit einem Hauptmann Carl Constantin v. Canitz verheurathete.

Unser Steuben wurde zuerst von den Jesuiten in Neisse und Breslau

erzogen und besonders gut in der Mathematik unterrichtet. Die Kenntnisse, durch welche der Blick erweitert, und die umgebende Welt beleuchtet wird, lagen damals außer dem Bereiche der Schule und mußten nach Zufall und mit Anstrengung aus dem Leben selbst erworben werden; die Grundlage von Steuben's Bildung war aber eine sehr solide und bedeutend derjenigen der meisten seiner Zeitgenossen überlegen. Für Steuben lag schon in den Umständen der Familie die Bestimmung zum Kriegsdienst vorgezeichnet; dem Sohne des armen Offiziers mußte der Soldatenstand die nächste Aussicht bieten. Der Ruhm großer Waffenthaten durchflog damals das Land, die Augen der ganzen Welt waren auf das kleine Preußen gerichtet. Der Geist des Volkes und die Einrichtungen des Staates, schon seit dem großen Kurfürsten kriegerisch, wandten sich unter den Siegen Friedrich's II. ganz in diese Richtung. Es war also nichts natürlicher, als daß Steuben, sobald er das erforderliche Alter erreicht hatte, da sein Glück versuchte, wo ihm Ruhm und Auszeichnung winkten. Kaum erst 14 Jahre alt, machte er als Volontär unter seinem Vater den Feldzug von 1744 mit und wohnte der Belagerung von Prag bei. Im Jahre 1747 trat er als Fahnenjunker in das damals von Lestwitz, später so berühmte von Tauenzien'sche Regiment ein, und avancirte 1749 zum Fähndrich, und 1753 zum Secondelieutenant. Er war Premierlieutenant, als der siebenjährige Krieg ausbrach, der nach langer Waffenruhe dem Talente endlich Gelegenheit verschaffte, sich hervorzuthun, und auch Steuben einen Spielraum eröffnete, der zeigte, daß er nicht unter die gewöhnlichen Naturen gehörte. Er wohnte allen Feldzügen dieses Krieges mit Auszeichnung bei, focht u. A. mit in der blutigen Schlacht bei Prag und wurde hier verwundet. Dem Jahre 1758 ging er mit Beibehaltung seines Regiments-Avancements als Freiwilliger zum Freicorps des Parteigängers, des Generals v. Mayr über, der ihn zu seinem General-Adjutanten erhob. Derartige Freicorps machten, ohne in einem regelmäßigen Regimentsverbande zu stehen, Streifzüge und Beute, und mußten dem Feinde so viel als möglich zu schaden suchen. Deßhalb schlugen sich am liebsten junge und verwegene Leute, welchen die strenge und monotone Zucht der regulären Armeen nicht behagte, zu solchen Corps; sie fanden hier ein dankbares Feld für ihre Kraft und ihren Uebermuth. Steuben machte verschiedene Razzia's mit, welche Mayr, einer der verwegensten Soldaten seiner Zeit, nach Hof, Nürnberg, Bamberg und Suhl unternommen hatte. Nach Mayr's Tode aber trat Steuben wieder in sein Regiment zurück und ward 1759 dem General von Hülsen als Brigade-Adjutant zugetheilt. In dieser Eigenschaft wohnte er dem Feldzuge nach Polen bei und war in der für die preußischen Waffen so unglücklichen Schlacht bei Kunersdorf thätig, wo er abermals verwundet wurde. Im Jahre 1760 avancirte Steuben zum Flügeladjutanten des Königs und Quartiermeisterlieutenant [was jetzt etwa Hauptmann im

Generalstabe sein würde]. Im folgenden Jahre gerieth er bei Treptow an der Reya in russische Kriegsgefangenschaft, und wurde nach Petersburg geführt. Bald nach Peters Thronbesteigung erhielt er jedoch seine Freiheit. Da dieser Kaiser Alles, was preußisch war, schätzte, ja übertrieben bewunderte, so mußte ein Mann wie Steuben ausgezeichnet werden. Steuben schien in Rußland zu hohen Ehren berufen; aber die Entthronung und Ermordung des Kaisers rief einen vollständigen Umschwung der Verhältnisse hervor. So viel wurde indessen doch für ihn gewonnen, daß er, als der mit Preußen geschlossene Frieden von Catharina bestätigt ward, zum preußischen Heere zurückkehren durfte. Der König nahm ihn wieder als Capitain in sein Gefolge, und gab ihm das interimistische Commando des Regimentes von Salmuth, später von Hessen Cassel. Ueberhaupt muß Friedrich mit Steuben sehr wohl zufrieden gewesen sein, denn trotz seines oft kleinlichen Geizes verlieh er ihm im Jahre 1762 ein Canonikat mit 800 Thlrn. jährlicher Einkünfte bei dem Domcapitel zu Havelburg.

Bald nach dem Friedensschluß verließ Steuben die preußischen Dienste. Nach Einigem fuhlte er sich dadurch zurückgesetzt und in seinem Ehrgeiz gekränkt, daß ihn trotz seiner langjährigen Dienste und seiner höhern Charge der König blos als Capitain und Compagniechef nach Wesel versetzen wollte; nach Anderem soll er Streitigkeiten und ein Duell mit einem Grafen Anhalt, auch einem Flügeladjutanten des Königs, gehabt haben und in Folge dessen veranlaßt sein, seinen Abschied zu fordern; nach Anderem endlich soll er sich in dem ruhigen und einförmigen Garnisonleben unbehaglich und unglücklich gefühlt haben. Welcher von diesen Gründen der richtige gewesen sein mag, ist am Ende unerheblich; genug, Steuben gab sich im Jahre 1764 für krank aus, und bat um seinen Abschied, den er aber nicht sofort erhielt. In der Zwischenzeit ging er zum Besuche nach Hamburg, wo er die später für ihn so folgenreiche Bekanntschaft des Grafen St. Hermain machte, der damals General in dänischen Diensten war. Nach seiner Rückkehr reiste er mit dem in der preußischen Armee dienenden Prinzen Friedrich von Württemberg in's Wildbad und lernte hier den Fürst von Hohenzollern Hechingen kennen. Dieser bot Steuben auf die Empfehlung des Prinzen Heinrich von Preußen die Hofmarschallstelle an seinem Hofe an. Steuben nahm sie an, nachdem er seinen Abschied erhalten hatte, und siedelte nach Hechingen über.

Die Schilderungen, welche unsere Quellen von ihm in diesem neuen Wirkungskreise geben, sind anerkennend und ehrenvoll· „Selbst glücklich in seinen Geschäften, heißt es dort, war er strenge in dem, was er von seinen Untergebenen fordern durfte, und doch wußte er durch Herablassung ihre Liebe zu gewinnen; er war dienstfertig, menschenfreundlich und geschickt, Alles, was dem Fürsten Verdruß machen konnte, in der Stille beizulegen;

hoch geschätzt vom Fürsten, so heftig dessen Gemüthsart auch war, geachtet von Allen, die mit ihm umgingen." Eine Reise, die er 1771 mit dem Fürsten nach Frankreich unternahm und die längere Jahre dauerte, ward ihm dadurch nützlich, daß er mit mehreren Generalen, Ministern und anderen einflußreichen Personen bekannt wurde, die später durch ihre Empfehlungen sein ganzes Leben in eine andere Bahn lenkten. Obwohl Steuben mit dem Fürsten sehr befreundet war und auch von Amerika aus mit ihm noch in brieflichem Verkehr stand, so verließ er doch, wie es scheint von einigen katholischen Geistlichen verleumdet, bald nach seiner Rückkehr nach Deutschland den Hechinger Hof. Er begab sich zum Markgrafen von Baden nach Karlsruhe, der ihn schon früher zum Generallieutenant seiner Miniatur-Armee ernannt hatte. Es war während seines Aufenthaltes in Carlsruhe, daß Steuben den Baron von Waldner im Elsaß besuchte und bei ihm seine alte Bekanntschaft mit dem Grafen St. Germain erneuerte. Den Winter 1775 verbrachte er im südlichen Frankreich in Montpellier. Hier lernte er unter Anderem den Prinzen Montbarey, den späteren französischen Kriegsminister, sowie einzelne vornehme englische Lords kennen, u. A. die Carls v. Spener und Warwick, die ihn zu einer Reise nach England und einem Besuche auf ihren Gütern einluden.

Nach seiner Rückkehr nach Carlsruhe sah sich Steuben wieder lebhaft nach einer Bethätigung in seiner ursprünglichen Sphäre um: die Stille und Ruhe des kleinen Hoflebens behagte ihm nicht mehr, er fühlte sich noch kräftig genug, als Soldat etwas Tüchtiges zu leisten. Er trat in Unterhandlungen mit Oesterreich, das ihn schon unmittelbar nach dem Frieden hatte gewinnen wollen. Hervorragende Heerführer, wie z. B. der Prinz von Ligne, die seinen Werth erkannten, hätten ihm gern das Commando eines Regimentes übergeben; allein die Aussichten auf den zwei Jahre später ausbrechenden bayrischen Erbfolgekrieg lagen damals noch fern und Steuben wollte sich nicht auf die ungewisse Zukunft vertrösten lassen. So zerschlugen sich die Unterhandlungen und Steuben gab fortan alle Wünsche nach Veränderung seiner Lage auf. Um sich zu zerstreuen, beschloß er im Frühjahr 1777 seine in Montpellier gewonnenen Freunde in England zu besuchen. Er verließ Karlsruhe gegen Ende April und kam am 2. Mai in Paris an. Er beabsichtigte, hier blos seine alten Bekannten zu besuchen und dann gleich nach Calais weiter zu reisen. So benachrichtigte er sofort nach seiner Ankunft den Grafen St. Germain von seinem Wunsche, ihm seine Aufwartung zu machen. St. Germain erwiderte, daß er unter keiner Bedingung ihn in Versailles sehen könnte, daß er sich aber freuen würde, ihn drei Tage später im Pariser Zeughause privatim zu sprechen, Steuben sollte sich aber bereit halten, dem an ihn abzusendenden Offizier zur festgesetzten Zeit zu folgen und einige wichtige Mittheilungen entgegenzunehmen.

Steuben begriff gar nicht, was diese geheimnißvolle Antwort bedeuten sollte. Ich hatte, sagte er in einem seiner bisher noch nicht veröffentlichten Berichte, aus dem ich die ganzen Pariser Verhandlungen wörtlich anführe, ich hatte meine ehe geizigen Pläne gänzlich aufgegeben und war mit meiner damaligen Lage durchaus zufrieden. Ich konnte mir darum auch dies Räthsel nicht erklären. Ich kann auf mein Ehrenwort versichern, daß unter allen Conjekturen, die ich machte, die richtige meiner Einbildungskraft am fernsten lag. Drei Tage darauf meldete sich der Oberst von Pagenstecher, Commandeur des Regimentes Conde, bei Steuben und führte ihn der Verabredung gemäß zu St. Germain. Als Steuben in dessen Kabinet trat, fand er den Minister über eine große Karte gebückt. „Was haben Sie da, Herr Graf?“ fragte Steuben. „„Ihr künftiges Schlachtfeld, Herr Baron““ war die Antwort St. Germain's, der Mitchels große Karte der Vereinigten Staaten vor sich hatte. An Steuben's Reise nach England anknüpfend, ging der Minister jetzt auf die Frage selbst näher ein. Er hob hervor, daß die Amerikaner, nachdem sie einmal ihre Unabhängigkeit erklärt, diese auch behaupten würden, daß es ein sehr verdienstvolles Werk sei, das große Gebäude der jungen sich erhebenden Republik mitbauen zu helfen, und daß sich einem erfahrenen Offiziere eine herrliche Aussicht auf Ruhm und Auszeichnung biete. Er schloß mit dem Wunsche, daß Steuben in die Dienste des Congresses treten möchte, um dessen Truppen zu exerziren und organisiren.

St. Germain wußte recht gut, daß Steuben, der unter den Augen Friedrich des Großen seine Kriegsschule durchgemacht hatte, einer solchen Aufgabe völlig gewachsen war, und da Frankreich vorläufig noch nicht offen gegen England aufzutreten wagte, diesem aber heimlich so viel als möglich zu schaden suchte, so war Steuben als Fremder und tüchtiger Militär gerade der Mann, den er brauchte. Steuben erwiderte, daß er keinen Grund habe, mit seiner jetzigen Stellung unzufrieden zu sein, daß der vom Grafen ihm gemachte Vorschlag für sein Alter zu weit aussehend sei, daß er die Landessprache nicht kenne und fragte schließlich St. Germain, ob es ihm als Freund und nicht in seiner Eigenschaft als Minister denselben Rath geben würde, auf ein so gefährliches Unternehmen einzugehen? „Als Minister, lautete die Antwort St. Germain's, habe ich Ihnen keinen Rath zu geben; allein als Freund würde ich Ihnen nie Etwas rathen, das ich nicht selbst zu thun bereit wäre, wenn ich nicht im Dienste des Königs stände. Es führte übrigens diese erste Unterredung zu keinem Resultate. Am folgenden Tage aber fing St. Germain von Neuem von dem Plane an. Er gab Steuben ein Empfehlungsbuch an Beaumerchais, den bekannten Verfasser des Figaro, der einen so regen und thätigen Antheil an der amerikanischen Revolution nahm. Dieser führte Steuben sofort bei Deane und Franklin ein, den damaligen amerikanischen Agenten in Paris. Sie schie-

nen beide Steuben's Eintritt in die Dienste des Congresses sehr zu wünschen. Als er jedoch von einem Ersatze seiner Reisekosten sprach, machte Franklin Schwierigkeiten, und stellte ihm dagegen eine bedeutende Landschenkung in Aussicht. Steuben entgegnete, daß er sehr wenig davon hätte, und daß er im besten Falle mit dieser ungewissen Aussicht die Reisekosten nicht bestreiten könnte. Im Laufe der Unterredung schlug Franklin rundweg jedes definitive Engagement ab, und zwar mit einem Tone, und mit einer Manier, an die ich, wie Steuben sagt, damals noch wenig gewöhnt war. Ich ließ mich also, fährt er fort, auf nichts mehr ein und ging meiner Wege. Steuben begab sich zunächst wieder zu Beaumarchais und erklärte ihm, daß er von Amerika nichts mehr hören und sofort abreisen wollte. Als dieser erfuhr, wie schroff Franklin Steuben aufgenommen hatte, bot er ihm zur Ausführung des Planes und zur Bestreitung der Reisekosten 1000 Louisdors an und drang in ihn, sich unter keinen Bedingungen zurückzuziehen. Steuben beharrte jedoch auf seiner Weigerung, und theils durch Franklin's Benehmen stutzig gemacht, theils von einem alten Freunde, dem General von Koch, auf das Wagniß des Planes hingewiesen, eilte er nach Versailles, um den Grafen St. Germain von seinem Entschluß in Kenntniß zu setzen und ihm seinen Abschiedsbesuch zu machen. Dieser lud ihn, einige Tage in Versailles zu bleiben und sich die Sache noch einmal zu überlegen. Nach dem Mittagsessen trat Graf Aranda, der spanische Gesandte, in's Zimmer. St. Germain stellte ihm Steuben mit den Worten vor: „Dieser Herr hier will nichts wagen, folglich will er auch nichts gewinnen." Auch der Prinz de Montbarey drang im Sinne St. Germain's in Steuben, den ihm gemachten Vorschlag anzunehmen; Steuben konnte sich jedoch noch nicht entscheiden und bat sich Bedenkzeit aus, um erst nach Deutschland zu reisen und mit seinen dortigen Freunden Rücksprache zu nehmen. Er fuhr also sofort nach Carlsruhe. Der einstimmige Rath derselben sprach sich für die Annahme der ihm in Amerika zugedachten Bestimmung aus, und namentlich wirkte die günstige Ansicht des Prinzen Louis Wilhelm von Baden, der als holländisch-republikanischer General eine große Autorität für Steuben war, entscheidend auf dessen Entschluß. Ende Juli 1777 war er demgemäß schon wieder nach Paris zurückgekehrt. Am folgenden Tage hatte er in Versailles eine Conferenz mit St. Germain und Montbarey. Es wurde hierin beschlossen, daß Steuben gar kein Uebereinkommen mit den amerikanischen Agenten treffen, sondern sie nur von seiner Abreise nach den Ver. Staaten benachrichtigen, und um Empfehlungsbriefe an Washington und die Hauptpersonen des Congresses bitten sollte, indem er nur ein paar Feldzüge als Freiwilliger mitmachen wollte.

Kurz vor seiner Abreise hatte Steuben eine besondere Audienz beim Grafen von Vergennes, dem damaligen genialen Minister der auswärti-

gen Angelegenheiten. „Sie sind also entschlossen, nach Amerika zu gehen?" fragte Vergennes, worauf Steuben erwiderte, ob er denn die Idee und den Plan für so überspannt halte? „Im Gegentheil, sagte V., er wird Sie zu Ruhm und Auszeichnung führen; aber ich rathe Ihnen sehr, vorher Ihren Vertrag schwarz auf weiß zu machen und sich nicht zu unbedingt auf republikanische Generosität zu verlassen." Steuben entgegnete, daß er dem amerikanischen Agenten keine Bedingungen vorschreiben könnte, daß er aber, falls die Republik, der er seine Kräfte widmen wollte, sich undankbar bezeigen sollte, vom Könige von Frankreich die Anerkennung seiner Dienste erwartete. „Sie wissen sehr wohl", so schloß Vergennes dieses charakteristische Gespräch, „daß wir im Augenblick keinen Vertrag mit Ihnen schließen können; aber reisen Sie bald, seien Sie glücklich, und sie werden nie den Schritt bereuen, den Sie gethan haben!" So schmeichelhaft und anerkennend die eben mitgetheilten Verhandlungen für Steuben auch waren, so enthielten sie doch keineswegs eine Garantie für seine Zukunft. Steuben ließ sich gleichwohl nicht abhalten, den Plan, der ihm Auszeichnung, Ehre und Ruhm versprach, auszuführen. Er gab in der Heimath Stellung und Einkommen, behagliche Existenz und freundschaftliche Beziehungen auf, und, sein ganzes Glück auf eine Karte setzend, segelte er, von Beaumarchais für die Reise ausgestattet, am 26. September von Marseilles ab und landete am 1. Dezember 1777 in Portsmouth im Staate New-Hampshire. „Der einzige Beweggrund" schrieb er von hier aus an den Congreß, „der mich auf diesen Kontinent führte, ist der Wunsch, einem Volke zu dienen, das einen so edlen Kampf für seine Rechte und Freiheiten kämpft. Ich verlange weder Gelder noch Titel. Ich bin aus dem entferntesten Winkel Deutschlands hierher gekommen und habe dort Amt und Stellung aufgegeben. Ich habe keine Bedingungen mit Ihren Agenten in Frankreich gemacht, noch werde ich welche mit Ihnen machen. Mein einziger Ehrgeiz besteht darin, bei Ihnen als Freiwilliger zu dienen, mir das Vertrauen Ihres commandirenden Generals zu erwerben und ihn in allen seinen Feldzügen zu begleiten, wie ich während des siebenjährigen Krieges dem Könige von Preußen gefolgt bin. Zweiundzwanzig Dienstjahre in einer solchen Schule verbracht, scheinen mir den Anspruch auf den Namen eines erfahrenen Offiziers zu geben, und wenn ich einige Talente in der Kriegskunst besitze, so werden sie mir um so werther sein, als ich sie im Dienste einer solchen Republik verwenden kann, wie ich die Vereinigten Staaten noch zu sehen hoffe. Ich möchte gern mit meinem Blute die Ehre erkaufen, daß mein Name eines Tages unter den Vertheidigern Ihrer Freiheit genannt würde."

Zu gleicher Zeit und in gleichem Sinne schrieb Steuben an Washington und sagte u. A.: „Wenn mein früherer Rang hindernd in den Weg treten sollte, so möchte ich lieber als Freiwilliger unter Ew. Excellenz dienen, als den verdienten Offizieren einen Anlaß zur Unzufriedenheit bie-

ten, welche sich bereits unter Ihnen ausgezeichnet haben. Fürchtete ich nicht, Ihre Bescheidenheit zu verletzen, so würde ich noch hinzufügen, daß, nachdem ich unter Friedrich dem Großen gedient habe, Eure Excellenz der einzige Feldherr ist, unter dem ich meinen Beruf als Krieger weiter zu verfolgen wünsche. Ich werde in diesen Tagen nach Boston gehen, und dort Ihre und des Congresses Befehle erwarten."

Beide antworteten umgehend. Der Congreß, der damals in York im Staate Pennsylvanien seine Sitzungen hielt, lud Steuben zuerst dahin ein; er kam aber bei den schlechten Wegen und der gefährlichen Landreise erst am 5. Februar 1778 dort an. Steuben's Ruf war ihm dahin schon vorausgegangen; er wurde von den Abgeordneten zuvorkommend aufgenommen, und namentlich bezeugten ihm Laurens, Peters und Hates große Aufmerksamkeit. Der Congreß ernannte sofort ein Committee, um einen Vertrag mit Steuben über die Bedingungen seines Eintritts in den amerikanischen Dienst abzuschließen. „Ich erwiderte, sagt Steuben, daß ich dem Congreß keine Bedingungen vorzuschlagen hätte. Ich wäre auf meine eigenen Kosten mit einigen Offizieren nach Amerika gekommen, ich stellte den Vereinigten Staaten meinen guten Willen und meine Kenntnisse zur Disposition, und bäte nur um die Erlaubniß, als Freiwilliger zur Armee des kommandirenden Generals stoßen zu dürfen. Ich überließe diesem im Interesse des Dienstes die Art meiner Verwendung, und verlangte nur für die mit mir gekommenen Offiziere Patente. Für mich selbst beanspruchte ich vorläufig nur Entschädigung für meine baaren Auslagen, und erwartete außerdem gar nichts, falls meine Dienste nicht zureichend befunden werden, oder die Vereinigten Staaten in ihrem Kampfe gegen England unterliegen sollten. Andererseits aber, wenn sie den Krieg glücklich zu Ende führen und meine Dienste für gut und nützlich halten würden, so rechnete ich auf eine meinem europäischen Einkommen angemessene Entschädigung Seitens des Kongresses, dessen Generosität selbstredend die Bestimmung der etwa auszuwerfenden Summe überlassen bliebe."

Der Congreß nahm diese durchaus uninteressirten Vorschläge gern an, und ersuchte Steuben, sofort zur Armee abzugehen, die damals in den Winterquartieren zu Valley Forge [etwa 20 Meilen von Philadelphia] lag. Er kam dort am 23. Februar 1778 an.

Es ist Ihnen Allen gewiß aus der Revolutionsgeschichte bekannt, warum die Armee, falls man einen Haufen von kaum dreitausend schlecht bewaffneten und disciplinirten, nur durch die Noth und das Elend verbundenen Menschen so nennen darf, warum sich also die Armee dahin zurückziehen mußte und in welchem wahrhaft entsetzlichen Zustande sie sich befand. Wenn überhaupt noch eine Armee bestand, so verdankte sie ihre Existenz einzig und allein der Unthätigkeit und Unwissenhtit des Feindes. In ihren früheren Kriegen hatten die Amerikaner nur als unorganisirte Ban-

den gekämpft; in diesem Kriege mußten sie zum ersten Male den Kampf gegen eine auf europäischem Fuße organisirte und disciplinirte Armee führen. Dazu reichte aber der erste Enthusiasmus von Lexington und Bunkerhill nicht aus; er kühlte sich bei der ersten Niederlage und Entbehrung bedeutend ab oder schlug sogar in sein Gegentheil um. Hatten ihnen die unglücklichen Feldzüge von 1776 — 77 in New-York und den Jerseys ihre Unfahigkeit zu einer derartigen Kriegführung bewiesen, so war es jetzt die höchste Zeit, sich zu discipliniren und zu organisiren, wenn sie sich überhaupt mit den Engländern messen wollten.

Der Congreß hatte die Nothwendigkeit einer gründlichen Organisation und Disciplin der Truppen endlich erkannt, und bereits gegen Ende 1777 zu diesem Zwecke die Stelle eines General-Inspectors geschaffen, die dem namentlich durch seine Cabalen gegen Washington berüchtigten General Conway übertragen wurde. Dieser trat sie aber gar nicht an, indem er in Folge der entdeckten Intrigue aus dem Heere ausschied. Gerade in diesem kritischen Zeitpunkt kam Steuben in Valley Forge an, und da sich keiner der übrigen amerikanischen Offiziere diesem schweren und mühevollen Posten gewachsen fühlte, so lag seiner Thätigkeit ein unbegrenztes Feld offen.

„Ich richtete — sagt Steuben — vor Allem meine Aufmerksamkeit auf die Lage der Truppen und fand hier nichts als Unordnung und Confusion vor. Einige Einzelheiten werden dies näher beweisen. Die Armee war in Divisionen, Brigaden und Regimenter eingetheilt, die von Generalmajoren, Brigadegeneralen und Obersten commandirt wurden. Der Congreß hatte die Zahl der Soldaten für jedes Regiment und jede Compagnie festgesetzt; allein die ewige Ebbe und Flut der auf sechs und neun Monate engagirten Leute, die täglich kamen und gingen, machten den Etat eines Regimentes oder einer Compagnie stets schwankend und die Worte Compagnie, Regiment, Brigade oder Division so unbestimmt, daß sie gar nichts bedeuteten und am allerwenigsten den Maßstab für die Berechnung der Stärke eines Corps oder der Armee abgaben. Oft war ein Regiment stärker als eine Brigade. Ich sah ein Regiment von dreißig Mann und eine Compagnie, die aus einem einzigen Corporal bestand. Es war sehr schwierig und oft geradezu unmöglich, ein genaues Verzeichniß der Mannschaft eines Regimentes zu erhalten. Wie in der englischen Armee gab es einen General-Muster-Inspector (muster master general) mit einer Anzahl Gehülfen. Es war seine Pflicht, den wirklichen Bestand der Armee monatlich für die Zahlung der Offiziere und Soldaten festzustellen und zu erklären. Diese Operation ging folgendermaßen vor sich: Jeder Capitain fertigt eine Liste seiner Compagnie an, ohne Rücksicht auf die Anwesenden oder Abwesenden, und schwor dann vor seinem Vorgesetzten, daß „nach seinem besten Wissen und Glauben" sein Bericht in der Ordnung sei. Der Muster-Inspector zählte die Anwesenden und schrieb den Abwesenden auf

den Eid des Capitains hin ihren Sold gut. Ich bin weit entfernt von der Voraussetzung, daß irgend ein Offizier absichtlich einen Betrug begehen wollte, allein ich will den Zustand der Compagnien etwas genauer prüfen, und man wird daraus die sog. Richtigkeit eines derartigen Rapports ersehen."

„Die Compagnie hatte zwölf Mann zur Stelle. Abwesend waren ein Mann als Bursche bei einem Commissär und zwar auf 200 Meilen Entfernung und 18 Monate Urlaub, ein Mann auf zwölf Monate als Knecht bei einem Quartiermeister; vier für eben so lange Zeit als Gehülfen in Spitälern, zwei als Fuhrleute und verschiedene andere als Bäcker, Schmiede, Zimmerleute, ja als Kohlenträger, obgleich die Meisten von ihnen ursprünglich nur auf neun Monate Dienste genommen hatten. Wenn ein Mann einmal auf der Compagnieliste stand, so bildete er bis in alle Ewigkeit ein Glied des Effektiv-Bestandes, er müßte denn vor den Augen des Capitain's desertirt oder gestorben sein. Gemäß dieser Listen wurde aber die Stärke der Armee berechnet und Löhnung und Proviant ausgetheilt. Die dem General-Adjutanten zur Kenntnißnahme des commandirenden Generals erstatteten Regimentsberichte waren selbstredend nicht genauer. Ich bin sicher, daß zu jener Zeit jeder General sich glücklich geschätzt haben würde, wenn ein Drittel der auf dem Papier stehenden Soldaten kampffähig gewesen wäre."

Die Soldaten waren nach allen Richtungen hin zerstreut. Die Armee wurde als eine Erziehungsanstalt für Bedienten betrachtet, und Jeder hielt es für recht, wenigstens einen Bedienten zu haben; mehrere tausend Soldaten wurden in dieser Weise verwandt. Wir hatten zu jener Zeit mehr Commissäre und Quartiermeister, als alle Armeen Europa's zusammen genommen, der bescheidenste von ihnen hatte nur einen Burschen, andere zwei und Viele sogar drei. Wie über ihre Leute, so konnten auch die Capitaine und Obersten keine Rechenschaft über deren Waffen, Munition, Kleidungsstücke und Feldequipage ablegen. Niemand führte Rechnung, a u ß e r d e n d i e v e r s c h i e d e n e n A r t i k e l h e r b e i s c h a f f e n d e n L i e f e r a n t e n. Eine Compagnie, die im Mai aus 50 Mann bestand, wurde im Juni bewaffnet, gekleidet und equipirt. Damals zählte sie nur 30 Mann. Im Juli traten 30 neue Rekruten ein, die ebenfalls bewaffnet und gekleidet werden mußten, und die Abziehenden, deren Dienstzeit abgelaufen war, nahmen nicht allein ihre Kleider, sondern auch ihre Waffen mit nach Hause."

„Der General Knox gab mir die Versicherung, daß vor der Errichtung eines Departements nie ein Feldzug stattfand, in welchem die Militär-Magazine nicht wenigstens 5—8000 Gewehre*) lieferten, um die von den

*) Das Gewehr kostete damals nach amtlicher Schätzung ohne Bayonnett $16, mit Bayonnett $18.

entlassenen Soldaten mit nach Hause genommenen zu ersetzen. Der Verlust an Bayonnetten war noch größer. Der amerikanische Soldat kannte diese Waffe gar nicht, hatte deßhalb kein Vertrauen zu ihr und benutzte sie höchstens dazu, um sein Beefsteak daran zu braten, oder ließ sie ganz zu Hause. Die Einnahme von Stony Point bewies ihren Werth erst allgemein, und ich benutzte den Enthusiasmus des Augenblicks, um einen General-Befehl dahin zu erwirken, daß das Bayonnett in Zukunft auf dem Marsche und bei jeder anderen Gelegenheit auf dem Gewehre aufgesteckt sein müßte. Auf diese Weise wurden bedeutende Ersparnisse gemacht, und ich kann beweisen, daß während eines ganzen Feldzuges die Armee keine zwanzig Bayonnette verlor."

„Die Gewehre in Valley Forge befanden sich im kläglichsten Zustande; sie waren mit Schmutz bedeckt, die Hälfte von ihnen ohne Bayonnette, viele so schlecht, daß man keinen Schuß daraus thun konnte. Die Patrontaschen waren eben so schlecht als die Waffen; viele hatten statt ihrer blecherne Buchsen, andere Kuhhörner, und in ein und derselben Compagnie konnte man Musketen, Carabiner, Vogelbüchsen und Flinten sehen."

„Den Anzug der Soldaten kann ich am Leichtesten beschreiben, denn sie waren im eigentlichen Sinne des Wortes fast nackend; manche hatten durchaus nichts, um ihre Blöße zu bedecken. Die Offiziere, die uberhaupt Röcke besaßen, hatten sie von beliebiger Farbe und jedem Schnitt. Bei einer großen Parade in Valley Forge sah ich Offiziere in eine Art von Schlafrock auf Wache ziehen, der aus einer alten wollenen Decke oder einem Bettuberzug gemacht war. Ein Ding, wie militärische Disciplin, existirte unter ihnen gar nicht. Kein Regiment war regelmäßig formirt; hier hatte eins drei, dort funf, acht oder neun, das Canadische Regiment sogar ein und zwanzig Rotten. Jeder Oberst hatte sein eigenes System, und der Eine hatte das englische, der Andere das französische, der Dritte das preußische Exerzier-Reglement bei sich eingefuhrt. Das größte, jede Ordnung auflösende und verhindernde Uebel bestand aber darin, daß Capitaine und Obersten ihre Compagnien und Regimenter gar nicht so ansahen, als wären sie ihnen von den Vereinigten Staaten fur das Wohl der Leute und Aufrechthaltung der Disciplin und Ordnung anvertraut. Keiner von ihnen hatte die entfernteste Idee davon, wie viel Soldaten unter seinem Commando standen. Wenn ich einen Obersten nach der Stärke seines Regimentes fragte, pflegte er zu antworten: „So etwa zwischen zweihundert und dreihundert Mann." Die Obersten und oft selbst die Capitaine gaben ihren Leuten nicht allein Urlaub fur so lange, als ihnen gut schien, sondern bewilligten ihnen auch den Abschied ohne jede Anfrage bei den höheren Vorgesetzten. Wenn die Truppen im Lager waren, blieben die Offiziere nicht bei ihnen und zogen in Quartiere mehrere Meilen weit entfernt waren. Wurden die Winterquartiere bezogen, so gingen die Of-

fiziere meistens ganz nach Hause und oft waren ihrer nicht mehr als vier beim Regiment. Im Feldzug von 1770 fand ich ein Massachusetts Regiment, das von einem Lieutenant commandirt war. Die Offiziere glaubten, daß ihre einzige Pflicht darin bestände, auf Wache zu ziehen und sich an die Spitze ihrer Soldaten zu stellen, wenn sie in den Kampf zogen."

[Schluß folgt.]

Der Handel als Kosmopolit.

Man hat die alte Welt mit der neuen Welt in der Weise verglichen, daß man jene eine Melodie, diese eine Harmonie nannte, und in der That läßt dieser Vergleich uns einen Blick in das innere Wesen beider Zeitperioden thun. In der Geschichte der alten Welt spielt sich eine Volksweise nach der andern ab; das orientalische Zeitalter, das griechische, das römische Volksleben folgen einander, wie die verschiedenen Strophen eines und desselben Liedes; immer steht nur Ein Volk auf dem Vordergrund der Bühne der Weltgeschichte, dessen Geschicke für alle anderen Völker maaßgebend sind. In der neuen Zeit dagegen spricht man bezeichnend von einem „Conzerte" der verschiedenen Mächte, von einem Zusammenwirken verschiedener politischer Elemente, Nationalitäten, Staaten, die gleichzeitig die Bühne der Weltgeschichte einnehmen, und deren durcheinander tönende Stimmen und sich durchkreuzende Handlungen den Inhalt des großen Drama's der modernen Weltgeschichte bilden. Während in der alten Welt immer nur eine Weise vorherrschend war, eine Volksweise, eine religiöse und politische Weise, und man deßhalb die alte Geschichte mit der einfachen Melodie vergleichen kann, in welcher immer nur eine Empfindung und ein Gedanke vorherrscht: so finden wir in der neuen Zeit ein Zusammentreffen der verschiedenartigsten Volksweisen und Kulturbestrebungen, eine Menge von politischen und kulturhistorischen Assonanzen und Dissonanzen, welche uns wohl veranlassen können, bei der Beurtheilung der neuen Zeit die Harmonielehre anzuwenden. — Freilich, wir, die wir das Conzert der Weltgeschichte in unmittelbarer Nähe anhören müssen, können die „Harmonie" darin oft nicht recht verstehen; einzelne Instrumente tönen uns zu grell und scharf in die Ohren, als daß wir den ganzen Plan der Composition verstehen könnten; aber wenn wir einmal in einer gewissen Entfernung von den Ereignissen, die uns jetzt verwirren, stehen, werden wir die Harmonie, den Einklang der Gegensätze, schon eher entdecken. Genug, die

Weltgeschichte besteht heutzutage aus den verschiedenartigsten Methoden, Anschauungen, Bestrebungen, Interessen; die Kultur hat sich der verschiedensten Punkte bemächtigt, von welchen aus sie ihre mannigfaltigen Zwecke verfolgt; ein großes, lebensvolles Drama voller Widersprüche und Gegensätze, voller tragischer Conflikte und glücklicher Lösungen liegt vor uns: allen scheinbaren Widersprüchen und Gegensätzen aber liegt eine höhere Einheit und ein geordneter Plan zu Grunde, den wir freilich nur annäherungsweise entziffern können.

Wir sehen gegenwärtig auf allen Punkten der Erde gewaltige Ansätze zu Umwälzungen und Veränderungen, welche uns zu einer wahren Weltpolitik und zu einem großartigen Weltverkehre führen werden. Ungeheure Verkehrsmittel arbeiten der Kultur in die Hand; —wir wollen nur das amerikanische Eisenbahnnetz mit seiner Vollendung, der Pacifikbahn, — das russische Eisenbahnnetz mit seinen welterobernden Tendenzen,— die Durchstechung der Landenge von Suez, des Panama-Isthmus, die australischen und atlantischen Dampferlinien u. s. w. erwähnen; der Telegraph führt durch den Ozean und vernichtet die Entfernungen; kurzum, mit bewundrungswürdiger Schnelligkeit sucht gegenwärtig die Menschheit Besitz von der ganzen Erde zu nehmen, deren fruchtbarste und herrlichsten Territorien viele Jahrtausende lang von der menschlichen Kultur verschmält wurden. Während die Menschheit neue Gebiete zu cultiviren sucht, wie das Innere von Nordamerika, Central-Amerika, gewisse Theile von Südamerika, besonders Australien; während die europäische Civilisation (?) im Oriente, die amerikanische in Californien festen Fuß faßt, sucht man jenen vermoderten, verrotteten Völkern Asiens wieder neues Leben einzuflösen, freilich oft durch das sonderbare Mittel der Bomben und Kartätschen. In Ostindien herrscht die englische Sprache und Sitte; Persien ist der „kranke Mann", mit dem Rußland und England abwechsend türkische Kuren vornehmen; China wird bombardirt, und Japan ist schon längst ein Angriffsobjekt der Habsucht der angloſächsischen Race. Was man mit Kanonen und Kriegsschiffen nicht ausrichten kann, dazu benutzt man die Wissenschaft; fern im Norden im ewigen Eise sucht man die nordwestlinordwestliche Durchfahrt und die Gebeine des Martyrers Franklin, während ein Livingston im Innern von Central-Afrika allen Gefahren einer barbarischen Sonne und barbarischer Völker trotzt.

Welch ein gradioses Bild bietet uns dieser Weltverkehr dar? In den letzten fünfzig Jahren hat sich die Sphäre menschlicher Thätigkeit offenbar mehr vergrößert, als in der ganzen Zeit menschlicher Geschichte von Anfang an bis zur Entdeckung von Amerika. Die riesenmäßigsten Entwürfe, die noch vor wenigen Jahren dem Unternehmer einen Platz im Irrenhause eingetragen haben würde, werden jetzt Gegenstand nationaler Aufmerksamkeit,

und wenn wir bedenken, daß die Menschheit erst im Anfange dieser neuen Entwickelung steht, daß sie erst kaum die ersten Vorbedingungen eines eigentlichen Weltverkehres getroffen hat, dann können wir gewiß von der Zukunft und zwar der nächsten Zukunft die großartigsten Umgestaltungen der Kulturverhältnisse erwarten.

Wer steht an der Spitze aller dieser Erwerbungen, Eroberungen, Entdeckungen und Erfindungen? Wer ist der Motor dieser ungeheuren transozeanischen Unternehmungen? Wer hat das Bedürfniß einer allgemeinen Weltverkehres so lebhaft gefühlt, und dasselbe so schleunigst befriedigt? Wem verdanken wir die große Perspektive in die Zukunft, welche uns durch die zusammenwirkende Thätigkeit aller Kräfte der Menschheit auf den verschiedensten Punkten der Erde in Aussicht gestellt wird?

Der Handel ist der Motor dieser ganzen Weltbewegung. Der Ehrgeiz eines Alexander, Caesar und Napoleon zusammengenommen, verbunden mit dem Fanatismus eines Karl des Großen und Muhamed, gestachelt durch die Habsucht jener römischen Proconsuln, oder durch die Ländergier räuberischer Hunnen und Gothen, hätte nicht solche Eroberungen, nicht eine solche Erweiterung des Weltverkehres hervorbringen können, als der Handel, der vorsichtige, fischblütige, berechnende, keiner Aufopferung fähige Handel, der immer nur die Zwecke des gewöhnlichsten Egoismus, niemals aber die Zwecke der Humanität im Auge hat. Welch ein seltsamer Widerspruch zwischen den Motiven und den Resultaten!

Schon bei der beginnenden Kultur und Staatenbildung des Alterthums sehen wir den Handel als einen gewichtigen Factor der entstehenden Civilisation auftreten. Die Juden zeigten schon in ihrem ersten Auftreten in der Geschichte den Handelsgeist, welcher dieses Volk noch heutzutage auszeichnet, und es ist gewiß bezeichnend für den Charakter und die Laufbahn dieses Volkes, daß schon Esau dem Jakob sein Recht der Erstgeburt fur ein Linsengericht verhandelte. Die Geschichte, wie Gott der Herr den Juden befahl, auf ihrem Zuge durch das rothe Meer die goldenen und silbernen Gefäße aus den ägyptischen Tempeln mitzunehmen, ist eben auch keine gleichgültige und nichtsbezeichnende Anekdote. Der ganze Charakter des jüdischen Volkes zeigt sich schon damals, wie er sich heute, nach dreitausend Jahren noch zeigt; es ist eine Festigkeit, Energie und unverwüstliche Charakteristik in diesem Volke, die sich allen Wechselfällen der Geschichte und allen Verbindungen mit andern Nationen gegenüber erhalten hat. Ein zweites Handelsvolk des Alterthums waren die Phönizier, denen man die ersten Anfänge der Schifffahrt verdankt. Wenn dieses Volk auch selbst keinen entscheidenden Einfluß auf die Kultur seines Zeitalters ausübte, so ist doch der Einfluß desselben auf griechische Kultur und griechisches Leben in vieler Beziehung zu bemerken. In Griechenland selbst

war es vorzugsweise das mächtige, opulente, von allen Reichthümern der Natur und Kunst strotzende Korinth, welches den Mittelmeerhandel vermittelte; aber auch der Hafen von Piräus wimmelte von Handelsschiffen. Die bedeutendste Handelsrepublik des Alterthums jedoch war Karthago, der gefährliche Nebenbuhler Roms, welches sich Jahrhunderte lang mit der mächtigen Handelsstadt um den Besitz der damals bekannten Welt stritt. In dem Kampfe zwischen der großen Ackerbaurepublik mit der Handelsrepublik siegte bekanntlich die erstere, aber der Sieg Roms über Karthago war der Anfang des Verfalles der römischen Republik. Es liegt sehr nahe, in dem Verhältniß des heutigen Rußlands zu England eine Parallele zu der Situation zwischen Rom und Karthago zu finden; auch hier steht die große Ackerbaurepublik dem mächtigen Handelsstaate gegenüber, und auch hier dürfte der endliche Zusammenstoß zwischen den beiden Mächten ein ähnliches Resultat, wie zu den Zeiten Hannibals und der Scipionen, hervorbringen. Der Handel der alten Welt beschränkte sich vorzugsweise auf das Mittelmeer; doch reichte auch ein Handelsweg nach Deutschland hinein, der ungefähr dieselbe Richtung hatte, wie heute die ostindische Oberlandroute, und sogar mit Indien und Centralasien wurde Handel getrieben.

Durch den Sturz des römischen Weltreiches und die Völkerwanderungen wurden natürlich die Handelsverbindungen erweitert; die kühnen Seefahrer und Abenteurer des Nordens legten den Grund zu den großen Handelsplätzen an der Nord- und Ostsee und zu der später so berühmten Hansa, während in Italien jene großen, blühenden Handelsrepubliken emporkamen, wie Venedig, Genua, Florenz, deren Bluthezeit mit allem Zauber der Kunst und Poesie, mit allen Reizen politischer Macht und bürgerlicher Freiheit ausgestattet war. Namentlich den Kreuzzügen verdankten die italienischen Republiken ihren Handel und den dadurch erworbenen Reichthum, weil gerade dadurch die Produkte des Orientes den europäischen Völker bekannt und Bedürfniß wurden. Indessen hatte das Mittelmeer aufgehört, das Centrum des Verkehres, des Handels und der Civilisation zu sein; das Auge der Menschheit wandte sich dem Ozean zu, und die Entdeckung von Amerika, die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien, veränderte vollständig die alten Handelswege und Handelsbeziehungen. Spanien, Portugal, Holland, Frankreich, England, endlich Amerika traten nacheinander als See- und Handelsmächte auf, und der atlantische Ozean wurde der Tummelplatz großer Handelsflotten. Dazu kam die handelspolitische Bedeutung Australiens, die neueren Beziehungen zu China und Japan, Californien mit seinen goldenen Schätzen u. s. w., so daß sich jetzt der Großhandel nicht mehr auf den atlantischen Ozean und das indische Meer beschränkt, sondern alle Meere und Ozeane sich tributpflichtig gemacht hat. Namentlich der Bau der Pacifikbahn durch den nordamerikanischen Continent hindurch wird dem Handel ein neues großes Terrain,

den pacifischen Ozean, verschaffen, und den bisherigen See- und Landweg nach Ostindien und Ostasien durch eine neue kürzere Linie veraltet machen.

Der Handel steht jetzt auf dem Punkte, sich der ganze Erde zu bemächtigen, auf allen Punkten derselben festen Fuß zu fassen, alle Meere zu durchschiffen, alle Eroberungen und Entdeckungen des menschlichen Geistes sich dienstbar zu machen. Er bildete und bildet die Initiative zu allen wichtigen politischen Veränderungen und Ereignissen der neueren Zeit, z. B. zu der Gründung der amerikanischen Republik, zu der Emancipation Australiens, zu den Kriegen in Ostindien und Persien, zu den Verwickelungen mit China u. s. w. Er beeinflußt nicht nur die politischen Geschicke der Völker, sondern auch ihre Industrie, ihre innere, materielle Entwickelung, und die Folge davon, ihre culturhistorischen Verhältnisse. Der Handel ist gegenwärtig der große Regulator der Kulturverhältnisse, und wenn man sich einen Ueberblick über die Prosperität der Nationen machen will, muß man die Handelstabellen in die Hand nehmen.

Das Verhältniß der Einfuhr zur Ausfuhr, die sogenannte Handelsbilanz, ist der sicherste Werthmesser des Reichthums der Nationen, und wenn man die materielle Selbstständigkeit und Unabhängigkeit der Völker und Staaten prüfen will, muß man ihr Verhältniß zum Freihandelssystem untersuchen. Je kräftiger, entwickelter, selbstständiger ein Gemeinwesen ist, je mehr natürliche und industrielle Hilfsmittel demselben zu Gebote stehen, desto mehr wird es sich dem Freihandelssystem zuneigen, während das Schutzzollsystem in einer reaktionären Richtung des Volkslebens, in einer unselbstständigen Position der materiellen Verhältnisse, und in einer Unfähigkeit, die Conkurrenz auszuhalten, begründet ist. Staaten, wie China und Rußland müssen sich mit der chinesischen Mauer der Schutzzölle umgeben, während England den Freihandel proclamirt, Amerika gerade im Begriff ist, seinen Tarif um viele Millionen zu ermäßigen, und selbst die kleine republikanische Schweiz eigentlich nur nominelle Zölle hat, deren Existenz nur einem vorübergehenden politischen Bedürfniß zu verdanken ist, und beim schweizerischen Volke niemals populär werden wird. Es ist gewiß kein Zufall, daß der Grad der geringeren oder größeren Handelsfreiheit mit dem Grade der beschränkteren oder erweiterten politischen Freiheit zusammentrifft; das Gefühl der materiellen, ökonomischen und industriellen Selbstständigkeit erzeugt auch das Gefühl politischer Unabhängigkeit, das sich in entsprechenden Staatsformen aussprechen muß. Der Handel zeigt nun einmal den Weg uns vor, den die ganze Politik, den die ganze Kultur der Zeit zu gehen hat: er leitet die Wechselwirkung der Nationen, der Erdtheile und Zonen ein, welche in der Politik zur Weltrepublik und zur allgemeinen Solidarität aller Völker führt, und das letzte Ziel aller humanen, radikalen Bestrebungen der modernen Politik bildet. Der Handel setzt die Menschheit in den Besitz ihres Erbes, der Erde, und macht alle Produkte

derselben, alle Kräfte und Reichthümer der Natur dem Menschengeschlechte dienstbar. Der Handel hebt die Ungleichheit der Zonen und Klimate auf, der Ebenen und Gebirgsländer, der Binnen- und Ufergegenden, indem er die Produkte derselben austauscht; er macht die Menschen von der Scholle, auf der sie geboren sind, unabhängig, indem er sie von den Mängeln und Einseitigkeiten ihrer natürlichen Umgebung emancipirt, und mit der Verallgemeinerung der Bedürfnisse auch eine Verallgemeinerung der Genüsse verbindet. So drückt der Handel dem einzelnen Menschen und den einzelnen Völkern ein allgemeines, humanes Gepräge auf, und bildet die erste Stufe der Identität des Menschen mit der Menschheit.

Gewiß, der Handel ist der erste Kosmopolit der Welt; er kennt keinen Unterschied der Racen, Nationalitäten, Volksstämme; jede Nation und jedes Land kommt bei ihm nur in sofern in Betracht, als es die Produktion und Consumption desselben und den daraus zu erzielenden Profit betrifft. Der Handel hat keinen Sinn für die innern culturhistorischen Unterschiede der Nationen; ihm gilt das Wesentliche und Eigenthümliche der Nationen nichts; er rechnet nur nach Ziffern, nicht nach Eigenschaften. Der Handel ist gegen alle Verschiedenheiten und Entwickelungsstufen der Kultur indifferent; der rohe Neger in Guinea ist ihm ebenso viel werth, wie der gebildetste Europäer, wenn er von ihm ebenso viel verdienen kann. Wenn der Handel auf seinen Eroberungszügen über die Meere und durch die Wüsten wirklich Zwecke der Kultur erfüllt, so ist er selbst am wenigsten Schuld daran, so weiß er selbst am wenigsten davon; so hat er dies selbst nicht beabsichtigt; ihm ist uns um den Profit, nicht um die Kultur zu thun, und die humanen Zwecke gelten ihm als Illusion und Thorheit.

So sehen wir, wie der Kosmopoleiismus des Handels nicht auf einer innern Uebereinstimmung und Wechselwirkung der verschiedenen Nationalitäten beruht, sondern nur auf einer oberflächlichen Negative der nationalen Verschiedenheiten, auf einer flachen, blasirten Gleichgultigkeit gegen alle Eigenthümlichkeit und Individualität der Volkscharaktere. Diesen oberflächlichen Cosmopolitismus, der deßhalb in der ganzen Welt seine Heimath hat, weil er sich niemals in das innere Wesen und Denken eines Volkes hineinlebt, finden wir auch im Handelstande, in den mercantilischen Kreisen. Der Kaufmann in Liverpool ist derselbe, wie in Astrachan oder Archangel; der in New York derselbe, wie in Smyrna; der in Californien unterscheidet sich in seinem ganzen Leben und Treiben wenig von dem in Calcutta; die Gedanken, die Beschäftigungen, die Neigungen, die Interessen sind überall dieselben, warum sollten nicht auch die Menschen dieselben sein? Diese Leute müssen sich so viel mit Zahlen und Waaren beschäftigen, daß sie zuletzt selbst aus nichts anderem, wie Zahlen und Waaren bestehen, und daß sie sich selbst mit Zahlen schätzen: „er ist so und so viel

hundert Tausend Dollars werth.“ Das Leben dieser Leute ist eine Verzichtleistung auf jeden tieferen geistigen Gehalt, auf jede charakteristische Individualität, auf jede persönliche Begabung und Bedeutung: selten, daß sich innerhalb dieser gleichgültigen Cirkulation der Nullen und Ziffern selbstständige, an und für sich bedeutende Persönlichkeiten finden.

Verfolgen wir den Grund dieser Erscheinung weiter, so sehen wir eben in dem Handel selbst die Ursache dieser Oberflächlichkeit und negativen Universaltiät. Der Handel produzirt nichts; er hat keine schöpferische Ader an sich; er hat nicht ein Millionstel dessen, womit er sich bereichert, selbst hervorgebracht. Es ist ein falscher Satz mancher Nationalökonomen, daß der Handel den Unterschied zwischen dem Werth, den das Handelsprodukt in den Händen der Produzenten hat, und dem größeren Werthe, den dasselbe in den Händen des Consumenten hat, produzire. Der Werth, welcher dadurch hervorgebracht wird, ist ein illusorischer, und trägt keinen Theil zum Nationalvermögen bei. Im Gegentheil, man kann die Quelle der Massenarmuth und des Pauperismus der produzirenden, — arbeitenden — Klassen gerade auf diesen Unterschied zurückführen. Kauft der Produzent, der Arbeiter, sich für den Ertrag seines Arbeitsproduktes irgend ein anderes Arbeitsprodukt, von demselben materiellen Werthe, wie sein eigenes Produkt, so muß er einen höheren Preis für das fremde Produkt bezahlen, als er für das eigene erhielt, und auf diese Differenz, die gerade bei den Bedürfnissen des täglichen Lebens am größten ist, kann der Pauperismus als auf seine letzte Quelle zurückgeführt werden. Diese Betrachtung veranlaßte den berühmten Kritiker der Nationalökonomie, Proudhon, die Tauschbank anzulegen, ein Institut zum unmittelbaren Austausch der Arbeitsprodukte mit Umgehung des kostspieligen und vertheuernden Handels. Das Proudhon'sche Institut scheiterte natürlich an dem Widerstand der verbundenen finanziellen und politischen Mächte, und es muß dahin gestellt bleiben, ob es in der Zukunft und unter günstigeren Auspizien weiter aufgenommen werden, und ob es eine durchgreifende Besserung der Lage der arbeitenden Klassen mit sich bringen wird. Gewiß ist es, daß der Großhandel dadurch niemals abgeschafft werden wird, weil dieser in einer geographischen und natürlichen Nothwendigkeit beruht; ebenso gewiß ist es aber auch, daß der Kleinhandel zu viele Menschen beschäftigt, deren Arbeitskräfte auf anderem Felde besser verwerthet werden könnten, und daß hier Reformen und Ersparnisse an Arbeitskraft nicht nur nothwendig sind, sondern sogar mit verhältnißmäßig leichter Mühe durchgeführt werden könnten. Welche Veränderungen die Zukunft in dieser Beziehung vornehmen wird, dies hängt von dem ganzen Gange der sozialen Entwickelung ab, deren beweglichster und veränderlichster Theil gerade der Handel ist.

Ein vernünftiger, sacialer Zustand wird nur dann bewerkstelligt wer-

den können, wenn auf der einen Seite das Freihandelssystem bei allen Nationen Praxis geworden ist, und auf der andern Seite die Produktion sich den natürlichen geographischen und klimatischen Bedingungen der einzelnen Landstriche anschließt. Die Schutzzölle haben in dieser Beziehung viele Abnormitäten und Versündigungen gegen Mutter Natur mit sich gebracht. Ist es nicht eine Thorheit, in Sachsen einen miserabeln Wein mit großen Kosten und Mühen und mit der Aussicht auf häufige Mißerndten zu ziehen, während aus dem südlichen Frankreich das beste Gewächs um mäßigen Preis zu haben ist? Liegt nicht eine ähnliche Thorheit in dem Verfahren, in Louisiana theuren Zucker zu ziehen, während der Anbau in Central- und Südamerika sich besser belohnt? Wie mit den Ackerbauproducten, so ist es auch mit den Manufacturen und den Fabrikproducten der Fall; es ist die Aufgabe des Handels, jeder Art der Produktion das brauchbarste und angemessenste Terrain anzuweisen, und die ganze Menschheit gewissermaßen zu einer allgemeinen Hülfs- und Unterstützungsgesellschaft umzugestalten, in welcher jede einzelne Kraft sich in der ihr zuträglichsten Weise verwerthet. Der Handel ist auf dem besten Wege, dieses Ziel zu verwirklichen, und dadurch zu einer Weltrepublik und einer ineinandergreifenden Wechselwirkung aller Länder und Nationen die Hand zu bieten. So ist der Handel, wenn auch nicht die Kultur selbst, doch der Weg dazu.

Zwischen drei Welttheilen.

(Von Eduard Dorsch.)

(Fortsetzung.)

V.

Proveniant medii sic mihi saepe dies.

Geflügelt wie ein Lied Anakreons
Rauscht mir der Horen Schwesterzahl vorbei;
Zur Seite träumt mein liebliches Gespons
Von goldnem Regen oder Ledas Ei,
Vielleicht auch von dem Tod Laidions
Und eifersücht'ger Weiber Racheschrei;
Im Osten aber streut Aurora's Hand
Die ersten Rosen über Meer und Land.

Und es wird Tag. Die Trunkenheit der Nacht
Räumt ihren Platz dem nüchternen Gedanken.
Oft was im Dämmerlicht des Mondes lacht,
Seh'n wir bei Tag erbleichen und erkranken,
Lemuren gleich, die, erst in Jugendpracht,
Nun plötzlich als Gespenster uns umschwanken;
Auch folgen des Genusses wildem Rasen
Oft ungebetner Reue trübe Phasen

Als einst Demosthenes an Lais Brust
Von seinen Reden dachte zu verschnaufen,
War er des Katzenjammers sich bewußt
Und sparte fein den blanken Goldeshaufen.
„Für eine kurze Nacht voll süßer Lust
Mag ich die Reu' so theuer nicht erkaufen!“
So sprach er, und so klug als er gekommen,
Hat von Korinth den Abschied er genommen.

O Geiz, der nur des Nutzens Rose pflückt!
Wer kann bereu'n, wenn man gelebt, genossen?
Reut's denn den Frühling, daß er uns beglückt
Mit duft'gen Blumen und mit grünen Sprossen?
Wird jede Freude denn zerlegt, zerstückt,
Zu wägen, was Profit, was eitel Possen?
Und wiegt ein Tropfen Wollust unsrem Herzen,
Nicht schwerer als ein ganzes Meer von Schmerzen?

O poesielos kalter Rechner, Denker,
Der du den Schmetterling beraubst der Flügel,
Zu forschen, als ein wißbegier'ger Henker,
Womit er flattert über Thal und Hügel;
O daß der Sonnenrosse heit'rer Lenker
Dir anvertraute seine goldnen Zügel,
Auf daß dein nüchtern Auge in der Nähe
Genuß und Poesie verschwistert sähe!

Mich reuet nichts. Wie den, der wahrhaft liebt,
Auch die erlosch'ne Liebe spät noch rührt,
So hier. Ein wirklicher Genuß zerstiebt
Nicht mit dem Augenblick, der ihn entführt.
Die uns minutenlang den Himmel gibt,
Die Liebste, die für heut' das Herz erkürt,
Sie läßt die Brust, an der sie traut gelegen,
Noch lang der süßesten Erinnerung pflegen.

Sollt' Semele bereu'n, daß sie einmal
Sich an Kronions Anblick wollte laben?
Der arme Falter hat am hellen Strahl
Versengt die Schwingen, laßt uns ihn begraben
Er hat gelebt, es war so seine Wahl,

Wohl denen, die umsonst gelebt nicht haben!
Der Winter zehrt am Lenz, doch wieder jung
Träumt sich das Alter durch Erinnerung.

Mich reuet nichts! was ich in kurzen Stunden
Gedacht, gefühlt, gelebt, wird nicht vergehen;
Und hätt' ich es äonenlang empfunden,
Nicht könnt's mir klarer vor der Seele steh'n.
Die Welt ist arm, sie schlägt uns schlimme Wunden,
Drum hascht das Glück, zu heilen alte Weh'n,
Und zürnet nicht, wenn ich korinth'sche Mächte
Mir in den fahlen Kranz des Lebens flechte!

VI.

Zeus Panhellenios! Als ich einst stand,
Ein träumend Kind, vor griechischen Skulpturen,
Und kaum der Lehrer g'nug der Worte fand
Zum Lob der äginetischen Figuren:
Da hätt' ich nicht geglaubt, daß meine Hand
Berühren würde deines Tempels Spuren,
Die heil'gen Säulen, die die Frömmigkeit
Der Griechen blank aus Marmor aufgereiht.

Noch stehen dreiundzwanzig dieser Riesen,
Die trotzig zwei Jahrtausend überdauert,
Ihr Haupt geschmückt mit Kapitäl und Fliesen,
Ihr Fuß wie in des Berges Fels gemauert.
Zerstreut rings über den beblümten Wiesen
Liegt Dach und Architrav: im Schutte trauert
Vielleicht, o Zeus, manch herrliches Fragment,
Das sich zu deinem einst'gen Bild bekennt.

Im Giebelfelde dieses Tempels standen
Die Statuen jener kühnen Aeaciden,
Die ich als Kind bestaunt. Von ird'schen Banden
Sind sie befreit, ihr Reich ist nicht hienieden.
Ob diese Fechter Schmerz und Tod empfanden?
Im Angesicht ruht stets ein heitrer Frieden:
Der siegt, der unterliegt, doch lächeln beide,
Es thut der Tod den Göttern nichts zu Leide.

Ja, hier ist Griechenland! In ernsten Oden,
In Hymnen möcht' ich es der Nachwelt künden,
Was meine Brust durchglüht auf diesem Boden:
Hier fühlt das Herz sich frei von allen Sünden,
Die man verpönt in christlichen Pagoden,
Hier fühlt's in sich Prometheus' Funken zünden;
Hier liegen vor dem Aug' in weitem Bogen
Der Weltgeschichte längst verrauschte Wogen.

Links liegt Korinth, — mein Herz, was pochst du wieder?
Der Abschied ist genommen, laß es ruh'n!
Du schaust nicht mehr der Griechin schlanke Glieder! —
Dort liegt der alte Tempel des Neptun,
Und dort Akrokorinth; zum Meere nieder
Zieht sich des Hafens sumpfige Lagun',
Und hinter ihr die Höh'n Argolika's
Erzählen der Atriden Lieb' und Haß.

Vor mir, wo jene weißen Segel weh'n,
Liegt Magara, und du, o Salamis!
Und dort ist der Pyräus, dort Athen,
Der weiße Punkt ist die Akropolis;
Zur Rechten sah ich Berg Hymettus steh'n
Im Sonnenglanz; mir ist's, als dränge bis
Zu mir das Summen seiner Bienen. Hier,
Ja, hier ist Griechenland, der Erde Zier!

Das Auge wird nicht müd, von See zu Land,
Von Berg zu Thal und Vorgebirg zu schweifen;
Zwar sind die Berge kahl, die Felsenwand
Nur hie und da geschmückt mit Blumenschleifen,
Zerstört die Städte, kaum daß an dem Strand
Einsame Fischer oder Jäger streifen:
Und doch ist es nicht öd', der Städte Blüh'n
Vermiss't man nicht, nicht Volk, nicht Wiesengrün.

Es rauscht so sanft, so dunkelblau das Meer,
Abwechselnd steigen Inseln d'raus hervor,
Cyklopen gleich, ein starr Titanenheer,
Dann wieder mild in reichem Blumenflor;
Der Berge Anblick ist so ernst, so hehr,
So eigenthümlich schwellen sie empor,
So sanft schmiegt sich die Eb'ne an ihr Knie,
Daß man sich fragt: Ist das nicht Poesie?

Und dann die Luft! Es ist allein die Luft,
Die griech'scher Landschaft solchen Reiz verleiht;
Sie hüllt die Ferne in so klaren Duft,
Umwebt der Berge Haupt mit Herrlichkeit,
Daß hoch entzückt der frohe Wand'rer ruft:
Wo ist auf dieser Erde weit und breit
Ein Platz, so schön und so erinn'rungsreich,
Ein Platz dem Busen von Aegina gleich?

Zeus Panhellenios! Ein Menschenleben
Hier zugebracht auf deines Tempels Schwelle,
Reicht nicht hin, den Gedankenschatz zu heben,
Der hier begraben liegt in Fels und Welle.
Die Geister der verstorb'nen Helden schweben

Wie ihre Götter einst, um Baum und Quelle,
Und schrieben ihres Tritts gewalt'ge Spur
In jedes Blatt der leblosen Natur.

Dort, wo mein Führer mit dem rothen Feß
Auf schwarzem Haupt die Gegend sich betrachtet,
Stand wohl vor Zeiten Alcibiades;
Der Heimath Sitte hatte er verachtet
Und war verbannt. Wie einst Themistokles,
Der hier der Perser Flotte hingeschlachtet
Zum Ruhm Athen's, ging stolz er in's Exil,
Des Feindes Lager seiner Wand'rung Ziel.

Hier stand auch Aristides. Nicht wie jene,
Sucht' er als Feind des Vaterlandes Schaden;
Still lächelnd sah er seiner Thaten Scene,
Wo er mit Segen nur sein Haupt beladen,
Und flehte noch um Hülfe zu Athene,
Obgleich verbannt von rohen Pöbels Gnaden;
Er stand zu hoch, er hieß ja „der Gerechte",
Was Wunder, wenn dies Lob der Pöbel rächte?

Sulpitius sprach hier zu Cicero,
Der ihm betrübt der Tochter Tod geschrieben:
„Wir Menschenkinder klagen, jammern so,
Wenn todt dahinsinkt eines unsrer Lieben.
Sieh dort Korinth, das einst so lebensfroh,
Dort Salamis, Athen! Was ist geblieben?
Ein wenig Schutt! wo solche Leichen liegen,
Was wiegt der Tod da von uns Eintagsfliegen?"

Und er hat Recht! wo solche Leichen liegen,
Ziemt sich um Menschenschicksal nicht die Klage;
Nach allem Blüh'n und Streben, allen Siegen
Liegt Hellas todt und still im Sarkophage.
Doch ist es wirklich todt? die Wünsche fliegen
Voraus in großer Zukunft helle Tage,
Und sehen noch einmal ein Griechenland,
Frei von der Türken und der Christen Hand.

Als sie das Joch des Türken von sich warfen,
Da haben Hellas' Söhne wohl bewiesen,
Daß ihre Schwerter noch die alten, scharfen,
Womit sie Drachen tödteten und Riesen.
Wie sich als Schmetterlinge todte Larven
Froh tummeln auf des Lebens bunten Wiesen,
So blüh' auch dir, o Griechenland, ein Mai,
Der dich uns zeigt noch einmal groß und frei!

Zeus Panhellenios! Aus Staub und Schutt
Wird dann dein Tempel wieder aufwärts streben,
Begraben liegen Mönch und Marabut,
Halbmond und Kreuz, die doch zu lang schon leben.
Und unter seiner alten Götter Hut
Wird Hellas aus dem Grabe sich erheben,
Und, mittelalterlichen Schlamms entbunden,
Die innere Unsterblichkeit befunden.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung des gewächslichen Zahl- und Ordnungsgesetzes.

(Von Dr. T. C. Hilgard.)

Jedem Naturforscher mußten gewisse Eigenthümlichkeiten der Blätter-, Schuppen- und Aesteordnung auffallen. Wir finden daher mehrere typische Formen derselben in der beschreibenden Gewächslehre mit besondern Namen belegt. Meistens stehen die betreffenden Theile einzeln, d. h. einzeln auf einer bestimmten Höhe des Achsentheils [Zweiges, Sprosses, Blüthenachse]. Ferner finden wir sie dicht zusammengedrängt, jedes zwar auf seiner besondern Höhe, aber bis zur Berührung aufgestaut, z. B. im Tannzapfen, der Ananas, ähnlich einer Blattknospe. Ferner finden sie sich als „Quirl", nämlich mehre auf gleicher Höhe, wie z. B. die Aeste bei jungen Föhren, der Weymouthkiefer und Nadelhölzer überhaupt, die Blätter beim Waldmeisterlein und seinem amerikanischen Vetterchen, dem Lakritzen-Labkraut (Galium circäizans) und bei allen Hartriegel- und Fliederarten. Auch war leicht zu bemerken, daß die Zahl und wechselseitige Stellung dieser Organe bei jedem Gewächse etwas Typisches, also wesentlich zum Artbegriff Gehöriges, habe. Man beobachtete gewisse Zahlen und Winkelverhältnisse. Wo einzelnstehende Blätter, Schuppen oder Früchte aneinander gedrängt sind, zeigten sich gewisse Schraubenlinien, die schon auf dem Thyrsusstab der Alten dargestellt sind.

Karl Schimper brachte zuerst Ordnung in die Auffassung dieser Erscheinungen. Die darin vorkommenden Zahlen erwiesen sich ihm als einer Reihe folgender Art angehörig:

1, 1, 2, 3, 5, 8, 13, 21, 34, 55, 89, 144 u. s. f.

Objectiv, als Forschungsgegenstand bietet diese Reihe nichts Anhaltgebendes dar. Subjectiv suchte man nach einer weitern erklärenden Idee

darüber, z. B. in deren etwaigen Entstehungsweise nach irgend einem mathematischen Plan. Die Reihe erwies sich als eine Summen- oder „arithmetische" Reihe, gebildet durch die Addition der jemaligen 2 letzten Glieder, z. B. 5 + 8 = 13.

Beim Einblatt (Parnossia) kommt ein einziges Blatt, bei Amorpha ein einziges Blumenblatt vor. Am zahlreichsten findet sich die Einzahl in dem „Samenlappen" der Schilfgewächse, z. B. des Maiskorns, des Weizens, wo die als Keim später begrünt hervorbrechende Spitze in dem das Korn bildenden Samenlappen, der das erste Blattorgan ist, eingebettet liegt. Die Tannensamen-, Sagotannen-, Cypreß-, Fichten-, Eiben-Samen — haben denselben Bau, z. B. die Pinien- oder Zirbelnüßchen; — nur daß hier der eingebettete Keim ein kleines Stämmchen, mit Zähnchen (jungen Nadeln) an der Spitze, darstellt, während bei Blumenrohren, Lilien und Gräsern die spätern Blättchen als in einander geschachtelte Scheidchen auftreten. Jede Samenschale ist ebenfalls ein einzelnes, das ganze Organ umkreisendes, Blattgebilde.

Bei den netzlaubigen oder höhern Blüthengewächsen finden wir zwei Samenlappen, wie in der Eichel, Nuß, Melonensamen, Cacaobohne, Bohne, Mandel, umschlossen von dem sackförmigen Blatt der Samenschale. Bei der Keimung begrünen sich diese Lappen, und vergrößern sich zum Theil zu Blättchen, z. B. bei keimenden Rettig- und Kohlarten.

Zweiblättrige Quirle findet man bei Flieder, Eschen, Enzianen, Nelken, Portulaken.

Die Blüthe aller blumigen Schilfgewächse, z. B. Lilien, Tulpen, Dreiblatt, Blauschilf, bestehen aus einer äußern, in der Knospe anfangs blattgrünen, und einer innern, beim Blau schilf blauen (Blumen-) Blattreihe von je dreien. Beim europäischen Wachholder sind die Nadeln [Blätter] in Quirle von dreien gestellt. Quirle von fünfen sind die meisten Kelche [blüthenknopfbedeckten] und Blumenblätter fast sämmtlicher Netzblättergewächse, z. B. in der Rose (wo der Kelch jedoch zusammengedrängte Einzelblättchen darstellt!) der Apfelblüthe, der Erdbeere, dem Ahorn, dem Eibisch, [Campanula] in der fünfzahnigen Glocke der Kürbis-Blüthe, Glockenblume, in den fünf Spornen des Glockensporns (Aquillegia).

Quirle — oder „Wirtel" — von acht besitzen die meisten Labkräuter, die Türkenbundstengel und andere.

Sowohl die einzelnstehenden Blätter, als die Quirle, falls sie sich nicht unmittelbar wiederholen, wechseln ihre Stellung so oft, bis alle Blattstellen in der Stengelrunde einmal besetzt sind, und dann findet häufig eine Wiederholung, oder der Aufbau eines anderszähligen Systems, statt.

Diejenige Zahl von Blattorganen, die mit ihren regelmäßig wiederholten Abständen alle Stellen des Kreises einmal besetzt, und also mit

ihren respectiven Abständen ohne Rest im Kreis aufgeht, heißt eine R u n d e — Cyclus.

Beim Nägelblumenbaum und Hollunder findet man Quirle von je 2 Blättern. Diese wiederholen sich kreuzweise: die Runde oder Blattcyclus besteht daher aus 2 mal 2 Elementen.

Bei den meisten netzblättrigen finden wir je 5, einzelne gestellte Blätter in solchen Abständen, daß das 6te wieder „senkrecht" — dem R i ß nach — über das erste zu stehen kommt. Es sind also fünfgliedrige Runden.

Beim Maisstengel stehen sich die einzeln gestellten Blätter abwechselnd gegenüber — eine 2gliedrige Runde.

Die Zahl der in Einzelfolge gestellten Blätter sowohl, die zusammen eine Runde — Cyclus bilden, als auch die Zahl der Blätter in den Quirlen, wie auch die Zahl der Quirle, die zu einer Runde schließen: jede dieser Zahlen ist eine aus der obigen Reihe.

Betrachtet man eine volle Runde im Grundriß, so gewahrt man die Blätter den Kreisumfang in eben so viele Theile theilend, als Blätter sind. Je zwei in der Höhe aufeinander folgende Blätter sind aber im Grundriß nicht Nachbarn, sondern ihr gegenseitiger Abstand beträgt an Intervallen, in der kürzern Richtung gezählt, die der Blätterzahl zweitvorhergehende Zahl der Reihe. Wo fünfe sind, beträgt der Abstand von Nachbarblättern 2 Intervalle, oder: man muß im Verfolg von einem zum nächsten 2 Intervalle, oder 1 Blatt überspringen. Bei acht sind 3 Intervalle, oder 2 Blattstellen, der Abstand; bei 21, 8 u. s. f. Dem Umfang nach folgen sie z. B. bei 8blättrigen Runden: 1, 4, 7, 2, 5, 8, 3, 6, 1.

Dies hat bekanntermaßen mathematisch zur Folge, daß wo Blattrunden zusammengeschoben sind, wie die Schalen der Tannzapfen, die Fruchtelemente der Ananas (pine apple) Schraubenlinien sich darbieten, abwechselnd rechts und links windend, und zwar immer steiler, und in der jemalig vorhandenen Zahl gleichlaufender Schraubenlinien, die den ganzen Zapfen abwinden: aufsteigend, die aufsteigenden Zahlen der Reihen wiederholend.

Dies von Schimper aufgefundene Zahl- und Stellungsgesetz war und bleibt die mathematische Auflösung jener geometrischen Räthsel. Es war die subiective Zurückfuhrung des objectiven Befunds auf ihren subiectiveinfachsten Formausdruck.

Jede Erscheinung, iedes Grundgesetz bedarf einer wirkenden oder wirklichen Ursache als Erklärung seines Daseins. Denn ein Gesetz, nämlich ein krafthabendes Gesetz, ist nur der Ausdruck eines wirkenden. Ohne Wirkendes kein Ausdruck, ohne Kraft keine Erscheinung oder Wirksamkeit.

In der Erdenkung einer Ursache der Reihe und der Abstände war man bisher erfolglos gewesen. Die Deutschen gingen von der Einzelstellung als

Erstem aus, die Franzosen neuerdings, vom [zweilappigen !] Samen ausgehend, von der Quirlstellung. Keine bisherige Erklärung erfüllte die Anforderungen.

Wir erlauben uns folgende Betrachtungen mitzutheilen :

Die Abstände sind Ausdrücke (Functionen) der Zahlenreihe. Also muß vorerst nach der Verwirklichung der Reihe, als des Einfacheren, gesucht werden.

Betrachtet man die jemalige Zahl als die Summe beider vorhergehenden, so ist dies allerdings mathematisch richtig, bietet aber wenig Aussicht, da ein fruchtbares Zusammenwirken von zwei Factoren nur etwa in der geschlechtlichen Zeugung eine Entsprechung fände.

Fruchtbarer war die Vorstellung, jedes Endergebniß als die gleichsam in einander geschachtelten Wirkungen aller vorherigen Ergebnisse zu betrachten. Dies entspricht bekannteren organischen Formen und Vorstellungen. Die vorhergehenden Zahlen bringen gleichsam schubweise Junge !

Di erste in der Knospe enthaltene Anlage zu jedem einzelnen Blattorgan ist eine Zelle. Man weiß, daß Zellen sich mehren durch Geburt aus ihrem Innern. Der ganze Entwickelungsvorgang lebendiger Gebilde ist ein Zellgeburtenvorgang in der Form, in der Ursache, geleitet von dynamischen [unstofflichen] Kräften, die chemisch und mechanisch stärkere Wirkungen ausüben, als das Atom, das ihrem Walten dient. Die zweieinige, sich in gleichem Wesen direct entgegenstehende, Elektrizität ist chemisch wirksamer, als jede, am Stoff haftende, chemische Aeußerungsfähigkei. So erscheinen in der Zellenmasse Aeußerungen, die überstoffliche Kraft-Quellen voraussetzen, welche fließen ohne Stoffverbrauch, sondern immer mehr Stoff aneignen, indem sie den Stoff bezwingen. Dadurch ist Vermehrung oder Geburt aus dem Innern möglich, die ohne dynamisches Dazuthun ebenso unmöglich wäre, als ein arbeitendes perpetuum mobile aus bloßen Hebeln (Maschinentheilen), ohne dazugethane Kraftquelle. Dies als allgemeine Beleuchtung der Entwickelungs- oder Lebensvorgänge, im Gegensatze zum atomischen Verharren.

Nimmt man an, daß die erste Zelle die zweite erzeuge, und, ehe diese selbst zeugungsfähig geworden, eine dritte; daß jede, in entsprechendes Reifestadium getreten, und daß die ältern Zellen entsprechend zu gebären fortfahren: so entstehen nach einander die Zahlen der Reihe, und keine andern.

Alle lebendige Form wird aus der Zelle geboren, die wieder aus der erzeugenden Zelle geboren wird. Keine Zelle, kein Keim entsteht von Außen, sondern aus dem Innern des Vorherlebendigen. Ist das Wesen gereift und bringt Samen, so hat die dynamische Wesenheit, die in der erzeugenden Zelle gelegen, nicht nur (im Stoffwechsel) ungeheure mechanische und chemische Wirksamkeit geübt, sondern sich selbst in hundert Sa-

menzellen in hundertfaches Dasein und verhundertfältigte Ausübungsfähigkeit übertragen. Die Grunderscheinung des Lebens ist also fortschreitend, durch's Wirken größer werdend: ungleich dem Stoff, dessen Kräfte in gleichem Maaß beharren, und deren Wirkung gleich dem äußerlich zuzusetzenden Aufwand ist. Nur auf strenge Induction gestützt, können wir suggestiv und prüfend in die überatomischen Beschaffenheiten eindringen.

Auch das Gewächs erzeugt, gleich der Zelle, aus dem Innern. Die Erzeugungsgabe ist an das abstracte Innere, an die Achse der Knospe gebunden! Jeder Plattkeim gebiert sich im gemeinschaftlichen Mittelpunkt, nimmt Substanz an, und wächst sich so zu sagen ein Gebiet an sich heran, wodurch die ältern auseinander gedrängt werden. Dadurch entsteht die Drehung aller Hölzer, und daher wieder die Gegenwindungen rankender Gewächse.

Wie wendet sich die Suggestion der Zahlenbildung durch Erzeugungen auf die Stellungen an?

Zeichnet man in ein Schema die Schübe so hinein, wie sie nach dem mathematisch bekannten Gesetz zu stehen haben: so stehen die Jungen immer ihren vorausgesetzten Eltern unmittelbar zur Seite, jedoch im Centrum. Hier entspricht also die Theorie vollkommen.

Die Schübe entstünden demnach aus den ältern Gliedern, an deren Innerstem, etwas zur Seite — vielleicht, weil dort weniger Widerstand ist, als in der Richtung des alten Organs selbst. 6, 7, 8, entstehen Nro. 1, 2, 3 zur Seiten 9, 10, 11, 12, 13, Nro. 1, 2, 3, 4, 5 zur entgegengesetzten Seite.

Weshalb zur Seite, weshalb auf gleichen Seiten alle, und weshalb abwechselnd?

Diese 3 Fragen belasten die Anschauungsweise: daß sie wesentlich zur Seite entstünden.

Zeichnet man die Elemente den Ordnungszahlen nach ein, so kommt No. 9 zu 1 zu stehen, 10 zu 2, 11 zu 3 u. s. f., also die ersten Kinder zu den ersten Eltern, die 2te zu den 2ten u. s. w. Die einzelnen Schübe heben sich in keinerlei Weise von einander ab, sondern gleichmäßig folgt ein jüngeres Glied den vorhergehenden in gesetzmäßigem Abstand, in fortgesetztem Spiralgang.

Diese Stellung der Geburten, abwechselnd zur Rechten und zur Linken, ruft zu viele neue Fragen hervor, als daß man nicht eine einfachere Lösung suchen müßte.

Suggerirt man daher etwa, ob nicht die Nachbarschaft Einfluß übe, so findet diese Meinung eine auffallende Bestätigung in der Thatsache, daß das junge Element entspringt an derjenigen Seite seines Ahns, wo der unmittelbare Nachbar der ältere ist. Also: überwiegende Reife!

Da nun Geburt aus Reife entsteht, so ist die Meinung, als übe die Reife, nicht etwa aber ein erst noch zu begründendes „Zweiseitsabwechslungsgesetz", den entscheidenden Einfluß, so wahrscheinlich, als in innigster Uebereinstimmung mit der Zeugungserscheinung, der Grunderscheinung aller Entwickelung: daß eine umfassendere Erklärung schwerlich noch zu erfinden übrig sein dürfte.

Also wäre die Zahlerscheinung durch die Geburts-, die Stellung durch die Reifeerscheinung erklärbar. Ueber diese vom Verfasser der letzten Sitzung der American Association in Albany mitgetheilte Erklärungsweise sprach sich Prof. Pierce, Mathematiker und Physiker, der selbst die Lösung auf eine andere Art versucht hatte, in Uebereinstimmung mit Prof. Agassiz dahin aus;

„This conception of numeral genesis fulfils therefore the geometrical conditions required, and thos asserts its claims as a fundamental position in any theory of the law of vegetable growth"

Ueber die Tragweite dieses Gesetzes eines spiralen Erzeugungswirbels, und seine Anwendung auf die Blüthe, die Kopf- und entsprechenden Beckenorgane, die Gehirnganglien und, vergleichungsweise, auf die psychischen und intellectuellen Bewußtseinsvorgänge, glauben wir in einer spätern Nummer Mittheilung machen zu dürfen.

Hat die Welt einen Zweck?

„Der Zweck heiligt die Mittel". (Alte Jesuiten-Moral.)

Die „Atlantis" hat schon früher einen Aufsatz aus der Feder des Hrn. Dr. Kiefer mitgetheilt, welcher die Frage beantwortete: Herrscht Zweckmäßigkeit oder Nothwendigkeit in der Natur? Wenn diese Frage schon auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu den interessantesten Betrachtungen und Aufklärungen Veranlassung gibt, so wird ihre Discussion und Lösung auf dem ethischen Gebiete noch von viel größerem Interesse und Werth sein. Da die Grundrichtung der modernen Wissenschaft und Weltanschauung, und ihr Unterschied von früheren Weltanschauungen darin besteht, daß man die Verbindung und Uebereinstimmung der philosophischen, ethischen Wissenschaften mit den Naturwissenschaften sucht und findet, und für das geistige, wie für das natürliche Leben dieselben leitenden Gesetze und Kräfte nachweist, so wird auch die allgemeine Frage: ob Zweckmäßigkeit, ob Nothwendigkeit? dieselbe Lösung durch die Philosophie erhalten, wie durch

die exacten Naturwissenschaften. Aber diese Lösung wird auf ethischem Gebiete von viel größeren Resultaten und Erfolgen begleitet sein, wie auf dem natürlichen Gebiete; hier hat sie einen großen Aufschwung der Erkenntniß und eine Reform der Wissenschaft zur Folge; auf ethischem Gebiete aber noch neben dieser theoretischen Reform und neben der wissenschaftlichen Verdienste einen großen praktischen Erfolg, eine Reinigung und Klärung des Selbstbewußtseins, eine Reform der Moral, und die Bildung von prinzipiellen Charakteren. Man kann die unfreie und die freie, die alte und die neue, die supranaturalistische und naturalistische, die transcendentale und immanente Weltanschauung wohl nicht besser von einander unterscheiden, als indem wir die erste die Theorie der Zweckmäßigkeit, die zweite die Theorie der Nothwendigkeit nennen. Die Theorie der Zweckmäßigkeit ist die Theorie des Dualismus, der Jenseitigkeit, des Dogma's, der Autorität; die Theorie der Nothwendigkeit ist die Theorie der Einheit, der Entwickelung von Innen heraus, der selbstständigen Forschung, der wissenschaftlichen Erkenntniß, mit einem Worte der Freiheit. Die erste Theorie führt nur zu oft zu theoretischem und praktischem Jesuitismus, indem man sich nach den Zwecken, nicht nach den Gründen richtet; die zweite Theorie ist an die Thatsachen selbst gebunden, und kann sich von denselben nicht entfernen. Fehler und Irrthümer auf ersterem Gebiet können, wie wir davon genug geschichtliche Beispiele haben, eine gefährliche Verirrung und Verfälschung des Zeitbewußtseins und der öffentlichen Moral nach sich ziehen, während Irrthümer, welche bei der Erforschung der Thatsachen und ihrer innern Nothwendigkeit mit unterlaufen, in der Regel nicht im Stande sind, eine gefährliche und andauernde Verirrung der öffentlichen Meinung hervorzubringen, sondern in sich selbst das Correktionsmittel und die Kritik finden, wie denn grade auf diesem Gebiete der Nothwendigkeit und ihrer Erkenntniß selbst die Irrthümer die Wegweiser zur Wahrheit sind.

In den Naturwissenschaften hat man schon lange den Weg der Teleologie, — der Lehre von der Zweckmäßigkeit, — verlassen, und sich mit der Einsicht in die Nothwendigkeit der Naturerscheinungen begnügt. Man fragt bei den einzelnen Naturerscheinungen nicht mehr: Wozu? — auf welche Frage man tausend verschiedene Antworten geben kann, — sondern: Weßhalb? und auf diese Frage läßt sich nur eine einzige richtige Antwort geben. So lange die Naturwissenschaften noch dem Systeme der Zweckmäßigkeit huldigten, standen sie mehr auf religiösem, wie auf wissenschaftlichem Boden; aus jener Periode datiren sich diejenigen naturwissenschaftlichen Bücher, welche, (gleich dem populären Buche über Astronomie von Littrow) sich mehr bemühten, aus dem Laufe der Sterne die Güte und Weisheit Gottes, als gewisse physikalische Gesetze zu beweisen. Noch vor wenigen Jahren war Deutschland mit derartigen populären

naturwissenschaftlichen Büchern überschwemmt; jede neue Entdeckung auf chemischem und physikalem Gebiete war den gläubigen Naturforschern ein neuer Beweis für die Zweckmäßigkeit des Schöpfungsplanes, also auch für die Weisheit des Schöpfers. Verkehrter konnte man wohl gar nicht mit den Thatsachen umgehen, als es damals geschah, und noch heute vielfach geschieht. Die Natur zeigt uns jeden Augenblick Unzweckmäßigkeiten der handgreiflichsten Natur, und wenn man dafür ein bewußtes Wesen, eine allwissende und allmächtige Gottheit, verantwortlich machen könnte, so würde dieses Wesen für eine Menge der schrecklichsten Bosheiten und Verbrechen vor den Richterstuhl gezogen werden müssen. Ueberschwemmungen, Epidemien, Hungersnöthe verheeren große Landstriche, und vergebens suchen wir hier bei dem Anblicke jammernder und leidender Provinzen nach der „Zweckmäßigkeit". Der religiöse Mensch tröstet sich dabei, wie bei allen seinen religiösen Absurditäten, mit der Einsicht in seine Dummheit, eine Einsicht, welche als die einzig richtige bei ihm geblieben zu sein scheint; er bekennt, daß solche Sachen über seine Fassungskraft gehen, und beruhigt sich in denkfauler Bequemlichkeit dabei. Der Priester geht noch einen Schritt weiter, indem er solche große öffentliche Unglücke als die Zuchtmittel der Vorsehung ansieht, mit der die ungläubigen und sündigen Völker für ihren Abfall vom Glauben bestraft werden. So predigten Pfaffen und Bischöfe im südlichen Frankreich bei Gelegenheit der letzten großen Ueberschwemmungen, daß die Eisenbahnen das Unglück als eine Strafe Gottes herbeigeführt hätten. Ein vernünftiger Mensch sieht in diesen traurigen Naturerscheinungen allerdings gar keine Zweckmäßigkeit, sondern vielmehr eine große, unleugbare Zweckwidrigkeit, aber eine natürliche Nothwendigkeit, die sich aus sich aus klimatischen und örtlichen Begebenheiten und Verhältnissen sehr leicht erklären läßt, und deren Wiederholung nur dadurch vorgebeugt werden kann, daß man diese Verhältnisse so gut wie möglich ändert. Nicht nur bei diesen großen, weite Landstriche und eine große Menge Menschen betreffenden Unglücksfällen, die allerdings uns sehr deutlich von der Unzweckmäßigkeit gewisser Naturerscheinungen überzeugen, — nein, auch im gewöhnlichen Leben, bei täglich vorkommenden kleinen Anläßen, sehen wir eine ganze Menge Unzweckmäßigkeit, d. h wenigstens in der Weise, daß wir das Verhältniß zwischen Mittel und Zweck nicht erkennen können; das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung, zwischen Grund und Folge dagegen bietet unserer Erkenntniß sicherere Anhaltspunkte.

Nehmen wir die Entstehung und Entwickelung aller natürlichen Dinge von der anfänglichen Bildung der Erdrinde an bis zu den natürlichen Veränderungen, die uns täglich und stündlich umgeben, so finden wir eine Menge Verhältnisse, Verwandlungen und Umwälzungen, für welche wir durchaus keinen Zweck angeben können, deren innere Nothwendigkeit aber sich durch ein genaues Studium der Thatsachen offenbart und unsere Er-

kenntniß befriedigt. Die Geologie zeigt uns eine Menge großer gewaltsamer Revolutionen, welche ganze pflanzliche und thierische Schöpfungen mit einem Male verschlungen haben; sie führt uns in eine Vergangenheit von vielen tausend Jahren, in denen noch gar kein organisches Leben auf der Erde war; sie zeigt uns ein ungeheures Reich des Todes in der Kohlenformation; sie deutet uns endlich durch viele und sichere Zeichen an, daß die „sieben Schöpfungstage" für unseren Erdkörper noch lange nicht zu Ende sind, daß die jetzige Formation des Erdballes noch nicht die letzte sein, sondern durch neue Erdrevolutionen zu neuern, und wahrscheinlich vollendeteren Bildungen umgewandelt werden wird. Worin liegt die „Zweckmäßigkeit" dieser aufeinanderfolgenden Erdrevolutionen, auf deren Trümmern und Ruinen das jetzt lebende Geschlecht sich mühsam zurecht zu finden sucht? Wenn die Welt nach einem „zweckmäßigen" Plane eingerichtet wäre, warum denn so viele unvollendete und ungenügende Bildungen, deren praktische Unzweckmäßigkeit und Unbrauchbarkeit zum Leben der heutigen Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt durch die Forschungen der Geologen auf das Unzweifelhafteste herausgestellt, und durch die Thatsache der stattgefundenen Umwälzung selbst bewiesen ist. Was würde man von einem Baumeister sagen, der sechs- bis siebenmal ein Gebäude aufbaut, wieder niederreißt, neue architektonische Formen sucht ꝛc., und endlich doch nur ein sehr mangelhaftes Gebäude fertig bringt, das seinen Zweck nur ungenügend erfullt, und in dem der größte Theil der Bewohner vor Hitze oder Kälte vergeht, an Hunger leidet, von Wusteneien eingeschlossen oder vom Ozeane isolirt ist? Der Mensch muß jeden Tag die Hemmnisse der Natur, ihre Verkehrtheiten und störenden Einflüsse hinwegräumen; man kann sagen, daß die ganze Kulturgeschichte des Menschengeschlechtes in einem Kampfe des menschlichen Geistes gegen die Abhängigkeit von der Natur und gegen den Despotismus der Natur besteht; der Mensch corrigirt die Natur, wo er dieselbe nur zu seinen Zwecken benutzt, und sucht sich mit den naturlichen Unvollkommenheiten seiner Umgebung und seiner eigenen Individualität so gut wie möglich abzufinden; — aber warum sind diese Unvollkommenheiten da? warum ist auf dieser Erde Alles noch so schlecht zum Empfange der Menschen eingerichtet? Wo ist hier Zweckmäßigkeit zu finden? So im Kleinen, wie im Großen; jeden Augenblick kommen uns Umstände und Verlegenheiten in den Weg, denen wir durchaus nicht das Prädikat zweckmäßig geben können, sondern die uns oft im Verfolgen unserer Zwecke aufhalten, aber wenn wir auch selten die Zweckmäßigkeit solcher Verhältnisse angeben können, so können wir doch leicht den Ursachen derselben nachspüren, und die Nothwendigkeit erkennen.

Wenn die Geologie, die Lehre von der Vergangenheit der Erdkugel, wie das jetzige Leben derselben, uns eine fortlaufende Reihe von Zerstörungen und neuen Bildungen zeigt, und uns ein großartiges Bild der

Nemesis, der unerbittlichen Nothwentigkeit bietet: so scheint Manchem die Astronomie die Zweckmäßigkeit des Weltalls in großen, allgemeinen Zügen darzustellen. Der Anblick des Firmamentes mit seinen Myriaden von Sternen, die alle in geordneten Bahnen kreisen, hat allerdings etwas Wunderbares, fast Uebernatürliches an sich, das der Astronomie, sonst der nüchternsten, trockensten Wissenschaft, bei manchen ihrer Verehrer einen überschwenglichen Anstrich gegeben hat. Grade in der Astronomie suchten die Anhänger einer religiösen Naturanschauung ihren Stoff und das Thema für ihre supranaturalistischen Herzensergießungen; von allen Kanzeln ertönt ein Lob „Dem, der die Sterne lenkt in seiner Bahn", und die Unermeßlichkeit des Sternenhimmels wird als Beispiel für die Größe des Schöpfers genommen. Aber gerade die Astronomie zeigt uns die einfachste, natürlichste Nothwendigkeit; sie zeigt uns das Gesetz der Anziehungs- und Abstoßungskraft, das allgemeinste Gesetz der ganzen Welt, nach denen sich die großen Sterne des Himmels, wie die kleinen Handlungen der Menschen drehen; die Wissenschaft der Astronomie hat immer nur Gründe, niemals Zwecke entwickelt, immer nur die Nothwendigkeit, niemals die Zweckmäßigkeit bewiesen. Meteore, die Trümmer zerbrochener Welten, fallen jeden Tag auf unsere Erde; der der Erde nächste Weltkörper, der Mond, besteht aus zerklüftetem Gestein, ohne Wasser, ohne Vegetation, ohne die Möglichkeit eines dem irdischen Leben ähnlichen vegetabilischen und thierischen Lebens. Die allgemeinsten Kenntnisse, welche wir von den andern Planeten haben, — vielleicht die Venus ausgenommen, — schließen ebenso jede Möglichkeit, sich Leben dort vorzustellen, aus, wenigstens Leben, welches Zwecke nach unseren Begriffen erfullen könnte: wo aber unsere Begriffe über Zweckmäßigkeit aufhören, da dürfen wir auch nicht mehr von Zweckmäßigkeit reden. Unsere Begriffe von Nothwendigkeit dagegen, Gesetzmäßigkeit u. s. w. reichen so weit wie das Firmament, und von Nothwendigkeit können wir so lange reden, wie wir das Gesetz der Schwere beobachtn.

Die großen Forschungen der neuern Zeit auf naturwissenschaftlichem Gebiete haben uns die Einheit, Ordnung, Harmonie der Natur enthüllt, und der größte Naturforscher des Jahrhunderts hat die Natur einen „Kosmos" genannt, welches Wort ungefähr bedeutet: Ordnung mit Schönheit gepaart. Wir finden diese Einheit, Ordnung und Regelmäßigkeit nur dann, wenn wir die Welt nach den Regeln des Causalitätsverhältnisses betrachten, wenn wir die einzelnen Erscheinungen der Natur auf allgemeine Gesetze zurückführen, wenn wir, mit einem Worte, den Standpunkt der Nothwendigkeit annehmen, und jede einzelne Naturerscheinung in ihrer allgemeinen Nothwendigkeit, d. i. Gesetzmäßigkeit erkennen. Dieses ist der Standpunkt der modernen Naturwissenschaften, und dieser Methode sind die großen Leistungen derselben zu verdanken. Wir gewinnen erst dann die

beruhigende und befriedigende Einsicht in die Ordnung, Schönheit, Harmonie der Natur, wenn wir ihre Erscheinungen im Lichte der Nothwendigkeit betrachten; wollen wir aber überall eine Zweckmäßigkeit herausdüfteln, werden wir in den meisten Fällen zu Trugschlüssen und willkührlichen Annahmen Zuflucht nehmen müssen.

Freilich mit der innern Nothwendigkeit irgend einer Thatsache ist immer auch eine äußere Zweckmäßigkeit verbunden, und läßt sich aus ihr entwickeln. Was wirklich nothwendig ist, wird auch einen vernünftigen Zweck erfüllen. „Was wirklich ist, das ist vernünftig", sagt Hegel. Aber diese Zweckmäßigkeit ist eben nur eine Folge der Nothwendigkeit. Mit anderen Worten, die Thatsachen sind nicht der Zwecke wegen da, sondern die Zwecke wegen der Thatsachen. Die Thatsachen erfüllen ihren Zweck, weil dieser Zweck in der Natur der Thatsachen selbst liegt; es ist also nur die eigene Natur, d. i. die innere Nothwendigkeit, welche den Thatsachen, den Naturerscheinungen u. s. w. zu Grunde liegt, wodurch der Zweck hervorgebracht wird. Unsere Zwecke bestehen nur aus einer Offenbarung unserer eigenen Natur; sie sind nichts Jenseitiges, in der Ferne Liegendes, das wir sehnsüchtig zu erreichen streben, sondern nur Darstellung und Manifestation unseres eigensten innersten Wesens.

Darin liegt eine große moralische Wahrheit, das Hauptprinzip der Moral und Ethik, und die eigentliche Bürgschaft für die moralische Freiheit des Menschengeschlechtes. Man kann den freien Menschen von dem unfreien nicht besser unterscheiden, als daß man denjenigen frei nennt, welcher seine eigenen Zwecke, den aber unfrei nennt, der Zwecke verfolgt, welche seiner Natur, seiner Organisation, seinem innersten Wesen fremd sind. Die Natur jedes Menschen aber ist die Menschlichkeit, die Humanität, und in dem Kreise dieser Humanität liegen also auch die wahren Zwecke, liegt die Freiheit des Menschen. In der Uebereinstimmung der Zwecke, die das Leben der Menschen beherrschen, mit der wahren, humanen Natur des Menschen, liegt die Freiheit, und es kann kein Mensch frei sein, dem diese humane Natur fehlt, und der nicht mit einer inneren Nothwendigkeit in seinem Leben und Handeln diese wahre, humane Natur repräsentirt.

Die Motive des freien Handelns liegen also nicht vor uns, in äußeren Umständen, die wir uns zu Nutze machen, in äußeren Zwecken, die wir erreichen wollen, sondern in uns, in unserer geistigen Organisation. Wir wollen hier nicht weiter untersuchen, wie die geistige Organisation eines Menschen zu Stande komme, und ob sie lediglich der materiellen Stoffmischung seines Körpers verbunden mit den Einflüssen der Erziehung und der äußeren Umgebung zu verdanken sei. Diese geistige Organisation, Wesenheit, Besonderheit ist in jedem Menschen, dessen Selbstbewußtsein und Persönlichkeit entwickelt ist, vorhanden; freilich, was darüber hinaus

liegt, „gehört den Elementen an“. Jeder Mensch, der diese seine Persönlichkeit in seinem Leben ausprägt, ist der wahre, natürliche, der freie Mensch. Die Freiheit des Menschen besteht darin, daß er sein eigener Zweck ist.

Diese Freiheit ist allerdings mit der größten Nothwendigkeit verbunden; kein Mensch kann sich selbst und den gegebenen Bedingungen seiner Persönlichkeit entfliehen:

„So mußt du sein; dir kannst du nicht entfliehen,
So sangen schon die Dichter und Propheten
Und keine Macht und keine Zeit zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“

Aber es ist doch ein großer Unterschied dazwischen, wenn ein Sancho Pansa den Vorwürfen seines Herrn das gemüthliche: „Ich bin nun 'mal so“ entgegensetzt, oder wenn ein Luther auf dem Reichstage zu Worms die historischen Worte ausspricht: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders.“ Es kommt eben darauf an, was in der Persönlichkeit liegt, um zu beurtheilen, was heraus kommt. Um den Menschen kennen zu lernen, müssen wir uns deßhalb an seine Handlungen halten; sie bilden uns die einzige Richtschnur für die Beurtheilung seines Charakters und seines persönlichen Werthes. Dieser Beurtheilung kann Niemand sich entziehen, und die Vertröstung damit, daß ein Mensch, ohne gute Handlungen zu zeigen, doch ein gutes Herz habe, ist längst aus der Mode gekommen.

Der Unterschied zwischen der Zweckmäßigkeits- und Nothwendigkeits-Theorie im menschlichen Leben, in den socialen und politischen Beziehungen, in der Moral, im Strafrecht u. s. w. ist ein durchgreifender prinzipieller Unterschied. Consequenz, Entschiedenheit, Festigkeit, Charakter sind nur mit der Theorie der Nothwendigkeit, niemals mit der Zweckmäßigkeitstheorie verbunden. Die höchste Freiheit und Würde des Menschen besteht darin, daß er gar keine Wahl mehr hat, wie er handeln muß, sondern daß seine Handlungen den ewigen Gesetzen der Nothwendigkeit gemäß aus seiner Organisation hervorgehen. In der Politik gibt es z. B. keinen geraderen, sichereren Weg, als den Weg der klar erkannten Ueberzeugungen und Grundsätze; dieser Weg sichert uns vor allen Zweifeln und Irrthümern; diese Ueberzeugung gibt uns einen Halt gegen die wechselnden Erscheinungen des Lebens. Nichts ist trauriger, unselbstständiger, mehr mit Täuschungen verbunden, als wenn der Politiker sich von vorübergehenden Zwecken, von momentanen Vortheilen bestimmen läßt; er ist dann ein Spielball der Parteien und Ereignisse, und anstatt frei, selbstständig, Charakter zu sein, ist er in der That nur einer weichen, wächsernen Tafel zu vergleichen, in welche jede Laune der Zeit ihre Thorheiten hineinschreibt.

Wohl auf keinem Gebiete des menschlichen Lebens gibt es so viele irrige Ansichten, verkehrte Bestrebungen, übertriebene Hoffnungen und Be-

fürchtungen, als auf dem Gebiete der Politik, und dies kommt hauptsächlich daher, daß man fragt: Wohin will dies führen? anstatt daß man fragt. Woher ist dies entstanden. Die meisten Politiker irren auf dem vagen Felde der Profezeiungen und Erwartungen umher, statt auf dem der Thatsachen und Gründe, und doch ist es nirgend so nothwendig, sich an die Thatsachen zu halten, und die Nothwendigkeit derselben zu erkennen, wie hier. Die ganze offizielle Politik Europa's ja selbst auch der westlichen Hemisphäre ist auf vorübergehende Zwecke gerichtet; man hilft sich von einer Maaßregel zur andern; es ist ein Haschen nach Effekten, dem das Bewußtsein innerer Sicherheit und Nothwendigkeit fehlt. Daher das Unbefriedigende, Unsichere und Zweideutige der gegenwärtigen Politik. Würde dieselbe einmal nach den Regeln der Nothwendigkeit, statt nach denen der Zweckmäßigkeit, — und welch einer Zweckmäßigkeit — behandelt, so würde dieselbe eine ganz andere Gestalt gewinnen. Man würde dann die Regeln der Politik aus der Natur des Menschen und aus dem Wesen der menschlichen Gesellschaft entwickeln, also eine organische Wissenschaft vom Staate haben, statt daß jetzt die Politik meistens nur Maschinerie ist; man würde dann Entwickelung von Innen heraus haben, während man jetzt nur Druck von Außen hat.

Nehmen wir irgend eine andere Disciplin, z. B. das Strafrecht, so finden wir gleich dengroßenUnterschied zwischen den absoluten und relativen Theorien. In keiner wissenschaftlichen Sphäre hat die Zweckmäßigkeitstheorie sich breiter gemacht, und mehr Unheil entwickelt, als im Strafrecht. Die Abschreckungs, Sicherungs-, Besserungstheorien, und wie die relativen Theorien alle heißen mögen, wurzeln auf dem Boden der Zweckmäßigkeit; im Namen der Zweckmäßigkeit wird Zellenhaft und Prügelstrafe angewandt, wird gerädert und geköpft. Aber wir sehen bei diesen Maaßregeln der Zweckmäßigkeit Alles, nur nicht die Erreichung des beabsichtigten Zweckes selbst. Vom Standpunkte der Nothwendigkeit dagegen erkennen wir das Verbrechen als die natürliche Folge gewisser vorhergegangener Thatsachen und Zustände; das Verbrechen verliert in unsern Augen den isolirten, individuellen Charakter und wird als die Erscheinungsform eines allgemeinen socialen Zustandes betrachtet, und dadurch kommen die Begriffe Verbrechen und Strafe in ein Verhältniß der absoluten Nothwendigkeit und Gerechtigkeit. Das Verbrechen erscheint uns von diesem Standpunkte aus ebenso wohl als eine nothwendige Folge, als ein natürlicher Vorgang, wie dem vernünftigen Arzte die Krankheit als ein höchst natürlicher Vorgang erscheint, und wir begnügen uns nicht, die Symptome dieser gesellschaftlichen Krankheiten zu beobachten, sondern wir suchen die Gründe derselben wegzunehmen.

Sehen wir uns auf einem andern Gebiete um, auf dem Gebiete der Kunst, auf dem die größte Phantasie, Ungebundenheit und Willkühr zu

herrschen scheint und leider auch vielfach herrscht, — so finden wir gerade in der echten, wahren Kunst die Gesetze der Nothwendigkeit in ihrer absolutesten Form. Darin finden wir grade den Unterschied zwischen der echten und falschen Kunst, — könnten wir nicht sagen zwischen der klassischen und romantischen Kunst? — daß die erste den Gesetzen der Nothwendigkeit, die zweite den Gesetzen der Zweckmäßigkeit, des Effektes, der Wirkung huldigt. Nichts ist auf dem Gebiete der Kunst widerwärtiger, als das Haschen nach Wirkungen, nach Effekten, nach Zwecken; Göthe sagt hierüber sehr passend: "Man merkt die Absicht und ist verstimmt." Der Künstler soll nur den Gesetzen der Kunst gehorchen; er soll nichts Anderes im Sinne und im Auge haben, wie seinen Gegenstand selbst; die Wirkung, welche er dann mit seinem Kunstwerke hervorbringt, wird jedenfalls viel größer und nachhaltiger sein, als wenn er die Absicht, Effekt, Wohlgefallen, Bewunderung zu erregen, zu errathen gibt. Es ist mit der Kunst und ihren Werken, wie mit den Frauen; wollen sie absichtlich gefallen, so werden sie unangenehm.

So sehen wir in allen Gebieten der Natur und des Geistes, daß wir mit der Theorie der Nothwendigkeit besser fortkommen, wie mit der Teleologie, und daß die Lehre von der Zweckmäßigkeit uns selbst immer wieder auf die Nothwendigkeit zurückführt. Dieser Weg ist der modernen Wissenschaft, und wie derselbe uns in den letzten hundert Jahren schon zu großen Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebietegeführt hat, so wird vermittelst desselben noch viel Größeres und Besseres auf ethischem Gebiete geleistet werden. Dem sehen wir mit Zuversicht entgegen. Wir stehen erst im Anfange einer großen „Restauration der Wissenschaften", welche uns die Nothwendigkeit dessen, was ist, erklären wird, und wenn einmal die Vernünftigkeit dessen, was ist, erkannt ist, so wird sich auch die Vernünftigkeit dessen, was sein soll, praktisch und theoretisch herausstellen. Die Zwecke, denen wir nachstreben sollen, liegen eingeschachtelt in den umgebenden Verhältnissen, und wachsen aus diesen Verhältnissen hervor, wie wir selbst aus diesen Verhältnissen hervorwachsen; „so wächst der Mensch mit seinen größeren Zwecken", — diese Zwecke sind aber nichts Anderes, wie die Manifestation einer inneren Nothwendigkeit.

Die Frage also: „hat die Welt einen Zweck" wollen wir also mit einer andern Frage beantworten? Ist die Welt nach den Gesetzen der Nothwendigkeit eingerichtet?

Bemerkungen
über das „deutsche Institut für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe in St. Louis.
(Von Far West.)

Das Dezemberheft 1856 der „Atlantis" veröffentlichte das Programm der beabsichtigten „Deutschen Akademie ꝛc. in St. Louis;" seitdem ist das Projekt unter dem in der Ueberschrift angeführten Namen in Verwirklichung übergegangen und verdient jedenfalls eine weitere öffentliche Besprechung.

Eingeladen von dem Vorstande und der Bibliothek-Commission des Institutes, einige öffentliche Vorträge in St. Louis zu halten, verweilte ich daselbst länger als eine Woche, und hatte so Gelegenheit, mit der Einrichtung und dem Umfange, mit den Kräften und Mitteln und zugleich mit dem Geiste des Institutes mich genauer bekannt zu machen, und ich traue mir Unbefangenheit des Urtheils genug zu, um dem Publikum eine wahrheitstreue Schilderung geben zu können. Daraus wird hervorgehen, daß die Teutschen in St. Louis einen Schritt über ähnliche Bestrebungen in andern großen und selbst größeren Städten dieses Landes bereits hinaus gethan haben, und ihnen noch weiter voranzueilen im Begriffe stehen.

Wie erklärt sich dieß? Haben vorzugsweise in St. Louis tüchtige teutsche Kräfte sich angesammelt, etwa aus dem Grunde, weil, indem der große Strom der Wanderung unaufhaltsam westwärts geht, dieser Ort für viele höher begabte Wanderer gleichsam das ultima Thule war, über welches hinaus keine weitere Zerstreuung Statt fand? Es scheint, daß diesem Umstande St. Louis im Ganzen einen Theil seines raschen Aufschwunges verdankt. Wahr ist zugleich, daß das teutsche Element im Westen einen festeren Boden hat und tiefer wurzelt, als in den östlichen Staaten, auch freier und kühner hervortritt, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil im Osten die Teutschen ein bestimmtes volksthümliches Gepräge bereits vorfinden, dem Alles mehr oder weniger sich bequemen muß, während sie im Westen an der ersten Gestaltung der Zustände thätig und zum Theil masgebend mitwirken, den Dingen ihr eigenes Gepräge aufdrücken. Ja, das westliche Leben, frisch und rührig, wenn auch noch mit etwas Urthum behaftet, ist zum Theil unsere eigene Schöpfung, das Ergebniß unserer langjährigen und harten Anstrengung; weil es uns ein Ernst war, hier eine neue Heimath uns zu erobern, gelang es, dem teutschen Geiste Bahn zu brechen, was nicht möglich gewesen wäre, hätten wir in schwächendem Heimwehgefühle beständig einen Fuß breit gehalten, um in die alte Welt wieder hinüber zu springen. Wir sind keine undankbaren Söhne; aber weil eben für das alte Vaterland sich nichts thun ließ und zu eitler Klage wir keine Zeit hatten, suchten wir ein neues uns zu erkämp-

fen. Wie dem auch sei, St. Louis hat in ernstem Bestreben für teutsche Bildung und Wissenschaft sich in die vorderste Reihe gestellt, und es ist Ehrensache geworden, das Begonnene mit ausdauerndem Eifer fortzuführen. St. Louis hat Turngesellschaften, Sängerbünde und viele andere solche Vereine; ein Glück war es, daß die Sache von keiner einzelnen dieser Verbrüderungen in die Hand genommen wurde, sondern daß die Rührigeren ohne Parteiung und Kraftzersplitterung sich daran betheiligten; fern hielten sich bisher theils die ehrwürdigen oder ehrwürdig scheinen wollenden Häupter der ältesten Einwanderung — die vornehmen Philister —, und meistens, vielleicht durchgehends, die teutschen Repräsentanten der Sklavokratie und des Jesuitismus, so daß die Theilnehmer als eine von gleichem Geiste beseelte Masse erscheinen. Damit ist dem Institute der Geist ächter Liberalität gesichert, ohne daß dasselbe dadurch gegen seinen Zweck zu einer politischen Maschine gemacht würde. Es zeigt sich eben, daß unter den Teutschen alle freisinnigen Bestrebungen in einem nothwendigen Zusammenhange stehen; die Mitglieder des „teutschen Institutes in St. Louis" repräsentiren nach meiner Meinung das noblere teutsche Element in Amerika.

Zur besseren Uebersicht mache ich folgende Abtheilungen:

I Was bereits besteht:

1. Eine Bibliothek, stets wechselnd durch liberale Schenkungen und durch Ankauf des Besten aus der alten und neuen Literatur; alle Zweige des Wissens sollen gleichmäßig vertreten sein, so daß theils der Mann vom Fache den zeitweiligen höchsten Standpunkt einer Wissenschaft erkennen, theils der Anfänger Alles finden kann, was er bedarf, um sich mit einem besonderen Zweige vertraut zu machen. Ein Bibliothekar sorgt für die nöthige Ordnung und die Bequemlichkeit der Leser.

2. Ein freundliches Lesezimmer, welches indessen bald zu klein werden dürfte, versehen mit einer großen Zahl der besten Zeitschriften und Tagesblätter, amerikanischen und europäischen, in 3 verschiedenen Sprachen, wodurch der Leser in Stand gesetzt wird, über alles Neueste im weiten Gebiete des menschlichen Wissens sich fortwährend zu belehren. Zu diesem Zimmer haben die Mitglieder während des ganzen Tages bis spät in die Nacht freien Zutritt.

3. Abtheilungen der Mitglieder des Instituts zur Erreichung besonderer Zwecke — sog. Sektionen, deren bis jetzt drei errichtet sind: a die naturwissenschaftliche, b die technologische oder polytechnische, c die literarische. — Diese Sektionen hatten regelmäßige Versammlungen, um durch Vorträge oder Diskussionen über interessante Gegenstände sowohl das wissenschaftliche Interesse zu erregen, als auch die Wissenschaft selbst zu fördern. — Einige Referenten in jeder Sektion haben zeitweise über die einzelnen Zweige Bericht abzustatten.

4. Anordnung größerer Vorträge oder Vorlesungen über allgemeine Fragen zur Förderung allgemeiner Bildung für das größere Publikum, Männer und Frauen.

5. Ein vollständiger schöner und guter physikalisch chemischer Apparat zu dem Zwecke, die Vorträge über Naturwissenschaften verständlich und Alles anschaulich zu machen.

6. Regelmäßige Vorträge im Institute über Physik und Chemie mit Experimenten.

7. Dazwischen laufende Vorträge über verschiedene andere Zweige des Wissens im Institute.

II Was in der ersten Woche des Februars hinzugefügt wurde.

1. Systematischer Unterricht in den verschiedenen Zweigen der mathematischen Wissenschaften [ertheilt von der technologischen Sektion;]

2. Planmäßiger Unterricht im Zeichnen mit Rücksicht auf die verschiedenartige praktische Anwendung; auch Unterricht im Malen;

3. Planmäßiger Unterricht in den sog. plastischen Künsten und Gewerben.

Man kann dies eine im Entstehen begriffene polytechnische Schule nennen.

III Schritte wurden bereits gethan und Anerbietungen gemacht, um die Wirksamkeit des „Instituts" rc in folgender Weise zu erweitern:

1. Anordnung ausführlicherer Vorträge über Mineralogie, Geologie, Zoologie und Botanik;

2. Fortbildung der naturwissenschaftlichen Sektion in eine (das Wort ist kaum zu entbehren oder zu umgehen) medizinische Fakultät mit der Aufgabe, regelmäßige Curse über alle verschiedenen Fächer der praktischen Heilkunde zu halten und dadurch der mit der nöthigen Vorbildung versehenen hiesigen teutschen Jugend Gelegenheit zu geben, in wahrhaft wissenschaftlicher Weise und mit sehr geringem Kostenaufwande Medizin zu studiren. Die Doktoren Hammer, Hausmann, Behr, Hauk, Hoffmann, Rösch, Hilgardt, Leemann und Taussig haben sich erboten, im nächsten Wintersemester die erforderlichen Lehrvorträge unentgeltlich zu halten.

IV Will hiernach die literarische Sektion dieselbe Thätigkeit wie die naturwissenschaftliche entwickeln, so wird leicht das weiter Erforderliche sich anknüpfen lassen, um dem Institute den Charakter einer teutschen Hochschule im besten Sinne zu ertheilen, nämlich:

1. Vorträge über Geschichte, zur Ermunterung und Belebung des Privatstudiums.

2. Vorträge über Rechtswissenschaften, das Allgemeinere derselben in teutschen Vorträgen, das englische und amerikanische Recht in englischem Vortrage.

3. National-Oekonomie, Handelswissenschaften und dgl.

4. Die verschiedenen Zweige der eigentlichen Philosophie (oder der Wissenschaft vom Inhalte des vernünftigen Bewußtseins), Psychologie, Ethik, Aesthet.k, Logik.

5. Schöne Literatur, Alterthumskunde rc.

Während meiner Anwesenheit in St. Louis wurde über die unter III erwähnte Erweiterung, d. h. über die Anfügung einer medizinischen Fakultät debattirt, und es traten zwei Ansichten hervor und mit einiger Heftigkeit einander gegenüber. Dr. Hammer (ein Mann, von dem ich die Leser versichern kann, daß er zu den strebsamsten und aufopferungsfähigsten Teutschen in St. Louis gehört, daß er außer Anderem auch noch Teutsch versteht, und daß Mangel an Energie das letzte ist, was man ihm aufbürden sollte) zeigte, daß die Kräfte zu dem Unternehmen vorhanden sind, daß dem Institute keine weiteren Kosten dadurch verursacht werden, daß die lang gehegte Idee einer teutschen Universität in Amerika durch Erweiterung des Institutes in beabsichtigter Art jetzt leichter in St. Louis als irgendwo sonst sich ausführen lasse, daß das Prevonirte nur etwas Aehnliches sei, wie das von der polytechnischen Sektion bereits Ausgeführte, daß dem in den Statuten angegebenen Zwecke des Unterrichts und der Belehrung keine Grenze gesetzt sei u. s. w. Hr. Dänzer (vom Anzeiger des Westens) machte dagegen geltend, daß bei dem Mangel an Geldmitteln, und da die Kosten sich schon jetzt sehr hoch beliefen, auf den Bestand einer, auf die Voraussetzung unbezahlter Vorträge zu gründenden, medizinischen Hochschule nicht zu rechnen sei, und daß das Institut die Verantwortlichkeit, eine solche in's Leben zu rufen, nicht übernehmen solle, wie wünschenswerth auch die Sache an sich erscheinen müsse rc.

Ueber den Gegenstand wird weiter berathen werden. Der Wille und die Kräfte sind da; wenn auch nur vorerst 50,000 Dollar [eine Kleinigkeit im Vergleiche mit dem, was nutzlos beständig hier verschwendet wird] herbeizuschaffen wären, so könnte man die Gründung einer deutschen Universität in einer Stadt, welche durch ihre Lage, durch die Stärke und den Geist ihres teutschen Elementes sehr wohl sich dazu eignet, als gesichert betrachten. Dadurch würde St. Louis noch mehr, als diese Stadt schon jetzt es ist, die Citatelle werden, von welcher aus der Geist der Humanität einen Vertilgungskrieg gegen das Heerlager der Finsterlinge und Sklaverei-Aristokraten führen würde. St. Louis ist der geographische Centralpunkt der jetzigen Union und ohne Zweifel der Centralpunkt des teutschen Lebens im Westen, — es hat eine große Zukunft vor sich. Wenn auf größere Einmü-

thätigkeit der Teutschen zu rechnen wäre, so könnten in einigen unserer großen Städte die nöthigen Geldmittel für das Unternehmen in St. Louis in einer Woche gesammelt werden.

Ich werde fortfahren, über die weitere Entwickelung und Wirksamkeit des Institutes den Lesern Nachricht zu geben.

Weinlied frischer teutscher Jugend.

Von Far West.

Ihr Wassertrinker weit und breit,
Ihr habt's fürwahr verschuldet,
Daß allerwärts in dieser Zeit
Die Menschheit klagt und duldet.
Ihr habt's gethan, ich sag' es frei:
Weh über eurem Haupte sei!

Erkältet habt ihr Herz und Sinn
Mit euren Wassergüssen;
Nicht Lieb' — nur Selbstsucht wohnt darin,]
Ersäuft ist das Gewissen.
Ihr habt's gethan, ich sag' es frei:
Weh über eurem Haupte sei!

Nichts thut im weiten Erdenrund
So Herz und Seele laben,
Nichts ist so stärkend, so gesund
Von allen Gottesgaben,
Nichts gilt so Wärm' und Lebenskraft,
Als Rebensaft, als Rebensaft.

Reicht ihr den edlen Wein mir dar
Und dringt er durch die Glieder,
Warm wird die Seele ganz und gar, —
Ihr Alle seid mir Brüder;
Ich fühle mit euch Allen gleich,
Bin mit euch arm, bin mit euch reich.
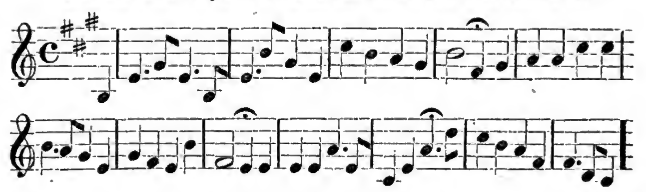
Ihm, der in Schweiß und Müh' sich rührt,
Damit die Andern leben,
Ihm, ihm der erste Trunk gebührt
Vom Purpursaft der Reben;
Ihm mit der harten Hand schenkt ein
Vom aller, aller besten Wein.

Ihm, der des Geistes Schätze mehrt,
Daß Kunst und Sitte blühe,
Nach Wahrheit sucht und Wahrheit lehrt
In unverdross'ner Mühe, —
Ihm reicht ein Glas vom besten Wein,
Vom allerbesten schenkt ihm ein!

Ihm auch, der eure Lieder singt,
Die Seele zu erheben,
Damit er länger singe, bringt
Ein Glas vom Saft der Reben!
So muß es sein, so soll es sein, —
Vom allerbesten schenkt ihm ein!

Ihr Wassertrinker weit und breit,
Mit den erstarrten Herzen, —
Wo Lust und Liebe uns erfreut,
Bleibt fern, ihr macht uns Schmerzen!
Wir hassen euch und sagen's frei:
Weh über eurem Haupte sei!

Einfache Weise zu vorstehendem Liede von dem Verfasser.



Westliche Briefe.

☞ Siehe zuletzt Mai- und Juli-Heft 1856. ☜

XI.

Der Vater der Meteorologie, Professor Dove in Berlin, vergleicht die Klimata der drei großen Kontinente Europa's, Amerika's, Asiens in der Weise mit einander, daß er Europa ein Seeklima sowohl im Sommer, wie im Winter zuschreibt, daß er für den nordamerikanischen Kontinent im Winter ein Seeklima, im Sommer ein Binnen- oder Landklima annimmt, und in den Hochebenen Mittelasiens im Sommer und Winter ein Landklima vorfindet. Den Unterschied zwischen See- und Landklima setzen

wir als bekannt voraus. Das Seeklima ist durch den Einfluß des Meeres und seiner warmen Strömungen, besonders des Golfstromes, gemäßigter, milder, gleichförmiger, und bei einer im Allgemeinen wärmeren Temperatur nicht so großen Exzessen und Extremen ausgesetzt, wie das Landklima, welches sich durch große Extreme in Kälte und Hitze auszeichnet. So ist das Meer der Nivellator auch des Klima's, wie aller andern Verhältnisse, das ausgleichende Element, welches die großen natürlichen und kulturhistorischen Gegensätze, welche sich auf dem Erdballe vorfinden, mäßigt, mildert und mit einander in Verbindung bringt. Wir finden auf dem nordamerikanischen Kontinente diese beiden verschiedenen Klimata nahe zusammen; während an den Küsten des atlantischen und besonders des pazifischen Ozeans ein gemäßigtes Seeklima herrscht, welches ziemlich mit dem europäischen Klima zusammentrifft, finden wir weiter im Innern, zwischen den westlichen Seen, dem Mississippi, dem Missouri und den Felsengebirgen ein extremes und exzessives Klima, welches der Acclimatisation immerhin einige Schwierigkeiten in den Weg legt. Ueberhaupt sind die Naturbestimmtheiten und Abhängigkeiten hier in Amerika größer, viel größer, als in Europa, wo die Civilisation sich der natürlichen Kräfte und Zustände schon mehr bemächtigt hat; der Einfluß der Jahreszeiten, des Klima's, der Temperatur, der Zusammensetzung der atmosphärischen Luft u. s. w., macht sich hier viel mehr geltend, als in Europa. Und diese Abhängigkeit bezieht sich nicht nur auf den Gesundheitszustand, auf den Stand der Erndten und der unmittelbar mit der Natur in Zusammenhang stehenden Produktion, sondern auch auf die Industrie, den Handel, kurzum auf alle gewerblichen Zustände. In Europa ist man nicht an die regelmäßige Ab- und Zunahme der gewerblichen Thätigkeit gewöhnt, welche in Amerika den Wechsel der Jahreszeiten regelmäßig begleitet; drüben hängt der Stand der Geschäfte mehr von den politischen Verhältnissen und der öffentlichen Meinung ab; hier kann die Politik wenig auf Handel und Industrie wirken, desto mehr aber Wind und Wetter, Regen und Froste. Jeder Geschäftsmann in Amerika weiß, daß es zwei ganz verschiedene Perioden im geschäftlichen Leben gibt; sobald durch Sturm und Eis die Binnenschifffahrt auf Seeen und Flüssen verhindert wird, stocken die Geschäfte; die Gesichter der Geschäftsleute ziehen sich in Falten, und der tägliche Gruß ist „hard times". Der Fabrikant, falls er wirklich noch fortarbeiten läßt, beschäftigt seine Arbeiter nur die Hälfte der Zeit; die im Sommer und Herbst mit dem Ackerbau beschäftigt gewesenen Taglöhner ziehen sich in die Städte zurück und füllen die Straßen und Kneipen; in den Verkaufsläden herrscht, vielleicht die Weihnachtszeit ausgenommen, eine unerquickliche Stille; kurzum, das Eis, das die Seen und Flüsse bedeckt, scheint sich über alle Verhältnisse des Lebens erstreckt, und überall Tod und Erstarrung hervorgebracht zu haben. Diese Geschäftsstille im Winter ist ein wesentli-

cher Beitrag zu der Beurtheilung der socialen Zustände Amerika's; wir sehen den Arbeiter, den Geschäftsmann im Winter zusetzen, was er im Sommer verdient hat; der „kleine Mann" wird durch die Ungunst der Zeiten gezwungen, sich einen wucherischen Credit in die Arme zu werfen, und es sind besonders günstige Verhältnisse nothwendig, um ihn bei dieser fast immer wiederkehrenden Stockung der Geschäfte oben zu halten. Durch die steigende Civilisation, durch die Besserung der Verkehrsmittel, durch eine vermehrte Benutzung der in diesem Lande so reichen natürlichen Hilfsmittel, endlich selbst durch eine in Folge der Bodenklärung, Sumpfaustrocknung u. s. w. hervorgebrachte Mäßigung des Klima's, werden diese Uebelstände wohl allmählich verschwinden, aber wohl nur deßhalb, um die Uebelstände einer entwickelteren Civilisation an die Stelle natürlicher Mängel und Unvollkommenheiten zu stellen.

Wir sagten oben, die Naturgewalten machten sich hier in einem größeren Maaßstabe geltend und finden weniger Widerstand an der Civilisation als in Europa. Davon ist der letzte Sommer und der gegenwärtige Winter Zeuge. Welch eine Reihe von Unglücksfällen auf Land und Wasser hatten die Zeitungen zu berichten! Nachdem auf unseren westlichen Seen im Laufe des Sommers und Herbstes eine prachtvolle Flotte von Dämpfern, Schraubenschiffen, Seglern aller Art gescheitert war, — man schätzt den pekuniären Verlust auf viele Millionen und den Verlust an Menschen auf fünf- bis sechshundert, — bringt der Winter uns durch eine auffallende Abwechselung zwischen strengem Frost, häufigem Schnee und vorzeitigem Thauwetter mit heftigen Regengüssen eine Reihe von Ueberschwemmungen, die vielleicht nicht solch große Landstriche verheert haben, wie die französischen Ueberschwemmungen, aber dort, wo sie wütheten, große Zerstörungen angerichtet und alles menschlichen Widerstandes gespottet haben. An fast allen größeren Flüssen, am Hudson, Delaware, Ohio, Mississippi haben diese Ueberschwemmungen, von großen Stürmen, Eisgängen, Feuersbrünsten u. s. w. begleitet, ein Unglück angerichtet, das in diesem Lande der Selbstsucht und Inhumanität den Betroffenen doppelt schmerzlich werden muß.

In der That, wir triumphiren über die Siege, welche der menschliche Geist über die Natur davon trägt, namentlich in dieser Zeit naturwissenschaftlichen und industriellen Hochmuths; die Zeitungen, die literarischen Magazine, die wissenschaftlichen Werke wimmeln von Berichten und Schilderungen neuer Entdeckungen und Eroberungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete; Eisenbahnen und Telegraphen, Elektrizität und Magnetismus sind die Zeugen dieser Triumphe des menschlichen Geistes; — aber mit einem Male kommt eine Laune des Wetters und der Winde, und vernichtet die Früchte eines massenhaften, menschlichen Fleißes mit einem Male und ohne die Möglichkeit einer Rettung und Abhülfe. Diejenigen,

welche in solchen Naturerscheinungen einen Beweis großer Zweckmäßigkeit sehen, werden in der That zu sehr nach indirekten Beweismitteln greifen müssen, um diesen teleologischen Beweis zu führen. Wir könnten ihn höchstens darin finden, daß wir sehen, wie durch solche Erscheinungen der Scharfsinn und die Erfindungsgabe des menschlichen Geistes geweckt und genährt wird, wie der Mensch dadurch gezwungen wird, die Gesetze der Natur zu studiren, um ihre Erscheinungen controliren zu können, und wie die menschliche Gesellschaft sich zu einem gemeinsamen Wirken in Zeiten gemeinsamer Noth und Gefahr veranlaßt sieht. In der That, um in dem amerikanischen Volke einige Spuren von Humanität, Mitgefühl, Menschenliebe zu erwecken, dazu bedarf es starker, gewaltiger Reizmittel, eines ungewöhnlichen Unglücks, einer erschütternden Veranlassung.

Sollten die in der letzten Zeit erlebten Unglücksfälle nicht vielleicht dazu dienen, die Augen des amerikanischen Volkes mehr auf die Verbesserung und Entwickelung der inneren Verhältnisse, als auf jenes übertriebene und jedenfalls vorzeitige System der Eroberung und Ausdehnung zu richten, das sich nicht nur in der Politik, sondern auch im Handel, im nationalen wie im individuellen Leben geltend macht? Es ist sehr schön, und zeigt einen inneren, kulturhistorischen Drang, in die Wildniß zu gehen und dort den Pionier der Civilisation zu spielen; aber wenn dieser Pionier die Wildniß, die er vor sich hat, hinter sich zurückläßt, ist seine Arbeit nicht viel werth. Amerika zeigt uns die Wildniß nicht nur hinter Kansas auf den Ebenen, die zu den Felsengebirgen führen, sondern vor den Thoren von New-York, eine Wildniß nicht nur in kulturhistorischer, sondern auch in natürlicher Beziehung. Man begnügt sich hier, der Natur die nothwendigsten Bedingungen zum Leben abzugewinnen; dann ist man zufrieden und geht weiter, ohne die Herrschaft über die Natur mehr, wie eine vorläufige Besitzergreifung werden zu lassen. Dies ist ein Fehler, der durch den Trotz der entfesselten Natur bestraft wird.

Die letzten Unglücksfälle auf den Seen und Flüssen hätten sich in ihren schrecklichsten Folgen durch gute Uferbauten, bessere Häfen, Ableitungs-Kanäle u. s. w., also mit einem Worte durch ein zusammenhängendes System innerer Verbesserungen vermeiden lassen; dies gibt uns jeder Sachverständige gerne zu. Amerika bietet für solche Verbesserungen noch ein ungeheuer weites Terrain dar. Dieser große, weite Continent, von bedeutenden Strömen und Seen durchschnitten, die den Adern zu vergleichen sind, durch welche der Blutumlauf dieses großen Körpers vor sich geht, bietet mit seinen unermeßlichen natürlichen Hilfsmitteln der menschlichen Thätigkeit große Anreizungen und große Belohnungen dar, die jedoch einem künftigen Geschlechte überantwortet zu sein scheinen.

XII.

Nicht nur im Verkehr mit der Natur und ihrer entfesselten Leidenschaften sehen wir den halbwilden Zustand und den Mangel an Civilisation dieses Landes, sondern auch an den Epidemien, mit denen die öffentliche Meinung heimgesucht wird, an den Ueberschwemmnngen des Fanatismus, die alle Dämme zum Schutze der bürgerlichen Freiheit hinwegzureißen drohen, und an einzelnen hervorragenden Symptomen eines gesellschaftlichen Zustandes, für dessen Unmoralität und Barbarei nicht allein die zunächstBetheiligten verantwortlich gemacht werden dürfen. In den letzten Monaten beschäftigten einige ausgezeichnete Exemplare von Skandal- und Mordprozessen die öffentliche Meinung, und gaben denjenigen Zeitungen, welche gewöhnt sind, im tiefsten Schlamm des Lebens zu wühlen, eine ausgezeichnete Gelegenheit, alle Virtuosität französischer Romanschriftsteller in der Darstellung schmutziger Details zu überbieten. Sähen wir in solchen Sachen, wie in dem Biegler'schen Prozesse, wie in dem Bondstreet-Mord nur einzelne kolossale, unerhörte, beispiellose Verirrungen der menschlichen Natur, fur die wir vergebens in den uns umgebenden socialen und moralischen Verhältnissen eine Erklärnng finden könnten: dann würden solche Vorfälle für uns höchstens ein psychologisches oder criminalistisches Interesse haben, und wir würden sie den Fachmännern auf der einen, dem Skandal auf der andern Seite überlassen. Aber wir sehen darin und müssen darin sehen die Symptome einer allgemeinen gesellschaftlichen Krankheit, welche freilich nicht überall in diesen extremsten, giftigsten Geschwüren zu Tage tritt, aber doch immerhin durch diese Erscheinungsformen die Verdorbenheit der Säfte beweist, eine krankhafte Stimmung des ganzen Körpers, für die wir allgemeine Ursachen und auch allgemeine Heilmittel auffinden müssen. Die Art und Weise, wie die öffentliche Meinung sich solchen Vorfällen gegenüber verhält, zwingt uns zu der Annahme, daß sie selbst und der Zustand der Gesellschaft wenigstens zum Theil die moralische Mitschuld solcher Verbrechen habe, denn das Verbrechen wird in Amerika populär, Gegenstand der Neigung und Bewunderung, und die erste Aufregung und Entrüstung über dasselbe führt höchstens hie und da zur Lynchjustiz, niemals aber zu einer nachhaltigen, energischen Stimmung der öffentlichen Meinung. Wir können in dieser Beziehung kaum von einer Vergleichung der europäischen und amerikanischen Moral ausgehen, denn in Europa sind in Folge der historischen Mängel, der despotischen und aristokratischen Verhältnisse, der Anhäufung von Massenarmuth und Massenreichthum solch ungünstige Verhältnisse im Vergleich zu dem reinen [?] republikanischen Boden Amerika's, daß man hier einen viel strengeren Masstab anlegen muß, wie drüben. Und doch haben wir gesehen, daß die öffentliche Meinung in Europa unduldsam gegen solche Verbrechen ist, wel-

che in Amerika anfangs blos Gegenstand der Neugier sind und bald der Vergessenheit überliefert werden. Wir erinnern nur an den Prozeß Bocarme's, jenes belgischen Grafen, den das Fürwort des Kaisers von Oestreich nicht vom Schaffote retten konnte; die Aufregung über diesen Mord war in den Kreisen des Volkes so groß, daß eine Begnadigung dem Könige von Belgien den Thron gekostet haben würde. Man wird sich noch an den Prozeß Choiseul Praslin, an den Prozeß Teste unter Louis Philipp erinnern; wie mächtig war damals die öffentliche Meinung in Frankreich und den anliegenden Ländern erregt, wie verdammend sprach sich das Volksurtheil aus, das sich nachher in der Februar-Revolution, zu deren Ursachen jedenfalls auch diese Skandalprozesse gehörten, offenbarte! Was für ein Urtheil hat die deutsche Presse und die öffentliche Meinung in Deutschland über jenen Fälscher Hassenpflug gesprochen, dem nur vielleicht der hundertste Theil der Veruntreuungen nachgesagt werden konnte, deren Last amerikanische Politiker mit Gleichgültigkeit ertragen. Europa mag reicher an politischen Verbrechen sein, — obgleich freilich die Nebraskabill und die Kansasräubereien mit jedem europäischen Staatsstreich an Perfidie und Gewaltthätigkeit wetteifern können, — aber gegen die Vergehen des bürgerlichen Lebens ist man offenbar in Europa strenger, als in Amerika, obgleich man drüben in den socialen und politischen Verhältnissen viel mehr Veranlassung und Entschuldigung dafür hat, wie in Amerika, wo wir weder die verfaulten aristokratischen Schichten der Gesellschaft, noch das massenhafte Proletariat Europa's haben, und wo die Arbeit ein immer bereites Mittel zu Wohlstand und Ehre ist.

Jedem, der tiefer in die eigentliche soziale Substanz der Verbrechen, welche in den letzten Wochen die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt haben, eindringen will, muß die Bemerkung auffallen, daß das Hauptmotiv dieser und ähnlicher Schandthaten in sexualen Verirrungen liegt. Wer nun in dieser Beziehung boshaft sein will, der kann die Enthüllungen über die sexualen Verhältnisse, welche derartige Skandalprozesse mit sich bringen, mit vielen andern Symptomen des moralischen Verfalles zusammenstellen; er braucht nur die Anzeigen der medizinischen Columnen der gelesensten Blätter durchzusehen, um zu entdecken, welcherlei Bedürfnisse das amerikanische Publikum in dieser Beziehung hat, und mit welchen Mitteln man diesen Bedürfnissen entgegen kommt. Die scheußlichsten medizinischen Anzeigen, deren bloße Publikation wir schon für ein Verbrechen halten, weil sie eine direkte Aufforderung zum Verbrechen sind, häufen sich auf einander, und wenn man nachher unter den Neuigkeiten derselben Zeitungen, welche jene Anzeigen veröffentlichen, einen Burdell'schen oder Biegler'schen Fall findet, so hat man weiter nichts, wie die Probe auf die Rechnung. Ein einfaches Rechenexempel zeigt uns, wie viele ungeborene Leben in Amerika gemordet werden müssen, blos um die Kosten jener massenhaften Anzeigen

zu decken. Hängt mit diesen socialen Verirrungen vielleicht auch nicht jene erkünstelte unnatürliche Prüderie zusammen, jene steife Sitte und Mode, in welcher sich das weibliche Geschlecht in Amerika bewegt, jener Mangel an Vertrauen auf weibliche Tugend, welchen wir in diesen strengen Sitten und Gebräuchen ausgedrückt finden? Und könnten wir nicht noch weiter gehen, in dem ganzen Puritanismus mit seinen mißverstandenen Zwanggesetzen in Bezug auf Ehescheidungen, Temperenz u. s. w. die Einsicht in den halbwilden, halbindianischen Charakter der amerikanischen Nation zu finden, die sich deßhalb selbst die Kette anlegen muß, weil sonst der halbrohe Volkscharakter zum Vorschein kommt? Wir wollen allerdings so weit nicht gehen; aber äußerlich erscheint das amerikanische Leben glatt und gemessen; die Rechnungen und Bilanzen stimmen, und Alles läuft im Geleise der Ehrbarkeit fort; kommt aber einmal eine Katastrophe, welche den Schleier der christlichen Liebe wegweht, dann sehen wir in eine tiefe Kluft moralischen Bankerottes.

Man wird uns entgegnen, daß die sogenannte Sittenlosigkeit in Europa, z. B. in dem modernen Babylon Paris, viel größer sei, als in Amerika; aber wir entgegnen darauf, daß sie dort nicht mit derselben Heuchelei, wie in Amerika, gepaart ist, trotz aller Tartuffe's und Loyola's, welche sich gegenwärtig in Paris herumtreiben. In Amerika wagt man sich nicht zu geben, wie man ist; man lebt hier noch in jener transcendentalen Sphäre, in welcher die Natürlichkeit Verbrechen und Sünde ist, und diese verketzerte Natürlichkeit muß sich denn auch oft als Verbrechen zeigen, wo sie die Bande einer erheuchelten Moralität zersprengt. Wo ein Mensch sich seiner Natürlichkeit, seiner natürlichen Rechte, Pflichten, Bedürfnisse u. s. w. bewußt ist, und sich mit der Befriedigung dieser Bedürfnisse in seinem Rechte fuhlt: da wird die menschliche Natur auch sittlich und wahr sein; wo man sich aber der Natürlichkeit schämt, da wird die Heuchelei sonst ganz gerechtfertigte Dinge zu Verbrechen stempeln, und aus dieser Anschauung muß eine allgemeine Immoralität entspringen.

Wir können hier einen andern Punkt nicht umgehen, welcher einen wesentlichen Beitrag zur Kenntniß der socialen Zustände Amerika's bildet. Diejenigen Kreise der amerikanischen Gesellschaft, welche so häufig die Zeitungen mit Skandalprozessen versorgen, bekennen sich mit der größten Ostentation zu ihrer Kirche, und erfreuen sich des Ruhmes einer ausgezeichneten Frömmigkeit. Deßhalb sollten Diejenigen, welche die Religion nicht des Dogma's, sondern der Moral wegen aufrecht halten wollen, und welche die Religion nicht aus innern Gründen der Ueberzeugung, sondern aus äußern Gründen der Zweckmäßigkeit für unerläßlich halten, gerade an solchen Beispielen den moralischen Werth des Kirchenlaufens erkennen. Wir haben noch immer bei solchen Anlässen eine schon mehrfach ausgesprochene Ansicht bestätigt gefunden, nämlich, daß der Amerikaner die Re-

ligion blos als Mode, als „fashion“ betrachtet, als ein Mittel, neben den Künsten der Toilette die Künste der Heuchelei öffentlich auszustellen, als einen Tribut, den man dem Herkommen, dem obersten Götzen des amerikanischen Volkes, zollt. Wir glauben nicht sehr weit von der Wahrheit abzuweichen, wenn wir den meisten Amerikanern kaum so viel Gemüthstiefe, Innigkeit, Idealismus zutrauen, daß sie in Wahrheit religiös sein könnten; ihr Wesen ist zu praktisch, zu sehr auf die alleräußerlichste Nützlichkeit gerichtet, als daß die Religion nicht auch dem Utilitätsystem untergeordnet werden sollte. Deßhalb hegen wir auch keine große Furcht, daß sich in Amerika eine Hierarchie entwickeln könne, eine Furcht, die häufig ausgesprochen wird, und in der That auch in den bestehenden kirchlichen Verhältnissen eine scheinbare Begründung findet. Der Amerikaner ist zu äußerlich, zu oberflächlich, zu egoistisch, mit einem Worte zu praktisch, als daß er mehr wie zum Schein religiös sein kann, und wenn er einmal eine neue Mode lieber gewinnt, als die Mode, theure Kirchenstühle zü besitzen, wird es mit der Religion hier schlecht bestellt sein.

Hiemit hängt eine andere Eigenthümlichkeit des amerikanischen Volkstypus zusammen, der auffallende Mangel an Individualismus und ausgeprägter Persönlichkeit, an Originalität und Charakter. Man sollte glauben, daß in einer Republik, welche in jeder Beziehung vielleicht zu viel und zu leidenschaftlich den Grundsätzen der Selbstregierung folgt, und in welcher jeder Bürger ein Souverain ist, sich wirklich selbstständige, republikanische Charaktere bilden würden, Menschen von eigenster, originellster Persönlichkeit, welche in ihrer politischen und socialen Selbstständigkeit die Mittel finden, sich selbstthätig und im Unterschiede von allen andern Menschen zu entwickeln. Wenn man überhaupt den kulturhistorischen Standpunkt eines Volkes nach der Verschiedenheit der Charaktere und Persönlichkeiten, nach den individuellen Unterschieden, welche sich innerhalb des allgemeinen nationalen Typus vorfinden, beurtheilen kann: — zwei Neger unterscheiden sich nicht so sehr von einander, wie zwei Kaukasier, und die russischen Leibeigenen kann man weniger von einander unterscheiden, als z. B. die englischen Aristokraten: — so sollten doch die Amerikaner als das modernste Volk, das die meisten kulturhistorischen Voraussetzungen hinter sich hat, auch das reichste an Bestimmungen, Unterschieden, Individualitäten sein. Aber diese Voraussetzung bewährt sich nicht. Jedem Europäer muß es bei seinen Reisen durch dieses Land höchlichst auffallen, im Norden und Süden, im Osten und Westen, unter allen Klassen und Ständen immer denselben Yankeetypus zu finden, dieselben Gesichter und Nasen, dieselben Gebräuche und Angewohnheiten, dieselben Gespräche und — dieselbe Langweiligkeit. Die interessanten provinziellen Unterschiede, welche man in Deutschland und Frankreich findet, fehlen hier eben so sehr, wie die originellen Charaktere, denen man einmal begegnet, um sie nie wieder

zu vergessen, und die ein selbstständiges, nicht zu verwischendes Bild unserer Erinnerung einprägen. In Amerika finden wir eine Uniformität, die um so auffallender ist, je größer die Unterschiede des Klima's, der socialen Verhältnisse, der Berufe und Beschäftigungen, ja sogar der Abstammung sind, Unterschiede, welche eine große Menge von Spezialitäten und Originalen hervorbringen sollten; aber es scheint eben sich eine innere Leere in der äußeren Gleichförmigkeit zu offenbaren, deren negative Kennzeichen wir auch in manchen andern Verhältnissen finden.

Man möge es uns verzeihen, daß wir, von einzelnen Thatsachen ausgehend, uns zu diesen allgemeinen Urtheilen und Verurtheilungen haben hinreißen lassen, deren Einseitigkeit wir allerdings selbst wohl herausfühlen. Der Gegensatz zwischen dem deutschen und amerikanischen Element, der auch diesen Zeilen wenn auch absichtslos zu Grunde liegt, macht uns oft wider Wissen und Wollen ungerecht. Es ist unser ganzes deutsches Naturell, welches gegen das amerikanische Treiben revoltirt. Unter dem Drucke einer tausendjährigen geistigen und politischen Knechtschaft hat sich der Blick des deutschen Volkes immer mehr und mehr nach Innen gewandt, und dort die Schätze gefunden, welche ihm die Außenwelt nicht bot; daher die Tiefe des Gemüthes, die Gefühlsinnigkeit, der Idealismus der deutschen Literatur und Geschichte, von dem wir Alle trotz der erkältendsten und ertödtendsten Verhältnisse ein Stück behalten haben. Das amerikanische Volk ist noch nicht zu diesem Grade innerer Verdichtung zusammengepreßt worden; die Verhältnisse sind hier weit, locker, offen, und gestatten jegliche Ausdehnung, und daher kommt es wohl, daß sich hier die Persönlichkeiten nicht so stark ausprägen, wie drüben, wo der Druck der Verhältnisse die Widerstandsfähigkeit und Elastizität des menschlichen Geistes erhöht. Doch haben wir alle Ursache, von der Entwickelung Amerika's unter freien Verhältnissen größere und bessere Resultate zu erwarten, als von einer Entwickelung, die von aller Ungunst dunkler Zeiten begleitet war, und deren traurige Resultate, die noch heute wie ein Alp auf dem deutschen Leben lasten, einen schroffen Gegensatz zu dem Idealismus des deutschen Volks-Charakters bilden.

Vermischtes.

Wer, wie der Schreiber dieser Zeilen, in den letzten Jahren Gelegenheit gehabt hat, die Entwickelung des deutschen Lebens in Amerika in verschiedenen Städten und Staaten zu verfolgen, sah, wie verschiedene Ansätze

zu Fortschritten und Reformen bald hier, bald dort gemacht wurden, häufig in der ganzen Richtung verfehlt, fast immer ohne den gewünschten Erfolg, aber am Ende doch ein Glied in der deutschen Kulturgeschichte bildend. Man stiftete Vereine und Zeitungen, hielt Versammlungen ab, trug sich mit Projekten herum, ärgerte die Philister, ließ sich von der gleichgültigen Menge auslachen, — aber am Ende war doch wenigstens ein Anfang zum besseren Streben gewonnen. Ausdauer, eigensinnige Ausdauer, trotz aller gescheiterten Projekte und Lieblingswünsche ist nun einmal nothwendig, wenn man hier etwas durchsetzen will. Es sind in den letzten Jahren unter der deutschen Bevölkerung Bestrebungen und Tendenzen aufgetreten, die alle Berechtigung haben, und denen der Erfolg nicht ausbleiben wird. In Uebereinstimmung mit dieser allgemeinen Rührigkeit des deutschen Elementes scheinen auch in unserer Stadt Buffalo die Anfänge eines längst gewünschten und vermißten Fortschrittes sich Bahn zu brechen. Unter andern Leistungen des geselligen Lebens auf musikalischem, theatralischem Gebiete, in Bezug auf Vorlesungen u. s. w. bemerken wir als besonders erwähnenswerth — den Versuch, eine freie deutsche Schule zu gründen, eine Sache, die gegenwärtig nicht mehr nur ein bloßes Projekt ist. Das zur Ausführung dieser Sache ernannte Commitee hat den wie es uns scheint, richtigen Weg eingeschlagen, sich zuerst mit dem Wunsche um Einbürgerung der deutschen Sprache in die öffentlichen Freischulen an die betreffenden Behörden zu wenden, und wenn, — was leider mit einiger Bestimmtheit vorauszusehen ist, — dieser Wunsch nicht in unparteiischer Weise erfullt wird, ist eine Anzahl Bürger entschlossen, dem Beispiele anderer Städte, wie Milwaukee, Detroit u. s. w. zu folgen, und mit der Gründung einer freien deutschen Schule voranzugehen. Wir hoffen, in den nächsten Nummern über den günstigen Fortgang dieses Unternehmens wie über andere Fortschritte aus dem deutschen Leben unserer Stadt berichten zu können. —

Die Agitation wegen der Centralisation der freien Deutschen und der Gründung eines deutschen und englischen Centralorgans scheint in den letzten Wochen ganz verstummt zu sein. Wir halten es für unsere Pflicht, hier ein „ceterum censeo" zu rufen. Die Gründe einer solchen Centralisation stehen uns heute ebenso klar und deutlich vor Augen, wie während der letzten Wahlperiode, und wir sind überzeugt, daß sich auch dieser Plan, wie manche andern Pläne zur Verbesserung der socialen Verhältnisse der Deutschen, durch die ersten verunglückten Experimente hindurch retten wird. Wer hätte z. B. vor wenigen Jahren daran gedacht, ein deutsches Institut für Wissenschaft, Künste und Gewerbe zu gründen, wie dies jetzt in St. Louis geschehen ist? Ueberall blühen deutsche Vereine; das deutsche Leben, namentlich im Westen, hat in den letzten Jahren unbedingt einen großen Aufschwung genommen: dies muß in uns der Hoffnung bestärken, daß wir auch

noch weiter voranschreiten können. Diese wenigen Zeilen sind nur dazu geschrieben, um den Plan nicht aus den Augen zu verlieren; machen wir uns einstweilen mit demselben vertraut, so können wir die nächste passende Gelegenheit ergreifen, ihn auszuführen.

In Betreff der Atlantis.

Der Artikel des Januarheftes „Streiflichter aus dem literarischen und künstlerischen Deutschland“ wird in der Märznummer fortgesetzt werden. Ueberhaupt werden wir von jetzt an den Erscheinungen des deutschen Buchhandels eine größere Aufmerksamkeit widmen. Auch die Fortsetzungen der andern unterbrochenen Artikel werden im nächsten Hefte folgen.

* * *

Um die Aufgabe, welche sich die Atlantis gestellt, nämlich, den wissenschaftlichen Bestrebungen der Deutschen ein Organ zu sein, zu lösen, ersuchen wir diejenigen unserer Freunde, welche sich mit derartigen Arbeiten beschäftigen, die „Atlantis“ als ihr Organ anzusehen, und über die näheren Bedingungen der Mitarbeiterschaft mit dem Redakteur Rücksprache zu nehmen. Wir benützen diese Gelegenheit, um unsern jetzigen Mitarbeitern, die auch das vorliegende Heft mit werthvollen Arbeiten bereichert haben, unsern herzlichen Dank zu sagen.

* * *

Ferner ersuchen wir die Freunde der „Atlantis“, für die Verbreitung derselben thätig zu sein. Dies ist nothwendig. Diejenigen unserer Abonnenten, welche wirklich den Fortbestand und Fortschritt der „Atlantis“ aus allgemeinen Gründen wünschen, sind dringend gebeten, diesem Wunsche zu entsprechen. Sie können viel thun, wenn sie nur wollen, Jeder in seinem Kreise, Jeder in seiner Art.

* * *

Mehrere Abonnenten, namentlich in Cincinnati und andern großen Städten, haben das Januarheft nicht erhalten. Die Schuld liegt nicht an der Expedition, sondern an irgend einem Postamte. Wir sind gerne bereit, fehlende Hefte nachzusenden. Für Cincinnati haben wir einige Ergänzungsexemplare an die Herren Theobald und Theurkauff geschickt, und sind die Herren Abonnenten, denen dies oder ein anderes Heft fehlt, gebeten, sich durch genannte Firma oder direkt an mich zu wenden.

* * *

Zuletzt die alte Klage. Wir haben mit dem Januarheft hunderte von Rechnungen verschickt, von denen kaum ein Prozent zurückgekommen ist. Wir fordern nachdrücklich auf, diese Zahlungen zu leisten. Die Rückstände vom vorigen Jahre sind noch bedeutend; die Pränumerationen für dieses Halbjahr fast noch gar nicht eingegangen. Wir ersuchen unsere Abonnenten, uns die Sache nicht allzuschwer zu machen. Wir wissen, daß wir Verluste erleiden müssen, — denn man täuscht sich in jedem Geschäfte, — aber wir möchtn doch gerne diese Verluste auf ein räsonnables Maaß zurückgeführt wissn. Denke Jeder an seine Pflicht; — sie ist eine Ehrenpflicht.

Atlantis.

Neue Folge, Band 6. Heft 3. | März, 1857. | Alte Folge, Bd. 8., Nr. 178–181.

Neubildung der Rechtswissenschaften.

Wenn irgend ein Gebiet der Wissenschaft mangelhaft und im Widerspruch mit dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit und dem Standpunkte der modernen Wissenschaft selbst behandelt wird, so ist es das große und in alle Verhältnisse des Lebens eingreifende Gebiet des Rechtes. An dieser Wissenschaft scheinen, wie an der Theologie und Dogmatik, alle Fortschritte und Reformen der neuen Zeit spurlos vorübergegangen zu sein. Während der ganze Geist der Zeit und die gesammte Weltanschauung sich unter dem Einflusse neu entdeckter und neu bearbeiteter Wissenschaften veränderte, und sich eine auf Thatsachen gegrundete natürliche Basis suchte, blieb die Jurisprudenz in ihren alten casuistischen Formen, und zog sich ängstlich aus dem frischen lebendigen Leben, welches sich in den andern Wissenschaften geltend machte, in die dunkle und bestaubte Studirkammer zurück. Die Gründe dieses todten Verharrens bei dem mittelalterlichen Zustande der Rechtswissenschaft sind doppelter Natur, äußere und innere. Die äußeren Gründe liegen in den despotischen politischen Verhältnissen Europa's, welche keine Entwickelung wirklicher Rechtsgrundsätze gestatten, weil diese direkt eine Umgestaltung der alten despotischen Wirthschaft mit sich bringen würde. Die inneren Gründe bestehen in der einseitigen Entwickelung der Wissenschaften während der letzten Jahrzehnte, in der ausschließlichen Beschäftigung mit den empirischen Wissenschaften und in der materiellen Richtung der Zeit. Indessen ist vorauszusehen, daß auch die Rechtswissenschaften einer Neubelebung und durchgreifenden Reform entgegengehen. Die Wissenschaften halten freilich nicht immer gleichen Schritt in ihrer Entwickelung, die eine eilt vor, die andere bleibt zurück, aber der Zusammenhang zwischen der Entwickelung aller Wissenschaften und die Einheit des wissenschaftlichen Bewußtseins stellt sich doch immer wieder her. So auch wird die Wissenschaft vom Recht den Naturwissenschaften früher oder später in eine neue Periode und Methode folgen müssen, und

mit dieser Reform der Rechtswissenschaft werden große politische Katastrophen und Erschütterungen verbunden sein.

Das Recht, wie es jetzt in Europa und auch in Amerika praktisch gültig ist und theoretisch behandelt wird, ist das positive historische Recht, welches aber diese beiden Prädikate in der That wenig verdient. Gerade, wenn man das Recht vom historischen Standpunkt aus betrachtet, sollte man demselben diejenige Stabilität und Unbeweglichkeit nehmen, welche die sogenannte historische Juristenschule auszeichnet. Es gibt gewiß keinen flüssigeren, veränderlicheren, lebendigeren Begriff, als den der Geschichte, denn die Geschichte besteht nur in Veränderung und Entwickelung. Gerade der Historiker muß die innere Nothwendigkeit aller geschichtlichen Umgestaltungen und Veränderungen entwickeln; dies ist wenigstens sein Beruf; gerade er beschäftigt sich mit dem ewig Wechselnden, und sollte also, allen Bedingungen und Resultaten seiner Wissenschaft nach, immer in der Avantgarde der historischen Entwickelungsprozesse stehen, die Vergangenheit als todt, die Gegenwart als einen verschwindenden Moment, die Zukunft als die eigentliche Wahrheit betrachten. Ebenso wie der Anatom bei der Sektion eines Leichnams weiß, daß der Körper todt ist, sollte der Historiker bei der Analyse des Geschehenen sich immer bewußt bleiben, daß die Ereignisse und Zustände eben „geschehen", d. i. vorübergegangen sind, und für die Gegenwart und Zukunft kein historisches Recht mehr haben. So sollte auch der Jurist der historischen Schule an dem großen Unterschiede der mittelalterlichen und der modernen Zustände einsehen, daß die Begriffe über Recht, welche im corpus juris, im kanonischen Rechte, in dem deutschen mittelalterlichen Civilrecht, in der Carolina, im englischen common law enthalten sind, jedenfalls heutzutage ebenso veraltet und unberechtigt sein müssen, wie Folter, Inquisition, Kreuzzüge und andere mittelalterliche Barbareien. Mit einem andern Worte, die historische Schule in der Jurisprudenz sollte, falls sie wirklich ihren Namen verdienen will, gerade die Schule des Fortschrittes und der Reform sein, statt sich, wie bisher, ängstlich an das Hergebrachte zu halten. Das Motiv liegt darin: die ganze historische Schule ist begeistert für das dunkle, barbarische Mittelalter und sehnt sich dahin zurück: daher ist eben diese juridische Schule der treue Verbündete feudaler und hierarchischer Restaurationspläne. Indem sie sich übrigens an die Vergangenheit anklammert und sich mit derselben identifizirt, gehört sie selbst zu den vergangenen Dingen, und kann auf ihr Grabmal die Göthe'schen Worte schreiben:

„Vernunft wird Unsinn, Wohlthat, Plage,
Weh dir, daß du ein Enkel bist."

Der historischen Schule in der Jurisprudenz gegenüber gab es ein sogenanntes Naturrecht, dessen Existenz sich übrigens erst von Hugo Grotius an datirt. Auch dieses Recht, — dessen geschichtliche Verdienste wir übri-

gens gar nicht verkennen wollen, — verdient ebenso wenig seinen Namen, wie das sogenannte historische Recht. Wir könnten es eher ein abstraktes philosophisches Recht, als ein natürliches Recht nennen. Während der ganzen Zeit rationalistischer Aufklärung, welche die Uebergangsperiode vom Mittelalter zur neuen Zeit bildet, und der auch das sogenannte Naturrecht seine Entstehung verdankt, hatte man nicht Kenntniß genug von der Natur im Allgemeinen und der menschlichen Natur im Besonderen, um die Bezeichnung „Naturrecht" rechtfertigen können. Was man bisher Naturrecht nannte, bestand am Ende ebenso, wie die sogenannte Naturphilosophie, aus philosophischen Abstraktionen, nicht aus naturwissenschaftlichen Deduktionen. Man construirte das Recht, indem man von gewissen allgemeinen Ideen und Kategorien ausging und daraus ein höchst complizirtes System mit Abtheilungen und Unterabtheilungen bildete, gegen welches die positiven Thatsachen jedoch immer revoltirten. In diese Zeit und Richtung fallen die verschiedenen constitutionellen Theorien, nach denen man die Menschheit und die Staaten constituirte; Theorien, die von den verschiedensten Punkten ausgingen, die verschiedensten Zwecke verfolgten, und vielleicht nur darin übereinstimmten, daß sie alle zu dem wirklichen Leben nicht paßten. Die brutale Thatsache behielt allen diesen philosophischen Theorien gegenüber Recht, und alle constitutionellen, republikanischen, socialen, kommunistischen Doktrinen blieben eben nur auf dem Papiere in Geltung. Während im Staatsrecht Theorie und Praxis weit aus einander fielen, und die eigentliche Wissenschaft desselben nicht über machiavellistische Spitzfindigkeiten hinauskam, begnügte man sich im Civilrecht mit einer Vereinfachung der alten römischen Pandekten-Jurisprudenz, — so im preußischen Landrecht, im Code Napoléon, — und im Strafrecht mit einer Combination der verschiedensten relativen Theorien, von denen man keine ausschließlich anzuwenden wagte, und die in ihrer Zusammensetzung oft die größten Ungereimtheiten und Widersprüche enthielten. Neues flickte man zum Alten, und jeden Tag gab es am Neuen wie am Alten auszusetzen; die Masse der Gesetze häufte sich in unerhörter Weise, und kein Herkules fand sich, den Augiasstall der Gesetze und Verordnungen auszumisten. Bei dem Mangel aller festen Grundsätze und Maaßstäbe verlangte jede besondere Veranlassung ein besonderes Gesetz, und diese Gesetzmacherei ging zuletzt so weit in's Blaue und Maaßlose hinein, daß einer der berühmtesten Juristen aus der historischen Schule, Herr von Savigny, in einer Broschüre offen erklärte, daß unsere Zeit keinen Beruf und keine Fähigkeit zur Gesetzgebung habe. Trotz dieses gewiß competenten Ausspruches enthalten die Gesetzsammlungen der verschiedenen Staaten eine Menge von Verordnungen, Gesetzen u. s. w. Und dies ist nicht nur in Europa der Fall, wo die Gesetzgebung und Verwaltung dem Volke entfremdet ist, sondern selbst in Amerika, wo die gesetzgebende Gewalt dem Volke immanent ist,

und es nur einer aufgeklärten öffentlichen Meinung, nicht aber voluminöser Gesetzbücher bedürfte, um die Sittlichkeit in Gesetz zu verwandeln. Ja, der confuse Zustand der Gesetzgebung, die Verwirrung der staatsrechtlichen Fragen zeigt sich in Amerika noch deutlicher, als in Europa; gerade in Amerika vermissen wir jeden wissenschaftlichen Geist bei der Behandlung politischer Fragen; es ist keine Sonderung der verschiedenen Competenzen, keine Klarheit über die Grenzen der verschiedenen legislativen Gewalten, als Kongreß, Staatslegislatur, Gemeinde-Council; Alles ist den Bedürfnissen des Augenblickes und dem Belieben der Parteien überlassen. Nehmen wir z. B. was das allgemeine Staatsrecht anbetrifft, das Verhältniß des Congresses zu den Staaten, zu den Territorien, zu den inneren Verbesserungen; nehmen wir im Civilrecht z. B. die Fragen des ehelichen Güterrechtes; nehmen wir im Strafrecht die verschiedenen Theorien über Todesstrafe in den verschiedenen Staaten: wir finden überall den Mangel an einer wirklich juridischen Bildung, den Mangel an einer elementaren Kenntniß der Rechtswissenschaft, und deßhalb den Mangel allgemein anerkannter und gültiger Rechtsgrundsätze, über welche sich Gesetzgeber und Richter mit einander vereinigt hätten, und welche eine positive Basis für gesetzgeberische und richterliche Thätigkeit bildeten. Allerdings, die sogenannten „Rechtsgelehrten" (lawyer) bilden den stehenden Stamm aller Gesetzgebungen und Richtercollegien, aber der größte Theil dieser Leute ist von jeglicher wissenschaftlichen Bildung, nicht nur von der juridischen Fachbildung entfernt. Nur durch diese Thatsache kann man sich erklären, daß das alte englische common law mit unzähligen neuern und sich widersprechenden Verbesserungen noch immer eines der historischen Erbübel bleibt, das auf dem freien Boden der Republik fortwuchert, und eine breite Kluft zwischen dem positiven Recht und dem Verständniß des Publikums bildet. So sehen wir die Rechtspflege und Gesetzgebung in den verschiedenen Staaten in der verschiedensten Verfassung, aber überall in demselben Wirrwarr; ein Wust von Gesetzen und richterlichen Entscheidungen liegt vor uns, der den Kniffen und Schlichen der Juristen hinreichenden Stoff bietet, und die ganze Rechtspflege zu einem äußerst künstlichen Hazardspiele umgestaltet. Während das Civilrecht erstickt unter der Last der Zuvielgesetzgeberei, sehen wir im Strafrecht die alten mittelalterlichen Theorien der Abschreckung, der Rache u. s. w. und im Staatsrechte eine vollständige Abwesenheit der Fundamentalprinzipien, nach denen auf dem freien Willen der Einzelnen sich die Ordnung der Gesammtheit aufbaut. In Amerika wird gar kein Recht gelehrt; höchstens mag in irgend einem Neuengland College Gelegenheit sein, die Kniffe und Schliche der Advokatenpraxis zu erlernen; ein eigentliches Recht wird hier nicht gelehrt, sondern höchstens die juridische Routine. In Europa gibt es auf allen Universitäten Rechtslehrer, sehr gelehrte Leute, die über den Pandekten längst

die lebendigen Grundsätze des Rechtes vergessen haben. In keinem Zweige der Wissenschaft, selbst nicht einmal in der Theologie, finden wir eine solche Servilität der Gesinnung, solche mittelalterliche Tendenzen, solche schamlose Vertheidigung der Privilegien und Monopole, wie in der Jurisprudenz. So in der Praxis, wie in der Theorie. Die Gerichtshöfe geben sich dazu her, die Inquisition gegen jeden freien Gedanken, gegen jede unabhängige Richtung in der Politik zu spielen; sie sind die Werkzeuge des Despotismus und der Unterdrückung, und ihre Urtheile legalisiren den Meineid der Despoten.

Ein allgemeiner Ueberblick über dies Gebiet genügt, um zu zeigen, daß es gar kein Recht mehr gibt, keine Wissenschaft des Rechtes und keine Praxis des Rechtes, welche den Anforderungen der modernen Civilisation entspräche. Es liegt also die Frage vor, ist es möglich, eine Wissenschaft des Rechtes vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft überhaupt zu begründen, und also auch diese wichtige Sphäre der Civilisation in Uebereinstimmung mit den Anschauungen der Zeit zu bringen.

Wir glauben, daß diese Aufgabe gelöst werden wird, wenn auch erst nach vielen vergeblichen Versuchen und nach Ueberwindung mancher Einseitigkeiten. Die Aufgabe besteht darin, aus dem historischen Rechte ein wirkliches Naturrecht zu machen, d. i. ein Recht, welches sich auf die Naturgesetze im Allgemeinen und speziell auf die natürliche Organisation des Menschen, seine natürlichen Bedürfnisse, Neigungen, Fähigkeiten u. s. w. gründet. Wir geben die großen Schwierigkeiten zu, welche sich der Gründung einer Rechtswissenschaft auf solcher Basis entgegenstellen. Die Naturgeschichte des Menschen ist noch zu wenig erforscht; namentlich die Denkoperationen sind noch mit einem fast undurchdringlichen Geheimniß bedeckt, von dem die äußersten Vertheidiger des Materialismus zugestehen, daß es noch lange einen dunkeln Punkt in der Wissenschaft bilden werde; die Willensfreiheit des Menschen selbst, auf welche doch Alles ankommt, ist ein sehr zweifelhaftes Thema; die Abhängigkeit von den Einflüssen der Erziehung und gesellschaftlichen Verhältnisse konkurrirt mit allen diesen Schwierigkeiten; kurzum, wir kommen hier auf ein noch wenig bearbeitetes Gebiet, welches mit ungelösten Fragezeichen bedeckt ist. Ja, wir können noch weiter gehen, und sagen, daß in der Natur überhaupt der Begriff Recht nicht zu finden sei, wenn nicht vielleicht nur das Recht des Stärkeren; der schwerere Körper zeigt den leichteren an; die stärkere chemische Wahlverwandtschaft überwältigt die schwächere; die Raubthiere zerreißen schwächere Geschöpfe; die Fluth und das Feuer verheeren, was ihnen vorkommt. Können wir auf diesem Gebiete entfesselter Kräfte und zügelloser Nothwendigkeit den Begriff Recht finden?

Wir sehen denn auch bei manchen speziellen Fragen des Rechtes, wie

z. B. bei der Sklavenfrage, daß, wenn man die Entscheidung wichtiger rechtlicher Fragen allein den Naturwissenschaften überlassen will, daß dann ein deutlich empfundenes Rechts- und Humanitätsgefühl verletzt wird. Die Vertheidiger der Sklaverei fühlen sich auf keinem Gebiete so sicher, wie auf dem Gebiete der Racenphysiologie ; — wie denn auch Karl Vogt Herrn Aggassiz vorwirft (in seiner Schrift: Köhlerglauben und Wissenschaft), daß er diese Wissenschaft zur Vertheidigung der Sklaverei benützt habe. *)

Die natürlichen, invariabeln, weder vom Klima, noch von andern natürlichen Umständen abhängigen, den ganzen Organismus des Menschen bestimmenden Racenunterschiede sind, wenn man bei der Bestimmung der Menschenrechte blos von der natürlichen Organisation ausgehen will, gewiß ein Beweis in den Händen der Sklavenhalter, welche die Neger als eine inferiöre Race ansehen und sie als solche behandeln. Freilich, die Racenphysiologie hat auch noch manche Beweise gegen die Sklaverei, zr B. die fruchtbare Paarung der Racen mit fruchtbarer Nachkommenschaft, wodurch die Einheit des Menschengeschlechtes als Art festgestellt wird, — aber die großen und constanten Verschiedenheiten des Schädel-

---

*) „Alle historischen wie naturgeschichtlichen Forschungen liefern den positiven Beweis von dem vielfältigen Ursprung der Menschenarten. Die Lehren der Schrift über Adam und Noah und die zweimalige Abstammung der Menschen von einem Paare sind wissenschaftlich durchaus unhaltbare Mährchen.

Man erlaube mir, hier noch einige Worte anzu fügen über die Folgerungen, die man aus diesem Resultate gezogen hat. Dasselbe müsse, sagt Herr W a g n e r, den Sclavenbesitzern als das Erwünschte erscheinen. Wir proclamiren das Resultat unserer wissenschaftlichen Forschung unbekümmert darum, ob es dem Sklavenbesitzer erwünscht, ob es dem Gläubigen unerwünscht sei; wir sprechen es aus, weil wir es so gefunden und weil wir von seiner Richtigkeit überzeugt sind. Wir bekämpfen in gleicher Weise diejenigen, welche aus diesem unserem Resultate sich die Peitsche der Unterdrückung flechten wollen, wie diejenigen, welche daraus die Vernichtung jeglicher gesellschaftlichen Ordnung herleiten wollen. Nichts konnte uns mehr empören, bis daß A g a s s i z, an den uns so viele Bande fesselten, aus diesem wissenschaftlichen Resultate die Tyrannei der bibelgläubigen Sclavenbesitzer zu unterstützen suchte. Für uns hat der Neger dasselbe Recht auf Freiheit, möge er nun einer verschiedenen Art angehören, oder mit dem Europäer von Adam her blutsverwandt sein. Mit derselben Energie, mit welcher wir gegen weiße Sclaverei, gegen die Unterdrückung der Weißen durch Weiße ankämpfen, bekämpfen wir auch die Berechtigung der Unterdrückung der Schwarzen durch Weiße. Unsere Gegner sind freilich nicht in diesem Fall. In gleicher Weise, wie Herr R. W a g n e r die Fortdauer nach dem Tode deshalb verficht, um „eine Grundlage der Moral, Religion und Politik für die entchristeten Massen zu schaffen", ganz in derselben Weise verficht der jetzt ebenfalls bibelgläubig gewordene A g a s s i z in Nordamerika die ursprüngliche Artverschiedenheit der Menschenracen, um daraus für die christlichen Unterdrücker eine Grundlage ihrer Sclavenmoral, ihrer Sclavenreligion und ihrer Sclavenpolitik zu schaffen. Beiderlei Bestrebungen eckeln uns in vollkommen gleicher Weise an und scheinen uns derjenigen unwürdig, denen Erforschung der Wahrheit das einzige Ziel ihres Strebens sein sollte.

baues u. s. w. können eben nicht geläugnet werden; sie sind in der Physiologie da, sie sind auch in der Kulturgeschichte da; aber unser Rechtsgefühl verbietet uns, diesen natürlichen Unterschieden auch rechtliche Unterschiede folgen zu lassen. Ueberhaupt würden wir uns dadurch weit von der Sphäre des Rechtes entfernen, wenn wir jedem Menschen dasselbe nur nach Maßgabe seiner natürlichen Organisation zukommen lassen wollten; grade das Recht soll die Ungleichheiten der natürlichen Organisation und der socialen Verhältnisse aufheben, und für den Größten, wie fur den Kleinsten dasselbe sein.

Wir glauben, daß wir uns aus diesem Dilemma retten können, wenn wir den Menschen nicht als Individuum, seiner individuellen Anlage und Organisation, seiner persönlichen Naturbestimmtheit nach, als dieser oder jener Race oder Nationalität angehörig, betrachten, sondern wenn wir ihn als Mitglied der Art, der Gattung, begreifen. Hier haben wir eine allgemeine Basis für ein allgemeines Recht. Dem allgemeinen Gattungsbegriff correspondirt ein allgemeiner Rechtsbegriff, der vollständig zur Construction eines für alle Verhältnisse passenden Rechtssystemes genügt. Wir müssen in jedem Menschen die menschliche Gattung, deren Repräsentant der einzelne Mensch ist, die menschliche Natur, d. i. die Humanität, respectiren; dies ist die allgemeine Grundlage alles Rechtes. Der einzelne Mensch mag noch so entartet, unvollkommen, unentwickelt sein; ebenso wie die Naturwissenschaft das einzelne Exemplar zur Art rechnet, muß auch die Rechtswissenschaft auf ihn die allgemeinen Rechtsbegriffe anwenden. Die allgemeinsten Menschenrechte sind vom Artbegriff abhängig und haben also alssolche eine natürliche Basis.

Bekanntlich definiren die Juristen nach dem Vorgange der justinianischen Institutionen die Gerechtigkeit als den „Willen, Jedem das Seinige zu geben“. Das „suum cuique“ wird noch immer als die oberste Regel des Rechtes angenommen. Wir von unserem Standpunkt aus können diese Regel so erklären, daß wir von einer inneren natürlichen Uebereinstimmung zwischen dem suum und cuique ausgehen, und sagen, daß Jedem das zukommen soll, was seiner menschlichen Natur, seiner natürlichen Anlage, seinen natürlichen Bedürfnissen gemäß ist. Wir drücken also den Satz suum cuique genauer so aus, dem Menschen das Menschliche zuzuerkennen, ihm die Menschlichkeit zu garantiren. Damit ist die allgemeinste Basis für ein wirkliches Naturrecht gegeben.

Im Unterschiede von der gebräuchlichen juridischen Anschauung, das Recht als ein äußerliches, transzendentales Verhältniß zu betrachten, wie z. B. das Eigenthumsverhältniß, als eine zufällige Beziehung zu äußeren Gegenständen, über welche dem einzelnen Menschen ein gewisses exklusives Verfugungsrecht zugesprochen wird: im Unterschied von dieser Theorie finden wir im Rechte eine innere Qualifikation, eine wesentliche Eigenthüm-

lichkeit des Menschen, eine aus dem natürlichen Wesen des Menschen entspringende Qualität, eine Fähigkeit, welche mit der Organisation der menschlichen Natur gegeben ist. Insofern ist das Recht allerdings etwas Angeborenes, ein wahres Naturrecht, das man definiren kann, als den naturgemäßen Anspruch auf die Entwickelung der natürlichen Fähigkeiten und die Befriedigung natürlicher Bedürfnisse.

Wir leiten also das Recht auf Eigenthum und Besitz, auf Ehre und Familie, das jus connubii et commercii, wie die alten Römer es nannten, das Recht auf persönliche Freiheit u.s.w. nicht aus historischen Urkunden, Privilegien u.s.w. her, sondern aus der Natur des Menschen. Der Mensch hat ein Recht auf Eigenthum, — nicht weil er dasselbe durch Erbschaft oder irgend einen Zufall erworben hat, — sondern weil er dasselbe zur Sicherung seiner persönlichen Freiheit und Unabhängigkeit und zur Ausführung seiner Berufspflichten bedarf. Der Mensch hat das Recht auf persönliche Freiheit nicht deßhalb, weil einmal vor vielen hundert Jahren ein bedrängter Fürst seinem Volke eine Habeas-Korpus Akte gegeben, oder weil die Constitution der Ver. Staaten die persönliche Freiheit garantirt, sondern weil sie in der menschlichen Natur begründet ist. Die gesetzlichen Declarationen und Garantien dieser persönlichen Freiheit sind nur Anerkennungen eines schon vorhandenen, natürlichen Rechtes, und wenn man von einer historischen Entwickelung der Menschenrechte spricht, so bedeutet dies nichts Anderes, als wenn man von der im Laufe der Geschichte steigenden Entwickelung des menschlichen Verstandes, Bewußtseins u.s.w. spricht. Die Realisirung aller menschlichen Fähigkeiten und Kräfte geht langsam und stufenweise vor sich; dies sehen wir im Leben des einzelnen Menschen, wie der ganzen Menschheit, und an dieser stufenweisen Entwickelung nimmt auch das Recht Theil. Aber das Recht ist nicht nur ein Resultat historischer Ereignisse, sondern die Bethätigung und Realisirung der menschlichen Natur selbst, und geht allen historischen Aeußerungen und Manifestationen vorher.

In dieser Beziehung ist es also keine Phrase mehr, wenn wir von angeborenen Rechten sprechen. Das Recht, Mensch zu sein, ist ebenso in der menschlichen Natur begründet, wie die Pflicht, Mensch zu sein. Die Humanität, der Gattungsbegriff, ist die allgemeine Sphäre des Rechtes; innerhalb der Grenzen derselben mögen sich die verschiedensten historischen Entwickelungen und Abstufungen des Rechtes ergeben, wenn nur die Grenze selbst nicht überschritten wird. Wir werden in einem nächsten Artikel versuchen, diese allgemeine Definition und Erklärung des Rechtes auf die einzelnen bestehenden Rechtsinstitute, wie Staatsrecht, Völkerrecht, Civilrecht, Criminalrecht u.s.w. anzuwenden.

(Schluß folgt.)

Aus Joseph Fourier's Biographie.

[Aus den gesammelten Werken von François Arago.]

(Fortsetzung.)

Fourier als Präfect des Isere-Departements.

Kaum war Fourier nach Europa zurückgekehrt, so ward er [am 2. Januar 1802] zum Präfecten des Departements der Isere ernannt. Die alte Dauphine war damals von hitzigen politischen Spaltungen erfüllt. Die Republikaner, die Anhänger der Emigration, diejenigen, welche sich unter das Banner der Consularregierung geschaart hatten, bildeten ebenso viele unterschiedene Kasten, zwischen denen jede Annäherung unmöglich schien. Dennoch leistete Fourier das Unmögliche. Seine erste Sorge war, das Gebäude der Präfectur als ein neutrales Gebiet erscheinen zu lassen, auf dem Jeder selbst ohne den Anschein eines Zugeständnisses sich zeigen konnte. Anfänglich führte die bloße Neugierde die Menge dort zusammen: allein die Menge kehrte wieder, denn in Frankreich bleibt ein Saloon selten leer, in welchem man einen höflichen und wohlwollenden Wirth trifft, der geistreich ohne Anmaßung und gelehrt ohne Pedanterie ist. Was man von den Ansichten unseres Collegen über das der Bibel widersprechende hohe Alter der ägyptischen Bauwerke erzählte, flößte vorzüglich der religiösen Partei starke Besorgnisse ein. Man wußte ihr auf geschickte Weise Notiz davon zu geben, daß der neue Präfect einen Heiligen in seiner Familie zählte, daß der selig gesprochene Peter Fourier, der Stifter der Ordensschwestern der Congregation Unserer lieben Frau, sein Großoheim war, und dieser Umstand bewirkte eine Annäherung, welche durch die unerschütterliche Achtung, mit welcher die erste Magistratsperson zu Grenoble jeder gewissenhaften Ueberzeugung begegnete, jeden Tag weiter sich befestigte.

Sobald Fourier seinen Frieden mit den politischen und religiösen Parteien gemacht, konnte er sich ohne Rückhalt den Pflichten seiner Stellung hingeben. Diese Pflichten ließ er nicht etwa einzig darin bestehen, daß er ohne Maß und ohne Nutzen Verordnungen auf Verordnungen häufte. Er setzte sich persönlich von den Vorschlägen in Kenntniß, die ihm unterbreitet wurden, und machte sich zum unermüdlichen Verfechter aller derjenigen, welche die Abneigung der Vorurtheile in ihrem Keime zu ersticken suchte. Man hat in die letztere Kategorie die prächtige Straße von Grenoble nach Turin über den Mont-Genevre zu rechnen, deren Herstellung durch die Ereignisse von 1814 auf so unglückliche Weise unterbrochen wurde, und vor Allem die Trockenlegung der Sümpfe von Bourgoin.

Diese Moräste, welche Ludwig der Vierzehnte dem Marschall Turenne geschenkt hatte, waren ein Heerd der Verpestung für die 37 Ge-

meinden, deren Gebiet sie zum Theil bedeckten. Fourier leitete in Person die topographischen Aufnahmen, welche die Möglichkeit der Trockenlegung feststellten. Diese Documente in der Hand ging er von Dorf zu Dorf, ich möchte fast sagen von Haus zu Haus, um das Opfer zu bestimmen, welches jede Familie im allgemeinen Interesse zu bringen sich entschließen mußte. Durch Aufwendung aller möglichen Rücksichten, durch diplomatischen Tact und ausdauernde Geduld, indem er die Sache am richtigen Ende anzufassen wußte, gelang es siebenunddreißig Ortsvorstände zur Unterzeichnung einer gemeinschaftlichen Stipulation zu vermögen, ohne welche das beabsichtigte Unternehmen nicht einmal zum Anfange seiner Ausführung hätte kommen können. Ein vollständiger Erfolg krönte diese seltene Beharrlichkeit. Reiche Ernten, fette Weiden, zahlreiche Heerden, eine kräftige und glückliche Bevölkerung bedecken heute ausgedehnte Landstrecken, wo ehedem der Reisende nicht einmal auf wenige Stunden zu verweilen wagte.

Einer von Fourier's Vorgängern im Amte des beständigen Secretärs der Akademie [Fontenelle] glaubte eines Tages einer Entschuldigung benöthigt zu sein dafür, daß er über gewisse Untersuchungen von Leibniz, die nicht gerade einen großen Aufwand von Verstandeskräften erfordert hatten, sich weitläufiger verbreitete: „man muß, sagte er, einem Manne wie Leibniz sehr verpflichtet sein, wenn er für das öffentlche Wohl Etwas auszuführen unternimmt, wozu kein Genie gehört!“ Ich kann solche Scrupel nicht theilen: heutzutage werden die Wissenschaften aus einem zu hohen Gesichtspunkte angesehen, um Anstand zu nehmen, Unternehmungen, welche Wohlstand, Gesundheit, Glück im Kreise der arbeitenden Klassen verbreiten, nicht in die erste Reihe der Arbeiten zu setzen, welche den Wissenschaften zur Ehre gereichen.

In Gegenwart eines Theiles der Mitglieder der Akademie der Inschriften, in einem Saale, wo der Name der Hieroglyphen so oft ist vernommen worden, kann ich nicht verabsäumen, des Dienstes zu gedenken, den Fourier den Wissenschaften erwies, indem er ihnen Champollion erhielt. Als junger Professor der Geschichte in der Facultät der Wissenschaften zu Grenoble tritt derselbe in sein zwanzigstes Jahr. Das Loos ruft ihn, die Muskete zu ergreifen. Fourier gibt ihn frei, mit Berufung auf den Titel als Zögling der Schule der orientalischen Sprachen, den Champollion in Paris geführt hatte. Der Kriegsminister erfährt, daß der Zögling schon lange seine Entlassung genommen, und erläßt, im Zorn über die versuchte Umgehung des Gesetzes, einen donnernden Befehl zu sofortiger Abreise, welcher selbst den Gedanken an eine Reclamation zu untersagen scheint. Dennoch läßt sich Fourier nicht entmuthigen, seine Verwendungen sind geschickt und dringend, er entwirft endlich ein so lebendiges Bild von dem frühzeitigen Talente „seines jungen Freundes“, daß er von

der Behörde eine specielle Ausnahmeordre erwirkt. Es war in der That nichts Leichtes, solche Erf-lge zu erreichen. Zu derselben Zeit konnte ein Conscribirter, ein Mitglied unserer Akademie, den Befehl zu seiner Abreise nur dadurch rückgängig machen, daß er erklärte, er werde zu Fuß, uud in der Uniform des Institutes, dem Contingente aus dem Bezirke von Paris folgen, zu welchem er gehörte.

Mathematische Theorie der Wärme.

Die administrativen Arbeiten, welche Fourier als Präfecten im Isere-Departement oblagen, unterbrachen kaum seine Forschungen als Mathematiker und Schriftsteller. Von Grenoble datiren die hauptsächlichsten Schriften Fourier's, zu Grenoble verfaßte er die mathematische Theorie der Wärme, das Werk, welches seinen Hauptanspruch auf die Dankbarkeit der gelehrten Welt begründet.

Obgleich ich weit entfernt bin zu verkennen, wie schwierig es sein mag, eine klare Uebersicht dieses schönen Werkes zu geben, so will ich doch versuchen, in ihrer Reihenfolge die einzelnen Fortschritte hervorzuheben, welche durch dasselbe für die Wissenschaft erzielt worden sind. Ich darf von Ihrer Seite, meine Herren, trotz des Eingehens auf manche speciell technische Einzelheiten auf Nachsicht rechnen, weil ich dabei den Auftrag zu erfüllen versuche, mit welchem Sie mich beehrt haben.

Die alten Völker hatten für das Wunderbare einen Geschmack, oder besser gesagt eine Leidenschaft, welche so weit ging, daß sie darüber die heiligen Pflichten der Danlbarkeit vergaßen. Man sehe zum Beispiel, wie sie die Großthaten einer Menge von Helden, deren Namen sie nicht einmal aufzubewahren für werth hielten, in einen Bündel zusammenwarfen und der einzigen Persönlichkeit des Hercules beilegten. Der Verlauf der Jahrhunderte hat uns darin nicht weiser gemacht. Auch in unserer Zeit vermengt das Publikum gar zu gern die Fabel mit der Geschichte. Auf allen Gebieten, und vorzugsweise auf dem Felde der Wissenschaften, gefällt es sich darin, Herculesse zu schaffen. In den Augen des Volkes gibt es keine astronomische Entdeckung, die nicht Herschel zu verdanken wäre. Die Theorie der Bewegungen der Himmelskörper wird mit dem Namen von Laplace identificirt, und kaum widmet man ein leises Andenken den hervorragenden Arbeiten von d'Alembert, Clairaut, Euler, Lagrange. Watt ist der ausschließliche Schöpfer der Dampfmaschinen. Chaptal hat die Chemie mit dem ganzen Complexe der fruchtbaren und scharfsinnigen Verfahrungsweisen bereichert, welche ihr Fortschreiten sichern. Hat nicht sogar in diesem Saale kürzlich eine beredte Stimme ausgesprochen, daß vor Fourier das Phänomen der Wärme kaum studirt worden sei, daß der gefeierte Geometer für seine Person allein mehr Beobachtungen gemacht habe, als alle

seine Vorgänger zusammengenommen, daß er eine neue Wissenschaft zugleich erfunden und mit einem Schlage fast vollendet habe!

Auf die Gefahr hin, viel weniger pikant zu sein, darf der Sprecher im Namen der Akademie der Wissenschaften sich nicht solche enthusiastische Ueberwallungen erlauben. Er muß sich erinnern, daß diese Feierlichkeiten nicht allein die Verherrlichung der Entdeckungen der Akademiker zum Zweck haben, sondern auch dem bescheidenen Verdienste Anerkennung zu zollen bestimmt sind; daß ferner ein von seinen Zeitgenossen vergessener Beobachter bei seinen mühsamen Nachtwachen oft durch den Gedanken aufrecht erhalten wird, daß ihm ein wohlwollender Blick von Seiten der Nachwelt zu Theil werden möge. So weit dies von uns abhängt, wollen wir dafür sorgen, daß eine so gerechte, so natürliche Hoffnung nicht getäuscht werde. Lassen Sie uns eine rechtmäßige, eine glanzende Huldigung jenen auserwählten Männern darbringen, welchen die Natur das köstliche Privilegium verliehen hat, tausend einzeln stehende Thatsachen in Zusammenhang zu bringen und aus ihnen die reizendsten Theorien abzuleiten: allein vergessen wir nicht, daß die Sichel des Schnitters die Aehren niederlegen mußte, ehe man daran denken konnte, sie zu Garben zu binden!

Die Wärme tritt bei den Erscheinungen in der Natur ebenso wie bei den durch künstliche Mittel hervorgerufenen unter zwei gänzlich verschiedenen Formen auf, welche Fourier getrennt betrachtet hat. Ich werde dieselbe Eintheilung beibehalten, und den historischen Ueberblick, welchen ich Ihnen zu geben habe, mit Betrachtungen über die strahlende Wärme beginnen.

Niemand kann in Abrede stellen, daß ein physischer der Aufmerksamkeit in hohem Grade würdiger Unterschied zwischen einer eisernen Kugel von gewöhnlicher Temperatur besteht, die man nach seinem Belieben in den Händen halten kann, und einer gleich großen eisernen Kugel, welche durch das Feuer eines Ofens stark erhitzt worden ist, und die man nicht anrühren darf, ohne sich zu verbrennen. Dieser Unterschied hat nach der Ansicht der meisten Physiker seinen Grund in einer gewissen Menge eines elastischen und unwägbaren Fluidums, — oder wenigstens eines solchen, dessen Gewicht noch nicht hat bestimmt werden können, — mit welchem beim Acte des Erhitzens die zweite Kugel eine Verbindung eingegangen ist. Das Fluidum, welches vermöge seines Hinzutretens zu den kalten Körpern dieselben warm macht, wird durch den Namen Wärme oder Wärmestoff bezeichnet.

Die ungleich erwärmten Körper äußern, wenn sie ihrer gegenseitigen Einwirkung ausgesetzt sind, einen Einfluß auf einander, der sich selbst auf große Entfernungen hin, selbst durch den leeren Raum erstreckt: die kälteren Körper werden warm und die wärmeren erkälten sich, denn nach ei-

ner gewissen Zeit kommen sie auf denselben Wärmegrad, wie groß auch der Unterschied ihrer ursprünglichen Temperatur gewesen sein mag.

Bei der Hypothese, welche wir angegeben und zu Grunde gelegt haben, gibt es nur eine Art, diese Wirkung in die Ferne zu erklären: wenn man nämlich annimmt, daß sie vermittelst gewisser Ausströmungen hervorgebracht wird, die den Raum durchfließen, indem sie vom warmen zum kalten Körper übergehen; man muß also voraussetzen, daß ein erwärmter Körper Wärmestrahlen rings um sich verbreitet, wie die leuchtenden Körper Lichtstrahlen aussenden.

Die Ausströmungen oder Ausstrahlungen, durch deren Vermittelung zwei entfernte Körper sich gegenseitig in Wärmecommunication setzen, sind auf sehr passende Weise mit dem Namen der strahlenden Wärme bezeichnet worden.

Die strahlende Wärme ist, was man auch darüber gesagt haben mag, bereits vor den Arbeiten Fourier's der Gegenstand wichtiger Versuche gewesen. Die gefeierten Mitglieder der Akademie del Cimento fanden schon vor fast zwei Jahrhunderten, daß die Wärmestrahlen wie das Licht zurückgeworfen und ebenso wie das Licht vermittelst eines Hohlspiegels in einen Brennpunkt vereinigt werden. Indem sie an die Stelle der erhitzten Körper Schneeballen setzten, gewann ihnen selbst der Nachweis, daß man auf dem Wege der Reflexion Kältepunkte hervorbringen kann.

Einige Jahre später entdeckte Mariotte, Mitglied unserer Akademie, daß es verschiedene Arten strahlender Wärme gibt; daß die, welche die Sonnenstrahlen begleitet, alle durchsichtigen Mittel eben so leicht durchströmt, als es das Licht thut; während im Gegentheil der Wärmestoff, der von einer stark erhitzten, aber noch dunklen Substanz ausgestrahlt wird, oder die Wärmestrahlen, welche mit den Lichtstrahlen eines mäßig glühenden Körpers vermischt sind, bei ihrem Durchgange durch die durchsichtigste Glasplatte fast vollständig aufgehalten werden!

Diese merkwürdige Entdeckung, um es beiläufig zu erwähnen, zeigte, durch welch richtigen Instinct, trotz der Verhöhnung von Seiten vorgeblicher Gelehrten, die Arbeiter in den Schmelzhütten sich hatten verleiten lassen, als sie seit undenklichen Zeiten die glühende Masse in ihren Hoch-Oefen nur durch eine gewöhnliche Glastafel ansahen, um durch dieses Hilfsmittel allein die Hitze abzuhalten, an welcher sie sich sonst die Augen verbrannt haben würden.

In den experimentellen Wissenschaften sind die Epochen glänzender Fortschritte fast immer durch lange Zwischenräume einer nahezu vollständigen Ruhe unterbrochen. So ist seit Mariotte mehr als ein Jahrhundert verflossen, ohne daß die Geschichte eine neue Eigenschaft der strahlenden Wärme aufzuzeichnen hatte. Nachher aber, und Schlag auf Schlag, werden im Sonnenlichte dunkle Wärmestrahlen aufgefunden, deren Vorhan-

densein nur mit dem Thermometer dargethan werden kann, und die sich mit Hülfe eines Prisma's vollständig von den leuchtenden Strahlen sondern lassen; man macht, in Bezug auf die irdischen Körper, die Entdeckung, daß die Ausströmung der Wärmestrahlen, und folglich die Abkühlung dieser Körper durch eine glatte Oberfläche beträchtlich verzögert wird; daß ebenso die Farbe, die Beschaffenheit und Dicke der Ueberzüge, mit denen dieselben Oberflächen bekleidet sein können, einen merklichen Einfluß auf ihr Ausstrahlungsvermögen üben; es wird endlich durch Versuche dargethan, daß die vagen Voraussetzungen, denen sich selbst die aufgeklärtesten Geister häufig ohne Ueberlegung hingeben, einer Berichtigung bedürfen, und daß die Wärmestrahlen, welche von der ebenen Grenzfläche eines erhitzten Körpers ausgehen, keineswegs in allen Richtungen dieselbe Kraft und dieselbe Intensität besitzen; daß vielmehr der senkrechten Emmission ein Maximum und den mit der Oberfläche parallel erfolgenden Ausstrahlungen ein Minimum entspricht.

Wie geht nun zwischen diesen beiden extremen Richtungen die Abnahme des Ausstrahlungsvermögens vor sich? Leslie hat zuerst die Antwort auf diese wichtige Frage gesucht. Seine Beobachtungen schienen zu beweisen, daß die Intensitäten der ausgesendeten Strahlen [ich muß um die Erlaubniß bitten, den wissenschaftlichen Ausdruck brauchen zu dürfen] den Sinus der Winkel proportional sind, welche die Strahlen mit der erwärmten Oberfläche machen: aber die Quantitäten, auf welche diese Versuche sich stützten, waren zu schwach, während auf der anderen Seite die Unsicherheit in den thermometrischen Messungen im Vergleiche mit der Totalwirkung zu beträchtlich war, um nicht ein außerordentliches Mißtrauen zu rechtfertigen. Dieses Problem nun, zu dessen Lösung alle Methoden, alle Instrumente der neueren Physik nicht ausgereicht hatten, ist von Fourier vollständig in's Klare gesetzt worden, ohne daß er dazu einen neuen Versuch anzustellen brauchte. Das gesuchte Gesetz für die Ausstrahlung der Wärme ist von ihm mit einem nicht genug zu bewundernden Scharfsinne in den allergewöhnlichsten Temperaturerscheinungen aufgefunden worden, in solchen Erscheinungen, die auf den ersten Blick von der vorliegenden Frage scheinbar ganz unabhängig sein müssen.

Darin besteht eben das Vorrecht des Genies: es erkennt Beziehungen und wird sie gewahr an Punkten, wo gewöhnliche Augen Nichts als isolirte Thatsachen erblicken.

Niemand bezweifelt den übrigens durch die Erfahrung hinlänglich bestätigten Satz, daß an allen Punkten eines beliebig begrenzten Raumes, dessen Umhüllung auf einer unveränderlichen Temperatur erhalten wird, gleichfalls eine constante Temperatur herrschen müsse, und zwar genau die der Umgebung. Fourier hat nun dargethan, daß, wenn die ausströmenden Wärmestrahlen in allen Richtungen eine gleiche Intensität besäßen, oder

wenn überhaupt die Aenderung dieser Intensität dem Synus des Winkels nicht proportional wäre, unter welchem die Ausstrahlung erfolgt, daß dann die Temperatur eines in jener Umhüllung befindlichen Körpers an dem Orte abhängig sein müßte, welchen er einnähme: daß zum Beispiel die Temperatur des siedenden Wassers oder die des schmelzenden Eises an gewissen Punkten innerhalb einer hohlen Eisumhüllung stattfinden müßte! Auf dem weiten Gebiete der Naturwissenschaften findet man wohl keine überraschendere Anwendung der berühmten Methode, einen Satz durch die Zurückführung des Gegentheils auf Widersprüche zu erhärten, welche die alten Mathematiker anwendeten, um die abstracten Wahrheiten der Geometrie zu erweisen.

Ich kann diesen ersten Theil der Arbeiten Fourier's nicht verlassen, ohne hinzuzufügen, daß er sich nicht begnügt hat, für das merkwürdige Gesetz, welches die verschiedenen Intensitäten der unter ganz beliebigen Winkeln von der Oberfläche erwärmter Körper erfolgten Wärmeausstrahlungen verknüpft, einen so glücklichen Beweis zu geben: er hat auch die physische Ursache dieses Gesetzes aufgesucht und in einem Umstande gefunden, den seine Vorgänger gänzlich außer Acht gelassen hatten. Um dazu zu gelangen, nahm er an, daß die Körper die Wärme nicht blos mittelst der Molecüle ihrer Oberfläche, sondern auch aus inneren Punkten ausstrahlen. Er machte ferner die Voraussetzung, daß die Wärme dieser letzteren Punkte nicht nach der Oberfläche gelangen kann, ohne beim Durchgange durch eine materielle Schicht von bestimmter Dicke eine gewisse Absorption zu erleiden. Diese beiden Hypothesen hat Fourier in die Rechnung eingeführt und dadurch eine strenge mathematische Herleitung für das experimentelle Sinusgesetz gegeben. Dadurch, daß die beiden Hypothesen eine so gründliche Prüfung ausgehalten haben, erscheinen sie als vollständig gerechtfertigt: sie sind zu Naturgesetzen geworden, welche im Wärmestoff gewisse verborgene Eigenschaften anzeigen, die allein durch die Augen des Geistes bemerkt werden konnten.

In der zweiten der durch Fourier behandelten Aufgaben stellt sich die Wärme unter einer neuen Form dar. Die Schwierigkeit, die Art ihrer Bewegung zu verfolgen, ist größer, aber gleichzeitig sind die Folgerungen aus der Theorie allgemeiner und wichtiger.

Die Wärme, die an einem gewissen Punkte eines festen Körpers erregt wird, oder in ihm concentrirt ist, theilt sich auf dem Wege der Fortleitung anfänglich den Molecülen mit, die dem erhitzten Punkte zunächst liegen, dann in successiver Fortsetzung allen Theilen des Körpers. Hieraus ergibt sich folgende Frage zu beantworten:

Auf welchen Wegen und mit welcher Geschwindigkeit geht die Fortpflanzung der Wärme in Körpern vor sich, die beliebige Gestalt und Be-

schaffenheit besitzen, und außerdem gegebenen Anfangsbedingungen unterworfen sein sollen?

Im Grunde hatte die Akademie der Wissenschaften dieses Problem schon im Jahre 1736 als Preisaufgabe vorgelegt. Weil damals die Ausdrücke Wärme und Wärmestoff noch nicht gebräuchlich waren, hatte sie Untersuchungen über die Natur und die Fortpflanzung des Feuers verlangt! Das Wort Feuer, das so ohne weitere Erklärung im Programme stand, gab zu dem sonderbarsten Mißverständnisse Veranlassung. Die Mehrzahl der Physiker bildete sich ein, daß die Frage nach der Erklärung gerichtet sei, auf welche eine Feuersbrunst sich mittheilt und in einem Haufen brennbarer Stoffe anwächst. Fünfzehn Concurrenten traten auf, drei davon wurden gekrönt

Diese Preisbewerbung hatte geringe Resultate. Doch wird eine merkwürdige Vereinigung von Umständen und berühmten Namen ihrem Andenken immerhin Dauer verleihen.

Das Publikum wäre wohl zu einigem Erstaunen berechtigt gewesen, als er von Seiten der Akademie die Erklärung vernahm: „die vorliegende Aufgabe gibt zu mathematischen Betrachtungen fast keinerlei Anlaß!" Wenn man auf dem Gebiete der Entdeckungen der Zukunft ihre Bahnen vorschreiben will, so setzt man sich argen Täuschungen aus. Einer der Bewerber inzwischen, der große Euler, nahm jene Worte in buchstäblichem Sinne: für die phantastischen Ansichten, von denen seine Abhandlung wimmelt, wird man diesesmal durch keine jener glanzvollen analytischen Entdeckungen, ich hätte fast gesagt jener erhabenen Inspirationen entschädigt, welche bei ihm so an der Tagesordnung waren. Glücklicherweise hat Euler seiner Abhandlung ein Supplement angehängt, das seiner völlig würdig ist. Der Pater Lozeran de Fiese und der Graf von Crequi genossen die ausgezeichnete Ehre, ihre Namen neben dem des gefeierten Geometers angeführt zu sehen, ohne daß wir heute in irgend einer Art etwas Verdienstliches in ihren Abhandlungen zu entdecken im Stande sind, selbst nicht einmal das Verdienst eines feinen Tones, denn der Höfling gibt grob genug der Akademie die Worte zu hören: „die Preisfrage, welche vorgelegt worden, ist nur für die Neugier des Publikums von Interesse."

Unter den weniger günstig beurtheilten Bewerbern finden wir einen der größten Schriftsteller, die Frankreich je gehabt: den Verfasser der Henriade. Voltaire's Aufsatz war zweifelsohne weit entfernt, die gestellte Aufgabe zu lösen; allein er zeichnete sich wenigstens durch die Eleganz, die Klarheit und Schärfe seiner Sprache aus, ich darf hinzufügen, durch die Strenge der Argumentation, dennn wenn der Verfasser hie und da zu unrichtigen Folgerungen kommt, so ist dies nur der Fall, wo er aus der Chemie und Physik der damaligen Zeit, welche Wissenschaften kaum erst im Entstehen begriffen waren, falsche Data entlehnt. Freilich mußte die anticar-

tesische Färbung einiger Artikel der Voltaire'schen Abhandlung in einer Gesellschaft wenig Gunst finden, wo der Cartesianismus, in Begleitung seiner unvermeidlichen Wirbel, nach allen Seiten hin im Schwange war. Es wurde schwerer seyn, anzugeben, aus welchen Ursachen die Abhandlung eines fünften Concurrenten, der Marquise du Chatelet, keine Berucksichtigung fand, denn auch sie war in die von der Akademie geöffneten Schranken getreten. Die Arbeit der beruhmten Emilie bot nicht allein ein elegantes Gemälde aller bis dahin den Physikern bekannten Eigenschaften der Wärme, sondern enthielt auch Vorschläge zu verschiedenen Versuchen, deren einen Herschel seitdem dergestalt in's Werk gesetzt hat, daß ihm einer der schönsten Zweige in seinem glänzenden wissenschaftlichen Lorbeerkranze daraus erwachsen ist.

Während so große Namen an dieser Bewerbung sich betheiligten, legten Physiker von geringerem Ehrgeize auf experimentellem Wege die festen Grundlagen zu einer kunftigen mathematischen Theorie der Wärme. Einige wiesen nach, daß dieselbe Quantität Wärmestoff die Temperaturen gleicher Gewichtstheile von verschiedenen Substanzen nicht um eine gleiche Anzahl Grade erhöht, und fuhrten dadurch den wichtigen Begriff der Wärmecapacität in die Wissenschaft ein. Andere zeigten mit Hulfe nicht minder sicherer Beobachtungen, daß die an einer Stelle einer Stange erregte Wärme sich mit größerer oder geringerer Geschwindigkeit und Intensität den entfernteren Theilchen mittheilt, je nach der Beschaffenheit des Stoffes, aus dem die Stange besteht: daraus entstanden die ersten Vorstellungen von der Leitungsfähigkeit. Aus derselben Zeit könnte ich, wäre das Eingehen in solche Einzelheiten mir nicht untersagt, interessante Versuche über ein von Newton als Hypothese aufgestelltes Gesetz, nach dem die Abkuhlung erfolgt, anfuhren. Wir würden sehen, wie der Verlust, den ein Körper an Wärme erleidet, durchaus nicht bei allen Graden des Thermometers dem Temperaturüberschuß proportional ist, welcher zwischen dem Körper und dem umgebenden Mittel stattfindet. Aber ich muß mich beeilen zu zeigen, wie die Geometrie, zuerst ganz vorsichtig, sich an die Fragen über Fortpflanzung der Wärme heranwagt und die ersten Keime ihrer fruchtbaren Methoden in diese Theorie hineinträgt.

Dem scharfsinnigen Geometer Lambert, aus Mühlhausen, verdanken wir diesen ersten Schritt. Derselbe hatte sich eine sehr einfache Aufgabe vorgelegt, deren Sinn fur Jedermann verständlich ist.

Eine dünne Metallstange ist mit dem einen Ende der constanten und dauernden Einwirkung einer gewissen Wärmequelle ausgesetzt. Dabei werden die der erwärmenden Ursache zunächst liegenden Theilchen zuerst erwärmt. Nach und nach theilt sich die Wärme den entfernteren Theilen mit, und nach einem ziemlich beschränkten Zeitraume gelangt jeder Punkt zu dem Maximum der Temperatur, welches er überhaupt jemals errei-

chen kann. Wenn man den Versuch noch hundert Jahre lang fortsetzen wollte, würde gleichwohl dadurch der thermische Zustand der Stange nicht mehr geändert werden.

Wie sich von selbst versteht, ist dieses Maximum der Erwärmung desto geringer, je weiter man sich von der Wärmequelle entfernt. Findet nun zwischen den Endtemperaturen, und den Abständen der verschiedenen Punkte der Stange von dem direct erhitzten Ende eine Beziehung statt? Eine solche ist in der That vorhanden, und zwar in sehr einfacher Gestalt: Lambert suchte sie auf dem Wege der Rechnung, und die Erfahrung bestätigte das Resultat der Theorie.

Neben die gewissermaßen elementare Frage nach der longitudinalen Fortpflanzung der Wärme, welche Lambert untersucht hatte, stellte sich die allgemeinere, aber auch weit schwierigere Aufgabe, dieselbe Fortpflanzung in einem beliebig begrenzten Körper von drei Dimensionen zu ermitteln. Dieses Problem erheischte die Anwendung der höchsten Theile der Analysis. Fourier hat zuerst die Grundgleichungen aufgestellt, Fourier hat ferner gewisse Sätze erfunden, mit deren Hülfe man von den Differentialgleichungen zu den Integralen übergehen und die Lösungen in den meisten Fällen mit der äußersten numerischen Schärfe finden kann.

Die erste Abhandlung Fourier's über die Wärmetheorie geht bis in's Jahr 1807 zurück. Die Akademie, welcher dieselbe vorgelegt worden, wollte den Verfasser veranlassen, sie auszudehnen und zu vervollkommnen, und machte die Fortpflanzung der Wärme zum Gegenstand der großen mathematischen Preisfrage, welche sie für den Anfang des Jahres 1812 zu stellen hatte. Fourier erschien in der That als Bewerber und erhielt den Preis. Aber leider, wie Fontenelle sagt: „selbst noch auf dem Felde der Beweise finden sich Wege, die auseinanderführen!" Einige Ausstellungen waren dem günstigen Urtheile der Akademie beigefügt. Die berühmten Preisrichter, Laplace, Lagrange, Legendre erkannten zwar die Neuheit und Wichtigkeit des Gegenstandes vollkommen an, erklärten auch, daß die wahren Differentialgleichungen für die Fortpflanzung der Wärme endlich aufgefunden seien: aber sie sprachen aus, daß man in der Art, wie der Verfasser zu ihnen gelange, auf Schwierigkeiten stoße. Sie fugten weiter hinzu, daß auch die Integrationsmethoden Etwas zu wünschen übrig ließen, selbst vom Gesichtspunkte der Strenge aus betrachtet, ohne übrigens ihre Ansicht durch eine weitere Ausfuhrung in irgend einer Art zu unterstutzen.

Fourier ist mit dieser Beurtheilung nie einverstanden gewesen. Zu Ende seines Lebens hat er selbst deutlich genug gezeigt, daß er sie fur ungerecht hielt, denn er ließ seine Preisschrift in unseren Memoiren abtrucken, ohne ein einziges Wort daran zu ändern. Nichtsdestoweniger kamen die von den Commissären der Akademie ausgesprochenen Zweifel ihm ohne

Unterlaß in's Gedächtniß zurück. Im Anfange hatten sie ihm schon das Vergnügen über seinen Triumph vergällt. Aus diesen ersten Eindrücken, in Verbindung mit einer großen Empfindlichkeit, ist zu erklären, wie Fourier zuletzt mit einem gewissen Mißvergnügen die Bemühungen der Geometer betrachtete, welche seine Theorie zu vervollkommnen versuchten. In der That eine recht seltsame Verirrung bei einem so hohen Geiste! Unser verstorbener College mußte vergessen haben, daß es Niemanden verliehen ist, eine wissenschaftliche Frage zu Ende zu führen, und daß, während die großen Arbeiten eines d'Alembert, Clairaut, Euler, Lagrange, Laplace über das Weltsystem ihre Urheber unsterblich machten, sie zugleich dem unvergänglichen Ruhme Newton's unablässig neue Strahlen hinzufugten.

Lassen wir dieses Beispiel für uns nicht verloren sein. Wenn im bürgerlichen Leben das Gesetz den Gerichtshöfen die Pflicht auferlegt, ihre Urtheilssprüche zu motiviren, so sollten die Akademien, welche die Gerichtshöfe der Wissenschaften sind, nicht einmal einen Vorwand haben, sich von der Beobachtung dieser Regel zu entbinden. In jetziger Zeit thun die Körperschaften ebenso, wie die Einzelnen, wohl daran, wenn sie in allen Dingen nur auf die Autorität der Vernunft zählen.

(Fortsetzung folgt.)

General von Steuben.

(Ein Vortrag, gehalten in der „Mercantile library" in New-York.)

Von Friedrich Kapp.

[Schluß.]

„Die innere Verwaltung eines Regimentes war ein durchaus unbekanntes Ding. Der Quartiermeister empfing Waffen, Munition und Feldequipage für eine ganze Brigade; ebenso wurden Kleidungsstücke und Proviant vertheilt. Nun konnte aber ein Oberst oder Capitain, der die Zahl seiner Untergebenen gar nicht kannte, selbstredend auch die Zahl der auf ihn kommenden Rationen und sonst nothwendigen Artikel nicht kennen. Für den Lager- und Wach-Dienst gab es gar keine Vorschriften. Jeder Oberst lagerte sich da mit seinem Regimente, wo es ihm gefiel. Hier waren zu viele Wachen, dort zu wenig; oft wurden sie gar nicht abgelöst und blieben von einem Jahre zum anderen stehen. Die Offiziere ver-

standen häufig gar nicht den Zweck einer Wache und schwächten durch ihre Unkenntniß immer die Stärke der Armee. Es würde eine endlose Aufgabe sein, hier alle Mißbräuche anzuführen, welche sie beinahe ruinirt hätten, und habe ich hier nur eine allgemeine Uebersicht des Zustandes geben wollen, in welchem ich das amerikanische Heer im Februar 1778 im Lager zu Valley Forge fand."

So weit Steuben. — Sie werden mir zugeben, daß es keine leichte Aufgabe für ihn war, die unordentlichen Haufen in ein Ganzes zu bringen, die Soldaten an pünktlichen Gehorsam und Disciplin zu gewöhnen, und ihnen das Bewußtsein eines lebensfähigen Organismus beizubringen. Steuben formirte und uniformirte die Truppen wesentlich nach dem preußischen Systeme. Jedes Infanterie-Regiment bestand einschließlich der Offiziere aus 582 Mann, die in neun Compagnien eingetheilt waren; die Cavallerie- und Artillerie-Regimenter dagegen waren um ein Drittheil schwächer. Hiernach würden die Continentaltruppen eine Macht von 60,-000 Mann und mehr gebildet haben; indessen kam nie während des ganzen Krieges die Hälfte davon zusammen. Steuben ließ sie von Morgen bis Abend exerziren und theoretisch unterrichten; er selbst hielt den Offizieren Vorlesungen, und überzeugte sich überall persönlich von dem Zustande und den Bedürfnissen seiner Leute. Es verging kein Tag, wo er nicht Alles bis auf's kleinste Detail revidirte, die Gewehre und den Anzug der Soldaten sorgfältig musterte, deren Behandlung durch die Offiziere prüfte und lobte oder rügte, sich die Liste der Kranken geben ließ und diese in ihren Zellen besuchte. Imponirte den Untergebenen schon die genaue Sachkenntniß und Pünktlichkeit ihres Vorgesetzten, so mußten ihm seine strenge Gerechtigkeit im Dienste und sein humanes kameradschaftliches Auftreten außerhalb desselben vollends die Herzen seiner Soldaten gewinnen. Das war keine leichte Aufgabe, da er ein Fremder und weder der Sprache, noch der Sitten des Landes in dem nöthigen Grade kundig war; allein durch Muth und Einsicht, redlichen unverdrossenen Eifer gelang es ihm, alle Vorurtheile und Hindernisse allmählich zu besiegen.

„Der Baron Steuben — so schreibt General Alexander Scammel am 8. April 1778 von Valley Forge aus an General John Sullivan — geht uns mit einem wahrhaft edlen Beispiele vor. Er hat die Disciplin der Armee übernommen, und bewährt sich darin als einen vollendeten Meister von den großen Manövern an bis auf die kleinsten Einzelheiten des Dienstes. Offiziere und Soldaten bewundern gleichmäßig einen so ausgezeichneten Mann, der unter dem großen preußischen Monarchen eine hervorragende Stellung einnahm und sich jetzt trotzdem mit einer nur ihm eigenen Grazie herabläßt, selbst einen Haufen von zehn bis zwölf Mann als Exerzirmeister einzuüben. Unter seiner Leitung macht Disciplin und Ordnung ganz außerordentliche Fortschritte in der Armee." Auch Washington äu-

ßerte sich in der anerkennendsten Weise über Steuben's dienstliche Leistungen. Er schrieb unter Anderem am 30. April 1778 an den Congreß: „Der lange Dienst des Baron v. Steuben in der ersten Kriegsschule Europa's und sein früherer Rang zeigte in ihm die Person, die an der Spitze der Inspection besonders brauchbar ist. Dies schien mir der untadelhafteste Weg zu sein, ihn beim Heere anzustellen und ihm die schnellste Gelegenheit zur Entfaltung seiner Talente zu geben. Deßhalb machte ich ihm den Vorschlag, das Amt eines Generalinspekters zu übernehmen, wozu er sich sofort bereit zeigte; er hat die Pflichten dieses Amtes mit einem Eifer und einer Einsicht erfüllt, die nichts zu wünschen übrig lassen."

Auf Grund dieser Empfehlung wurde Steuben schon unter dem 5. Mai 1778 mit dem Range eines Generalmajors und dem entsprechenden Gehalte vom Tage seines Eintritts in den Dienst definitiv zum General-Inspector der Armee ernannt. Er hatte als solcher die Einübung und Disciplin der Soldaten zu überwachen, bei der Ausführung von Feldmanövern zu assistiren, die Zahl und den Zustand der Soldaten, ihre Montirungs- und Armaturstücke zu inspiziren und nachzusehen, und über alle diese Pflichten dem Obergeneral regelmäßige Berichte zu erstatten. Steuben zeigte sich auch darin als einsichtigen und geistvollen Offizier, daß er das preußische Exerzier-Reglement nicht wörtlich einführte, sondern dem Zustande und Geiste seiner Truppen anpaßte; er selbst versah die Regimentsoffiziere mit geschriebenen Instruktionen und machte alle auszuführenden Manöver mit einer von ihm zu diesem Zwecke besonders gebildeten und geführten Lehrcompagnie klar. Ein Jahr nach seiner Ankunft in Amerika schrieb Steuben an Franklin nach Paris, der Zustand seiner Truppen halte wenigstens die Mitte zwischen den päpstlichen und preußischen, d. h. den schlechtesten und besten damaliger Zeit. „Stony Point und Paulus Hock [das jetzige Jersey City] fügt er hinzu, haben wir schon in Baionett-Angriff genommen. Was wir indessen vor Allem bedurfen, um uns aus unserer soldatischen Kindheit herauszuarbeiten, ist das richtige Verständniß der Worte Freiheit und Unabhängigkeit, damit nicht Kinder gegen ihre Eltern und Soldaten gegen ihre Offiziere davon Gebrauch machen; wir fangen jedoch wenigstens an zu gehen."

Das Resultat von Steuben's unausgesetzten Arbeiten zeigte sich gleich im nächsten Feldzuge zuerst in der Schlacht bei Monmouth. Washington sammelte dort die auf der Flucht befindlichen Soldaten, und brachte sie — was ihm vorher nie gelungen war — mitten im feindlichen Kanonenfeuer zum Stehen. Steuben hatte während der Schlacht den Feind zu recognosciren und die Truppen zu formiren. Es wird in unseren Quellen als ein ganz besonderes gutes Zeichen seiner Disciplin gerühmt, daß die Soldaten ihm in der Hitze des Kampfes ebenso glücklich gehorchten, wie auf dem Exerzierplatze, und daß sie einmal in's Feuer gebracht, sich wie Veteranen

schlugen. Alexander Hamilton erklärte bei dieser Gelegenheit, daß er hier zum ersten Male den Werth der militärischen Disciplin recht begriffen habe.

Um bessere Gelegenheit zur Auszeichnung zu finden, bat Steuben im Juli 1778 den Congreß, seine bisherige Stellung mit einem Commando gleichen Ranges in der Linie vertauschen zu durfen. Bei dem Mangel an disponiblen Generalen hatte er auf Befehl Washington's schon einen Flügel der Hauptarmee von Brunswick zum Hudson gefuhrt; allein selbst diese nur provisorische Bestallung erregte unter den eingeborenen Generalen einen solchen Sturm und eine derartige nativistische Eifersucht, daß Washington trotz seiner wiederholt ausgesprochenen Anerkennung von Steuben's Tuchtigkeit es nicht wagte, dessen selbstständiges Commando beim Congresse zu bevorworten. Der Congreß wich der Frage aus und schickte Steuben, ohne seinen Wunsch zu berucksichtigen, nach Rhode-Island, damit er dort dem General Sullivan als Rathgeber beim bevorstehenden Angriffe auf die Engländer zur Seite stehen sollte. Sullivan hatte indessen, noch ehe Steuben an den Ort seiner neuen Bestimmung abgehen konnte, sein Lager bei Newport bereits abgebrochen und sich auf's feste Land zurückgezogen. Steuben kehrte deßhalb bald zur Hauptarmee zurück, und entwarf für sie in Philadelphia auf die Aufforderung Washington's und des Kriegsrathes hin im Laufe des Winters ein Exerzier-Reglement und Kriegsartikel, welche vom Congreß am 29. März 1779 genehmigt und gedruckt, mit der Zeit aber in fast allen Staaten eingeführt wurden.

Von nun an fungirte Steuben fast ausschließlich als General-Inspektor und befand sich regelmäßig im Hauptquartiere des commandirenden Generals. Den Februar 1780 brachte er in Philadelphia zu, und half dort dem Kriegsrathe, die Armee fur den Feldzug des Jahres 1780 auf den gehörigen Fuß zu setzen. Seine genaue und ausgedehnte Kenntniß der amerikanischen Streitkräfte, der in ihrem Bereich liegenden Mittel und ihrer Disciplin und Brauchbarkeit waren hier von unschätzbarem Nutzen. Er ging sodann nach Westpoint, um dem dort commandirenden General Heath bei der Vertheidigung zu helfen, falls die Engländer den gedrohten Angriff auf die Festung unternehmen sollten. Hier hielt er oft Revuen über die Truppen ab, und die französischen Offiziere, die ihn häufig besuchten, sprachen ihre Verwunderung daruber aus, daß er die Soldaten in so kurzer Zeit so vollkommen disciplinirt hätte. Dem General Montmorency namentlich fiel es auf, daß die Truppen alle ihre Evolutionen in so großer Stille und mit so wenig Lärm ausfuhrten. „Lärm"! rief Steuben, „wo sollte er denn herkommen, wo selbst meine Brigadiers nur ihren Mund zu öffnen wagen, wenn sie meine Befehle wiederholen!" Bei einer anderen Gelegenheit erwähnte einer der französischen Offiziere einige besonders schwere Evolutionen, welche die Preußen in Schlesien gemacht hätten und

fügte hinzu, daß sie wohl noch nicht von den Amerikanern ausgeführt werden könnten. Steuben entgegnete, er wolle ihm und seinen Kameraden die Mühe sparen, nach Schlesien zu reisen, sie sollten ihn nur in der nächsten Woche nach Verplancks Point begleiten, dort würde er ihnen mit seinen Soldaten das Kunststück zeigen, und richtig führte er zur bestimmten Zeit dieselben Evolutionen, die für so sehr schwierig gehalten wurden, zum Erstaunen der französischen Offiziere und mit der größten Genauigkeit aus.

Im Oktober 1780 war Steuben Mitglied des über den Major Andre eingesetzten Kriegsgerichtes; er sprach sich unbedingt für Andre's Tod aus. Eine artige Anekdote möge Ihnen den Abscheu beweisen, den Steuben gegen Arnold's Verrath hegte. Als er kurz nach dessen Entdeckung das Regiment eines Obersten Sheldon inspizirte, wurde u. A. auch ein Soldat Namens Benedict Arnold aufgerufen. Er war ein tüchtiger und hübscher Mensch. „Kamerad, redete ihn Steuben an, Du mußt Deinen Namen ändern; Du bist zu ordentlich und gut, als daß Du ihn gemeinschaftlich mit einem Verräther führen solltest!“ „Aber wie soll ich mich nennen?“ fragte der Angeredete. „Nenne Dich wie Du willst, meinetwegen nach mir.“ Der Soldat nahm das Anerbieten dankbar an, und wurde in den Listen fortan als Friedrich Wilhelm Steuben geführt. Kurz nach dem Frieden — hören Sie gleich das Ende der Geschichte — begegnete Steuben seinem Pathen, der inzwischen geheirathet und einen Sohn hatte. „Ich habe meinen Sohn nach Ihnen genannt“, erzählte der alte Soldat. „Wie heißt er denn?“ fragte Steuben. „Nun, wie sollte er heißen“, erwiderte der Mann treuherzig, „er heißt wie Sie, Baron Steuben.“

Im Oktober 1780 erhielt Steuben wenigstens auf kurze Zeit ein selbstständiges Kommando. Durch Gates' Niederlage bei Camden am 16. Aug. 1780 war der ganze Süden der feindlichen Armee blosgestellt, und erst im Oktober wurde General Nath Greene zum Oberbefehlshaber der in den südlichen Staaten ausgehobenen Truppen ernannt. Greene war mit Steuben seit dessen Eintritt in's Lager von Valley Forge befreundet, er hatte ihn unterstützt, wo sich nur eine Gelegenheit fand und wußte Steuben's Bemühungen und Erfolge in der Truppen-Disciplin zu schätzen. Greene nahm deßhalb den Oberbefehl nur unter der Bedingung an, daß Steuben von Virginien aus seinen Rücken decken und seine Armee mit Lebensmitteln und Verstärkungen versehen sollte. Während demgemäß Greene sich nach Nord-Carolina begab, um das Vorrücken des Lord Cornwallis zu verhindern, blieb Steuben in Richmond zurück. Es galt hier vor Allem, einen neuen Einfall der Engländer abzuwehren, die, vom Verräther Arnold geführt, in den ersten Tagen des Jahres 1781 in dem James River einliefen. Steuben erhielt die Nachricht davon in Chesterfield, konnte aber nur 150 Mann ausrüsten; [das Virginische Contingent von 6,000 Mann

stand nur auf dem Papier!] und bestimmte diese zum Schutze der in Petersburg befindlichen Magazine. Die Engländer zogen aber ohne Widerstand den James River hinauf und landeten schon am 4. Januar in Westover, 25 Meilen unterhalb Richmond, wo Arnold am folgenden Tage einzog. Steuben fühlte die Schmach dieses Einfalls so tief, wie eine persönliche Beleidigung, und strengte jeden Nerv an, um dem verhaßten Feinde einen empfindlichen Schlag beizubringen. Er stieg herab bis zu den geringsten Pflichten eines gemeinen Soldaten; allein bei der Schwäche seiner Mittel konnte er nur die Vorräthe aus der Stadt schaffen, die übrigens nach einigen Tagen vom Feinde selbst aufgegeben wurde. Arnold schlug sein Hauptquartier in Portsmouth auf und zog hier drei Transporte Truppen Verstärkungen an sich, so daß er im Ganzen 2,000 Mann zählte. Auch Steuben sah endlich 4000 Mann Milizen beisammen, mußte aber aus Mangel an Lebensmitteln und Waffen ½ davon wieder nach Hause schicken. Er beschränkte sich unter diesen Verhältnissen darauf, den Feind innerhalb der möglichst engsten Grenzen zu halten und die Einwohner des Staates zu beschützen. In dieser Stellung lernte ihn der damalige Gouverneur und spätere Präsident Thomas Jefferson kennen und hochschätzen. Als aber der Feind im Frühjahre bedeutende neue Verstärkungen erhielt und in seinen Operationen durch ein Geschwader unter Arbutnoth unterstützt wurde, mußte Steuben seine Position in Petersburg aufgeben und höher den Fluß hinauf ziehen.

Bald darauf, am 20. Mai 1781, vereinigte sich die aus dem Süden heranrückende Armee des Lord Cornwallis mit derjenigen von Philipps in Petersburg. Eine französische Flotte unter Barras erschien in der Cheasapeake Bai; aus Höflichkeit für die französischen Bundesgenossen war Lafayette schon früher zum Oberbefehlshaber der virginischen Heeresabtheilung ernannt worden, wodurch Steuben's selbstständiges Commando aufhörte. Nach einem eiligen Rückzuge von Point of Fork, wo er mit 600 Rekruten einige werthvolle Vorrathshäuser zu bewachen hatte, diese indessen bei der Annäherung einer anscheinend zu sehr überlegenen feindlichen Abtheilung theilweise aufgab, blieb er bei dem Hauptcorps, das jetzt durch den Zuzug von 800 Pennsylvaniern unter General Wagner aus 4,000 Mann bestand. Es kam fortan zu keiner entscheidenden Schlacht mehr; allein Steuben und Lafayette drängten Cornwallis derartig, daß er sich, um einen festen Haltpunkt zu haben, nach Yorktown warf und dort befestigte. Washington kam jetzt mit der Armee aus dem Norden und belagerte mit dem französischen Corps unter Rochambeau Yorktown. Es mußte sich am 19 Oktober 1781 ergeben. Steuben hatte einen Platz in der Linie erhalten und hier gute Dienste geleistet. Er befand sich gerade an der Spitze seiner Division in den Laufgräben, als Cornwallis die ersten Vorschläge zur Uebergabe machte. Am andern Morgen zur festgesetzten Stunde

wollte ihn Lafayette ablösen. Steuben weigerte sich aber, seinen Platz zu verlassen und führte als Grund dafür die europäische Etiquette an, wonach stets dem die ersten Eröffnungen der Uebergabe in Empfang nehmenden Corps die Ehre bewilligt wurde, in den Laufgräben zu bleiben, bis die Capitulation gezeichnet war oder die Feindseligkeiten wieder erneuert wurden. Der Streit wurde vor Washington als Schiedsrichter gebracht, der sich zu Gunsten Steuben's entschied, so daß dieser die Laufgräben nicht eher verließ, als bis die englische Flagge gestrichen war. Einst, während er sich auf Wache befand, sah Steuben in seiner Nähe eine feindliche Bombe niederfallen. Er warf sich, um nicht getroffen zu werden, plötzlich im Laufgraben nieder, General Wagner bemerkte sie ebenfalls und warf sich in der Eile über Steuben. Dieser sah sich um und sagte, als er seinen Brigadier wahrnahm, lächelnd: „Ich habe Sie immer als einen tüchtigen General gekannt; allein ich wußte nicht, daß Sie so treu in Ihrer Pflichterfüllung waren, daß Sie Ihres Generals Rückzug in der bestmöglichsten Weise deckten."

Mit der Einnahme von Yorktown, dem entschiedensten Momente des ganzen Unabhängigkeitskrieges, war der Krieg so gut wie beendet, wenn auch der förmliche Frieden erst im Jahre 1783 geschlossen wurde. Eine im Juli desselben Jahres Steuben anvertraute Sendung nach Canada, wo er vom General Haldimand die Räumung und Auslieferung der Grenzposten fordern sollte, blieb erfolglos, da ihm keine Kräfte für die Ausführung dieses Auftrages zur Disposition gestellt waren.

Bemerkenswerth ist der Brief, den Washington ohne jede äußere Veranlassung eine Stunde vor Niederlegung seines Commando's an Steuben schrieb. „Obgleich ich, so sagt er unterm 23. Dezember 1783, öffentlich und privatim schon vielfach Gelegenheit gehabt habe, Ihre großen Fähigkeiten, Ihren regen Eifer und Ihre verdienstvolle Thätigkeit in der Ausübung Ihrer Pflichten anzuerkennen, so benutze ich doch diesen letzten Augenblick meines öffentlichen Lebens noch dazu, um Ihnen nicht nur zu erklären, daß ich Ihre Führung in allen Stücken entschieden billige, sondern um Ihnen auch meinen wärmsten Dank für Ihre dem Lande geleisteten treuen und ausgezeichneten Dienste auszusprechen. Ich bitte Sie überzeugt zu sein, daß ich mich über nichts mehr freuen würde, als wenn ich Ihnen einen wesentlicheren Dienst leisten könnte, als durch den bloßen Ausdruck meiner Liebe und Achtung; indessen werden Sie, wie ich hoffe, gewiß dieses Abschiedszeichen meiner aufrichtigen Freundschaft und Zuneigung freundlich aufnehmen."

„Dies ist der letzte Brief, den ich noch im Dienste meines Vaterlandes schreibe. Die Stunde für die Niederlegung meines Amtes ist auf 12 Uhr festgesetzt. Ich werde dann wieder ein einfacher Bürger an den Ufern des

Potomac, wo ich mich glücklich fühlen werde, Sie zu umarmen und Ihnen meine große Achtung und Anerkennung zu bezeugen." —

Der Krieg war beendet, volle Unabhängigkeit der Preis von Nord-Amerika's Anstrengungen. Steuben's Ehrgeiz war befriedigt, er sah sich unter den ersten Personen des jungen Freistaates und allgemein geschätzt; er durfte sich sagen, daß das Glück und die Ruhe, welche seine Mitbürger jetzt genoßen, zum Theil mit sein Werk war. Er wurde gleichwohl bei der bald nach dem Frieden nöthig gewordenen Besetzung des Kriegsministeriums „als Ausländer" nicht berucksichtigt, trotzdem daß er an Fähigkeiten und Dienstalter seinem Concurrenten, dem General Knox, bedeutend überlegen war. Er lebte von nun an entweder auf dem ihm vom Staate New-York geschenkten Lande, welches kurz zuvor von den Oneida - Indianern gekauft war und in der Nähe der jetzigen Stadt Utica liegt, oder er brachte seinen Winter in der Stadt New-York zu. Er war hier u. A. auch einer der Stifter und ersten Präsidenten der deutschen Gesellschaft, die im Jahre 1784 gegründet wurde. Die Erledigung seiner Forderungen an den Congreß, gegründet auf die ihm bei seinem Eintritt in den amerikanischen Dienst gemachten Versprechungen, nahm volle sieben Jahre in Anspruch. Da Steuben aus Europa keine Einnahme mehr hatte und während dieser ganzen Zeit in Amerika nichts verdiente, so hatte er nicht nur fur die gemeinsten Lebensbedürfnisse zu sorgen, sondern sogar mit Noth und Elend zu kämpfen. Man beklagt sich seit alten Zeiten sprichwörtlich über die Undankbarkeit der Republiken; allein ich weiß nicht, mit welchen Worten ich das Verfahren charakterisiren soll, welches die Ver. Staaten Steuben gegenuber bei Geltendmachung seiner Ansprüche beobachteten. Erst wandte man ihm ein, daß gar kein Vertrag mit dem Congresse existirte, wonach dieser verpflichtet wäre, Steuben fur sein in Europa aufgegebenes Einkommen zu entschädigen; ja daß, selbst wenn einer vorhanden wäre, das vom Congreß ernannte Commite seine Befugnisse überschritten haben wurde. Steuben wies durch die Mitglieder des letzteren nach, daß ein solcher Vertrag nicht allein abgeschlossen, sondern vom Congresse auch bestätigt worden war. Als somit dieser Einwand widerlegt war, erklärte man Steuben in's Gesicht, daß die von ihm dem Congreß gemachten Angaben falsch gewesen, daß er in Europa gar kein oder nur ein sehr geringes Einkommen, am allerwenigsten 580 Louisdors per Jahr, gehabt und daß er ein bloßer Abenteurer wäre. Steuben schrieb also nach Europa und ließ sich von dort die amtlich beglaubigten Beweise fur die Richtigkeit seiner Angaben kommen. Daruber vergingen selbstredend mehrere Congreßsitzungen und mehrere Jahre. Als endlich diese Beweise dem Congresse vorlagen, hätte man selbst die wunderlichsten Einreden fur abgeschnitten halten sollen; aber nein, jetzt hieß es auf einmal, Steuben's Dienste wären nicht soviel werth gewesen, als der Betrag, den er zu seiner Entschädigung verlangte. End-

lich bat Steuben, dieser ihn empörenden Verhandlungen müde, ein für alle Mal um eine Abfindungssumme von $ 20,000, um sich nach Europa zurückziehen und seine letzten Tage ohne Nahrungssorgen verbringen zu können. Statt dessen bot ihm der Congreß eine Belohnung von $ 7000! Steuben wollte keine Belohnung, sondern nur Erfüllung des mit ihm abgeschlossenen Vertrages, er schlug also jenen Bettelpfennig aus. Ueber diesen Differenzen löste sich der alte Congreß auf, und die neue Constitution mit der neuen Verwaltung trat 1789 in's Leben. Auf Steuben's besonderen Wunsch hatten Alexander Hamilton, der Mayor Duane von New-York, John Jay und Oberst Duer als Schiedsrichter Steuben's Ansprüche geprüft und für richtig befunden. Hamilton wurde bald darauf Finanzminister und legte in dieser Angelegenheit am 19. April 1790 dem Congreß einen Bericht vor, worin er erklärte, daß die Vereinigten Staaten bei der ganzen civilisirten Welt in Mißcredit gethan würden, wenn sie dem mit den vollständigsten Beweisen versehenen Steuben nicht endlich gerecht würden. Auf Grund dieser Bevorwortung Hamilton's kam die Sache endlich zur definitiven Entscheidung, und Steuben erhielt am 5. Juni 1791 eine lebenslängliche Pension von $ 2500. Dies sind die Verhandlungen, welche, entstellt und verdreht, den Vorwand zu den abgeschmacktesten Anschuldigungen gegen Steuben abgaben und selbst noch heute von Vielen geglaubt werden. Es gereicht mir zur besonderen Genugthuung, daß ich Ihnen in obigen Sätzen eine quellenmäßige Widerlegung geben konnte. Steuben hatte auf dem Lande seine beiden Lieblings-Adjutanten Walker und North gewöhnlich bei sich; in den letzten zwei Jahren seines Lebens leistete ihm sein Privatsekretär Herr John W. Mulligan Gesellschaft, der jetzt noch als kräftiger Greis hier in New-York lebt und mir schon manche werthvolle Mittheilungen über seinen hochgeehrten Baron Steuben, wie er ihn nennt, gemacht hat. Er trieb zu seinem Vergnügen etwas Gartenbau und Landwirthschaft, hatte sich selbst ein bescheidenes Loghaus von nur $ 387 erbaut und starb diesen friedlichen Beschäftigungen hingegeben am 28. November 1794. Er hatte in seinem Testamente verordnet, daß er in seinem alten Militärmantel begraben würde. Dies geschah auch; allein nach einigen Jahren wurde der Leichnam ausgegraben, weil ein neuer Weg durch den Begräbnißplatz geführt wurde. Der eben genannte North errichtete Steuben ein Denkmal in der lutherisch-deutschen Kirche in Nassaustreet in New York. Als die Gemeinde nach Forsytstreet umzog, zerbrach es und soll jetzt im H o f e der Kirche umherliegen.

Erlauben Sie mir zum Schluß noch ein paar Worte über Steuben's Charakter und seine Bedeutung im Revolutionskriege! Steuben steht freilich an politischer Bedeutung unter Lafayette, der durch seine Theilnahme am Kampfe den Vereinigten Staaten Frankreich als Bundesgenossen zuführen half; allein durch seine persönlichen Leistungen stellte er sich eben-

bürtig neben die besten Revolutionsgenerale. Er ist ein Offizier aus der glänzendsten Zeit der preußischen Armee, wo sie sich sowohl durch tüchtige Organisation, als bedeutende kriegerische Thaten auszeichnete. Er hatte den siebenjährigen Krieg in den mannigfachsten Dienststellungen mit durchgemacht und seine Erfahrungen gesammelt; er hatte den blutigsten Schlachten beigewohnt, in deren jeder gewöhnlich mehr Mannschaften außer Gefecht gesetzt wurden, als Washington im Ganzen kommandirte. So mußte ihm die militärische Seite des Kampfes in Amerika wie ein leichtes Spiel erscheinen. Es war aber wichtig, als General Inspector einen Mann zu besitzen, der die Gefechte wie bloße Scharmützel im Verhältniß zum siebenjährigen Krieg ansah, der die strategischen Wirkungen von Schweidnitz, Breslau, Dresden, Torgau und Prag beobachtet, der das verschanzte Lager bei Burkersdorf, die Niederlagen bei Hochkirch und Kunersdorf mit durchlebt hatte, der die Conceptionen des Königs, des Prinzen Heinrich und des Herzogs Ferdinand von Braunschweig mit hatte durchdenken müssen.

In der Kriegskunst als einem Akte des feindlichen Verkehrs der großen Staatsgesellschaften kommt zur sicheren, haltungsvollen Durchführung desselben sehr viel darauf an, längere Zeit und in bedeutenden Momenten darin thätig gewesen zu sein. Wenn das Bedeutendste und Entscheidendste die große Schlacht, so ist das Allerschwierigste und Allermühseligste die Organisation eines Heeres, damit es sich gut schlägt und dem mörderischen Feuer, sowie allen furchtbaren Eindrucken des Kampfes während einer gewissen Dauer widersteht. Daß Steuben nach dieser Richtung hin viel gewirkt, zeigt sich bei fast jeder Gelegenheit im Großen und Kleinen; es wird deutlich von Greene anerkannt, der, wie oben erwähnt, nur unter der Bedingung den Oberbefehl im Suden übernahm, daß Steuben für ihn in Virginien die Truppen organisirte und für den Kampf bildete, und es fühlt sich von seiner Anwerbung bis zum Jahre 1781 hindurch, wie die Zuversicht durch den Gewinn wuchs, den die nordamerikanische Sache an diesem Manne gemacht hatte.

Im achtzehnten Jahrhundert waren die Offiziere der preußischen Armee berühmt als fähige Taktiker, als gute Lehrer in den Evolutionen, gute Instruktoren und Manöver Generale; sie exerzirten darum auch fast alle fremden Armeen ein. So z. B. v. Alvensleben in Spanien, von Salis in Neapel, Schromberg und Broce, die sich in Preußen gebildet hatten, in England, Luckner in Frankreich und unzählige Andere, wie z. B. Steuben der Vater, in Rußland. So kann das preußische Exerzier-Reglement die Grundlage aller Exerzier- und Dienst-Reglements der Welt genannt werden. Die Kriegskunst war nach Untergrabung des Landsknechts- und Condottieri-Wesens im 16. und 17. Jahrhundert in den drei Beziehungen des Dienstes, der Elementartaktik und der Disciplin, den wichtigsten für

die stehenden Heere, zuerst von den Holländern, und zwar unter der Aegide des großen Oraniers cultivirt worden. Darauf wurden die Schweden unter Gustav Adolf die Meister der Welt, und blieben es bis auf Carl XII. Dann ist es Brandenburg, resp. Preußen, welches die wohlgekannte und wohlgepflegte Schule der Oranier und Schweden in eigenthümlicher Weise weiterführt und der Schöpfer einer ganz besonders hohen Kunst des Ausbildens, Disciplinirens und des Dienstes bei den Truppen wird. Schon Friedrich Wilhelm I hatte in sein ganzes Offiziercorps jenen Geist gebracht, welcher das schwierige Organisationsgeschäft einer Armee in verhältnißmäßig kurzer Zeit möglich macht. Die Spezial-Revuen waren während Steuben's Dienstjahren (1747 — 1763) noch so scharf, daß der jungste Offizier eine vollständige Ueberzeugung von der Güte und Brauchbarkeit der Truppen nach allen Richtungen und von den Mitteln, dieselben auszubilden, erhalten mußte.

Die Amerikaner hatten also das Glück, aus der besten Quelle zu schöpfen, indem sie den aus einer solchen Schule stammenden Steuben an die Spitze ihrer Militär-Organisation stellten. Steuben kämpfte vor Allem für gediegenere Organisation einer Volksbewaffnung im Gegensatze zu dem in diesem Berufe ganz unpassenden und für dessen Zwecke ganz mangelhaften Werbesystem; er verstand es, die Leistungen seiner Milizen auf eine bedeutende Stufe zu erheben. Er verglich sich darum auch in einer späteren Unterhaltung mit Dietrich von Bulow gern mit denjenigen Generalen, welche zu Anfang der französischen Revolution gern Insurgenten-Armeen commandirten. Er hat aber auch in hohem Grade, wie Paoli, Laroche Jacquelin, Schill und Cabrera, sogar unter einer fremden Nation die Fähigkeit bewiesen, nicht nur die Kraft seiner Leute für den Krieg zu organisiren, sondern sie auch mit Gluck in's Gefecht zu fuhren.

Besonders aber wirkte Steuben vortheilhaft und gut durch das gute Beispiel, das er als ein in dem vorzüglichsten Offizierkorps jener Zeit aufgewachsener Soldat seinen Kameraden gab. Ohne Intriguen, ohne Deliberationen thut Steuben seine Pflicht aus persönlichem Ehrgeize; er braucht keinen äußeren Anstoß, um vom Morgen bis zum Abend sich mit aller Kraft dem Dienste zu widmen. Dabei ist er von einer unumwundenen Derbheit, jeder Zeit bereit, mit dem Degen seinen Forderungen Nachdruck zu verleihen, scharf in seinem Tadel und Urtheile und ein Treiber der Lässigen; aber auch ein ebenso unbedingter Lobredner jeder tuchtigen Leistung. So wenig angenehm solche Männer den Faulen und Ungeschickten sind, so nützlich wirken sie, wo große Massen rasch in eine gewisse Ordnung zusammengewürfelt werden müssen.

Steuben's Charakter ist lebhaft, frisch und rasch. Er ist stolz, offen, freimüthig, thatkräftig, ohne Umstände, leicht zugänglich, treu, wohlthätig

und gerecht. Als er einst bei einer Revue in Morristown einem Lieutenant Hibbons mit Unrecht Vorwurfe gemacht hatte, bat er ihn, sobald er seinen Irrthum einsah, trotz eines starken Regenwetters vor der Front des Regimentes mit entblößtem Haupte um Entschuldigung. In seinen Gewohnheiten ist er vornehm und einfach; Krieg und Soldaten sind seine Freude; Landbau, Jagen und Reiten, Lektüre und fröhliche Gesellschaft sind seine Erholung. Er zeigte im Umgange ganz jene feinen und verbindlichen geselligen Formen, welche uns in den Salons des vorigen Jahrhunderts so häufig begegnen und anziehen. Im Hause der Mutter des Kanzlers Livingston wurde er einst einer schönen Miss Sheaf vorgestellt. Ich freue mich der Ehre Ihrer Bekanntschaft, sagte er, obwohl sie mir sehr gefährlich ist. Denn ich bin schon in meiner Jugend gewarnt worden, mich vor mischief (Unglück) zu huten; aber ich hatte mich in deren Reize so mächtig gedacht." Dieser artigen Anekdoten gibt es unzählige von Steuben.

Eine solche Persönlichkeit ist eine Macht; sie wirkt selbst ohne viel zu thun, sie gewinnt aus Allem und nützt der von ihr vertheidigten Sache in unberechenbarer Weise; auch scheint ihr Eindruck auf alle Umgebungen ein sehr mächtiger gewesen zu sein, nach der Art und Weise wenigstens zu urtheilen, wie diese von ihm erzählen. Steuben's Fehler, Folgen eines hitzigen Blutes, Uebereilung, Verschwendung, Unuberlegtheit, Heftigkeit und Rucksichtslosigkeit scheinen ihm in den Augen seiner Zeitgenossen weniger geschadet zu haben, als daß sie ihn in Unannehmlichkeiten verwickelten und seine ökonomische Lage oft sehr unerfreulich machten.

Im Verhältniß zu seinem Vaterlande erscheint Steuben im hellsten Lichte gegen einen Lee, Gates, Conway, Arnold und eine große Anzahl von Lässigen und Verräthern. Er, der Fremde, ist der eifrigste Patriot; er fügt sich stets den Befehlen des commandirenden Generals, auch wo sie ihn verletzen oder zurucksetzen und bleibt selbst dem Lande seiner Wahl treu, als der Congreß ärger wie ein Krämer um seine Pension mit ihm feilschte.

Wenn Washington die Seele des revolutionaren Widerstandes, sein Haupt ist, so ist Steuben, der an Verdiensten nur Washington und Greene nachsteht, einer seiner starken und geschickten Arme, welche der Seele das Vertrauen zum glucklichen Ausgange des Kampfes einflößten. Er verdient darum auch mit Recht einen Ehrenplatz in der dankbaren Erinnerung des Volkes, und namentlich wir Deutsche, die wir wenige solcher Männer hier aufzuweisen haben, erfullen nur eine Pflicht der Pietät, wenn wir das Andenken Steuben's hoch halten und ehren. Das Monument, das ihm einer seiner amerikanischen Freunde errichtete, ist zerschlagen und zerfallen; möge ihm statt dessen ein um so unvergänglicheres Denkmal im Gedächtniß seiner Landsleute erhalten bleiben! —

Friedrich Kapp.

Revolutionäre Erinnerungen.

Mit der Niederlage der Schweiz und ihrer Unterwerfung unter das Joch der europäischen Diplomatie ist der letzte Schritt der Contrerevolution auf dem europäischen Continente geschehen. Es ist daher vielleicht schon jetzt möglich, einen unparteiischen historischen Ueberblick über die revolutionären Bewegungen und Parteien zu werfen. Je werthvoller die in den Unglucksjahren gewonnenen Erfahrungen sind, und je näher vielleicht die Zeit ist, wo wir diese Erfahrungen benutzen mussen: desto eher mussen wir, diesen Erlebnissen gegenuber, aus der subjektiven, leidenschaftlichen Haltung heraus kommen, und uns an eine objektive, thatsächliche, historische Anschauung gewöhnen. Wir können dies auch, denn wir sind schon weit von dem Jahre 1848, seinen Leidenschaften und Kämpfen entfernt, weiter, als die wenigen Jahre, die dazwischen liegen, weiter, als wir selbst wollen und wissen. Die historische Nothwendigkeit alles dessen, was geschehen ist, zu erkennen, ist auch unsere Aufgabe diesen Ereignissen gegenüber, und in der That datirt sich diese Erkenntniß in die Nothwendigkeit des traurigen Verlaufes der letzten Revolution schon von längerer Zeit, ja von dem Tage des Zusammentrittes des Frankfurter Parlamentes und von den Berliner Märztagen her. Die Februarrevolution war offenbar verfrüht, wenn auch vielleicht nur um wenige Jahre; sie kam dem ganzen europäischen Continente, besonders aber Deutschland, unvorbereitet, unerwartet, überraschend, und hatte nicht das Gluck, sofort tuchtige, organisatorische Kräfte zu gewinnen, welche die aufgeregten Volksleidenschaften nach einem gemeinsamen Plane hätten verwenden und die heillose Verwirrung der privilegirten Klassen benutzen können. Die Stimmung der öffentlichen Meinung auf dem europäischen Continente war in den Jahren vor der Revolution außerordentlich günstig. Italien war durch die sogenannten Reformen Pio Nono's aufmerksam geworden. Die Schweiz hatte im Widerspruch mit der ganzen europäischen Diplomatie den Sonderbundsfeldzug beendet. In Frankreich hatte das Corruptionssystem Louis Philipps und der Börse, das liederliche Spiel mit der Deputirtenkammer die öffentliche Meinung heftig erschüttert; die Prozesse Choiseul-Praslin, Teste u. s. w. leiteten das Volk dazu an, die scheußlichsten Verbrechen in den höchsten Kreisen zu suchen, und alle Parteien vereinigten sich zum Sturze der Julidynastie. Es war eine stillschweigende Verabredung der verschiedensten Factionen und Parteien in Frankreich, sich am Grabe Louis Philipps ein Rendesvous zu geben, und wenn wir von Wenn und Aber in der Weltgeschichte sprechen dürften, so wäre diese Verzögerung der Revolution am Ende der Sieg und Triumph derselben gewesen. Es war damals eine merkwürdige Regung unter den Geistern; wir erinnern uns noch ganz genau, wie in jenen Jahren 1845, 1846, 1847 die öffentliche Meinung unter den Bürgern, Arbeitern, auf

den Universitäten, ja selbst im Beamtenstande, besonders im Richterstande, durchaus im Widerspruch mit den herrschenden Regierungstendenzen war; man hörte selbst in exklusiven Kreisen die unabhängigsten, liberalsten Urtheile über die Gebrechen der Verwaltung u. s. w. Durch ganz Deutschland hindurch war eine allgemeine Abneigung gegen den Adel, seine Privilegien und was damit zusammenhängt: kurzum, man sah an tausend Symptomen und Zeichen, daß eine andere Zeit heranrücken würde; die Revolution lag gewissermaßen in der Luft und im Winde; es verstand sich von selbst, daß sie kommen würde. Solche Zeiten sind die gefährlichsten für die Regierungen; dieselben können den revolutionären oder reformirenden Geist in keinem einzelnen Attentate oder Complotte fassen und bestrafen, und doch begegnen sie diesem Geiste auf Schritt und Tritt, im Scherz und im Ernst, in der Hütte und im Palaste. Die Aengstlichkeit, mit welcher die Regiernngen die Presse beaufsichtigen, die sonderbaren vielfach complizirten Censurgesetze, welche namentlich in Preußen erlassen wurden und die so ungeschickt abgefaßt waren, daß jeder Prozeß die Regierung lächerlich machte und ihren Widerspruch von der öffentlichen Meinung an den Tag brachte: diese und andere Dinge bewiesen, daß die Regierungen Furcht vor der Presse, der öffentlichen Meinung, dem Volksgeiste hatte. Damals war es naturlich noch nicht erfunden, Städte zusammen zu schießen, Länder zu verwüsten und Standrecht anzuwenden, um jede freie Meinung niederzuwerfen. Die Regierungen standen damals dem Volke gegenüber, wie einer unbekannten, geheimnißvollen Gewalt, welche man ja nicht reizen und beunruhigen dürfe; jede aufregende, auffallende Handlung wurde von den Regierungen selbst vermieden, und man suchte sich den Schein der Rechtlichkeit, Ehrlichkeit, Bürgerfreundlichkeit zu geben, den man heutzutage allerdings nicht mehr nothwendig und mit Zwangs- und Gewaltmaaßregeln aller Art vertauscht hat.

In diese Stimmung und Situation fiel die Februarrevolution. Deutschland hörte den Anfang und das Ende dieser Revolution fast in einem Momente. Kaum, daß die Nachrichten von einigen Unruhen in Paris telegraphirt wurden, kamen auch schon die Nachrichten von der Proclamation der Republik. Man kann wohl sagen, dieselben wurden unter einem allgemeinen Jubel begrüßt, an welchem selbst diejenigen Leute Theil nahmen, welche nachher die bittersten Feinde der Revolution wurden. Namentlich in Preußen konnte man damals sehen, wie selbst in den Beamten-Kreisen der anbrechende Tag der Freiheit mit Jubel begrüßt wurde, und als nun gar die Nachricht von dem Sturze Metternichs kam, da war der Freude kein Ende. Die Sache änderte sich freilich bald, als der Schlag auch Berlin und Preußen traf, als die Kunde von dem furchtbaren Gemetzel des 18. März die Provinzen erschütterte. Da drängten sich die vorsichtigen Leute in den Hintergrund zurück, und schon in der ersten Stunde

der preußischen Revolution bildete sich jene feige Bourgeois- und Beamten-Reaktion, welche nachher die Freiheit und Revolution verrathen sollte.

Sehen wir uns einmal mit einem flüchtigen Blicke um, wie die Situation beschaffen war, welche die Revolution traf. Frankreich, das Land, welches die Initiative in den europäischen Angelegenheiten zu ergreifen pflegt, war nur deßhalb auf die revolutionäre Bühne getreten, um allen Parteien und Fraktionen, an denen dieses reicher wie jedes andere Land der Welt ist, zum Kampfplatz zu dienen. Legitimisten, Bonapartisten, blaue Republikaner, Socialisten und Kommunisten der verschiedensten Sekten wühlten und intriguirten durch einander. Schon im Interesse der inneren Einigkeit wäre es deßhalb nothwendig gewesen, die Revolution nach auswärts, und namentlich nach Italien, zu werfen; dadurch wäre Frankreich und die Freiheit gerettet gewesen. Aber die Diplomatie verlor niemals den Faden aus der Hand, mit welchem sie die Ereignisse leitete. Die Republik in Frankreich wurde von allen Regierungen sofort anerkannt, sogar vom Kaiser von Rußland, der sich hatte niemals dazu verstehen wollen, die Julidynastie, die belgische Regierung oder irgend eine andere aus einer Revolution hervorgegangene Regierung anzuerkennen. Die ganze Diplomatie blieb in Paris auf ihrem Posten, und die meisten legitimistischen und conservativen Elemente schloßen sich der neuen Bewegung an. Diese scheinbare Versöhnlichkeit aller reaktionären Mächte gegen die neue Regierungsform nahm der letzteren einen großen Theil ihrer Entschiedenheit, und die Lamartinischen Friedensphrasen läuteten eine Periode der Halbheit und Vermittelung ein, der später eine Periode der blutigsten Contre-Revolutionen folgen mußte.

Man hörte damals oft das Wort, Frankreich ist eine Republik ohne Republikaner. Wer möchte ein solches Wort in dieser Allgemeinheit aussprechen? Aber ganz gewiß kann man von Paris sagen, daß es nicht von Republikanern bewohnt sei. Diese Stadt der reizendsten Vergnügungen und verführerischsten Genüsse, ebenso schön wie leichtsinnig, in der es nur eine Tugend gibt, sich zu amüsiren, diese Stadt mag einzelner vorübergehender heroischer Entschlüsse und Thaten fähig sein; sie mag in einzelnen momentanen Leidenschaften von großer Stärke und äußerster Hingebung, gleich einem glänzenden Feuerwerke, brilliren; — aber sie bietet nicht das Terrain, auf dem sich ausdauernde, feste Charaktere bilden können, in welcher sich eine bestimmte, unverwüstliche öffentliche Meinung erzeugen läßt, in der die eigentlichen republikanischen Tugenden gedeihen. Von Paris kann man wohl nicht des Dichters Wort behaupten: „Es bildet ein Talent sich in der Stille, doch ein Charakter in der großen Welt"; die große Welt in Paris ist zu einem „Demi monde" herabgesunken und es gilt für sie leider das bezeichnende Wort Lamartine's: „Es fehlt uns nicht an Talenten, sondern an Charakteren", ein Wort, zu dem die Persönlichkeit Lamartine's selbst eine treffende Illustration bildet. Namentlich die durch

Talent und Geist ausgezeichneten Leute sind in Paris zu vielen Versuchungen ausgesetzt, so daß der erhabene Charakter und die ausgezeichneten Tugenden eines Beranger dazu gehören, um sich nicht in der Rolle eines Emil de Girardin zu prostituiren. Dieses moderne Babylon des Leichtsinnes und der Corruption mag wohl das Signal zu einer Umwälzung geben, wird aber niemals einer Sache treu anhängen, und dauernde Opfer für dieselbe bringen. Die Jeunesse dorée, durch welche die erste Revolution auf das Schaffot geführt wurde, lebt heute noch und zieht den Triumphwagen des Despoten.

Wenn dies von Paris und seinem Republikanismus gilt, so kann man von ganz Frankreich wenigstens das Urtheil fällen, daß vielleicht kein Volk in der Welt so wenig an Selbstregierung gewöhnt ist, als das französische Volk, Dank dem seit Jahrhunderten befolgten System der Centralisation, welches schon von den Königen angebahnt, gerade durch die Revolution und das erste Kaiserreich zu seinem Culminationspunkte erhoben wurde. Der Franzose sieht in der Regierung seine Vorsehung; geht es ihm schlecht, schiebt er der Regierung die Schuld zu; von einer politischen Umwälzung erwartet er die Verbesserung seiner persönlichen Lage, und stellt oft die abenteuerlichsten Hoffnungen auf einen Umschwung der politischen Verhältnisse. Diese Eigenschaft macht das französische Volk neuerungs- und revolutionslustig, aber nicht gerade republikanisch. Daher kommt auch die Neigung zum Socialismus, welche allgemein auf französischem Boden verbreitet ist, und die gerade jetzt von dem Retter der Gesellschaft zu seinen Schwindeloperationen benutzt wird.

Rechnet man dazu die Einflüsse der Geistlichkeit, die verhältnißmäßig große Unwissenheit des Landvolkes, die Spaltung der Parteien von Paris herab bis zu dem kleinsten Dorfe, — wir finden Motive genug, um uns den Rückgang der französischen Republik zu erklären, wenn nicht die Fehler der republikanischen Partei selbst, der provisorischen Regierung, wie der gesetzgebenden Versammlung, allein schon im Stande wären, uns die Nothwendigkeit des Geschehenen deutlich zu machen.

Das Beispiel Frankreichs, welches Lamartine als das einzige Propagandamittel für die republikanischen Ideen ansah, rief in Italien, dem vulkanischen Boden der Revolution, eine Menge von Aufständen hervor, die jedoch weder unter sich in Verbindung standen, noch mit dem Centrum der Revolution, mit Paris. In Venedig, der Lombardei, Piemont, Toskana, Rom, Sicilien waren Revolutionen, denen eine gemeinsame Idee, aber kein gemeinsames Handeln zu Grunde lag, und die trotz alles dabei bewiesenen Heroismus an dem gemeinsamen Fehler aller Revolutionen der letzten Jahre, an der nationalen Besonderheit, scheiterten. Der einseitige italienische Patriotismus führte das kämpfende Italien in die Hände des Verräthers Carlo Alberto und auf das unglückliche Schlachtfeld von

Novara, nachdem eben derselbe Grund, nach dem Losungsworte der damaligen italienischen Bewegung: „Italia fara da se“, die Intervention Frankreichs in den italienischen Angelegenheiten und damit den Weltkrieg verhinderte. Das Prinzip der Nichtintervent on in Bezug auf die italienischen Angelegenheiten, welches das Frankreich der provisorischen Regierung und Lamartines behauptete, wich unter der Präsidentschaft Napoleon's dem Prinzipe reaktionärer Einmischung; durch das Bombardement von Rom wurde der französische Staatsstreich vorbereitet, und Montalembert sprach das bekannte Wort von der „römischen Expedition im Innern“

Noch weit unzusammenhängender, planloser, unregelmäßiger, als die italienische Bewegung, trat die Revolution in Deutschland auf. Obwohl die Revolution in Deutschland besser begriffen wird, als in irgend einem andern Lande Europa's, und die entschiedensten, prinzipiellsten Elemente vorfindet, so war doch die Zeit der Bewegung zu kurz, als daß diese Elemente in den Vordergrund hätten treten können. Die Revolution erlahmte an den vorbereitenden Schritten dazu. Ueberrascht, unvorbereitet, halb erfreut, halb erschrocken, sah das deutsche Volk die Bewegung durch das Land schreiten, und erfaßte nur die nächste Aufgabe derselben, nicht das letzte Ziel. Die Aufgabe der Revolution war für Deutschland auch viel größer, wie für Italien, Frankreich oder Ungarn; es galt in Deutschland, ein ganzes Jahrtausend Weltgeschichte nachzuholen. Die nationale Einigung, welche in Frankreich schon unter den Königen durchgesetzt war, die Befreiung von Feudalismus, das Werk der ersten französischen Revolution und der Ballhausnacht, die Phase des modernen Constitutionalismus und der Bourgeoisregierung, welche Frankreich unter der Julidynastie durchmachte, endlich die sociale Revolution, die Bewegung der Junitage: alle diese vier Stadien der revolutionären Entwickelung sollten in Deutschland mit Einem Schlage durchgeführt werden. Natürlich, anstatt daß man das Letzte angriff, fing man das Erste an; der Wunsch einer nationalen Einigung überwältigte alle andern revolutionären Tendenzen; höchstens, daß sich einige Feindseligkeit gegen den Feudalismus hinzumischte. Das Frankfurter Parlament war der Ausdruck dieser Gesinnung, die unter dem Volke verbreiteter war, als man vielleicht heute glaubt. Mit diesen mäßigen Tendenzen blieb natürlich die deutsche Revolution weit hinter ihrer Aufgabe zurück, und konnte niemals die Energie entwickeln, welche zu einem entscheidenden Resultate geführt hätte. Ein revolutionärer Schriftsteller, Carl Marx, nennt die Revolution die Lokomotive der Weltgeschichte; die acht und vierziger Revolution bediente sich dagegen immer noch der alten Postkutsche; kein Wunder, daß sie nicht zum Ziele kam. Hätte indessen die Bewegung noch etwas länger, vielleicht nur noch zwei Jahre gedauert, so würden die reaktionären Stadien der Revolution

überwunden worden sein und die entschiedenen Elemente wären in den Vordergrund getreten.

Wien und Berlin, Schleswig-Holstein, Baden und die Pfalz, ja fast jedes kleine deutsche Nest hatte seine Barrikaden, und brachte seine Menschenopfer auf den Altar der Freiheit. Wären alle diese nutzlosen Anstrengungen durch einen gemeinsamen Plan verbunden gewesen, keine Macht in der Welt wäre im Stande gewesen, die deutsche Revolution zu besiegen. Aber die planlosen, unzusammenhängenden Aufstände und Insurrektionen waren in ein Faß der Danaiden geschüttet; Blut für Blut floß vergeblich dahin, und kittete nur noch fester das Gebäude der Reaktion zusammen.

Einiger, planmäßiger und deßhalb auch mit größeren Erfolgen erhob sich fern in Ungarn die Revolution. Vor dem Feinde organisirte sich die ganze Nation zu einer Armee, und eine Reihe von kühnen Thaten erfolgte, die man in unserer nüchternen, begeisterungslosen Zeit fast für Mährchen halten sollte. Aber man sieht gerade an der ungarischen Revolution, daß aller Aufwand von Muth, Begeisterung, physischer und moralischer Kraft vergeblich ist, wenn man die richtige Idee der Zeit nicht versteht. Man mag den Fall und Untergang Ungarns dem Verrathe der Kroaten, der Schwachheit Kossuth's, der Treulosigkeit Görgey's, der russischen Uebermacht oder irgend einer anderen Ursache zuschreiben: so viel ist sicher, daß die Hauptursache an der Katastrophe zu Villagos und Temesvar die falsche Taktik der Ungarn war, die sich dabei begnügten, die Grenzen ihres Landes zu vertheidigen, während es ihre Aufgabe war, die europäische Revolutionsarmee zu bilden. Lange schon wartete die Demokratie in Deutschland, Italien und Frankreich auf die große Kunde: die Ungarn in Wien! Wien, das heldenmüthige, hochherzige Wien, das sich für die Ungarn aufgeopfert hatte, mußte das Centrum einer neuen Revolution bilden, die, wenn sie einmal diesen Punkt gewonnen hatte, fähig war, siegreich die Runde um die Welt zu machen. Aber man beschränkte sich mit der Nationalitätspolitik; man vergaß die universelle Sendung, und ließ sich in der strategischen Unmöglichkeit, das Land gegen die russische Uebermacht zu vertheidigen, von dem nordischen Kolosse zusammendrücken.

So sahen wir eine Reihe der großartigsten Revolutionen über die Bühne der Weltgeschichte schreiten, im Westen und Osten, im Norden und Süden, hier mit dem Banner constitutioneller Freiheit, dort unter dem Namen nationaler Einheit, hier für Brod und Arbeit, dort für Recht und Freiheit kämpfend, hier auf der parlamentarischen Rednertribüne mit der Weisheit der Jahrhunderte und den Ideen der Philosophie ausgerüstet, dort mit halbwilder Begeisterung der Tapferkeit die Steppen durcheilend, überall voll Muth, Aufopferung, Ueberzeugung. Wie kam es, daß das Ende so vieler patriotischer Aufopferung und revolutionären Muthes,

daß das Resultat der Anstrengungen eines halben Erdtheils nur in einer Reihe von Niederlagen und in einem gesteigerten Despotismus bestand?

Die Revolution scheiterte an dem Mangel gemeinsamer Aktion, eines gemeinsamen Planes und einer prinzipiellen, kosmopolitischen Idee. Zunächst war Frankreich dafür verantwortlich, daß die Revolution nicht im europäischen Sinne aufgefaßt wurde; dann aber können wir einen großen Theil der Schuld auf die Schweiz werfen, welche gerade jetzt von der Nemesis ereilt wird, und dafür, daß sie nicht die Initiative der europäischen Revolution ergreifen wollte, jetzt den Schlußstein der europäischen Contrerevolution bildet. Die Theilnahme der Schweiz an den revolutionären Bestrebungen wäre in der Beziehung von unberechenbarer Wichtigkeit gewesen, weil dadurch nothwendigerweise die revolutionären Bewegungen im südlichen Deutschland, in Frankreich, in Italien und Oesterreich in eine thatsächliche Verbindung gebracht worden wären, und sich der europäische Charakter der Revolution von selbst und ohne weitere künstliche Deduktion herausgestellt hätte. Die Revolution hätte dadurch eine feste Burg bekommen, welche derselben wenigstens einige Jahre länger Dauer gegeben hätte, und während dieser Zeit hätten sich im revolutionären Heerlager ebenso wohl die radikalen Elemente geltend gemacht, als auch die Mittel des Despotismus sich immer mehr zersplittert und aufgerieben hätten. Dies ist eine einfache Rechnung, welche auf Thatsachen, nicht auf Illusionen beruht. Es läßt sich leicht sagen, daß mit den ersten Halbheiten und Inconsequenzen die ganze Bewegung als gescheitert zu betrachten gewesen sei; wenn auch die Hauptfehler damals begangen wurden, so wäre noch im Frühjahr 1849 Alles oder doch Manches zu retten gewesen, wenn nur damals noch ein gewisser Zusammenhang in die verschiedenen Insurrektionen gebracht worden wäre; selbst ohne die Initiative Frankreichs behaupten wir, hätte sich Norditalien, die Schweiz, Suddeutschland mit den Ungarn vereinigen können, und die europäische Revolution wäre fertig gewesen. Die Schweiz hat sich durch ihre Weigerung, an dieser Bewegung Theil zu nehmen, ihre Stellung im europäischen Conzern selbst angewiesen.

Die Schweiz beging übrigens denselben Fehler, den ganz Europa beging; Jeder suchte für sich ein Stück Freiheit, und an dieser nationalen Eigensucht scheiterte die allgemeine Freiheit. Stolz auf den im Widerspruch mit ganz Europa durchgeführten Sonderbundskrieg, im Besitze einer kaum erst erprobten Verfassung, mit den Resultaten der stattgefundenen Staatsumwälzung ziemlich befriedigt, zog die schweizerische Nation mit gewohnter Bedächtigkeit und längst bekanntem Egoismus das Sichere dem Unsicheren vor; Schade nur, daß sich das Sichere selbst nachher als sehr unsicher bewies.

Während die Bestrebungen der Völker ohne gemeinsamen Plan und Mittelpunkt nach verschiedenen Richtungen auseinander liefen, arbeitete die vereinte Macht der Diplomatie, der Hierarchie und der Börse auf allen Punkten Europa's nach demselben Plane und in der consequentesten Weise. Die Diplomatie gab während der ganzen Revolutionszeit keinen Punkt ihres Terrains auf; sie blieb in Paris, Freundschaft gegen die junge Republik heuchelnd; sie intriguirte in Berlin und Wien, den Tag nach dem Barrikadenkampfe; sie heftete sich an die Sohlen des Frankfurter Parlamentes; sie spielte ihre Rolle am Hofe Carlo Alberto's, und verzögerte den Aufstand der Ungarn, bis daß Rußland schlagfertig war. In der Schweiz endlich hetzte die Diplomatie Flüchtlinge. Die Revolution wurde von ihr umstrickt und umgarnt mit tausend Netzen und Fäden; alle Mittel wurden von ihr gebraucht, und wenn ihre Schmeicheleien und Intriguen nicht mehr halfen, wurde das Gold verschwendet. Häufige Zusammenkünfte der Diplomaten unterstützten den geheimnißvollen Mechanismus dieser volksverrätherischen Verschwörung, die um so planmäßiger und zusammenhängender war, je mehr sich die Volksbewegungen von einander isolirten. Jede Schwachheit der Fuhrer der Revolution, jeder Zwiespalt unter den Volksparteien, jede Verstimmung des Volkes, jede Furcht der Bourgeoisie wurde von der Diplomatie ausgebeutet und zu den Zwecken der Contrerevolution gebraucht. Namentlich wurden von ihr die nationalen Abneigungen wirksam gegen eine revolutionäre Einigung verwendet; den Deutschen hetzte man gegen die Polen, und durch einen erbitterten Racenkampf der Zchechen gegen die Deutschen in Böhmen suchte man die Resultate der Wiener Revolution zu vereiteln. In Frankreich suchte die Diplomatie Gelüste nach dem linken Rheinufer zu erwecken, womit man den guten deutschen Philister im Frankfurter Parlamente schrecken konnte. Wie die Diplomatie in Schleswig Holstein verfuhr, braucht wohl nicht weiter nachgewiesen zu werden. In Oesterreich endlich trieb man die Nationalitätspolitik über alle Maaßen; Nationen und Natiönchen, von denen man früher nie gehört hatte, wurden von Station erfunden und gegeneinander gehetzt, damit in der allgemeinen Verwirrung der Militärdespotismus wieder triumphiren könne.

Verderblicher noch, wie die Diplomatie, wirkte das Pfaffenthum aller Sekten, an der Spitze die Jesuiten, den revolutionären Bestrebungen entgegen. Die Diplomatie kann ihrer Natur nach nicht unmittelbar auf die Massen des Volkes wirken, aber das Pfaffenthum steht gerade den tiefsten und untersten Schichten des Volkes am nächsten, und sein Einfluß ist dort, wo gerade die Revolution ihre tiefsten Wurzeln schlagen muß, am größten. Auch das Priesterthum machte es, wie die Diplomatie; es heuchelte Freundschaft oder doch wenigstens Versöhnlichkeit gegen die neue Bewegung, und verband sich mit ihr, um sie zu ruiniren. Der Erzbischof von

Paris, der nachherige Märtyrer der Juniustage, sang in der Notre dame Kirche ein feierliches Te deum für die Republik und von allen Kanzeln und Altären herab tönte Lob und Preis der neuen Bewegung, der man durch eine jesuitische Versöhnlichkeit und pietistische Frömmelei den Stachel zu nehmen suchte. Diese finstere geistliche Macht wirkte namentlich auf das Landvolk; sie schlich sich in die Familien ein, benutzte jede Verstimmung, die in Folge ökonomischer Verlegenheiten, die ja häufig die Folge bürgerlicher Unruhen sind, in den Familien vorkam, hetzte die Frauen gegen die Männer, die Väter gegen die Söhne: kurzum, der Samen der Zwietracht wurde überall gelegt, wo nur Boden dafür da war, und eine Menge zerstörten Familienglücks zeigte die Resultate dieser teuflischen Praxis.

Indessen wäre die Revolution dennoch ihren Feinden gewachsen gewesen, hätte sie das Centrum aller conservativen Motive und Tendenzen, die Börse, zerstören wollen. Die große Finanzmacht, mit ihren ungeheuren Staatsschulden, Eisenbahnpapieren, Bankaktien u. s. w. ist der natürliche Verbündete des status quo in der Politik, weil er der Gläubiger dieses status quo ist. An diese große Finanzmacht, deren Spitze bekanntlich das Rothschild'sche Haus bildet, hängen sich nun Tausende und Tausende kleinerer Vermögen, die sich dem Staatskredit oder industriellen Unternehmungen anvertrauen, und so sammelt sich ein bedeutendes konservatives Element unter der großen und kleinen Bourgeoisie an, dessen Existenz mit dem bestehenden Staatskredit vollständig identisch ist. Es ist eine bekannte Sache, daß keine der europäischen Regierungen existiren könnte, wenn sie nicht mit Schulden überhäuft wäre; durch jede neue Anleihe fesselt sie eine Menge von Existenzen an sich, die auf Tod und Leben dem bestehenden Zustand der Dinge ergeben sind.

Gegen diese Phalanx conservativer Interessen anzukämpfen, die Börse zu ruiniren, den Staatsbankerott zu erklären: das war die erste, aber auch die schwerste Pflicht der Revolution. Man mußte einen Ausweg suchen, mit der Vernichtung der großen Finanzmacht die Existenz der Mittelklassen zu schonen; dieser Ausweg war freilich ein Problem, das noch heute nicht gelöst ist. Statt dessen bemühte sich die Revolution vor Allem, den sogenannten Staatscredit aufrecht zu halten; mit andern Worten, den großen Finanzmächten wurde die Revolution geopfert. Die provisorische Regierung von Frankreich ging allen andern revolutionären Regierungen mit dem verderblichen Beispiel voran; sie beeilte sich, die Zinsen der Staatsschuld, die sogenannte Rente, zu zahlen, ehe dieselbe noch einmal fällig war, und dadurch beging sie zwei Todsünden gegen die Revolution, indem sie einmal derselben die nothwendigsten materiellen Mittel nahm, und zweitens diese Mittel ihren prinzipiellen Feinden, der großen Bourgeoisie den Rothschilds, Foulds u. s. w. zur Vernichtung der Revolution selbst in

die Hände gab. Wir haben denn auch gesehen, wohin diese Maaßregel führte. Jede Revolution kostet Geld, viel Geld, besonders in Frankreich, und das arme Volk, welches sein Blut für die Revolution vergossen hatte, mußte jetzt auch noch die Revolution bezahlen; die 45 Centime Steuer (45 Prozent aller direkten Steuern) ist als der eigentliche Ruin der französischen Republik zu betrachten, und alle andern reaktionären Maaßregeln, welche von der Republik bis zum Staatsstreich hinabführten, sind eine Folge dieser selbstmörderischen Maaßregel der provisorischen Regierung.

Im Vorstehenden glauben wir die hauptsächlichsten Motive des Rückgangs der Revolution angegeben zu haben. Wir sehen, daß diese großen Barrieren gegen die Revolution selbst manche Bresche erlitten haben, und nicht mehr so viel Widerstand bieten können, als noch vor wenigen Jahren.

Die Diplomatie und ihr Einfluß ist gelockert durch die Treulosigkeit der Allianceu und Verbindungen, in denen namentlich Frankreich exzellirt; die Börse hat sich durch ein unnatürliches Schwindelsystem an den Rand des Abgrundes gebracht; die Hierarchie leidet, wie unter Andern die Ermordung des Erzbischofs von Paris beweist, wie wir aus den kirchlichen Streitigkeiten in Deutschland entnehmen u. s. w., an inneren Gebrechen, welche man kaum mehr den Augen des Volkes verbergen kann. Durch die Planmäßigkeit der Contrerevolution, welche consequent, Schritt für Schritt, von Land zu Land ging, und deren Maaßregeln gewissermaaßen mit einer mathematischen Genauigkeit berechnet und ausgeführt wurden, ist auch mehr Einheit und Zusammenhang in die revolutionären Bestrebungen gebracht worden, und wenn beim Ausbruch einer künftigen Revolution, die bei den ungewissen Zuständen in Frankreich durch ein verhältnißmäßig unbedeutendes Ereigniß hervorgebracht werden kann, Fehler gemacht werden, so werden es jedenfalls nicht die Fehler sein, an denen die vorige Revolution gescheitert ist. Die Gesetze der Weltgeschichte vollziehen sich in der einen oder andern Form; die Idee der Weltrepublik und der Solidarität der Völker wird eben so sehr durch Friedens-Congresse und diplomatische Alliancen, wie durch Dampf und Telegraphen, wie durch Revolutionen und Völkerwanderungen, der Ausführung nahe gebracht, und die endliche Praxis dieser Idee wird die Freiheit der Welt sein.

Mit welcher Sicherheit indessen man auch diesen Gang der Geschichte im Großen und Ganzen und mit seinen schließlichen Resultaten vorhersagen mag: so viel ist selbstredend und gewiß, daß mit dem größeren Umfange der Revolution auch die Schwierigkeiten derselben größer werden. Die brutale Gewalt hat heutzutage keine Achtung mehr vor dem Geiste; dies ist das traurige Resultat der letzten Revolution. Man knechtet die Presse nicht nur; man verachtet sie; man kartätscht das Volk nicht nur nieder; nein, man hat es als feig erkannt und verspottet es; man verbie–

tet die Wissenschaft nicht mehr, sondern sucht sie zu despotischen Zwecken zu benützen. Der Despotismus macht sich alle die Mittel dienstbar, welche früher als Garantien der Freiheit betrachtet wurden; der materielle Wohlstand, dem die flandrischen Provinzen ihre Unabhängigkeit vom spanischen Joche verdankten, ist jetzt ein Unterpfand politischer Servilität; das ländliche und städtische Proletariat, dem das Mittelalter die Bauernkriege und die erste französische Revolution die Guillotine verdankte, ist jetzt die breite demokratische Basis für die kaiserliche Willkürherrschaft. Die großen naturwissenschaftlichen Entdeckungen und industriellen Erfindungen werden vom Despotismus zum eigenen Besten vorweggenommen, und die interessanten Kämpfe auf wissenschaftlichem Gebiete werden, anstatt die wissenschaftliche Atmosphäre zu reinigen, dazu benützt, die Wissenschaft selbst in Mißkredit zu bringen, und das Volk wieder in den alten Pferch des Glaubens zurückzuzwingen. So sehen wir, wie in unserer Zeit des Rückschrittes und Verfalles die guten und nothwendigen Leistungen zu schlechten Zwecken mißbraucht werden, und selbst die Künste und Wissenschaften oft nur dazu dienen, die Menschheit zu erschlaffen und zu verwirren. Die Gottheit, bisher das Ideal der Güte und Liebe, ist finster und tyrannisch geworden; die Religion, sonst die Quelle der Moral, ist das allzeit bereite Mittel zur Heuchelei und Lüge; die Kunst, die man gewohnt war, als den Reiz und Stachel zu großen Thaten zu betrachten, verweichlicht und entnervt die Menschen, und selbst die Wissenschaft, welche lange genug das Motto trug: „die Wahrheit wird euch frei machen“, leugnet nicht nur die Freiheit selbst, sondern alle Möglichkeit und alle natürlichen Bedingungen dazu. Dies ist eine Zeit des Niedergangs der Kultur, wo alles Schlechte natürlich und berechtigt erscheint, und das Gute an sich selber zweifeln muß.

Die deutsche Bühne.

Man hat die Bühne den Spiegel der Welt genannt, und in der That, dieser Ausdruck gilt nicht nur von den Nachbildungen menschlicher Schicksale und Leidenschaften, welche uns die Buhne darstellt, sondern von der ganzen Art und Haltung der Buhne, von der ästhetischen Richtung derselben, von den Ansprüchen, die das Publikum an die Buhne macht, und von dem Geschmacke, welche diese zu befriedigen strebt. Wenn wir es für außerordentlich schwierig halten müssen, das zu ermitteln, was man

unter dem öfter gebrauchten, wie verstandenen Namen Zeitgeist versteht, nämlich das allgemeine Durchschnittsmittel der Bildung, der Anschauungen und Bestrebungen eines jemaligen Zeitalters und Volkes; dann müssen wir wohl der Bühne dankbar sein für die Aufklärungen, die sie uns über dieses unbestimmte, veränderliche und doch überall bemerkbare Fluidum gibt. Von der Bühne lernen wir, was dem Volk gefällt und behagt; hier läßt sich das Volk, sonst nach allen Seiten hin eingeschnürt, und in der Geltendmachung seines Naturells genirt, frei gehen; hier fällt die Maske von dem Herzen und Kopfe des Menschen; hier schweigt die Affektation und Heuchelei; hier kann man die Menschen um so besser beobachten, je weniger sie sich beobachtet glauben. Die anderen Theile der Literatur zeigen uns immer nur den Geschmack und Bildungsgrad gewisser Klassen von Menschen; Jeder sucht sich in dem weiten Gebiete das aus, was ihm behagt; das Drama und die Bühne dagegen sind Eigenthum des Volkes, des ganzen Volkes, und wie verschieden auch die Einflüsse scheinen mögen, die auf die Bühne wirken, der allein entscheidende und herrschende Einfluß ist immer der Geschmack, die Laune und das Bedürfniß des Publikums. Die politischen Verfassungen können mit den Bedürfnissen des Volkes im Widerspruch stehen; die Sitten und Gebräuche können sich von dem wahren Charakter desselben entfernen; selbst die Religion kann dem Volke etwas Entfremdetes, blos Herkömmliches und Aeußerliches sein: die Bühne dagegen ist immer der wahre Ausdruck des Geschmackes und des Bildungsgrades des Publikums, weil hier das Publikum sich nichts anders bieten läßt, als was ihm behagt und gefällt.

Wir wollen damit nicht sagen, daß die Bühne lediglich eine Copie des herrschenden Geschmackes und Zeitgeistes ist. Ebenso wie der Geschmack des Publikums die Bühne influenzirt, mag die Bühne eine Rückwirkung auf den Geschmack des Publikums haben. Gerade in dieser Wechselwirkung liegt die innige Beziehung und Verbindung Beider. In beiden Gebieten herrscht dieselbe Temperatur und Atmosphäre, und die Uebereinstimmung zwischen beiden ist um so größer, je mehr dieselbe bloß auf dem willkürlichen Behagen und dem Geschmacke beruht, dem kein Zwang angethan wird, nnd keine Gesetze vorgeschrieben sind.

Wir haben in einem neulichen Artikel „Streiflichter aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Deutschland" an einigen Beispielen darzuthun versucht, wie die Decadenze, in der sich gegenwärtig die politischen Verhältnisse in Deutschland befinden, auch auf das wissenschaftliche und künstlerische Leben sich erstreckt, und wie der vielgerühmte Unterschied zwischen den wissenschaftlichen Fortschritten und politischen Rückschritten mit einigen Fragezeichen versehen werden muß. Als ein besonders geeignetes Feld, dies nachzuweisen, erscheint uns die Bühne.

Als die zwei Grundrichtungen der deutschen Bühne wollen wir zwei Namen bezeichnen, die zwar diesem Zwecke nicht vollständig entsprechen, aber doch im Allgemeinen zur Verdeutlichung unserer Ansichten genügen, Schiller und Kotzebue. Beide sind oder waren in Deutschland im höchsten Grade populär; ihre Werke nahmen die Bühne vorzugsweise in Anspruch, und während Schiller der höchste Ehrgeiz der dramatischen Künstler war, rettete Kotzebue Generationen von Schauspielern vom Verhungern.

Wie ist es möglich, fragt man uns, diese beiden Männer zusammen zu nennen, und ihnen einen gleichen Antheil auf die Gunst des Publikums zuzuerkennen? Eine größere Ungleichheit der Leistungen auf einem und demselben Gebiete ist vielleicht noch niemals vorgekommen.. Schiller, dem es vergönnt war, die höchsten Blüthen der Poesie zu pflücken, dem die Musen ihren reichsten Lorbeer gaben, der große ebenburtige Nebenbuhler unseres olympischen Jupiter, Goethe's — und Kotzebue, ein Namen, der im Staube kriecht, ein Mensch, der das sprichwörtliche Beispiel geistiger Mittelmäßigkeit ist, dem niemals vergönnt war, aus dem castalischen Quelle wahrer Poesie zu trinken: — diese Namen wagen wir, in einem Athem zu nennen?

Aber ist die Verbindung dieser beiden Namen nicht charakteristisch für die Beurtheilung der deutschen Nation? Enthält diese Nation nicht Schiller'sche und Kotzebue'sche Elemente neben einander? Ist dieser Nation nicht der höchste Flug des Idealismus mitten im größten Misere der politischen und bürgerlichen Zustände gegeben? Wo war jemals die Lorbeerkrone und der Bettelstab so nahe zusammen? Gewiß, keine Nation war jemals so fähig, Großes zu denken, Großes zu leisten, wie die deutsche Nation; aber auch keine Nation war jemals im Stande, sich ein solches Maaß von Niederträchtigkeit und Schmach gefallen zu lassen, wie das Volk Schiller's und Göthe's.

Wir können diese beiden Männer als die entgegengesetzten Pole unserer deutschen dramatischen Literatur betrachten. In Schiller's reiferen Produktionen, z. B. in der Braut von Messina, in der Wallenstein-Trilogie zeigt sich die ideale Kunstform in aller Strenge und Regelmäßigkeit; die großartige Einfachheit, wodurch uns diese Kunstwerke besonders erfreuen, ist ein vielfach zusammengesetztes Produkt klassischer und ästhetischer Studien; die ästhetische Wirkung, welche diese Dramen hervorbringen, ist nicht so sehr eine Wirkung des Stoffes, sondern eine Wirkung der Form, die in diesen Dramen es zur höchsten Vollendung gebracht hat. Der Idealismus der deutschen Literatur und des deutschen Volkscharakters ist in diesen Dramen zum höchsten und reinsten Ausdruck gekommen. Die strengste Form beherrscht und verklärt den Stoff, der von allem Willkürlichen und Zufälligen gereinigt ist und uns in seiner inneren Nothwendig-

keit erscheint; die Einsicht in diese Nothwendigkeit bringt Effekte hervor, die keiner Effekthascherei bedürfen.

Diesem Idealismus gegenüber sehen wir den plumpen, rohen Naturalismus der Kotzebue'schen Schule. Was die Kritik an derselben am meisten tadelt, ist die Gemeinheit und Miserabilität der Stoffe, mit denen sie das Publikum degoutirt; wir sehen auf der Kotzebue'schen Buhne die Gemeinheit und Jämmerlichkeit des gewöhnlichen burgerlichen Lebens, die wir gerne im Hause gelassen hätten. Aber mehr noch, wie der Stoff, scheint die Form die Kritik herauszufordern. Wenn man anders bei den Kotzebue'schen Stücken, die neben einer übertriebenen Deutlichkeit und Verständlichkeit doch von den größten Unwahrscheinlichkeiten und Unnatürlichkeiten wimmeln, noch von einer Form reden kann. Da ist Alles auf eine willkurliche, liederliche Weise durch einander gewürfelt; von einer inneren Entwickelung ist keine Rede; Zufälle und Willkurlichkeiten, welche in den meisten Fällen gar keinen Zusammenhang mit den handelnden Personen haben, beherrschen die Handlung, und zum Schlusse erscheint der deus ex machina in Gestalt eines Prinzen mit dem Stern auf der Brust oder eines indischen Nabobs, um einen effektreichen Schluß herbeizufuhren. Es wird uns wüst und dumm im Kopfe bei der Betrachtung solcher Kotzebue'schen Stucke, und wir haben einen Maaßstab, uns das Misere des deutschen Philisterlebens erklären zu können, wenn wir die große Popularität Kotzebue's und seine jahrelange Alleinherrschaft über die Buhne in Erwägung ziehen.

Lessing, Schiller, Göthe bildeten den Höhenpunkt einer wirklichen dramatischen K u n st, und haben der deutschen dramatischen Literatur fur alle Zeiten das Ziel angewiesen. Natürlich, daß mit dem Ende der klassischen Literaturperiode auch die Bühne den klassischen Geist verlor; auf der Höhe, wozu Lessing den Weg durch seine Kritik und sein Beispiel gezeigt hatte, auf welcher Schiller sich zu den höchsten Idealen heranwagte und Göthe als ein allwaltender König thronte, konnten sich die Epigonen der Literatur nicht halten. Auch lag es in der ganzen Richtung einer unfähigen, keines großen Ereignisses mächtigen Uebergangszeit, daß man sich wieder zu dem rohen Naturalismus der Kotzebue'schen Stücke bequemte.

Allerdings suchten noch einige Dramatiker den Olymp festzuhalten, aber gerade sie bewiesen die Unmöglichkeit eines solchen Wagnisses. Es fehlte ihnen nicht an Talent und Geschick, nicht an glücklichen Momenten und vorubergehenden Erfolgen, aber die Ruhe, Klarheit, Regelmäßigkeit des klassischen Drama's war verschwunden. Prutz schillerte und schillert noch jetzt sehr viel, aber er bewegt sich nicht über eine gewisse Mittelmäßigkeit hinaus; Hebbel hat zu viel wuste unklare Romantik, als daß seine allerdings großen Talente recht zur Erscheinung kämen; Leistungen wie die Gottschalk's, Hebbel's und Anderer zeigen vielleicht den Weg in die Zu-

kunft, bilden aber selbst noch keinen Theil der Zukunft. Als den Schlußstein dieser vergeblichen Versuche, den klassischen Boden der dramatischen Literatur beizubehalten, glauben wir, Halm bezeichnen zu können; hier finden wir den Idealismus in seiner äußersten Erschöpfung und dem Ende nah, das uns als ein trauriges Plagiat erscheint.

In polterndem Wetteifer wandte sich die dramatische Routine, — denn von Kunst können wir jetzt nicht mehr reden, — der von Kotzebue eingeschlagenen Bahn zu. Als den Uebergangspunkt zwischen der idealistischen und realistischen Dramatik glauben wir Gutzkow bezeichnen zu können, der allerdings gerade auf diesem Uebergangspunkte in seinem Rechte und in einer wohlbegründeten Popularität ist. Es mag vielleicht Manchem lächerlich klingen, wenn wir sagen; daß Gutzkow Manches mit Schiller und Manches mit Kotzebue gemein hat, mit dem ersten die schöne klassische Sprache, mit dem andern den gewöhnlichen trivialen Stoff, mit jenem die Plan- und Regelmäßigkeit der Anlage, mit diesem die Bühnenkenntniß und Effekthascherei. Jedenfalls ist Gutzkow immer noch ein ehrenwerther Schriftsteller im Vergleich zu jenem Laube, Hackländer, Dingelstedt, zu jenen Leuten, welche in Bühne im Sinne ihrer eigenen Apostasie förmlich prostituiren.

Was man an vielen neuern dramatischen Werken vorzüglich auszusetzen hat, ist die Vermischung der verschiedenen Kunstformen. Wenn wir in der deutschen Literatur ein wirkliches Lustspiel hätten, würde die Sphäre des Drama's und der Tragödie auch strenger abgeschlossen sein, und wir würden nicht diese sonderbaren Zwittergestalten zu beklagen haben, von denen man oft nicht weiß, ob man sie zur tragischen oder komischen Gattung zu rechnen hat. Die Wiener Schule, welche vorzugsweise die realistische Richtung der modernen Bühne vertritt, hat das Lustspiel zur Posse herabgewürdigt, und was man im übrigen Deutschland unter dem Namen Lustspiel vorfindet, ist ganz dieser Wiener Posse gemäß, nur vielleicht mit dem Unterschiede, daß man den derben, naturlichen Witz der Wiener Lokalposse in den miserabeln Produkten der Berliner und Hamburger Possen in hundertfach verdünnten hömöopathischen Dosen zu kosten bekommt.

Daß wir Deutsche kein eigentliches Lustspiel haben, ist ein sehr bezeichnender Beitrag zu unseren geselligen und politischen Zuständen. Die Satire und die Komik in den uns umgebenden Verhältnissen ist so allgemein, daß wir uns nicht mehr darüber wundern, und was bei andern Völkern eine Ausnahme ist, bildet bei uns die Regel. Der Deutsche ist abgestumpft gegen die Empfindung des Lächerlichen, weil er zu sehr daran gewöhnt ist. Hören wir, was ein geistvoller Kritiker, Julian Schmidt, über diesen Gegenständ sagt: „Wir sind mehr oder minder Kleinstädter; unsere Dichter haben keine Gelegenheit, das Leben in seiner Conzentration zu sehen. Es sondern sich Kreise, welche auf gemeinsamen Voraussetzungen

der Politik, der Religion, des Standes beruhen, und in denen man auf gewisse Begriffe nur hinzudeuten braucht, um verstanden und gebilligt zu werden. So treiben wir es schon auf der Universität, so treiben wir es später in unserem Beruf, so treiben wir es endlich in der Literatur. Man glaubt sich entweder zu den he gebrachten Umgangsphrasen herablassen zu müssen, oter man schreibt und spricht Literatur. Wir sind weder sicher in uns selbst, noch human und empfänglich für fremde Naturen, — eine Folge des Grundübels unserer Zustände, des Mangels eines großen Ganzen, als dessen lebendiges Glied wir uns fühlen könnten."

Man sieht, daß ein solches Urtheil über unsere gegenwärtige Literatur durchaus im Widerspruch zu den großen Erinnerungen an die klassische Zeit steht, in welcher sich ein lebendiges Selbstgefühl und bedeutende Originalität mit der größten Aneignungsfähigkeit fremder Produkte paarte.

Zu der Lokalposse, zu dem bürgerlichen Drama und Trauerspiel, zu dem französischen Intriguenstücke, kam in der neuesten Zeit noch ein anderes Genre hinzu, das auf französischem Boden entstanden, auch in Deutschland sich rasch eingebürgert hat; wir können dieses Genre vielleicht mit dem Namen des socialistischen Drama's bezeichnen. Dasselbe steht auf dem äußersten Flügel der realistischen Schule, und wir steigen mit ihm in die tiefsten Schichten unserer socialen Verirrungen hinunter. Die bedeutendsten, tonangebenden Werke dieser Richtung, welche auch die deutsche Bühne vollständig in Anspruch zu nehmen droht, sind die Camille, le demi monde und la question d'argent des jüngeren Dumas. In diesen und ähnlichen Dramen sehen wir Bilder aus dem socialen Leben, die an Naturtreue und Deutlichkeit Alles übertreffen, was bisher auf der Bühne geleistet ist; wir sehen das bürgerliche Leben mit allen seinen Schwächen, Verirrungen und seiner empfindsamen Moral vor uns; wir verfolgen die Thorheiten der Zeit bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel; kurzum, wir befinden uns mitten in der modernen bürgerlichen Gesellschaft, und der Vorhang, der die Bühne vom Leben trennen soll, ist zerrissen.

In diesen Bühnenstücken sind wir bis zur Negation aller Poesie und Idealität gekommen, und befinden uns auf dem platten, trivialen Boden der alltäglichen Wirklichkeit; die Leidenschaften haben ihren heroischen Kothurn abgelegt und schleichen auf bürgerlichen Socken einher, und die Tugenden, wie die Verbrechen werden mittelmäßig und langweilig. Die realistische Richtung der Bühne läßt sich nicht mehr weiter treiben als in diesen Stücken geschehen, und daher schöpfen wir die Hoffnung, daß bald eine andere Richtung der dramatischen Literatur eingeschlagen und die Poesie wieder ihr altes Recht auf der Bühne erhalten werde.

Zwischen drei Welttheilen.

(Von Eduard Dorsch.)

(Fortsetzung.)

VII.

Dies ist Athen! — Ach! mit profanen Sohlen
Tret' ich den Staub der hingeschied'nen Großen.
Wo ist ein Ort wohl zwischen beiden Polen,
Der klarer zeigt der Welt Metamorphosen?
Hier hör' ich der Geschichte Athemholen,
Der Völkerstimme allgewaltig Tosen,
Ich seh' die Wogen kommen und sich brechen,
Die Brandung tobt in blutigrothen Bächen.

Wer focht nicht hier? — Pelasger und Spartaner,
Gefolgt vom Perser, Römer, Gothen, Slaven;
Hier war's, wo herrschbegierig Venetianer
Und Sarazenen auf einander trafen;
Hier focht noch jüngst Arnaut und Sereschaner
Doch laßt die Helden ruh'n, die Todten schlafen!
Der Geist, der sie in Kampf und Tod getrieben,
Wird nicht, wie ihre Asche, leicht zerstieben.

Unsterblich und lebendig weht er um
Die Rednerbühne des Demosthenes;
Verkündet aus Ruinen noch den Ruhm
Von Hellas' schönster Blüthe, Perikles;
Noch weht er um das grüne Heiligthum,
Wo Zeno einst gelehrt und Sokrates;
Am Ufer des Ilissus die Oliven,
Wie müssen sie von alter Weisheit triefen!

Den späten Enkel nordischer Barbaren
Ergreift ein Schauer unter diesen Bäumen;
Ihm ist's, als ob nach zweimal tausend Jahren
Die alten Philosophen ihren Träumen
Noch lebten und mit wißbegier'gen Schaaren
Von Schülern wandelten in diesen Räumen;
Es scheint Leontium Epikur im Garten,
Aspasia Sokrates noch zu erwarten.

Und drüben gen Nordwest fließt der Zephisus,
Die Dichtkunst weht im Murmeln seiner Wogen;
Beschattet gleich den Ufern des Ilissus,
Lauscht' er einst Plato's ernsten Dialogen;
Gesegnet seien Pergament und Byssus,
Die, voll des Geist's, zum Abendland gezogen,
Auf ihren morschen und vergilbten Blättern
Den Stolz des Alterthums in weichen Lettern.

Wie Schade, daß pentel'scher Marmor nicht
Gleich Wort und Schrift den Zeitsturm überdauert!
Wie Schade, daß die stolze Säule bricht,
Die deiner Kunst, o Phidias, ward gemauert!
Akanthus blüht, mitleid'ger Epheu flicht
Die grünen Ranken um den Schutt, es trauert
Im Staub Kronions Tempel, dessen Fugen
Kaum sechs Jahrhunderte zusammentrugen.

Vereinzelt stehen die Korinth'schen Säulen,
Ein stummes Klaglied hingeschwund'ner Pracht,
Auf ihnen horsten jetzt Minerva's Eulen
Und anders krächzendes Gezücht der Nacht;
Was Wunder, daß die Winde klagend heulen,
Wenn wieder eine stürzend niederkracht?
Weint doch Callirrhoe noch in der Quelle,
Die sprudelnd netzt des hehren Tempels Schwelle.

O laßt auch meine Thränen sich ergießen!
Hier Salamis, dort drüben Marathon,
Des Theseus Tempel unter Schutt verwiesen,
In Trümmern Prytanäum, Parthenon!
Was braucht's da mehr? Weß Thränen da nicht fließ[en],
Deß Klage klingt, wie eitel bittrer Hohn,
Der ist nicht würdig, diesen Staub zu treten,
Nicht werth, die todten Götter anzubeten.

VIII.

O Gott des Schweigens und der Einsamkeit,
Wo steht dein Hochaltar in unsern Tagen?
Um den Berliner, der mir das Geleit
Gibt, zu verdau'n, braucht's einen guten Magen!
O, wär' er dem Harpokrates geweiht!
Viel leichter als Genoß ist zu ertragen
Ein Stück banausisch schwer hinwandelnd Rindvieh,
Als solch ein Enthusiast und Jenny-Lind-Vieh!

Das winzigste Atom muß diesem Frommen
Als Stoff unendlich langer Predigt dienen;
Berliner Dünkel ist ihm nachgeschwommen,
Und summt um mich jetzt gleich Hymettus' Bienen.
Sein ewiger Refrain ist: „Ausgenommen
Die hohen Marmorberge, die Ruinen,
So wie das Meer, bald schlafend, bald sich regend,
Ist bei Berlin fast ganz dieselbe Gegend."

Ja, guter Freund, so ist es! Ausgenommen
Den dummen Dünkel in dem leeren Schädel,
Und die gestülpte Nase, schnapsentglommen,
Wär' dein Gesicht zu nennen griechisch edel,

Ganz ein Modell für Phidias. Ausgenommen
Ein Etwas, wär' mein Onkel fast ein Mädel;
Und wandelten wir nicht an dies'm Strande,
Wir könnten wandeln im Berliner Sande.

Wie die Natur doch in bizarrer Laune
Die schönsten Blüthen neckt mit Ungeziefer!
Hier bläh'n sich Pilze, häßliche Alraune,
Bei stolzer Eiche, himmelhoher Kiefer,
Dort kriechen Spinnen auf dem grünen Zaune;
Sie pflanzt hier Reben auf den nackten Schiefer,
Dort haar'ge Warzen auf die schönsten Wangen,
Auf griech'sche Trümmer den Berliner Rangen.

Daß unsre Bäume nicht den Himmel stürmen,
Und daß nicht Phantasie in Wirklichkeit
Den Pelion auf den Ossa sucht zu thürmen,
Gleich den Titanen alter Heldenzeit:
Besetzt Natur mit häßlichen Gewürmen
Die Tempel, die den Göttern wir geweiht,
Uns mahnend, daß wir stets am Staube kleben,
So hoch auch uns're Riesenwünsche streben.

Und so muß ich durch Hallen, Marmortreppen,
Und Neu-Athen mit seinen staub'gen Straßen,
Den faden Cicerone mit mir schleppen,
Sein Wortgeklingel mir gefallen lassen;
Auf seiner Reden traurig öden Steppen
Brauch' ich des Geistes Zügel nicht zu fassen,
Ich fliege nicht zu hoch in meinen Träumen,
Der Schlingel hält mich fest in ird'schen Räumen.

Daß er die Schollen griechischen Gestades
Betrat, drum mag er flehen um Verzeihung
Bei all den heil'gen Schatten, die im Hades
Beweinen diese Welt. Ob der Entweihung
Leid' er die Qualen des Ixionrades;
Es sei sein Ruhm, nach meiner Prophezeiung,
Im Blüthengarten Pindars und Tyrtäus'
Zu bleiben stets der nicht'ge Skarabäus.

IX.

Wir hatten auf behenden türk'schen Rossen
Die kahlen Ebnen Attika's durchritten;
Ha! wie Apollo's Pfeile niederschossen
Vom Sonnenball in blauen Domes Mitten!
Die Schläfe pochten, heiße Tropfen flossen
Von unsrer Stirn; da endlich überschritten
Wir den Cephisus, im Olivenschatten
Zu gönnen Rast dem Leib, dem sterbensmatten.

Wie ist das wonnig, unter Feigenbäumen
Den müden Leib zu strecken und zu dehnen!
Wie fühlt die Seele unter süßen Träumen
Gestillt der Jugend unnennbares Sehnen!
Und dann die saft'ge Frucht vom Baum zu räumen,
Durch Kühlung neu belebend Mark und Sehnen!
Wie träuft der Honig von der überreifen
Und lockt und ruft doch hurtig zuzugreifen!

Ein solches Mahl schmeckt lecker überall,
Doch leckerer in Plato's Akademie;
Verstummt ist freilich seiner Rede Schall
Mit Allem, was dem Wäldchen Zauber lieh,
Doch lebt in uns ein schwacher Wiederhall,
Und statt des Denkers herrscht die Schönheit. Sieh!
Ein holdes Griechenkind von achtzehn Lenzen
Müht sich, die süße Frucht uns zu kredenzen.

Wie sie mit Anmuth hebt den Arm, den runden!
Wie auf den Zeh'n sie jetzt nach Oben strebt,
Für uns die reifsten Früchte zu erkunden!
Wie sie geschäftig, flüchtig uns umschwebt!
Von deiner Hand, o Kind, muß Alles munden,
Und wär's der Schierlingsbecher! Hebe lebt,
Sie ist den Göttern des Olymps entronnen
Und labt uns Menschen aus dem Nektarbronnen.

Göttin der Jugend, Tochter Zeus' und Heres',
Die du zu uns hernieder bist gestiegen,
Sei uns gegrüßt! Wie aus dem Schoos des Meeres
Die Schaumgeborne stieg, um zu besiegen
Auch Den, der widerstand der Macht der Ceres,
So sieh auch uns zu deinen Füßen liegen!
O zeig dich uns, wie dich die Götter sahen,
Als Herakles dir als Gemahl wollt' nahen!

Laß mich im Frieden deiner Züge schwelgen,
Und meiner eig'nen Jugendzeit gedenken!
Noch jagt der Sonnengott auf raschen Felgen,
Ein Stündlein süßen Kosens uns zu schenken;
Nach der Akropolis, wo einst Lord Elgin
Die schönsten Trümmer stahl, scheint er zu lenken;
Bis seine stolzen Rosse müde werden
Laß mich bei dir ausruhen von Beschwerden.

Vom todten Dichter laß mich mit dir sprechen,
Der eine deiner Schwestern einst geliebt,
Und dessen Lied, gleich wilden Alpenbächen
In funkelnden Kaskaden quillt und stiebt;

Manch ein Jahrhundert kann sich trunken zechen
An dem, was solch ein Feuerherz uns gibt,
Und folgen wir auch spät erst seinen Bahnen,
Füllt doch das Herz ein heimlich süßes Ahnen.

Wie er, möcht' ich dir sagen, daß ich scheide,
Doch ungern, stumm, und tief gebeugt von Schmerz;
Und ob ich wandre auch in Lust und Leide,
Hier in Athen bleibt doch mein sehnend Herz.
Komm', schönes Griechenkind, komm' meine Haide,
Und küsse mich, sei's Ernst nun oder Scherz;
Macht auch ein Abschiedskuß nicht lebensfroh,
Doch sing' ich: „Zoae mu sas agapo".

Unsere Zukunft.

(Von Far West.)

Irrthümlich wird meistens behauptet, daß alle Religionsstifter ihre Lehren auf den Glauben an die Unsterblichkeit des Geistes gegründet haben, — von ihnen macht wenigstens Einer, der Stifter des Mosaismus, eine Ausnahme. Moses fand diesen Glauben bei seinem Volke nicht vor und fügte ihn dessen Erinnerungen nicht hinzu, — er wird in den früheren Büchern des Alten Testamentes nirgends erwähnt; alle verheißene Belohnung besteht darin, „auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest im Lande", und die Lebensmüden „werden versammelt zu den Vätern", d. h. zu den Todten gelegt. Erst in den sogenannten salomonischen Büchern tritt die Lehre von der Fortdauer des Geistes bestimmt auf, und zwar in ihrer einfachsten Form: „Der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat." Später wurde dieser Glaube zwar der herrschende, jedoch unter Opposition einer besonderen jüdischen Sekte, der Sadduzäer, welche am ursprünglichen Mosaismus festhaltend die sog. Auferstehung der Todten leugneten.

Unter den Griechen und Römern wurde der Glaube an Fortdauer durch die platonische und die stoische Philosophie verbreitet und erhalten, während die epikuräische ihm widersprach. Die Dichter sangen von einem Tartarus und Elisium und die Masse huldigte vermuthlich rohem Aberglauben. Durch das Herrschendwerden der christlichen und muhamedanischen Lehre, beide wesentlich auf den Glauben an Fortdauer gestützt, gelangte dieser Glaube zu allgemeiner Geltung bei allen zivilisirteren Menschen. Auch die philosophischen Denker der neueren Jahrhunderte suchten

meistens nur nach neuen Vernunft-Argumenten, um jenen Glauben noch mehr zu befestigen, und nur einzelne unter diesen griffen ihn an, ohne die allgemeine Ansicht, welche von keinem Zweifel wußte, erschüttern zu können. Erst seit dem letzten Vierteljahrhundert dreht sich die Sache um, die große Mehrheit der Naturforscher tritt gegen alle Religion, gegen Gott und Ewigkeit in den Kampf und findet bei mehr und minder Gebildeten mannigfachen Anklang. Während in Teutschland die neue Oppositionslehre mit einiger Vorsicht hervortritt, weil die Regierungsgunst der Pietät, gleichviel ob es eine erheuchelte ist, sich zugewandt hat, hat sich dieselbe in Amerika fast ganz der teutschen freisinnigen Presse bemächtigt, und man hat zu fürchten, unter das alte Eisen geworfen zu werden, wenn man in das Verdammungsurtheil einer Lehre, welche als „Köhlerglaube" bezeichnet wird, nicht unbedingt einstimmt, oder auch nur darauf hindeutet, daß wir mit der ganzen Forschung doch wohl noch nicht am Ende sind und die Rechnung zu frühe abgeschlossen ist. Am wenigsten klar sind die eminenten Vortheile, welche sich für das Wohl und den Fortschritt des Menschengeschlechtes aus der neuen Lehre ergeben sollen; wie weit mit der raschen Weiterverbreitung der gedachten Lehre die neueste Veredlung des Menschengeschlechtes gleichen Schritt hält, hat noch Niemand ausgeführt.

Die teutschen Naturforscher haben die Lehre der geistigen Fortdauer aus dem Gebiete des religiösen Glaubens und der philosophischen Forschung gerissen und zu einer Frage der Physiologie gemacht, einer Wissenschaft, welche allerdings in neuester Zeit eine Vervollkommnung wie keine andere erfahren hat, doch aber selbst weniger als die meisten andern zu den bereits abgeschlossenen zu gehören scheint.

Auch früher, wenn von Geist und Leib die Rede war, hat man nie bezweifelt, daß ersterer mit dem letzteren innig verbunden und vielfach von ihm abhängig ist. Was hat nun die neuere Physiologie gethan? Sie hat die niemals geleugnete Verbindung und Abhängigkeit im Einzelnen viel genauer nachgewiesen und ist dadurch zu dem Schlusse gekommen, daß Leib und Geist nur ein einziges Wesen sind, daß, da das Bestehen des körperlichen Organismus als Thatsache vorausgesetzt wird, der Mensch folglich nur Körper ist, der sog. Geist aber nichts mehr als eine zeitweilige Kraftäußerung des lebendigen physischen Organismus ohne alles selbstständige Wesen, verlöschend wie etwa das von der glühenden Kohle ausgestrahlte Licht, sobald sie aufhört zu glühen.

Sehen wir einen Augenblick von der Physiologie ab und fragen, ob der Glauben an eine geistige Fortdauer an und für sich etwas so Monströses und Köhlerhaftes ist. Vernünftig gefaßt und der Bildung unserer Zeit gemäß würde er so auszusprechen sein:

Das Lebensprinzip des werdenden und sich entwickelnden Menschen bildet sich zur empfindenden Seele und allmählig zum bewußten und im-

mer bewußter werdenden Geiste aus, haftend zugleich an dem körperlichen Organismus. Wir sehen, daß dieses Prinzip drei Revolutionen zu bestehen hat: die der Erzeugung (Ausgang vom elterlichen Leben), der Geburt [Trennung vom Mutterleibe und Eintritt in das athmende Leben], endlich des leiblichen Todes. Mit dem letzteren hört die Lebensfähigkeit des Prinzipes nicht auf, welches vorher schon seinen Verband mit dem sinnlichen Organismus allmählig gelockert hatte; die irdische Bestimmung ist erfüllt, es streift die von irdischen Bestandtheilen gebildete Umhüllung ab, wie es sich früher dem Mutterschooße entwand, und allein noch haftend an seinem höheren Organismus („geistigen Organismus" nennt es Du Boys Reymond), der aus dem feinsten Weltstoffe [Aether] bestehen mag und dem gröberen im Tode sich enthebt, geht es in andere Räume und zu einer andern Bestimmung über, um die in ihm liegenden geistigen Kräfte endlos weiter zu entfalten und zu vervollkommnen.

Liegt nun in dieser Ansicht irgend Etwas, das mit unserem geistigen Wesen und dessen unbegrenzter Bildungsfähigkeit, oder das mit unsern natürlichsten Wünschen in Widerspruch wäre? Oder wird etwa durch eine solche Hoffnung das irdische Dasein uns verdorben, weil sie etwa in der Erfüllung unserer jetzigen Aufgaben und im Genusse der Erdenfreude uns stört? Es wäre kindisch, Etwas der Art behaupten, es wäre sinnlos, namentlich die letztere Frage bejahen zu wollen. Versäumen wir etwa darum heute unsere Pflicht und weisen wir die heutige Freude darum von uns, weil es für uns vermuthlich auch noch ein Morgen gibt? Würde Jemand ernstlich es als ein Unglück für die Menschheit betrachten, wenn der Glaube an Fortdauer wissenschaftlich festgestellt und über alle Zweifel erhoben werden könnte? Würde irgend Einer von Denen, welche jetzt über die Vernichtung dieses Glaubens triumphiren, wenn er selbst zwischen Vernichtung und Fortdauer seines bewußten Geistes zu wählen hätte, freiwillig und mit Lust zur ersteren greifen? Im Gegentheile, wäre dieser Glaube nicht so alltäglich, man würde ihn dichterisch einkleiden, und die rührendsten Elegien wären zu lesen, gerichtet an hingeschiedene Freunde und Geliebte, die Klage enthaltend: O daß ihr leben könntet, ihr Vernichteten, und ich euch wieder fände in einem Lande der Verklärten! Wenn ich mich recht besinne, so wurden bereits Klagen der Art vernommen.

Und was steht nun diesem Glauben wirklich im Wege? Nichts Anderes in der Welt als die Ergebnisse der neueren Physiologie, und es wäre Thorheit, das Gewicht ihrer Einwendungen bestreiten zu wollen. Auf der andern Seite ist zu bedenken, daß selbst bei wissenschaftlichen Feststellungen der Schein trügen kann, wie wir u. A. an dem Ptolomäischen Himmelssystem gesehen haben, das Jahrhunderte lang für unantastbar galt.

Schon Das ist auffallend, daß das neue System eine Menge von Fragen unbeantwortet, eine Menge dunkler Stellen unaufgehellt läßt. —

Am häufigsten beruft man sich auf die Ausführungen von Vogt. Obwohl ihnen die philosophische Tiefe mangelt, findet sich darin doch unleugbar ein hohes Mas von Scharfsinn, Witz und common sense. Mitunter macht er sich die Sache zu leicht. Er sagt, wenn es eine Seele gibt, so müßte sie entweder bei der Erzeugung übertragen, oder mit dem ersten Athemzuge aus der Luft eingeschluckt oder etwa zur Zeit der ersten Bewegung im Leibe der Mutter dem Kinde von Ausen her zugeflogen sein. Ich habe oben gezeigt, wie leicht man allen diesen absurden Annahmen entgeht. Er sagt uns ferner, daß jedes System und jedes besondere Organ des Körpers seine Funktion zwar selbstständig, aber doch nur in Verbindung mit dem Gesammtorganismus verrichtet und daß die Funktion vom Organe sich nicht getrennt denken läßt. So zieht sich die Muskel in Folge des Nervenreizes zusammen, so bereitet die Leber Galle, so zersetzt die Lunge die geathmete Luft, und so werden von dem Gehirne Empfindungen und Gedanken „abgesondert", oder — wenn man diesen Ausdruck nicht will — bereitet, hervorgerufen, zum Bewußtsein gebracht ꝛc. Nun kann man zugeben, daß wir von keinem menschlichen Empfinden und Denken wissen, wobei das menschliche Gehirn zu entbehren wäre, und doch ist darum die Vogt'sche Ausführung noch keineswegs klar, indem Ursache und Wirkung in einer Art verknüpft werden, welche unseren gewöhnlichen Beobachtungen und gewohnten Vorstellungen durchaus zuwider lauft. Den über meinen Weg hinfliegenden Schatten erkenne ich deutlich als Wirkung der unter der Sonne hingehenden Wolke. So klar ist schon nicht mehr die Contraktion des Muskels in Folge des gereizten Nervs, — ich muß die Idee des Lebens mit zur Hülfe nehmen, um den Vorgang begreiflich zu finden. Doch sind Ursache und Wirkung in sofern gleichartig, als sinnliche Dinge eine sinnliche Wirkung hervorbringen; denn die Zusammenziehung ist eine Verschiebung stofflicher Theile, eine Bewegung im Raume. Eben das gilt von den Funktionen der Lunge, Leber und anderer Organe: der Stoff wird zugeführt, gelöst, anders zusammengesetzt — freilich nicht wie im Laboratorium des Chemikers — und dann ausgeschieden. Wie verhält es sich nun mit den sog. Funktionen des Gehirnes? Das Fungiren kann nur bestehen in Bewegung seiner Theile, oder in veränderter Zusammensetzung seiner Bestandtheile, oder in Beidem. Und die Wirkung davon ist: Empfindung, Gedanke, Selbstbewußtsein, geistige Thätigkeit der mannigfaltigsten Art, also das Freie, sinnlich Unfaßbare, räumlich Unmeßbare, mit keiner andern Kraftwirkung in der Natur in irgend einer Weise Vergleichbare. Wo ist hier die Brücke zwischen Ursache und Wirkung? Wer in der weiten Welt kann sich den Vorgang, wie das Gehirn eine Odyssee macht, oder eine Cometenbahn berechnet, deutlich vorstellen, wer wird ihn jemals begreifen können? Kann man es unter solchen Umständen den Menschen verargen, daß sie auf die Annahme eines Geistes kamen, der sich zwar

in enger Verbindung mit dem Gehirne findet, ohne aber von diesem in jedem Augenblicke gemacht zu werden? daß sie nach einer Erklärung des inneren bewußten Lebens suchten, mehr befriedigend als die: Denken ist Bewegung des Stoffes, nämlich der Gehirnfibern?

Und hier scheint auch der Punkt zu sein, wo über die Hoffnung auf Fortdauer entschieden werden muß. Weist die Physiologie nach, daß und wie die Thätigkeit des Gehirnes in jedem Augenblicke Das hervorbringt, was wir Bewußtsein, Ich, Geist, Denken rc nennen, so ist es um die Selbstständigkeit und Selbstthätigkeit des Geistes, seine Freiheit und Fortdauer geschehen. Müssen aber auch selbst nur Zwischenglieder angenommen werden, bis es vom Gehirne zum Denken kommt, Organismen feinerer Art, deren bloßer Apparat etwa das Gehirn ist, dann eröffnet sich ein neues Feld für viel weitere Speculation, und es ist nicht unmöglich, daß die Wissenschaft auf Das zurückführt, wovon der fast allgemeine Völkerglaube ausging. Schon spricht Du Bois Reymond von einem geistigen Bewußtsein, dem Nichts, was es in sich ausbildete, jemals wieder verloren gehen kann, weil er einen geistigen Organismus [„geistigen Leib“ nennt es der Apostel Paulus in seiner unbeholfeneren Sprache] entdeckt zu haben glaubt, welcher nicht nothwendig an das Gehirnorgan und dessen Funktion für immer gebunden sei.

Sobald auf dem physikalischen Wege eine Begründung des Glaubens an Fortdauer gefunden wäre, würde Jedermann diesen Glauben ganz natürlich und in der Ordnung finden und von einem Köhler- und Mucker-Unsterblichkeitsglauben, der die Menschheit aus ihrem geistigen und sittlichen Dusel nicht kommen lassen will, und jedes kräftige Reformbestreben hemmt, wäre ferner nicht die Rede.

Ist es wirklich dem edleren menschlichen Gefühle natürlich, daß wir mit Triumphgeschrei die lebende Menschheit beständig in die Vernichtung stürzen sehen, daß wir mit einem Hurrah selber den Sprung machen? Wenn es sein muß, so werde ich so resignirt wie irgend Einer mein bewußtes Ich zu Nichts machen lassen, weil es Kinderei wäre, vor dem Unvermeidlichen zu erzittern; aber so hoch schlage ich mein geistiges Leben und Streben, mein Ich-Bewußtsein mit dem Gesammtinhalte, welchen lange Anstrengung ihm gab, so hoch selbst „die süße Gewohnheit des Daseins“ an, so wenig süß auch das letztere nur zu häufig war, daß ich Heine's Wort, im höchsten Sinne gefaßt, bestätigen möchte: „Das Leben ist der Güter höchstes, der Uebel größtes ist der Tod“. So scheint es vielmehr natürlich, daß wie der Ertrinkende noch nach dem Strohhalme greift, wir, um die niedrigste aller Vorstellungen, die der Vernichtung, los zu werden, die schönste Hoffnung, deren unser Herz fähig ist, nicht leichtsinnig von uns werfen, sie nicht eher aufgeben, bis man von der Unvermeidlichkeit des

Unterganges uns vollkommen überführt hat. In diesem Bestreben, das Werthvollste von Allem zu retten, liegt weder etwas Köhler- noch Mucker-haftes; oder sind Kant, Fichte, Jean Paul und alle die größten Männer unserer Nation nichts Anderes als Köhler und Mucker gewesen?

Carriere.

(Von Far West.)

Carriere's „Religiöse Reden und Betrachtungen" werden S. 59 des Januarheftes erwähnt. Ich habe das Buch kürzlich selbst gelesen und bedaure, daß der Verfasser es nicht auf etwa den halben Inhalt beschränkt hat. Wäre die bis zum Ueberdrusse wiederholte Gottes-Ueberschwenglichkeit mit manchem Aehnlichen weggeblieben, so müßte der Ideenreichthum und die Gedankenschärfe des Verfassers jeden gebildeten Leser anziehen. Auch der besten Sache wird durch Uebertreibung geschadet, und die ruhig und kühl in ihren Forschungen fortschreitenden teutschen Physiologen werden am wenigsten durch fromm klingende Phrasen in ihrem Gange sich aufhalten lassen. Wer diese schwache Seite des Buches übersehen will, wird sich für die Mühe, es zu lesen, reichlich belohnt finden; meistens ist auch die Sprache vortrefflich.

Der Träumer.

(Von Far West.)

Ich sah ihr Auge glänzen
Und hielt sie fest im Arm;
Es schlug an meinem Herzen
Ihr Herz so treu und warm.

O Wonne! wie entzückte
Mich dann ihr sanftes Wort!
Und nun —— Ha! wer doch scheuchte
Den holden Traum mir fort?

War's nicht des Traumes Täuschung,
Wer raubte mir mein Glück?
Doch träumt' ich: süßer Schlummer,
So führ' es mir zurück!

Das deutsche Institut in St. Louis und das Projekt einer deutschen Hochschule.

„Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen". (Göthe)

Folgende Zuschrift in Bezug auf das deutsche Institut von St. Louis und die Bemerkungen Far West's darüber ist uns zugegangen. Wir theilen dieselbe wörtlich mit, da ein solches Ansuchen an uns gestellt wurde, und da wir alle Veranlassung haben, zu glauben, daß der in Bezug auf das deutsche Institut ausgebrochene Streit ohnehin nicht mehr vertuscht und verschwiegen werden kann. Das Schreiben ist allerdings so persönlich gehalten, daß die Redaktion der „Atlantis" in ihrem vollen Rechte wäre, wollte dieselbe die Veröffentlichung desselben ablehnen; aber das große Interesse, welches das Publikum im Allgemeinen, nicht nur das von St. Louis, an dem „Institute" nimmt, und der Zusammenhang, welchen man zwischen dieser Anstalt und manchen Lieblingsprojecten der Deutschen gefunden hat, läßt es als eine Pflicht erscheinen, beiden entgegengesetzten Ansichten unsere Spalten zu öffnen. Eine rücksichtslose und durchaus offene Besprechung ist am Ende bei einer Frage, wie die vorliegende, der einzige Weg zur Verständigung, und es wird gerade ein Beweis für das feste Fundament und die Lebensfähigkeit des „Institutes" sein, wenn dasselbe, wie wir sehnlichst hoffen, aus dieser Debatte mit neuer Kraft und verstärkter Einigkeit hervorgehen wird. Bei einem solchen Zwecke, wie das Institut sich vorgesetzt hat, ist die Kritik vollständig im Rechte und am Platze, und wir wollen hoffen, daß gerade aus dieser Kritik und Debatte ein deutliches und allgemeines Verständniß des Institutes und seiner Zwecke hervorgehen wird.

Wir lassen also das Schreiben folgen, indem wir uns vorbehalten, einige allgemeine Bemerkungen daran zu knüpfen.

„In dem Februarheft der Atlantis befindet sich ein Schreiben des „Far West", welches das hiesige deutsche Institut und dessen Zukunft bespricht. Als Mitglied dieses Instituts glaube ich mich berechtiget, einigen irrthümlichen Ansichten besagten Far West's widersprechen zu dürfen und indem ich dieses thue, spreche ich im Geiste von wenigstens 9|10tel der Mitglieder des Instituts. Herr Far West deutet nämlich darauf hin, daß aus der naturwissenschaftlichen Section wahrscheinlich in Bälde eine medizinische Hochschule erstehen würde und nennt dann die Namen verschiedener Doctoren, welche sich zu unentgeldlichen Vorlesungen angeboten. Ich hatte nun Gelegenheit, einige dieser Doctoren zu sprechen und vernahm aus ihrem eigenen Munde, daß sie nicht im Entferntesten daran dächten. Zur besseren Erklärung muß ich bemerken, daß das ganze Versprechen zur Abhaltung von unentgeldlichen Vorlesungen in der Voraussetzung gemacht wur-

de, daß n u n und n i m m e r eine medizinische Hochschule aus jener naturwissenschaftlichen Section entstehen würde. Allerdings ist von einem Herrn ein solches Project in Vorschlag gebracht, auch hat dieser Herr den Far West inspirirt und plausibel zu machen versucht, daß dieses Project auf Verlangen der Mehrzahl der Mitglieder entstanden sei. Der Herr, von dem ich hier spreche, ist Niemand anders, als der jetzige Präsident des Instituts, Herr Dr. A. Hammer. Herr Dr. Hammer hat schon vor einem Jahre den Versuch gemacht, eine deutsche medizinische Hochschule hierselbst zu gründen, es hatten sich auch bereits f ü n f Studenten gemeldet, aber da die Sache nicht recht klappen wollte, so verfiel sie kurz nach ihrem Entstehen wiederum in Nichts zurück. Seit dieser Zeit ist es beim besagten Dr. Hammer förmlich zur Manie geworden, eine solche Hochschule zu begründen. In dieser Absicht hat er denn auch hauptsächlich zur Gründung des deutschen Instituts gewirkt und kaum ist das Kind einen Monat alt, so rückt er auch schon mit seiner medizinischen Hochschule heraus, veranlaßt, daß das Institut einen theuren chemischen Apparat von den Trustees der verunglückten medizinischen Hochschule aufkauft, veranlaßt, daß Herr Far West bei seiner hier stattgefundenen Vorlesung einige Worte über eine zukünftige Hochschule fallen ließ, schwatzt besagtem Far West sogar von einer d e u t s c h e n U n i v e r s i t ä t vor, und versucht am Ende noch durch Berufung einer Extraversammlung der Mitglieder des Instituts, einen Feuerbrand in das kaum aufgeführte Gebäude zu werfen. Wäre Herr Dr. Hammer nicht so stark von seiner Hochschule verblendet gewesen, so hätte er grade an diesem Abend aus dem Verhalten der versammelten Mitglieder ersehen können, daß mit Ausnahme von „Dreien“ Alle gegen sein Project waren, aber nein, er glaubt heute noch, daß es der innigste Wunsch sämmtlicher Mitglieder ist, eine medizinische Hochschule, ja eine deutsche Universität aus dem deutschen Institut zu machen. Man denke sich das Lächerliche des Hammer'schen Projectes, — eine medicinische, (polytechnische 2c] Hochschule, eine deutsche Universität, aus dem jährlichen Beitrag von fünf Dollars a Mitglied zu stiften. — Ich bin fest überzeugt, es fällt keinem unserer Handwerker, z. B. Maschinenbauer, Zimmerleute, Schuster, Schneider 2c. ein, neben seinem Handwerke noch die Medizin zu studiren; noch ihre fünf Dollar dazu herzugeben, daß andere Personen dafür Medizin studiren sollen. Nein, sie wollen nur die Verbreitung näher liegender Zweige der Wissenschaft, und dafür wird, Dank der besseren Einsicht der Mehrzahl des Vorstandes, gesorgt werden. Allerdings, stünden dem deutschen Institut 50,000 Dollar zur Verfügung, so könnte auch noch ein Mehreres gethan werden, man könnte dann eine medizinische Hochschule, nebst Klinik, und sogar ein Hebammen Institut gründen, aber da solche Mittel dem Verein nicht zu Gebote stehen, begnügen wir uns einstweilen mit der Bibliothek, dem Lesezimmer, dem chemischen Apparat, den Vorle-

sungen über näher liegende Zweige der Wissenschaften; und will Herr Dr. Hammer absolut eine medizinische Hochschule gründen, so soll er es auf eigene Faust und unabhängig vom deutschen Institut thun. Wir wünschen nicht, daß man auswärts über unsere allzu hoch gespannten Ideen lache, sondern daß man einsehe, daß ein gesunder Verstand unter den Mitgliedern des Instituts herrsche.

So eben erfahren wir aus zuverlässiger Quelle, daß Herr Dr. Hammer aus Wuth über seine fehlgeschlagene Hoffnung die Präsidentenstelle niederzulegen beabsichtigt. Wir sagen Amen dazu und gratuliren dem Institut herzlichst zu dieser günstigen Nachricht. Von nun an wird das Institut gedeihen und in kürzester Frist hofft Unterzeichneter im Stande zu sein, Ihnen ein Mehreres über die Verhältnisse des deutschen Instituts mittheilen zu können. Einstweilen ersuche ich Sie im Namen mehrerer Mitglieder des Instituts um Veröffentlichung dieses Schreibens.

Mit Hochachtung

Ihr

ergebenster
Carl Emmerich."

Die Differenz der Ansichten, welche sich in Bezug auf diesen speziellen Gegenstand erheben, begegnet uns bei allen gemeinsamen Angelegenheiten der Deutschen in Amerika; derselben liegt ein Dualismus zu Grunde, der sich in allen geistigen Bestrebungen unter der deutschen Bevölkerung Amerika's geltend macht. Der gebildete Deutsche fühlt seiner ganzen Culturrichtung nach gewisse Verpflichtungen und Bedürfnisse in geistiger Beziehung, denen er unter den bestehenden Verhältnissen entweder gar nicht, oder nur ungenügend nachkommen kann, und dadurch entsteht eine Leere und Unbehaglichkeit, welche den Einen zur vollständigen Verzichtleistung auf die Realisirung seiner Ideen und zum Anschluß an das Utilitätssystem, an das „Praktische" bewegt, während sie bei dem Andern die entgegengesetzte Wirkung hervorbringt, nämlich, ihn der Wirklichkeit ganz zu entfremden, und ihn zum Träumer und Schwärmer zu machen. Wenn auch in den meisten Fällen weder die eine, noch die andere Richtung sich ganz einseitig und entschieden ausprägt, so neigen sich doch die Ansichten entweder der einen oder andern Seite vorwiegend zu, und man kann die deutschen Bestrebungen der letzten Jahre, vom Wheelinger Congreß, der Louisviller Platform und der deutschen Staatenbildung bis zu den bescheidensten Tendenzen kleiner Lokalvereine in dieser Beziehung in eine fortlaufende Reihe stellen, welche von den idealistischsten Plänen sich bis zur ordinärsten Praxis verläuft. Einer der Lieblingswünsche derjenigen Deutschen, welche noch nicht ganz auf die Realisirung ihrer Ideen verzichtet haben, war und ist die Gründung einer deutschen Hochschule, einer Universität, nicht nur

der Sprache, sondern auch dem Wesen nach deutsch, d. h. auf dem Boden des wissenschaftlichen Radikalismus stehend.

Projekte, wie dieses, erscheinen anfangs, wenn man sie mit den bestehenden Verhältnissen vergleicht, und die Schwierigkeiten, welche damit verbunden sind, in vollem Maaße auf sich wirken läßt, in weiter Ferne, unausführbar, durchaus unpraktisch. Aber je mehr man sich mit einem solchen Projekte vertraut macht, desto deutlicher und verständlicher wird das Bild, und es erscheint uns zuletzt nicht mehr als ein solches Hirngespinst, als im Anfang. So auch wird der Plan einer deutschen Hochschule, — wir haben die feste Hoffnung, — noch nach und nach zu Ehren kommen und Popularität gewinnen, und dann auch wird die Ausführung nicht mehr fern bleiben.

Verschiedene Städte, wie Cincinnati, hatte man schon als Sitz einer solchen deutschen Universität vorgeschlagen, aber ohne nur im Mindesten bestimmte Anhaltspunkte zu haben. Dieser Anhaltspunkt schien schon damals in St. Louis gegeben zu sein, als die deutsche medizinische Schule, — wenn wir nicht irren, in Verbindung mit einem deutschen Hospital, — gegründet wurde. Schon damals machte die „Atlantis" auf das Projekt beiläufig aufmerksam. Bei der Gründung des „deutschen Instituts", welchem Anfangs sogar der Name einer „Akademie" gegeben wurde, waren schon nähere Fingerzeige und Anhaltspunkte gegeben, und es schien die Hoffnung, endlich einen Lieblingswunsch jedes denkenden Deutschen erfüllt zu sehen, wenigstens in den Bereich der Möglichkeit gerückt. Wir sehen auch gar nicht ein, warum diese Möglichkeit nicht offen gehalten werden soll. Ebenso gern wie wir denjenigen Mitgliedern des „Instituts" Recht geben, welche erst das Fundament legen wollen, ehe sie das Dach bauen, und die erst die nothwendigen Vorbedingungen treffen zu müssen glauben, ehe sie die letzten Consequenzen ziehen: ebenso glauben wir, daß man bei einer solchen Anstalt, wie das „Institut" in St. Louis, immer den obersten Zweck im Auge halten müsse, um wenigstens einmal ein Projekt von großer Bedeutung und Nothwendigkeit in der öffentlichen Meinung einzubürgern, und es der Discussion zu überantworten. Im ersten Augenblicke wird gewiß Niemand das „Institut" zu einer rein wissenschaftlichen Facultät oder Universität erweitern wollen; — dazu bedarf es keiner langen Beweise und Deduktionen; ein Blick auf die bestehenden Verhältnisse genügt schon; — aber wir sehen nicht im Mindesten den Grund ein, weßhalb man schon gleich im Anfang alle Möglichkeit einer solchen Erweiterung abschneiden, ja fast möchten wir sagen, verketzern soll, besonders in dem Falle, wenn die näher liegenden Zwecke den entfernter liegenden Zwecken nicht aufgeopfert werden, sondern die letztern den ersteren und die ersteren den letzteren in die Hand arbeiten; wie dies doch offenbar im vorliegenden Falle vorauszusehen ist. Sollte das Projekt, das deutsche Institut von St. Louis zu ei-

ner eigentlichen wissenschaftlichen Anstalt auszubilden, sich realisiren, so wäre damit nicht nur ein Lieblingswunsch aller denkenden Deutschen erfüllt, nicht nur ein Mittelpunkt deutschen Denkens und Strebens gegeben, von dem aus das Licht der Wissenschaft sich in weiten Kreisen verbreiten könnte; — die Wissenschaft selbst würde dadurch gewinnen, wenn eine wissenschaftliche Anstalt aus dem Volke selbst entspringt und keinen anderen Protektor hat, als die Achtung des Volkes vor der Wissenschaft. Klagt man doch nicht ohne Grund darüber, daß in Europa, wenige Ausnahmen, wie die Londoner Universität, abgerechnet, die wissenschaftlichen Anstalten dem Volke entfremdet und zum Eigenthum gewisser privilegirter Klassen gemacht sind; sehen wir nicht voraus, daß in Zukunft ein anderer Weg eingeschlagen werden muß, daß die Wissenschaft sich nicht mehr vornehm herablassend dem Volke nähern, sondern aus den tiefsten Schichten des Volkes selbst hervorwachsen soll, als ein Beweis von der immanenten Vernünftigkeit des Volkes? So sind die Akademien der Griechen entstanden, ein Produkt des hellenischen Volksgeistes; so werden die Akademien der Zukunft entstehen, und der erste Versuch einer solchen Neubildung der wissenschaftlichen Anstalten wird in der Geschichte der Wissenschaften einen bleibenden Platz einnehmen.

Eine solche populäre Entstehung wissenschaftlicher Anstalten entspricht ganz dem Standpunkte der modernen Wissenschaft überhaupt, welche ja auch von unten nach oben steigt, und von einzelnen Beobachtungen und Erfahrungen ausgeht, um zu den höchsten Ideen zu kommen. Heutzutage kann man der Wissenschaft nicht mehr das Lob nachrühmen, welches Cicero der sokratischen Philosophie beilegt, daß nämlich der große Grieche die Philosophie vom Himmel herunter geholt habe; die Wissenschaft ist kein göttliches prometheisches Geschenk mehr, sondern ein natürliches Produkt, welches überall da hervorwächst, wo die natürlichen und Culturbedingungen dazu gegeben sind. Die Wissenschaft schließt sich unmittelbar an die Praxis des Lebens an, und wächst aus ihr hervor; die Praxis selbst bis zum gewöhnlichsten Handwerke hinunter, ist der Wissenschaft bedürftig, und es läßt sich heutzutage gar keine Grenzlinie mehr zwischen den sogenannten wissenschaftlichen und unwissenschaftlichen Berufen ziehen.

Wenn man diese Ansichten im Allgemeinen für wahr hält, so ergibt es sich von selbst, daß man einer Anstalt wie dem deutschen Institute in St. Louis, keine Schranke setzen kann. Man muß eben so weit vorgehen, wie man vorgehen kann; dies ist die einzige Schranke. Wir selbst sollten doch niemals unsre Zwecke verkleinern und unsere Ideale verkümmern; die Verhältnisse stumpfen ja ohnehin die Spitze unserer Bestrebungen ab, und sorgen dafür, „daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.“ Das richtige Verfahren in solchen Angelegenheiten scheint uns zu sein, immer fest und unverrückt das Ziel im Auge zu behalten und in derselben Rich-

tung fortzugehen, so weit es die bestehenden Verhältnisse gestatten. Wenn man auch im Anfang nur halbe Resultate erzielen kann, so soll man doch niemals aufhören, die ganzen Resultate zu wollen und zu erstreben; nur dadurch werden die Halbheiten selbst entschuldigt, ja gerechtfertigt.

Wir haben dies Thema nur in der allgemeinsten Weise besprochen, und wir glauben, daß die speziellen, finanziellen und anderen Verhältnisse, unter denen das St. Louis Institut sich entwickeln muß, an dieser Anschauungsweise nichts ändern. Stände uns das nöthige Material zur Beurtheilung dieser Verhältnisse zu Gebote, so würden wir auch wohl im Stande sein, die Hoffnung auf eine fortwährende Erweiterung der Idee und der Wi ksamkeit des Institutes durch Zahlen zu beweisen.

Wir hoffen, daß die Differenz, welche sich unter den Mitgliedern des Instituts über die Zwecke desselben ergeben hat, das junge Institut nicht gefährden, sondern gerade einen nützlichen Wetteifer zwischen den beiden Parteien anregen möge, einen Wetteifer zum Besten der Anstalt selbst. Solche Differenzen und Parteiungen können einem Verein ebenso nützlich, wie schädlich werden, je nachdem man es anfängt, und wenn wir nur ein kleines Scherflein dazu beigetragen haben, daß der erstere Fall eintritt, werden wir den Vorwurf der Unbescheidenheit, uns in eine fremde Sache eingemischt zu haben, stillschweigend hinnehmen.

Deutsch = amerikanische Sprach = Verlegenheiten.

(Für die Atlantis von Johann Eggers in Cincinnati.)

Der Mensch ist von den Verhältnissen, die ihn umgeben, fortwährend beeinflußt. Die Luft des Landes, die er athmet, die Nahrungsmittel, die dem Boden entsprossen sind, auf dem er lebt, üben einen entschiedenen Einfluß auf seine physische Natur.

So wenig der Mensch sich den Einflüssen der klimatischen Verhältnisse des Landes, in dem er sich bewegt, entziehen kann, so wenig können die gesellschaftlichen Verhältnisse ohne Einwirkung auf ihn bleiben, wenn er sich nicht als Einsiedler hermetisch abschließen will. Daß wir uns von diesen Einflüssen klare Rechenschaft geben können, will ich nicht behaupten, daß sie bestehen, wird Niemand leugnen. So geht auch mit Denen, die ihre Heimath verlassen haben und in einem andern Lande ihr Dasein zubringen, eine allmählige Umwandlung vor sich, die nur bei Wenigen zum klaren Bewußtsein kommt.

Die Sprache ist das vornehmste Mittel des Austausches unserer Gedanken. Je allgemeiner die Ausdrücke sind, deren wir uns bedienen, desto verständlicher sind wir unsern Mitmenschen. Die englische Sprache ist hier die eigentliche Landessprache, und zu beweisen, welchen Einfluß sie auf uns Eingewanderte übt, ist der Zweck der gegenwärtigen Mittheilung.

Bei den Gebildeten unter uns herrscht im Allgemeinen das Bestreben, unsere Muttersprache in derselben Reinheit zu sprechen und zu schreiben, als es in Deutschland der Fall war. Deutsche Originalwerke hat Amerika wenig oder gar keine hervorgebracht, dagegen erscheinen hier eine Menge deutsche Zeitungen, die theilweise von tüchtigen, wissenschaftlich gebildeten Männern redigirt werden. Man sollte nun erwarten, daß wir die deutsche Sprache in den hiesigen Zeitungen in ihrer Reinheit wieder fänden. Keineswegs ist dies immer der Fall, und am allerwenigsten in Artikeln, die, häufig in der Eile, aus dem Englischen übersetzt sind. Da begegnen wir einer Menge englischer Constructionen und Wendungen, z. B. „die Dämpfer haben ihren Dampf auf" [um bei herannahendem Eisgang den Hafen sogleich verlassen zu können], (the boats have steam up); der Dämpfer segelte für New-Orleans (left for New-Orleans); dann Ausdrücke wie: „sinkender Fond" (sinking fund, Amortisationsfond); „in Vorzug von" (in preference of); „all über die Stadt" (all over the city); „leitende Männer" (leading men); „Copien" (copies) statt Exemplaren; „Offiziere" (officers) statt Beamte. Ich erinnere mich, daß vor einigen Jahren die Phrase: who administered the fatal draught, auf folgende Weise übersetzt wurde: „die den fatalen Trank zuführte."

Selbst wenn wir uns bestreben wollten, das Deutsche so zu sprechen, wie wir es in Deutschland gesprochen haben, so würden wir alle Augenblicke auf Schwierigkeiten stoßen. Es gibt hier eine Menge Begriffe, die den hiesigen politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen eigenthümlich sind, und für die wir keine entsprechende Ausdrücke in unserer Sprache besitzen. Derartiger Ausdrücke bedienen wir uns Alle ohne Ausnahme. Wir sagen gentleman, parlor, humbug, puff, notions, bar, barkeeper, sheriff. Dann das ganze Heer juridischer Ausdrücke, die beinahe durch die Bank unübersetzbar sind, z. B. mandamus, replevin, demur, misdemeanor, alibi, mittimus, indictment, affidavit, garnishee, aver; Alles Wörter, die man nicht anders, als durch Umschreibungen wiedergeben kann. Sodann verschiedene politische Ausdrücke wie lobby members, caucus, bunker. Die hiesigen Münzen und Gewichte, Längen und Raummaaße stimmen mit den in Deutschland üblichen nicht überein, und wir sagen: bushel, barrel, peck, hogshead, Gallone, dime u. s. w.

Es gibt sodann eine Menge Ausdrücke im gewöhnlichen Leben, deren

wir uns fortwährend bedienen, obgleich wir sie leicht durch deutsche Wörter ersetzen könnten, z. B. Check (das Wort Bankanweisung habe ich noch nie gehört); Note (Solawechsel sagt Niemand); mortgage (das Wort Hypothek gebraucht man sehr selten); deed, banknotice, store (Boden oder Magazin ist ganz ungebräuchlich); grocery, dry-good-store (Manufactur- oder Schnittwaaren-Laden wird gar nicht angewandt); fancy-store (Galanteriewaaren-Laden sagt man nicht). Das Wort Commis hört man hier fast nie, man sagt durchgängig clerk, sowie farmer statt Bauer, farm statt Bauernhof oder Landgut; porter statt Hausknecht oder Ausläufer; office statt Büreau, bond statt Schuldschein, share statt Actie, constable statt Polizeidiener, watchman statt Nachtwächter, fence statt Zaun oder Einzäunung, blinds statt Jalousien, alley statt Seitengäßchen, ticket statt Billet, loafers und rowdies statt Gassenbuben und Vagabunden.

Wenn man die Art und Weise aufmerksam beobachtet, wie die große Masse unserer Landsleute hier zu Lande spricht, so begegnet man der Sprachverderbereien die Hülle und die Fülle. Wörtliche Uebersetzungen aus dem Englischen bringen häufig ein wahres Kauderwälsch hervor; dann gebraucht man englische Wörter mit deutschen Vor- und Nachsylben, oder englische Ausdrücke werden grauslich verstümmelt. „Er hat $ 100 geklärt oder klar gemacht", (he has cleared hundred Dollars); „Ich bin fertig zu gehen", (I am ready to go); „er hat gemuvet", (he has moved); „es antwortet meinem Zweck", (it answers my purpose). „Ich habe kein Bisneß dies zu thun", (I have no business to do this); „er commandirt Einfluß", (he commands influence); „wir können es männätschen", (we can manage it); „das Kind ist aufgebracht worden", (the child was brought up); „ein Geschäft starten", (to start a business); „ich habe Geld beigelegt", (laid by); „er fuhlt mich", (he fools me); „ein Committee appointen", (to appoint a committee); „ich kann es nicht erfordern", (I cannot afford it); „es pliest mich", (it pleases me); „ich kann dich bieten", z. B. im Preise, (I can beat you); „es meindet mich", (it minds me); „ich will es fixen", (I shall fixe it); „die Bank hat meine Note gediskauntet", the bank has discounted my note; „es ist förstrates Bier, it is first rate beer; „mein Keller ist gepävt", my cellar is paved; „ich werde Sie publiziren", I shall publish you; „er hat es gehandelt", he handled it; „ich habe einen Arbeiter geheiert", I hird a laborer; „ich will ausbäcken", I shall back out; „uninteressirte Partien", disinterested parties; „ich bin nicht partikulär", I am not particular; „allgemeine Commisstonskaufleute", general commission merchants.

Die Aehnlichkeit des Klanges zwischen deutschen und englischen Wörtern geben zu komischen Wortbildungen Anlaß. Ein G a l l e n Whisky statt Gallone; „es ist ein gutes B i l l", a good bill; „der Peddler hat einen L e i s t e n bekommen", the peddler got a license; „räl und gut", real and good; „Papiere wegfeilen", to file away papers; „Geschäfte thun, statt Geschäfte machen; ich gleiche es", I like it, Riegelbahn, railway; Major, mayor; m i t a u s, without. So hörte ich neulich in einer Loge: „Wir wollen ihm das Geld nicht geben, m i t a u s [!] wir bekommen Security. In einer Volksversammlung hörte ich einst den Ausdruck: „das g e n i a l e (!) Klima des Südens. Wahrscheinlich hatten dem Redner die Worte the genial climate of the south vorgeschwebt. So haben deutsche Läden Aufschriften wie Grocery „by" John Muiller, bakery „by" Henry Schmid.

Während der Süddeutsche die Provinzialismen des Norddeutschen, und umgekehrt der Norddeutsche die des Süddeutschen nicht annimmt, nehmen beide zahlreiche Anglicismen in sich auf. Der Norddeutsche bedient sich keiner Ausdrücke wie „selle" und der Süddeutsche sagt eben so wenig „kören" &c.

So sehen wir, welch einen großen Einfluß die englische Sprache auf die Sprache unserer Landsleute übt. Während englische Constructionen und Ausdrücke zahlreich in das hiesige Deutsch (ganz abgesehen vom pennsylvanischen Kauderwelsch) übergehen, ist das Umgekehrte nicht der Fall. Einen solchen Einfluß hat die Majorität auf die Minorität. In Deutschland gebrauchten wir eine Menge französischer Fremdwörter; hier ersetzen wir dieselben theilweise durch englische. Mit Ausnahmen, die kaum der Erwähnung werth sind, wie z. B. turner und lagerbeer, sind keine deutschen Ausdrücke in die englische Sprache übergegangen, und selbst die eben genannten Ausdrücke sind mehr localer Natur; ich glaube nicht, daß Amerikaner in Oertern, wo wenig oder gar keine Deutsche sind, sie verstehen würden. Die englische Sprache hat sich in ihrer Reinheit nach diesem Continente verpflanzt, und es gibt Schriftsteller, die behaupten, daß die englische Sprache von der M a s s e des Volkes in Amerika besser gesprochen werde, als in Alt-England.

Angesichts aller dieser Thatsachen gibt es doch noch Leute — wenn auch sehr vereinzelt — die die barocke Idee haben, daß das deutsche Element inmitten des amerikanischen sich erhalten könne. Das deutsche Element kann sich nur erhalten, wenn die Deutschen in einem neuen Staate oder einem Territorium concentrirt werden könnten, und wenn alsdann eine Anzahl von mindestens 50,000 eine compakte Masse bilden würden. Dies könnte der Anfang zu einem deutschen Staate werden. Erreichen wir ein solches Resultat nicht, so ist und bleibt der Glauben an ein Erhalten der deutschen Nationalität, unter Verhältnissen, wie sie hier bestehen, ein Hirngespinnst.

Erziehung und Bildung — Schulpflicht Unmündiger.

[Von H. Kompe.]

Die Weltgeschichte von ihrem Anbeginn an zeigt uns durch ihren ganzen Verlauf hindurch ein fortwährendes Streben des Menschengeschlechtes nach Freiheit. Mit unüberwindlich scheinenden Hindernissen kämpfend, ringt die Menschheit durch Generationen hin vorwärts in Enthüllung der Natur und in persönlicher Entwickelung. Nach Nationalitäten und Stämmen, am schroffsten nach Racen feindselig gespalten, müht sie sich, die Solidarität ihrer Interessen und ihre Kraft nicht kennend, unter jenem Drucke ab, den die Mächtigen organisirt unter dem Schutze der von ihnen selbst gegebenen Gesetze auf sie ausüben. Während die weltlichen Bedrücker (Fürsten, Landwucherer, Eisenbahncompagnien, Capitalisten, Sklavenhalter rc.) die Volksmasse durch banale Körperarbeit zu Boden drücken, schlagen die „kirchlichen“ Bedrücker dieselbe durch systematische Verdummung, in den Sektenschulen mittelst Einmischung beginnend, und durch fabelhafte „geistliche“ Schrecknisse in Fesseln. Die Motive zur Ausbeutung der Masse sind bekanntlich Ehrgeiz, Habsucht, Genußsucht, und daß diese zum Ziele führen, verdankt die ausbeutende Minderheit der Zähigkeit ihrer auf denselben Punkt gerichteten niederen Gesinnung, ferner ihrer vermöglicheren Stellung an Geld oder Wissen, und endlich der Armuth der Masse an Geld oder Wissen.

So durchlaufen, nur in wechselnden Formen, namentlich die einzelnen Nationalitäten in weiten Kreisen ihre Geschichte, in deren ruhigen Gang oder wirbelnden Lauf heute diese, morgen jene fremde Nationalität oder Race mit hineinziehend. Aber der gründliche Forscher erkennt, daß diese Kreise von der ursprünglichen Brutalität des Thierreiches spiralförmig aufwärts gehen, daß allmählig größere Bruchtheile des Volkes sich heraus entwickeln und hinauf bilden, daß man der umkreisten Idee der Freiheit, seit Icarus und seinen stets zahlreicher auftauchenden kühnen Nachfolgern, immer näher kommt. Die revolutionären Zuckungen ganzer Volksmassen in den verschiedenen Welttheilen gegen jene Bedrücker bekunden gleich Marksteinen der Geschichte, daß man den Strahlen der Freiheitssonne näher gekommen ist. Die Kreise der Entwickelung sind enger geworden, und die Elektricität der Freiheit schlägt öfter ein. Mit dem immer tiefer in die Menschheit fallenden Lichte stärken sich Muth und die Hoffnung, daß nicht allzu lange mehr die Pioniere der Freiheit allein kämpfen, daß vielmehr, das Herz von Freiheitswärme durchdrungen, endlich die Massen einen Angriff auf den gemeinsamen Feind der Menschheit uberall machen und den Genuß der Freiheit für Alle erobern werden.

Werfen wir einen Blick in die vorgeschichtliche Zeit. Wie viele Jahrtausende mögen vergangen gewesen sein, ehe die Menschheit aus dem vier-

füßigen Thierreiche sich bis zum Durchbruch des Selbstbewußtseins, dem ersten Lichtstrahle der Freiheit, welcher sich in seinem Geiste brach, und dann bis zu jener Stufe der angehenden Civilisation heraufgearbeitet und aufgerichtet hatte, welche die Anfänge aller Geschichte uns berichten, eine Stufe, auf welcher erst unser moralisches „Thierreich" über dem brutalen Thierreiche begann? Während mit diesem Akte die Schöpfung, die Formwandelung der Natur, ihre höchste Vollkommenheit erreichte, muß heute noch jeder neugeborene Mensch jenen Prozeß aus der Brutalität in die Moral durchmachen. Er sollte ihn durchmachen. Eine Schande für die Menschheit, daß sie, im Besitze aller erforderlichen Mittel, die Massen nicht besser hebt, sondern ganze Generationen in Stumpfsinn und Knechtschaft hinvegetiren läßt. Erziehung und Bildung Aller würde die Freiheit rasch enthüllen und auf den Thron erheben.

Die persönliche Freiheit, welche ein Mensch vermöge seiner Anlagen in der Gesellschaft der Menschen zu erreichen fähig ist, sollte erreicht werden: sie ist eines Menschen Bestimmung und Zweck. Dieser Zweck sollte nicht bestritten, verläugnet, vernachlässigt, verhindert, er sollte mit allen Mitteln unterstützt werden. Zu jener Freiheit bin drängt einen jeden Menschen der angeborene, natürliche, nie ruhende Trieb nach Erkenntniß, religio, wenn nicht körperliche (zugleich Quelle und Bedingung des Geistes), sociale, politische und confessionelle Beschränkungen zurückhalten.

Die höchste Freiheit des menschlichen Individuums ist die geistige, und zwar im wissenschaftlich naturphilosophischen Sinne. Ihre Motoren sind die körperliche, sociale, politische und wissenschaftliche Unabhängigkeit. Erreichbar ist sie nur durch Entwickelung nach der Natur und durch Bildung in der Wahrheit; sie bleibt jedoch stets relativ.

Die absolute Freiheit kann man sich nach zwei Seiten hin vorstellen. Nach unten, d. h. als in einem Reiche moralischer Anarchie herrschend gedacht, würde sie auch die Verwilderung gut heißen, den Rückschritt der Menschheit in die Brutalität, eine regellose Auslegung des Begriffes Freiheit, wie ihn einst die Römer und andere Völker auslegten, indem sie ihre Kinder ungestraft verkauften und tödteten, eine Auffassung, die zuletzt wieder das Recht des Stärkeren oder Anmaßenderen einführen könnte. Und wirklich wird diese Freiheit der Verwilderung, welche aus reichen Talenten unnütze oder gar gemeinschädliche Thiere in Menschengestalt werden läßt, von absolutistisch gesinnten Männern anmaßlich befürwortet. Ich habe noch keine Mutter gehört, welche ihre Kinder der Brutalität anheimgegeben sehen möchte; ihr eigenes Ringen mit der Natur beim Gebären gab ihr wenigstens instinctiv das Verständniß und die Aufgabe, das Neugeborene auf's Sorgfältigste zu entwickeln. Der Mensch, dessen geistige Fähigkeiten nicht entfaltet werden, hat vom Menschen nur die Gestalt und

steht im Uebrigen häufig **unter** dem „Thiere", während er vermöge des ihm inwohnenden Dranges nach Erkenntniß und Freiheit häufig moralische Qualen zu erdulden hat. Kann es erlaubt sein, die menschlichen Fähigkeiten zu ignoriren, die Keime unentwickelt zu lassen, den Schöpfungsdrang, der in jedem Atom des Weltalls liegt, im menschlichen Organismus, diesem „Mikrokosmos", nicht zu wecken oder zum Zerstörer werden zu lassen? Es ist nicht human, den Geist seiner Kinder in seinen Organen zurückzuhalten und damit Einsprache zu thun gegen das Recht der menschlichen Gesellschaft auf Beförderung der Gemeinwohlfahrt durch ein jedes ihrer Mitglieder.

Die absolute Freiheit, als der unabhängigste Zustand im Universum gedacht, ist unerreichbar für den Menschen, weil dieser nur ein vorübergehender, wenn auch mit Bewußtsein und Willen begabter, Organismus der Natur, unserer Mutter Erde, ist, ein endliches Wesen, das die Unendlichkeit von Stoff und Kraft, Raum und Zeit ganz natürlicher Weise nicht einmal begreifen, geschweige darauf wirken kann. Ebenso unerreichbar ist sie für das ganze Menschengeschlecht, weil dieses nur aus dem eben charakterisirten Individuum besteht. Indem ich mich vor jener Ewigkeit von Zeit und Stoff in größter Verehrung zwar beuge, darf dennoch mein Trieb nach Erkenntniß der Wahrheit nie rasten, damit ich im Stillstand mir keine Unterlassung zu Schulden kommen lasse, damit ich möglichst frei werde. Die Erweichung der relativ höchsten Freiheit ist, weil sie am meisten mit der Wahrheit zusammentrifft, in gleicher Weise eines jeden Menschen Pflicht. Zur Erfüllung dieser Pflicht aber muß der Unmündige angehalten werden, obgleich und weil er sie noch nicht in ihrer ganzen Bedeutung würdigen kann. Und nicht nur das Interesse des Einzelnen, sondern auch das der Gesammtheit erfordert, daß, will man überhaupt die Freiheit und Wahrheit, auch Jeder sie im möglichst hohen Grade habe.

Wer die höchste Freiheit, d. h. die geistige, im angegebenen Sinne, gleichgiltig behandelt, ist auch für die unteren Grade derselben nicht begeistert.

Ein Jeder sollte die „Freiheit", dem Fortbestande der Unfreiheit Vorschub zu leisten, mit allem Eifer bekämpfen.

Die Erziehung aus der Rohheit und die Bildung aus der Unmündigkeit fordere ich ferner als Pflichterfüllung gegenüber jenen, mit mehr oder weniger Rastlosigkeit und Fanatismus Lüge verbreitenden Confessionen, welche die freie Forschung ausschließen. Dies thu' ich aus Liebe zur Wahrheit und Freiheit, also aus Religion, und diese Religion ist die einzig wahre.

Wenn ich weiter aus Religion die Gaukelbilder der Unsterblichkeit der Seele oder Individualität und eines „jenseitigen" Lebens als unbewiesen

und naturwissenschaftlich sogar widerlegt verwerfe, so denkt vielleicht Mancher, daß es gleichgiltig sei, ob die Menschen gebildet seien oder nicht, nach dem Tode sei ja dann doch Alles aus." Im Gegentheil, gerade weil „dann Alles aus ist", machen sich die Mächtigen und Genußsüchtigen gute Tage, den „Himmel auf Erden", und um dies zu können und auf ihre lieben Kinder zu vererben, verschaffen sie sich alle Mittel dazu im Ueberfluß und vertrösten die Darbenden, welche für sie „arbeiten und beten", beschwichtigend auf das „vergeltende Jenseits." Dabei lassen sie die Hand nicht aus der Tasche der Jenseitler, welche in der Entzückung über das „ewige Anschauen und Halleluiah im Himmel" den plumpen Betrug nicht merken.

Unsere winzige Erde, welche im Universum nur auf vorübergehende Millionen mal Millionen von Jahren Gestalt und Leben gewann, aus welcher wir Secunden-Menschen in steigender Aufeinanderfolge der Erdentwickelungsepochen hervorgegangen sind, und welche, wie alles Entstandene, nach ihrem Untergange durch unausdenkbare Aeonenperioden des Universums hin in wechselnden, ewig neuen Verbindungen und Formen auftreten wird, und zwar fortschreitend, d. h. sich vervollkommnend, ihrem Zwecke entgegen, den wir nicht kennen — fordert hiermit, wie sich aus ihrer Mitgift an die Neugeborenen, nämlich aus jenem natürlichen Triebe nach Erkenntniß, erklärt, auch uns zur möglichsten Vervollkommnung auf. Diese Vervollkommnung der Menschen dient aber zur höchsten Beglückung ihres Lebens und ihre Unterlassung führt zu Revolutionen, aller Arten von Kriegen und Elend.

Zum Schlusse noch eine Unterscheidung. Der Volljährige, vielleicht auch schon der Mündige, mag handeln oder unterlassen, was seine Person angeht: er hat sich in seinem Eigenthume (est sui juris). Ein Anderes ist es bei dem unmündigen Kinde. Dieses, pflegbedürftig, ohne Einsicht und vernünftigen Willen, und doch ein zukünftiger Staatsbürger, dieses sollte nicht liebevoll gehoben werden über alle die Jahrhunderte, und deren Finsterniß hinweg, bis auf die Höhe der Gegenwart, sollte auf einer Culturstufe zurückbleiben, die vor 1000, 100 oder 10 Jahren bestand?

Nirgends soll die Entwickelung der Freiheit unterlassen werden, am wenigsten aus Gründen der „Freiheit" zu thun und zu lassen, was unfähige und unwürdige Eltern wollen.

Hiernach ist die Schulpflicht Unmündiger als unerläßlich bewiesen. Dieser aber entspricht der Schulzwang.

Ueber die Verbreitung des Menschen auf der Erde und den Einfluß des Klima's auf seine Gestalt und Beschaffenheit.

(Eine Vorlesung, gehalten von Dr. Carl Rösch zur Einleitung seiner Vorträge „über die Natur des Menschen" in der Turnhalle in St. Louis für Turner und Mitglieder des „deutschen Instituts für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe.")

Jeder Himmelsstrich, jeder Welttheil, jedes Land, jede Gegend und Lage der Erde hat eigenthümliche Pflanzen, Thiere und — Menschen. Von den Pflanzen hat dieses A. von Humboldt, der Gründer der Pflanzengeographie, auf das Ueberzeugendste nachgewiesen. Weniger scharf begrenzt als der Standort der an den Boden, auf dem sie wächst, gefesselten Pflanze, ist die Heimath der Thiere. Aber auch sie leben innerhalb bestimmter Grenzen, über welche sie nicht hinausgehen, mit Ausnahme einiger Hausthiere, deren ursprüngliche Heimath ungewiß ist, und welche jetzt den Menschen überall hin begleiten. Der freieste Bewohner der Erde ist der Mensch. Er hat sich über die ganze Erde verbreitet und überall auf derselben heimisch gemacht. Und doch hat auch er seine besondere ursprüngliche oder später erworbene Heimstätte auf der Erde, sein Heimathland, welches ihm seinen Stempel aufdrückt.

Es gibt nur Ein Menschengeschlecht, nur Eine Menschenart, aber dieses Eine Geschlecht, diese Eine Art hat verschiedene Unterarten, Spielarten oder Varietäten, Racen, Völker und Stämme, welche eben verschiedenen Himmelsstrichen, Welttheilen, Ländern und Gegenden angehören, und ohne Zweifel die Verschiedenheit ihrer Gestalt und ihrer Charactere der Verschiedenheit der natürlichen Beschaffenheit ihrer Heimstätten und Wohnsitze verdanken.

Die alte von Blumenbach herrührende Eintheilung des Menschengeschlechts in fünf Hauptrassen, die weiße oder kaukasische, die gelbe oder mongolische, die braune oder malaiische, die rothe oder amerikanische, und die schwarze oder Neger-Rasse, ist noch immer die gangbarste; Andere nehmen mit Link nur drei Hauptrassen an, die schwarze, die weiße, kaukasische und die gelbe, mongolische, zu welcher auch die amerikanische gehört. Carus stellte 4 auf, die er Tagvölker, Nachtvölker, westliche und östliche Dämmerungsvölker nennt, und bezeichnet damit sehr richtig die Abhängigkeit der Gestalt und Beschaffenheit des Menschen von dem Himmelsstriche, unter welchem er lebt und geboren ist. Andere nehmen 6, 10, 11, 15 Rassen an und geben ihnen verschiedene Namen. Allein schon Blumenbach hat bemerkt, und seitdem hat es sich noch bestimmter herausgestellt, daß es eine Menge Zwischenrassen, Abstufungen und Uebergänge von einer Rasse zur andern gibt, und daß die zwischen ihnen festgesetzten Grenzen

durchaus willkührlich sind. Die niedrigste und die höchste, die unterste und die oberste, die Neger und die Europäer oder Kaukasier, unterscheiden sich bestimmt und sicher durch ausgeprägte Charaktere, und auch die Chinesen sind von der Natur scharf gezeichnet. Aber zwischen diesen drei Grundrassen gibt es eine Menge Zwischenstufen, die ohne Grenze in einander übergehen.

Die ausgeprägten Neger, ausgezeichnet durch die schwarze Farbe und sammtähnliche Weichheit ihrer Haut, ihr schwarzes Wollhaar, ihren schmalen und zurückweichenden Schädel, die vorstehenden Kiefer, die grobe Gesichtsbildung, das schmale Becken, die langen Arme und die Annäherung des ganzen Körperbaues an denjenigen der Affen, sind ausschließlich im heißen Afrika zwischen den Wendekreisen zu Hause und sind ebenso wie die menschenähnlichen Affen, der Leopard, die Girafe, die Antilopen mit ihren dunkeln und gefleckten Fellen, welche dort leben und wie die tropischen Gewächse, die dort gedeihen, die bunten Schmetterlingsblüthen, die gewaltigen Sumpfgräser und Farrenkräuter, und die Euphorbien mit ihren bunten Blüthen und ihren dunkeln, saftigen Blättern, als Erzeugnisse der heißen Sonne und des glühenden Bodens zu betrachten. Die in Südafrika zwischen dem 10ten und 20ten Grade der südlichen Breite wohnenden Kaffern haben zwar die schwarze Hautfarbe und das Wollhaar des Negers, aber eine weniger aufgestülpte Nase, weniger dicke Lippen, eine weniger zurückweichende Stirne und mehr geistige Anlagen als die Vollblutneger der Wendekreise, und verdanken diese Vorzüge ohne Zweifel dem gemäßigteren Klima ihrer Wohnsitze; die noch südlicher, in einem noch gemäßigteren Klima wohnenden Hottentotten haben das Wollhaar des Negers, aber nicht die schwarze Hautfarbe des Negers, sondern eine braune, und schief stehende Augen wie die Mongolen. Aehnliche Abweichungen an den Grenzen des nördlichen Wendekreises und noch weiter gegen Norden die nordwestlich wohnenden Fulah's und Mandingo's, haben das Wollhaar des Negers, aber eine viel edlere, der des Europäers sich nähernde Schädel- und Gesichtsbildung, dem entsprechend eine höhere geistige Begabung und sind von kastanienbrauner Farbe. Aehnlich beschaffen sind die nordöstlich wohnenden Samali's. Weiter gegen Norden östlich und westlich hört auch das Wollhaar auf. Die dort bis an die Küsten von Nordafrika wohnenden Völker haben eine mehr oder weniger braune Hautfarbe, je nachdem sie südlicher oder nördlicher auf Bergen oder in Thälern wohnen. Die Abessynier machen überdieß durch ihre dicken Lippen einen Uebergang von den Negern zu der kaukasischen Rasse. Die Kopten und die Borbora stehen den Europäern schon näher und die den nördlichsten Theil von Afrika bewohnenden Araber, welche nicht ursprünglich hier zu Hause, sondern eingewandert sind, gehören dem semitischen oder aramäischen Zweige der kaukasischen Rasse an.

Wie die Neger in Afrika, so sind die Mongolen in Asien die herrschende Rasse, aber sie zeigen wie jene vielfältige Abweichungen und Uebergänge einestheils zur kaukasischen, anderntheils zur Neger-Rasse. Die Mongolen zeichnen sich aus durch einen mehr breiten als langen Schädel, breites Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen, schief von außen nach innen stehende Augen, dünnes, schwarzes Haupt- und Barthaar und eine mehr oder weniger zarte Hautfarbe. Die Hautfarbe ändert sich aber nach der Lage der Wohnsitze; sie wird gegen Westen und Norden immer heller und geht unvermerkt über in die weiße Hautfarbe der Kaukasier, gegen Süden wird sie dunkler, braun und endlich schwarz wie die der Neger. Auch die übrigen Charaktere ändern sich auf eine entsprechende Weise nach dem Himmelsstrich und dem Klima. Die Malaien, welche die Inseln des indischen Meeres bewohnen, nähern sich in ihrer Gestalt, in ihrer Schädel- und Gesichtsbildung und in ihrer Hautfarbe theils den Mongolen, mit welchen sie sich vielfach vermischt haben, theils den Kaukasiern, insbesondere den Bewohnern von Ostindien, den Hindu's, theils endlich den Negern, und zwar diesen um so mehr, je südlicher sie wohnen. Auch hier verläugnet sich der Einfluß des Klima's nirgends. Die Papus oder Negrito's auf Neuguinea und den angrenzenden Inseln nördlich und südlich um den Aequator unterscheiden sich in keinem wesentlichen Stücke von den Negern. Sie haben die schwarze Hautfarbe des Wollhaars, den langen Schädel mit der zurückweichenden Stirne, und stehen geistig ebenso niedrig, als die Neger zwischen den Wendekreisen in Afrika. An die Papus schließen sich die Bewohner von Neuholland, Vandiemensland und mehrere andern Inseln. Ihre Hautfarbe ist glänzend schwarz, ihr Haar wollig, der Schädel aber mehr rund und das Gesicht nicht so sehr schief hervorstehend wie bei den Papus und den afrikanischen Negern. Das Klima, in welchem sie leben, ist weniger heiß. Die Bewohner der Inseln der Südsee werden zu der malaiischen Rasse gerechnet und bilden verschiedene Uebergänge theils zu den Papus und den Neuholländern, theils zu den Chinesen und den Neuseeländern, welche sich diesen in manchen Beziehungen nähern. Unverkennbar ist auch hier der Einfluß des Klima's

Wir gehen über zu den Amerikanern, den Eingebornen Amerika's. Man hat früher allgemein angenommen, die ursprünglichen Bewohner der neuen Welt gehören sämmtlich Einer Rasse an, welche sich durch eine kupferrothe Farbe der Haut, geringen Bartwuchs, schlichte schwarze Haare, breites Gesicht, hervorstehende Backenknochen, markirte Gesichtszüge, und einen ernsten, melancholischen Ausdruck und Charakter kennzeichnen. Aber dieß verhält sich anders. Die Völker und Stämme Amerika's zeigen manche, zum Theil bedeutende Verschiedenheiten. Im Allgemeinen kommen sie ammeisten überein mit den Mongolen, und es ist wahrscheinlich, daß Amerika durch Einwanderung aus dem nordöstlichen Asien in die nordwestli-

chen Länder dieses Welttheils bevölkert worden ist und daß von dort aus Wanderungen nach dem Osten und Süden Amerika's stattgefunden haben. Die Bewohner von Nordamerika haben die Hauptcharaktere der Mongolen beibehalten, und nur die Farbe der Haut wechselt nach dem Klima. Eine kupferrothe Farbe findet sich nur ausnahmsweise, im Ganzen ist die Farbe mehr zimmtbraun; heller, gelblich und weißlich im Norden, dunkler bis in's Dunkelbraune im Süden. Im hohen Norden sind die Indianer klein, bleich und unansehnlich; in der gemäßigten Zone groß, kräftig, von gelblicher Hautfarbe; gegen die Tropen hin und unter diesen selbst sind sie von untersetzter Statur, dunkler, braun oder röthlich von Farbe. In dem kalten Norden blieben sie roh und wild; in dem milden Klima von Mexiko, Quito und im Westen von Südamerika wurden ihre Sitten wie ihre Leiber geschlachtet; sie gründeten bleibende Wohnsitze, Städte und Staatenverbände und standen auf einer ziemlich hohen Kulturstufe, als die Spanier im sechszehnten Jahrhundert ihre Herrschaft dort begründeten. Früher, ehe die Europäer ihren Fuß an die Küste dieses Welttheils und auf den Nacken seiner Bewohner gesetzt hatten, waren die Indianer in Nordamerika und auf den westindischen Inseln sehr zahlreich. Mehr als 600 größere und kleinere Völkerschaften zogen in diesen weiten Gebieten umher und lebten fast einzig von der Jagd. Jetzt ist mehr als die Hälfte derselben ganz verschwunden; alle sind an Zahl bedeutend verringert, viele bestehen nur noch aus wenigen Familien; in Westindien und im Osten der Union sind sie ganz ausgerottet; ihre ganze Zahl in Nordamerika beträgt wahrscheinlich kaum noch 400,000; sie wird täglich geringer und es fragt sich, ob in 50 Jahren nur noch ein einziger Urbewohner in Nordamerika leben wird. So rasch gehen diese in mancher Beziehung interessanten Völker zu Grunde durch die europäische Civilisation, durch die Schuld der Weißen und durch ihre eigene Schuld oder ihr unabwendbares Verhängniß, indem sie jedem menschlichen Fortschritte, jeder geistigen Entwickelung, jeder Kultur widerstreben und sofort nothwendig dem immer weiter vordringenden europäischen Einwanderer weichen müssen. Sie vermischen sich auch nicht mit den Eingewanderten, wenigstens in den nördlichen Gegenden nicht; nur die Indianer in Mexiko und an der Westküste von Südamerika haben theilweise mit den Spaniern und Portugiesen Verbindungen eingegangen, aus denen eine Mischlingsrasse hervorgegangen ist, die man jetzt dort trifft und leicht von dem reinen europäischen Blute, und den Kreolen, unterscheidet. Die Urbewohner Südamerika's sind noch verschiedener unter sich, als die von Nordamerika. Die Andenvölker, welche zur Zeit der Entdeckung Amerika's in geordneten staatlichen Verbindungen gelebt und Beweise einer ziemlich hohen Kultur gegeben haben, sind den Mexikanern an die Seite zu stellen. Dagegen sind die ursprünglichen Bewohner der Ostseite Brasiliens und der angrenzenden Ländergebiete roh, ohne alle

Bildung, sehr wenig begabt, auch in Gestalt und Farbe mehr oder weniger verschieden von der amerikanischen und mongolischen Rasse und nähern sich da und dort selbst der Negerrasse. Die beinahe unter dem Aequator wohnenden Karaiben haben eine gelbbraune sammtähnliche Haut und einen schmalen und langen Schädel wie die Neger. Die Botokuden, welche ihre Wohnsitze innerhalb dem südlichen Wendekreise haben, sind olivenfarbig und stehen auf einer sehr niedrigen Stufe der Intelligenz. Mehrere Völkerschaften am Amozonenstrom und am Laplata sind beinahe schwarz. Es wohnt aber auch nahe dem Aequator eine ganz weiße Völkerschaft. Wie diese dorthin gekommen, weiß ich nicht. Die langen Petagonier an der Südspitze Amerika's haben eine dunkelbraune, beinahe schwarze Hautfarbe und gleichen im Uebrigen mehr den nordamerikanischen Indianern. Mit wenigen Ausnahmen stellt sich auch in Amerika wie in Afrika und Asien der Einfluß des Klima's auf die Gestalt und Beschaffenheit der Bewohner deutlich genug heraus, und diese Ausnahmen sind wahrscheinlich zu erklären durch spätere Einwanderung aus anderen Gegenden und Klimaten.

(Schluß folgt.

Die letzte Phase der amerikanischen Politik.

Wir haben schon oft auf den Parallelismus aufmerksam gemacht, welcher zwischen der europäischen und amerikanischen Entwickelung stattfindet. Trotz der großen Verschiedenheiten zwischen den politischen Zuständen hier und drüben sehen wir, daß das Gesetz der Entwickelung zu beiden Seiten des Ozeans dasselbe ist. Es war ein weit verbreiteter und lange gehegter Irrthum, zu glauben, daß die neue Welt auf dem Wege des historischen Fortschrittes und der friedlichen Entwickelung ohne jene gewaltsame Katastrophen und Umwälzungen, welche die Marksteine der europäischen Geschichte bilden, ihre historische Mission erreichen werde; wir sehen auch für Amerika die Zeit der Katastrophen und Revolutionen herannahen, die von einer ähnlichen inneren Nothwendigkeit getrieben werden, wie die europäischen Revolutionen. Es mag unbequem und unbehaglich sein, diese Nothwendigkeit sich vor Augen zu stellen, aber namentlich die Ereignisse dieses Monates zeigen uns diese Zukunft und die große Aehnlichkeit der amerikanischen Geschichte mit der großen Tragödie Europa's. Während in Europa das letzte Bollwerk der Volksfreiheit, die Schweiz, unter den Machtsprüchen der Diplomatie erliegt, sehen wir in Amerika die letzten Garantien bürgerlicher Freiheit verschwinden unter dem Machtspruche einer richterlichen Behörde, deren Aussprüche man als Gesetz zu achten gewohnt ist. Eine ähnliche Rolle, wie die Diplomatie mit ihren Friedensconferen-

zen und geheimen Verträgen in Europa spielt, repräsentirt in Amerika die Bundesgewalt in ihren verschiedenen Zweigen; des eigentlichen staatsrechtlichen Charakters durch die jetzt allgemein anerkannte Theorie der Staatenrechte entkleidet, üben die Bundesgewalten diplomatische Funktionen aus, und der ganze Charakter ihrer Verhandlungen ist der eines Compromisses und Vergleiches. So kann man die Constitution der Ver. Staaten selbst als ein Kompromiß auffassen, ein Kompromiß zwischen den nördlichen und südlichen Staaten, den Privilegien der Colonialzeit und den Rechtsforderungen der Revolution. Der größte Theil der Thätigkeit des Bundes bestand aus Kompromissen, aus Vermittelungen, deren Tendenz sich immer mehr und mehr auf die Seite der Macht und Privilegien neigt. Es ist ein Gesetz der politischen Schwerkraft, daß, wenn man einen Vergleich zwischen der Freiheit und der Macht machen will, die Macht immer im Vortheil, die Freiheit immer im Nachtheil ist, denn die Macht ist organisirt, die Freiheit nicht; die Macht stützt sich auf das, was da ist, die Freiheit auf das, was werden soll; die Macht hat die materiellen Mittel, die Freiheit nur die Ideen. Dies sehen wir überall, in jeder constitutionellen Verfassung, in England sowohl, wo die Aristokratie trotz aller Volksfreiheiten allmächtig ist, wie auch in Amerika, wo der Bund als solcher sich immer mehr und mehr zum Werkzeug der Privilegien hergibt, und wo die Constitution nicht mehr als ein Bollwerk der Freiheit, sondern als eine feste Schanze der Sklaverei betrachtet wird. Von Jahr zu Jahr sehen wir, wie die Tendenzen des Bundes sich mehr und mehr dem Süden zuneigen, bis daß wir jetzt endlich zu dem Resultat angelangt sind, welches in der letzten Entscheidung des Oberbundesgerichtes enthalten ist, daß Union und Sklaverei unzertrennlich verbunden sind, und die Sklaverei dem Bereiche der Gesetzgebung als ein sogenanntes „höheres Gesetz" vollständig entrückt wird. Der Sieg der Sklavenhalter ist ein so vollständiger und absoluter, daß ihre Privilegien vor jeder Anfechtung und Kritik geschützt sind; es ist dem Volke, wie dem Kongresse das Recht genommen, in Bezug auf diesen Gegenstand irgend eine Verfügung zu treffen; die Volkssouverainität, die sonst überall gilt, muß verstummen vor dem Institut der Sklaverei, und das ganze große Volk der Ver. Staaten hat nicht das Recht, einen einzigen Sklaven zu befreien.

Sehen wir die juridische Basis der Entscheidung der Supreme Court an! Gibt man zu, daß die Sklaven als Eigenthum im juridischen Sinne betrachtet, und von der Constitution als Eigenthum, als „property", anerkannt werden, so folgt natürlich auch daraus, daß keine gesetzgebende Behörde oder keine Majorität eines Gemeinwesens über dieses Eigenthum willkürlich verfügen kann; (man kann ebenso wenig über meinen Sklaven verfügen, wie man über mein Haus oder mein Pferd verfügen kann;) es folgt daraus ferner, daß nach den constitutionellen Grundsätzen der Frei-

zügigkeit Jedermann berechtigt ist, mit seinem Eigenthum hinzuziehen, wohin er will, und daß kein bürgerliches Gemeinwesen ihn in seinen durch die Constitution beschützten Eigenthumsrechten kränken kann. Dieß sind einfache Folgerungen, und wenn man sie sich nicht gefallen lassen will und kann, — es würde durch die Annahme derselben aus jedem freien Staate und Territorium ein Sklavenstaat und der Wunsch jenes Senators von South Carolina, auf dem Schlachtfelde von Bunkerhill einen Sklavenmarkt abzuhalten, erfüllt werden, — dann muß man einfach die Prämissen leugnen. Dies ist gerade der Punkt, auf den wir alles Gewicht legen.

Die extremen Consequenzen, die das Oberbundesgericht aus diesem Vordersatz gezogen hat, und welche uns in Bezug auf die wesentlichsten Fragen der Kultur und des Rechtes weit hinter das Mittelalter zurückbringen würden, zwingen die Gegner dazu, dieselbe extreme, keiner Vermittelung fähige Consequenz zu zeigen, nicht nur die Consequenzen, sondern auch die Prämissen der Sklavenhalterpolitik zu leugnen, und die Eigenthumsqualität der Sklaven im constitutionellen Sinne überhaupt zu bestreiten. Dies Resultat wird sich bald herausstellen; die öffentliche Meinung hinkt allerdings den Ereignissen nach, und es wird einige Zeit vergehen, ehe dieselbe die Situation begriffen hat, aber der Erfolg wird uns zeigen, daß diese Entscheidung des Oberbundesgerichtes gerade die Axt an die Wurzel der Sklaverei gelegt hat. Die Verallgemeinerung der Prosklavereipolitik muß nach den Gesetzen des politischen Gleichgewichtes eine Verallgemeinerung und Vervollständigung der Antisclavereipolitik nach sich ziehen, und wir werden bald aus der Halbheit und Unentschiedenheit heraus sein, welche wir während des ganzen letzten Wahlkampfes an der republikanischen Partei beklagten.

Wir werden aufgefordert, zu untersuchen, ob die Constitution erstens einen rechtlichen Unterschied zwischen den verschiedenen Racen gezogen hat, zweitens, ob sie die Sklaverei wirklich als nationales Institut anerkennt, drittens, ob sie die Eigenthumsqualität der Sklaven zugibt. Auf diese drei Fragen antworten wir im Hinblick auf die einzelnen Paragraphen und Buchstaben der Constitution mit einem entschiedenen Nein.

Die Constitution hat es ängstlich vermieden, nur das Wort Sklaverei auszusprechen; ihre Bestimmungen über „unfreiwillige Dienstbarkeit“ sind so allgemein und schwankend gehalten, daß sie vor den deutlichen und absoluten Bestimmungen derselben über Schutz der persönlichen Freiheit, der Menschenrechte u. s. w. in nichts verschwinden. Ist es ja immer die beste Interpretationsmethode in der Jurisprudenz, nach den Intentionen der Gesetzgeber die Gesetze zu erklären, so sehen wir in der Constitution das unverkennbare Bestreben, die Gesetze zum Schutze der bürgerlichen Freiheit so allgemein und absolut wie möglich, hinzustellen, und in dieser Absicht muß man die Constitution interpretiren.

Bei der großen Bestimmtheit und Deutlichkeit, mit welcher die meisten Abschnitte der Constitution abgefaßt sind, und bei der Entschiedenheit, mit welcher sie sich über die Prinzipienfragen ausgedrückt hat, würde man gewiß einen so prinzipiellen, in alle Verhältnisse des Lebens eingreifenden und den Grundcharakter der Republik bezeichnenden Rechtsunterschied deutlich angegeben haben, falls man ihn wirklich im Sinne der Entscheidung der Supreme Court beabsichtigt hätte.

Die Sklaverei wurde, (dies geht deutlich aus den Worten der Constitution, aus den zur Zeit der Revolution bestehenden Verhältnissen, aus den zu jener Zeit gültigen positiven Gesetzen uber Sklaverei, z. B. aus den Ordonanzen vom 13. Juli 1787, wie aus den Schriften der Verfasser der Constitution, z. B. aus Jefferson's notes on Virginia 2c hervor,) zur Zeit der Constitution als einen Ausnahmezustand betrachtet, dessen Beseitigung man vertrauensvoll der weiteren Entwickelung der mit so großem Erfolge aufgetretenen republikanischen Ideen überließ. Allerdings haben die Väter der Republik einen Fehler begangen, indem sie dies Vertrauen hegten; aber die Verhältnisse zwangen sie dazu, diese Frage der Zukunft zu überlassen. Es ist unsere Pflicht, diese alte Anschauung wieder herzustellen, und die Sklaverei als einen Ausnahmezustand zu betrachten, dessen Existenz heutzutage nicht mehr gerechtfertigt ist.

Es ist hier nicht der Ort, eine weitere juridische und historische Auseinandersetzung zu machen. Wir erinnern nur noch daran, daß über dem positiven Gesetze der Constitution ein von Allen anerkanntes, wenn auch von Wenigen begriffenes N a t u r r e ch t steht, nach dessen allgemeinen Gesetzen wir die positiven Gesetze der Staaten namentlich in solchen Fällen erklären müssen, in denen diese Gesetze die Fundamentalfragen des Rechtes berühren. Das Naturrecht hat zu seiner Basis die Naturwissenschaft, und dieselbe hat es als eine unbestreitbare Thatsache festgestellt, daß die Menschen aller Racen eine Art, ein Genus, eine Gattung bilden, und daß es also eine Verkennung aller natürlichen Thatsachen und Gesetze wäre, wollte man die Neger als Thiere oder Sachen behandeln, und aus der Menschheit herauswerfen. Dem Gattungsbegriffe entspricht ein Rechtsbegriff, der bei der Behandlung dieses Gegenstandes immer festgehalten werden muß.

Auch die bestehende Gesetzgebung über diesen Gegenstand behandelt in den wichtigsten Punkten die Neger nicht als Waaren, sondern als Personen. Der Sklave kann vor Gericht bestraft werden; dieses Factum allein beweist, daß selbst die Gerichte und Gesetzgebungen der südlichen Staaten den Sklaven nicht blos als Waare und Eigenthum ansehen, sondern seine Zurechnungsweise und Willensfreiheit zuerkennen. Nicht nur dies; es werden dem Neger sogar die politischen Rechte zuerkannt, nur mit dem

Unterschiede, daß die Ausübung der in ihm ruhenden Souverainität andern dritten Personen übertragen wird.

Wollte man wirklich die Entscheidung der Supreme - Court über den rechtlichen Racenunterschied in allen Punkten befolgen, es würde die größte Confusion entstehen, welche jemals in der Welt stattgefunden, und die faktische Rechtslosigkeit der Neger würde alle bürgerliche Ordnung, namentlich in den südlichen Staaten, auflösen.

Indessen denkt auch kein Mensch an einen solchen Wahnsinn. Die Entscheidung des Oberbundesgerichtes wird niemals praktische Bedeutung gewinnen; die nördlichen Staaten werden sich nicht ihrer Souverainität berauben lassen; es ist eine praktische Unmöglichkeit, die Sklaven in jeder Beziehung als Sachen und Eigenthum zu behandeln.

Aber die Entscheidung hat diese Bedeutung, daß sie uns die Tendenzen der demokratischen Partei zeigt und daß sie der Opposition ihre einzig richtige und mögliche Stellung anweist.

Wir haben schon gleich in den Tagen der Nebraskabill die ungeheure Rechtsverwirrung vorhergesehen, welche aus diesem Gesetze folgen mußte Wir sehen auch in der Entscheidung des Oberbundesgerichtes nur eine Consequenz der Nebraskabill. Der Nebraskabill gebührt offenbar das Verdienst, die Sklaverei zu einem nationalen und allgemeinen Rechtsinstitute gemacht zu haben, — im Widerspruch mit den bis dahin gültigen rechtlichen Anschauungen von dem lokalen und exzeptionellen Zustande der Sklaverei, — und die letzte Entscheidung der Supreme Court ist nur eine Consequenz dieser durch die Nebraskabill hervorgebrachten Veränderung, obgleich dieselbe gerade das Prinzip der Nebraskabill, die Volkssouverainität, vollständig negirt.

Es geht der Prosclavereipartei mit ihren Maaßregeln, wie dem Saturn, der seine eigenen Kinder verschlingt. Ihre Gesetze und Maaßregeln lösen sich selbst einander auf. Die Nebraskabill negirte die Kompromisse von 1850, auf welche hin Franklin Pierce zum Präsidenten erwählt worden war; die Entscheidung der Supreme - Court löst die Nebraskabill in das Nichts ihrer Bestandtheile auf, indem sie der Douglas'schen Volkssouverainität den Kopf abschlägt.

Es ist bei dieser Partei überhaupt Alles Widerspruch und Verwirrung. Sie beruft sich auf ihre Treue gegen die Union, und ist gerade die Vertheidigerin der Theorie der Staatenrechte, welche den staatsrechtlichen Charakter der Union in ein bloßes diplomatisches Bündniß auflösen möchte. Sie prahlt mit ihrer Anhänglichkeit an die Constitution und mißhandelt dieselbe zu ihren Prosklavereizwecken. Sie proclamirt die Grundsätze der Selbstregierung, und verwehrt dem Volke das Recht, über seine innere Angelegenheit selbst zu entscheiden. An diesem Widerspruch der eigenen Prinzipien und Maaßregeln wird die Partei scheitern.

Die Stellung der Parteien ist durch die letzten Maaßregeln der demokratischen Partei auf eine gewaltsame und durchgreifende Weise verändert worden. Während früher verschiedene Themata der Nationalökonomie wie innere Verbesserungen, Tarife, Banken u. s. w. die Unterscheidungspunkte der beiden großen Parteien bildeten, schieden sich in Folge des Kompromisses von 1850 und namentlich in Folge der Nebraskabill sogenannte geographische Parteien ab, die hauptsächlich die Sklavereifrage zum Unterscheidungspunkte machten. Die Folge der letzten Entscheidung der Supreme Court wird die sein, daß sich die geographische Parteien in prinzipielle verwandeln, und die Unterscheidungspunkte nicht mehr in einzelnen Maaßregeln, sondern in den Prinzipien und Rechtsanschauungen selbst liegen.

Da die demokratische Partei die Sklaverei zu einem nationalen Institute machen will, so muß die republikanische Partei die Sklaverei als eine reine lokale und munizipale Angelegenheit betrachten.

Da die demokratische Partei Union und Sklaverei für identisch hält, muß die republikanische Partei den Grundsatz aussprechen, daß die Union und der Congreß niemals zum Schutze der Sklaverei berechtigt ist, sondern daß die Sklavenstaaten ihr Eigenthum selbst schützen mögen.

Da die demokratische Partei die Unabhängigkeitserklärung so auslegt, daß nur weiße Menschen an den Wohlthaten derselben Theil nehmen könnten, muß eine authentische Erklärung von Seiten der republikanischen Partei hinzugefügt werden, daß die Menschenrechte durch keine Racenunterschiede beschränkt sind.

Da die demokratische Partei dem Kongresse, wie dem Volke eines Staates oder Territoriums die Befugniß genommen hat, die Sklaverei irgendwo zu verbieten, muß die republikanische Parkei dem Kongresse, wie dem Volke die Befugniß absprechen, irgendwo die Sklaverei einzuführen.

Da die demokratische Partei die deutliche und offen ausgesprochene Absicht hat, die Sklaverei auf freie Staaten und Territorien auszudehnen, muß die republikanische Partei es zu einem Gegenstande ihres offen eingestandenen Bestrebens machen, die Emanzipation in südlichen Staaten duchzusetzen.

Da die demokratische Partei namentlich in den südlichen Staaten es zu ihrem Programme gemacht hat, die Union aufzulösen, falls dieselbe sich nicht mehr zur Dienerin der Sklaverei hergibt, muß die republikanische Partei erklären, daß sie gern bereit ist, die Union aufzulösen, falls dieselbe nicht mehr eine Union mit der Freiheit ist.

Dies ist die Stellung, zu welcher die republikanische Partei und der ganze Norden auf dem einfachen Wege der Nothwehr gezwungen ist. Es ist vorauszusehen, daß ein solch prinzipieller Gegensatz keine friedliche Lösung erhalten, daß der Weg gewaltsamer politischer Katastrophen betreten

werden wird. Wir geben sogar alle die Gefahren zu, welche den Bestand der Union bedrohen, wie die Nothwendigkeit einer Revision der Constitution. Aber wir glauben, daß es viel besser sei, dieser Nothwendigkeit mit offenen Augen entgegenzusehen, als sich durch eine unter den jetzigen Umständen vollständig ungerechtfertigte Sentimentalität wiederum zu versöhnlichen und halben Schritten verleiten zu lassen. Wir geben zu, daß die Auflösung der Union in vielen Beziehungen ein unberechenbares Uebel wäre, aber niemals, und wenn sie auch unter den schwierigsten Verhältnissen eintreffen sollte, wird dieses Unglück einen der Cultur so nachtheiligen, der Freiheit widerstrebenden und uns in die Barbarei zurückschleudernden Einfluß ausüben, wie der Fortbestand der Union unter den jetzigen Verhältnissen, als unzertrennbar mit der Sklaverei und allen ihren rechtlichen und faktischen Folgen verbunden. Und dann dürfen wir keinen Augenblick vergessen, wer denn diese unheilvolle Katastrophe hervorgerufen, wer die Rechtsverwirrung erzeugt, wer zuerst mit dem Gedanken der Auflösung der Union gedroht und alle Schritte gethan hat, diese Drohung zu verwirklichen. Es war nicht, wie man fälschlich behauptet, die republikanische Partei, — welche durchaus nicht mit der alten Abolitionistenpartei zu verwechseln ist, — sondern der Süden und die demokratische Partei. Im Süden, in den demokratischen Gesetzgebungen von South-Carolina, Georgia und anderswo tauchten zuerst die Disunionsgelüste auf; die südliche Presse behandelte diese Eventualität lange als einen Lieblingsgegenstand; im Süden entstand jene dem festen Zusammenhalt der Union so gefährliche Theorie Calhoun's von den Staatenrechten. Ferner, die demokratische Partei hat durch die Erlassung der Nebraskabill die bestehende Gesetzgebung über Sklaverei zerstört; sie hat die Einigkeit zwischen Norden und Süden gewaltsam verletzt; sie hat in Kansas den Boden des Bürgerkrieges betreten; sie hat die geographischen Parteien gegründet, indem sie sich einseitig zu einer südlichen Partei gestaltete; sie hat endlich durch die letzte Entscheidung des Oberbundesgerichtes den nördlichen Staaten das Verbleiben in der Union unter den jetzigen Gesetzen und Verhältnissen unmöglich gemacht. Wer daher wirklich die Union liebt, und deren Erhaltung als einen großen materiellen Gewinn und eine Garantie für eine freie Zukunft dieses Kontinentes betrachtet, der sollte seine Vorwürfe und Abneigungen auf die demokratische Partei conzentriren, als auf die Urheberin aller der Verwickelungen und Widersprüche, welche das einträchtige Zusammenleben der Staaten unmöglich und die Katastrophe nothwendig gemacht haben.

Atlantis.

Neue Folge, Band 6. Heft 4.	April, 1857.	Alte Folge, Bd. 8., Nr. 182–183.

Bestimmung einiger Rechtsbegriffe.

Die „Atlantis" hat in einem Artikel des vorigen Heftes nachzuweisen versucht, daß eine „Neubildung der Rechtswissenschaften" in Uebereinstimmung mit der modernen Wissenschaft selbst nothwendig sei, und es ist gewiß eine sehr dankenswerthe Aufgabe, diesen Punkt näher zu untersuchen und die allgemeinsten Grundsätze eines wirklichen Naturrechts aus den allgemeinen Naturgesetzen selbst zu entwickeln. Wenn wir uns dieser Aufgabe unterziehen, so wissen wir wohl, daß wir nichts Definitives und Vollständiges liefern, sondern höchstens den Weg zeigen können, der zu betreten ist; wir können nur aufmerksam machen und anregen; der Gegenstand an sich ist bedeutend genug, um ihm die allgemeine Theilnahme denkender Menschen zu sichern.

Wir entwickeln das Recht aus den allgemeinen Naturgesetzen und speziell aus der Naturgeschichte des Menschen, aus der Anthropologie. Es ist zunächst ein allgemeines Naturgesetz, daß jedes Ding das Bestreben hat, in sich selbst zu verharren, sich von andern Gegenständen zu unterscheiden, sich auf sich selbst zu beziehen. Der Individualismus, der im menschlichen Leben seinen Höhepunkt erreicht, fängt in der Natur schon an; schon in der Natur sondern sich alle Produkte zu besondern Spezies und Arten, und je höher wir im Reiche derselben emporsteigen, desto mehr Bestimmtheiten, Besonderungen und Unterscheidungen finden wir. Im Menschen kommt diese Besonderung mit der größten Hartnäckigkeit und Entschiedenheit zur Erscheinung; Spinoza nennt die Haupttriebkraft aller menschlichen Leidenschaften den „animus, in suo esse perseverandi", (das Bestreben, auf seinem eigenen Sein zu verharren), und diese moralische Schwerkraft, welche vollständig der Schwerkraft in der Natur analog ist, kann als die allgemeinste und natürlichste Eigenschaft des Menschen betrachtet werden. Die natürliche Qualität, ein Ich zu sein und in seinem Ich zu verharren, ist die Basis eines natürlichen Rechtes, das Jedermann an sich selbst hat, das Recht auf sein Ich, auf seine Besonderheit, auf seine

individuelle Existenz und Entwickelung. Dieses Recht ist die Quelle aller derjenigen Rechte, welche das römische Recht als persönliche Rechte im Gegensatze zu den dinglichen Rechten betrachtet; es schließt jeden Gedanken aus, den Menschen als Waare, als Eigenthum zu betrachten; das Bewußtsein dieses Rechtes ist bei dem einen Menschen mehr entwickelt, wie bei dem andern, aber bei jedem Menschen, der überhaupt sich als Mensch und als Persönlichkeit, als eine von Andern unterschiedene Individualität fühlt, — und dies ist bei jedem Menschen der Fall, — ist dies Bewußtsein vorhanden und die allgemeinste Quelle seiner Handlungen und Empfindungen. Dem persönlichen Selbstbewußtsein entspricht das persönliche Recht, das Recht, in sich selbst zu verharren, seiner eigenen Organisation treu zu sein und zu folgen, den Gesetzen der eigenen Natur und ihrer Entwickelung nach zu leben. Dieses Recht ist unmittelbar mit der menschlichen Organisation selbst gegeben; es ist auf einer geringeren Stufe der Entwickelung selbst bei den Thieren vorhanden, die hartnäckig am Leben halten und sich nicht wehrlos morden lassen; beim Menschen kommt mit der vollendeteren Persönlichkeit und Individualität, mit dem größeren Reichthum an Bestimmungen und Unterscheidungen, auch das vollendetere Rechtsbewußtsein, der feste und unbesiegbare Wille, seiner eigenen Organisation und den Gesetzen derselben gemäß zu leben. Dies ist das erste und oberste Naturrecht.

Der Mensch ist nicht nur Individuum, sondern Mitglied der Gattung. Diese Gattung, diese Art ist, wie die neuern naturwissenschaftlichen Forschungen herausstellen, für alle Menschen dieselbe. So verschieden die einzelnen Racen und so constant auch die Racenunterschiede sein mögen, die Einheit des Genus, der Gattung, wird dadurch nicht aufgehoben. Dieser Einheit der Gattung, dieser allgemeinsten Uebereinstimmung der menschlichen Organisation, entspricht ein allgemeiner Rechtsbegriff, der in dieser allgemeinen menschlichen Organisation selbst begründet ist, und welcher als ein unveräußerliches Erbtheil jedem Mitgliede der großen Familie der Menschheit angeboren ist, der Begriff der allgemeinen Menschenrechte. Die Menschenrechte sind so allgemein und unveränderlich, wie die Qualität Mensch selbst, und sind mit derselben unzertrennbar verbunden. Die Gesetze, welche in dieser Beziehung gelten, sind ebenso constant, wie die Eigenschaften, an welchen der Naturforscher den menschlichen Typus erkennt; sie gehören zu dem Artbegriff; sie sind über jede Diskussion erhaben, und werden von jeder wesentlichen Veränderung verschont.

Die individuellen Rechte und die allgemeinen Menschenrechte decken und garantiren sich einander, ebenso, wie der richtige Egoismus und Individualismus in der wahren Menschlichkeit besteht. Es ist die Aufgabe der Rechtswissenschaft, diese Rechte in ihren allgemeinsten Eigenschaften, Resultaten und Wirkungen zu schildern, wie es die Aufgabe des Naturforschers ist, die allgemeine Natur des Menschen und die Gesetze seiner Or-

ganisation darzulegen. Die Rechtswissenschaft in diesem Sinne ist daher eigentlich mehr beschreibender, wie construirender Art; sie zeigt nur das auf, was wirklich vorhanden ist, und enthält keine Postulate, sondern nur Resultate. Sie ist eine einfache Darlegung natürlicher Thatsachen im Lichte der Erkenntniß und des Bewußtseins, und wo nur immer ein Zweifel auftritt, appellirt sie an diese Thatsachen, appellirt sie an die Naturgesetze, um sich zu orientiren. Wird das Recht in Folge geschichtlicher Verirrungen verstümmelt oder ganz geleugnet; kommt in Folge socialer Gebrechen die menschliche Natur nicht zu ihrem Rechte: dann erscheinen Katastrophen, in denen diese Appellation an die menschliche Natur und ihre Gesetze gewaltsam vollzogen wird, und sich das Naturrecht durch alle historischen Hindernisse hindurch Bahn bricht. Daher ist das letzte und oberste Consequenz des Naturrechtes das Recht auf Revolution.

Gehen wir die Skala der einzelnen natürlichen Rechte durch, so begegnen wir zuerst denjenigen Rechten, welche unmittelbar an dem Begriffe der menschlichen Persönlichkeit haften; das Recht auf das Leben ist hier das erste und allgemeinste. Es liegt in der Natur jedes lebendigen Wesens, mit aller Hartnäckigkeit am Leben zu halten; Vernichtung ist der furchtbarste Gedanke, der sich dem Selbstbewußtsein nur aufdrängen kann. Der Selbsterhaltungstrieb ist das allgemeinste Motiv in der Natur, und muß sich deßhalb auch in der menschlichen Gesellschaft in der umfassendsten Weise geltend machen. Wir glauben, daß selbst bei d.n größten Verirrungen und dem naturwidrigsten Mißbrauch dieses Rechtes dasselbe dennoch nicht geläugnet werden darf; wir glauben, daß die menschliche Gesellschaft kein Recht an das Leben irgend eines einzelnen und selbst des verworfensten Menschen habe, denn dieses Recht ist so sehr in der Natur des Menschen begründet, daß man die ganze Natur desselben umgestalten, alle Bedingungen seiner Organisation verändern, den ganzen Typus der Menschlichkeit zerstören müßte, um dies Recht leugnen zu können. Die ganze menschliche Natur widersetzt sich dem Gedanken der Vernichtung, und in dieser allgemeinsten natürlichen Eigenschaft wurzelt auch das allgemeinste Menschenrecht, das Recht auf das Leben.

Das Recht auf das Leben schließt auch das Recht auf die Mittel des Lebens ein, das Recht auf Heimath und Nahrung, welches unsere modernen Socialisten durch eine sonderbare Verwechselung der Begriffe das Recht auf Arbeit nennen. Zur Arbeit wird man immer nur verpflichtet, niemals berechtigt sein; die Befriedigung der unmittelbarsten natürlichen Bedürfnisse wird durch die Arbeit vermittelt, aber dieselbe wird von der natürlichen Organisation des Menschen selbst verlangt, und zwar so dringend, daß gar keine weitere Voraussetzung und Vorbedingung zulässig ist. Wo die Mittel zur Befriedigung der unmittelbarsten natürli-

chen Bedürfnisse fehlen, da sind alle Schritte der Nothwehr und Selbsterhaltung gerechtfertigt, und das oberste Gesetz der Revolution tritt ein.

In den einigermaßen civilisirten Staaten ist denn auch dieses Recht auf die Befriedigung der unmittelbarsten natürlichen Bedürfnisse anerkannt und von keinen weiteren Voraussetzungen abhängig gemacht. In England z. B. existirt die Armentaxe zum Besten jedes Bedürftigen, gleichviel ob er selbst an seiner Armuth Schuld ist oder nicht. Die bürgerliche Gesellschaft in England hat einmal das Recht jedes Menschen auf Nahrung u. s. w. anerkannt, und auch die andern Nationen, die Chinesen vielleicht ausgenommen, haben dieses Recht in größerem oder geringerem Maaße adoptirt. Es gilt überall für ein Verbrechen, wenn die menschliche Gesellschaft Jemanden verhungern läßt, und es ist gerade gegenwärtig die Aufgabe des Reformers, solche sociale Zustände zu schaffen, in denen das Recht auf die nothwendigsten Mittel des Lebens jedem Menschen garantirt wird, ohne daß man zu Ausnahmsmaaßregeln, wie z. B. die englische Armentaxe greifen muß. Die Landreformbestrebungen in Amerika, die socialen Theorien in Frankreich und Deutschland sind auf diesem Boden gewachsen, und wenn auch noch über die Anwendung dieses Rechtes die verschiedensten Meinungen bestehen, wird das Recht selbst doch nicht bezweifelt.

Ein drittes Recht, welches wie die beiden vorigen, unmittelbar aus der Natur des Menschen und seinen natürlichen Bedürfnissen hervorgeht, ist das Recht auf Familie. Wir betrachten die Ehe nicht als eine religiöse Anstalt, nicht als eine staatliche Einrichtung, auch nicht, mit Kant, als einen juridischen Kontrakt, sondern als ein durchaus natürliches Verhältniß, das von keinen weitern Regeln und Bedingungen abhängig sein darf, als von den Naturgesetzen selbst. Jedes Maaßregeln in dieser Beziehung, worin Staat und Kirche mit einander wetteifern, ist eine Beleidigung der Natur und eine Verletzung ihrer Gesetze. Die verschiedensten Theorien über Ehe und Familie, welche nicht erst von den modernen Socialisten aufgestellt sind, sondern schon seit Jahrtausenden die Denker beschäftigt haben, werden erst dann einer positiven Lehre und Praxis weichen, wenn man sich bei der Behandlung dieses Verhältniß lediglich auf den natürlichen Boden stellt, und sich von den Naturgesetzen das in Bezug auf diesen Gegenstand einzuhaltende Verfahren diktiren läßt. In keinem andern Verhältniß des Lebens ist der Mensch so sehr auf die Natur angewiesen, und wird so strenge für jede Verletzung ihrer Gesetze bestraft, als in diesem Verhältniß. Die Staatsverwaltungen sollten deßhalb in dieser Beziehung nichts anders thun, als Jeden in der Benützung seiner natürlichen Rechte schützen, ihm das „Recht auf Familie" garantiren, und ihm innerhalb dieser allgemeinen Garantie die vollständigste Freiheit geben. Jeder Eingriff der Gesetze in dieses Verhältniß ist unmoralisch, und gibt zu Unmoralitäten Veranlassung; namentlich liegt eine entsetzliche Barbarei da-

rin, wenn man mit diesem Verhältnisse Eigenthumsbegriffe im juridischen Sinne verbindet.

Das wesentlichste Recht, welches aus der individuellen Organisation des Menschen fließt, ist das Recht der ungehinderten individuellen Entwickelung, das Recht auf Erziehung. Wir betrachten Erziehung in unserem Sinne als Entwickelung von Innen heraus, während der Unterricht in der Aneignung äußerer Kenntnisse besteht. Die Erziehung hat gar keinen andern Gegenstand und gar kein anderes Mittel, als die Individualität des Menschen selbst; ihr Zweck ist einfach, den Menschen zum Bewußtsein seiner Selbst und zum Gebrauche seiner Anlagen und Fähigkeiten zu bringen. Was in dem Menschen steckt, muß heraus; jeder Mensch hat ein Recht zur Ausübung seiner geistigen, wie seiner körperlichen Funktionen, und das eine darf eben so wenig, wie das andere, beeinträchtigt oder unterdrückt werden. Das Recht auf Erziehung ist ein ebenso allgemeines Recht, wie das Recht auf das Leben, denn es garantirt dem Menschen seine geistige Individualität und damit seine Freiheit.

Aus dieser Betrachtung ergeben sich zwei bemerkenswerthe Folgerungen. Erstens muß die Erziehung individualisirt, nicht generalisirt werden, d. h. die Erziehung muß nicht in einer oberflächlichen Tünche von auswendig gelernten Kenntnissen bestehen, sondern in einer Erregung und Kräftigung des Selbstbewußtseins. Wir finden hier denselben Gegensatz zwischen Immanenz und Transcendenz, den wir in allen wissenschaftlichen Gebieten finden. Die Erziehung darf an dem Menschen nichts Fremdes heranbringen, sondern soll ihm nur den freien Gebrauch seiner eigenen Funktionen verschaffen; sie soll seine Individualität, sein Selbstbewußtsein entwickeln und verstärken; sie soll überhaupt keine andere Grundlage und kein anderes Material haben, als den Menschen selbst und seine natürliche Organisation.

Zweitens, wenn wir dem Menschen ein Recht auf Erziehung geben, ist damit zugleich der absolute, universelle Charakter der Erziehung ausgedrückt. Dieses Recht muß gerade so allgemein sein, wie das Recht auf das Leben und auf die Mittel zum Leben, und man darf es niemals der Willkür und dem Belieben überlassen. Da, wie wir gesehen haben, dasselbe in der Organisation des Menschen selbst begründet ist, und das ganze Geheimniß der Erziehung darin liegt, die in dem Menschen liegenden Fähigkeiten frei wirken zu lassen, können wir das Recht der Erziehung als eines der allgemeinsten Naturrechte betrachten, das unmittelbar mit der naturlichen Organisation des Menschen selbst gegeben ist. Wo Kräfte sind, müssen sie wirken; wo Gesetze existiren, müssen sie zur Erscheinung kommen; wo Fähigkeiten und Anlagen vorhanden sind, müssen sie sich entwickeln; dies ist ein allgemeines Naturgesetz, und darauf beruht das Recht auf Erziehung.

Dies sind die wesentlichsten Rechte, welche die Individualität, die

Persönlichkeit des Menschen zum Grunde und zum Zwecke haben. Alle diese Rechte kommen darauf hinaus, dem Menschen die freie und ungestörte Entwickelung seiner Persönlichkeit zu verschaffen. Die Freiheit des Menschen besteht darin, daß derselbe seiner eigenen Organisation gemäß lebt, seine natürlichen Bedürfnisse befriedigen, seine natürlichen Fähigkeiten benützen kann. In der Summe dieser Befriedigungen liegt die Glückseligkeit des Menschen. In diesem Sinne hat der Mensch ein Recht auf Glückseligkeit, das auch speziell die Unabhängigkeitserklärung der Ver. Staaten jedem einzelnen Menschen garantirt. Dieser so oft für unbestimmt gehaltene und als Phrase erklärte Ausdruck, „daß jeder Mensch frei und gleich und zum Streben nach Glückseligkeit berechtigt sei", enthält nichts weiter, als die Forderung, daß jeder Mensch nach seiner eigenen Natur und im Einklang mit seiner natürlichen Organisation leben solle. Dies ist Alles, was der Mensch von persönlichen Rechten verlangen kann, aber das Wenigste, was ihm von der menschlichen Gesellschaft garantirt werden muß.

Ebenso, wie dem persönlichen Selbstbewußtsein des Menschen das Gattungsbewußtsein entspricht, werden die persönlichen Rechte desselben, die seine Individualität beschützen, durch die allgemeinen Menschenrechte, welche ihm seine Stellung im großen Bunde der Menschheit anweisen, ergänzt. Die allgemeinen Menschenrechte sind zum Schutze und zur Garantie der persönlichen Rechte vorhanden. Die Menschenrechte sind so allgemein und umfassend, wie der Begriff der Menschheit selbst, und da die letztere als eine Art, ein Genus erkannt ist, in welchem alle Varietäten der Racen und Nationalitäten die wesentlichsten Eigenschaften gemeinsam besitzen, so muß auch der Begriff der Menschenrechte ebenso, wie der Artbegriff, auf die Menschen aller Zonen und Racen ausgedehnt werden. In dieser Beziehung haben wir also kein verschiedenes Recht für weiße und für farbige Leute, für wilde und Kulturvölker, für die geistig mehr oder wenig begabten Nationen; das Recht ist ebenso allgemein und bezieht sich ebenso auf die wesentlichsten Eigenschaften des Menschen, wie der Artbegriff überhaupt. Die Menschenrechte bilden gewissermaßen nur ein großes, allgemeines Schema, in dem die verschiedensten Rechtsverhältnisse und Kulturzustände sich entwickeln; aber je mannigfaltiger und bunter auch die verschiedenen Kulturzustände erscheinen, sie sind in einen großen Rahmen eingeschlossen, der das Ganze als einziges Bild erscheinen läßt.

Der erste Begriff, welchen wir hier finden und welcher direkt aus dem Artbegriff hervorgeht, ist der der Gleichheit. Dieser Begriff ist die Basis jeder civilisirten Gesellschaft. Die Gleichheit ist ein abstraktes Verhältniß, und erlaubt innerhalb ihre Grenzen die größten Verschiedenheiten der Entwickelung; eine faktische Gleichheit wird nie vorhanden sein,

aber die juridische Gleichheit ist die Bedingung jedes Rechtes. Gleichheit vor dem Gesetz ist ein Fundamentalartikel jeder halbweg vernünftigen Staatsverfassung; ja selbst in den Gesetzbüchern despotischer Staaten ist dieser Grundsatz enthalten. Während der Grundsatz der Gleichheit in der Unabhängigkeitserklärung der Ver. Staaten mit unauslöschlichen Zügen eingeschrieben ist, fehlt derselbe nicht einmal dem preußischen Landrecht oder dem in vieler Beziehung so sehr despotischen Code Napoleon; ja selbst die Türkei hat in Folge des letzten Krieges die Gleichheit aller ihrer Unterthanen vor dem Gesetz erklären müssen. In der Praxis wird natürlich dieser Grundsatz oft verstümmelt, wie jeder andere Rechtsgrundsatz, aber man wagt doch wenigstens nicht mehr, den Grundsatz selbst zu leugnen, wenn wir einige Junker in den preußischen Kammern oder auf den Plantagen der südlichen Sklavenstaaten ausnehmen wollen.

Der zweite Rechtsbegriff, der mit dem der Gleichheit unmittelbar zusammenhängt, ist der der Freiheit. Wir verstehen an diesem Orte unter Freiheit nicht jene innere Nothwendigkeit, welche das Gesetz unserer Entwickelung bildet, — (dies ist ein allgemeinerer Begriff) — sondern Freiheit im juridischen Sinne, als die Garantie gegen die Uebergriffe Einzelner oder der Staatsgewalt in unser persönliches Belieben. Wir haben ein Recht darauf, unserer Freiheit nicht beraubt zu werden, ausgenommen in den vom Gesetz vorgeschriebenen Fällen. Die Verfassungen constitutioneller Staaten haben dieses Recht mehr oder weniger bestimmt festgestellt; die bekannteste Bestimmung über diesen Gegenstand ist die alte englische Habeas-Korpus Akte, welche auch in die Constitution der Ver. Staaten übergegangen ist.

Der juridischen Freiheit entspricht die politische Freiheit, welche in dem Begriffe der Volkssouverainität enthalten ist. Durch die Volkssouverainität wird der einzelne Mensch selbst zum Schutze seiner Rechte und Freiheiten berufen; er wird der Wächter seines eigenen Schicksals und von jeder fremden Gewalt unabhängig. Die Volkssouverainität stellt den organischen Charakter des Staates dar; die gesellschaftliche Ordnung bildet sich von Unten vermittelst der Willen der Einzelnen auf, und beschränkt nicht, sondern verwirklicht und vollzieht die individuellen Wünsche. Die Volkssouverainität ist indessen nicht selbst die Freiheit, sondern der Weg, auf dem die Freiheit gefunden, das Mittel, mit dem sie durchgesetzt wird. Damit sie nicht in ein absolutes Recht des Stärkeren, der Majoritäten, umschlägt, muß die

Freiheit der Rede und Presse garantirt werden, als das einzig mögliche Mittel, die Minoritäten gegen die Majoritäten zu schützen, und auch der Minorität ihre Souverainität und die Möglichkeit der Propaganda zu erhalten. Die Mittel der Kultur, welche in der freien Presse

und Rede liegen, gehören mit zu Voraussetzungen und Bedingungen der freien Entwickelung des Menschen; sie sind die Quellen der Humanität, und das Recht darauf gehört mit zu den wesentlichsten Menschenrechten. Wird die Freiheit der Rede und Presse verletzt, dann hören die friedlichen Mittel der Propaganda auf, und die letzte Appellation an die Menschenrechte, das Recht auf Revolution tritt in Kraft.

Damit wären wir wieder zu unserem Anfange zurückgekommen; indem wir die wesentlichsten Rechte, soweit sie unmittelbar der menschlichen Natur entspringen, aufgezählt haben. Diese Naturrechte bilden den festen, unvergänglichen Hintergrund der Weltgeschichte, deren ganze Thätigkeit in der Realisirung dieser Rechte besteht. Wie nun dieser geschichtliche Prozeß der Darstellung der Menschenrechte vor sich ging und vor sich geht, wie sich das Bewußtsein des Rechtes nach und nach in den Nationen und Zeitaltern entwickelte, wie man endlich zu einer bestimmten Festsetzung dieser Rechte kam, davon ein nächstes Mal.

Das Naturrecht ist das eigentlich positive Recht, weil es mit den positiven natürlichen Thatsachen selbst gegeben ist; es ist das absolute Recht, weil es von absoluten Bedürfnissen verlangt wird; es ist ein angeborenes Recht, weil es aus der Organisation des Menschen selbst gegeben ist. Das historische Recht dagegen ist ein relatives Recht, von der historischen Entwickelung und den jedesmaligen Kulturzuständen abhängig. Beide Rechte stehen oft im Widerspruch zu einander, aber suchen sich immer gegenseitig auszugleichen. Das Naturrecht gibt uns den Maaßstab zur Interpretation des historischen Rechtes, und dieß historische Recht hat nur in soferne Werth, wie es mit den wesentlichsten Bestimmungen des Naturrechtes übereinstimmt. In der amerikanischen Politik wird daher auch das letztere mit dem passenden Namen „higher law“ bezeichnet. Das Naturrecht ist lediglich ein Gegenstand des Selbstbewußtseins und der Erkenntniß; das historische Recht muß erworben und erobert werden; von diesem heißt es:

„Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben,
Der täglich es erobern muß.

Ueber die Verbreitung des Menschen auf der Erde und den Einfluß des Klima's auf seine Gestalt und Beschaffenheit.

(Eine Vorlesung, gehalten von Dr. Carl Rösch zur Einleitung seiner Vorträge „über die Natur des Menschen" in der Turnhalle in St. Louis für Turner und Mitglieder des „deutschen Instituts für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe.")

[Schluß.]

Die weiße oder kaukasische Rasse hat ihre Heimath im westlichen Asien und in Europa. Ihre ursprünglichen Wohnsitze befinden sich durchaus in dem gemäßigten Klima, mit Ausnahme des Stammes der Hindu, welcher die ostindische Halbinsel tief in den nördlichen Wendekreis hinunter bewohnt. Die Hindu bilden aber schon einen Uebergang zu den Mongolen und Malaien. Sie haben eine gelbe oder braune Haut, einen schwächeren Haarwuchs, zartere Glieder und eine kleinere Statur, als die reinen kaukasischen Stämme. Unverkennbar ist der Einfluß des tropischen Klima's auf ihre Gestalt und Natur. Im Nordwesten Asiens bilden die tartarischen Völker ebenfalls einen Uebergang von den Kaukasiern zu den Mongolen, aber in anderer Art; sie sind stark und von hoher Statur, und haben eine blaßgelbe, beinahe weiße Hautfarbe, entsprechend dem gemäßigten Klima, welches sie bewohnen. An sie schließen sich sodann die Slaven, Finnen und Magyaren an, welche zwar mit Recht zu den Kaukasiern gerechnet werden, aber durch ihre Schädel- und Gesichtsbildung mehr oder weniger den Mongolen sich nähern. Andererseits hat der arabische Stamm der kaukasischen Rasse, welcher, von der arabischen Halbinsel ausgehend, Aegypten und die ganze Ost- und Nordküste von Afrika eingenommen hat und bis Spanien vorgedrungen ist, Zweige bis tief in die Wendekreise vorgeschoben, welche in Folge des Klima's mehr oder weniger der äthiopischen Rasse ähneln. Man theilt die arabische Rasse wieder in die atlantische oder westliche, die Mauren und die adamische oder östliche, zu welcher auch die Juden gehören. Eigenthümlich ist der arabischen Rasse die kleine Statur der Weiber im Gegensatz zu derjenigen der Männer, welche sämmtlich hoch gewachsen sind. Außerdem zeichnet sie sich aus durch eine hohe Stirne, ovales, langes Gesicht, gebogene Nase, spitziges Kinn, große dunkle Augen, dichtes schwarzes Haupt- und Barthaar, Gewandtheit des Körpers wie des Geistes. Der reinste und schönste Stammm der kaukasischen Rasse ist der indogermanische, dem wir selbst angehören. Von den Indogermanen kann man sagen, daß sie, wie die Neger, Produkte des heißen Afrika, Kinder der milderen Sonne des Nordens sind. Man unterscheidet wieder vier Zweige des indogermanischen Stammes der kaukasischen Rassen, den östlichen oder kaukasischen im engeren Sinne, auch tscherkessische, georgische, mingrelische Rasse genannt, den westlichen oder keltischen, den südlichen oder pelesgischen, griechisch römischen und den nördlichen oder germanischen.

Der östliche Zweig des indogermanischen Stammes bewohnt heute noch sein ursprüngliches Stammland Kaukasien, zwischen dem caspischen See und dem schwarzen Meere und zeichnet sich durch besondere Schönheit aus. Die Hautfarbe ist glänzend weiß, das Haar schwarz, die Augen dunkelbraun, der Schädel schön gewölbt, das Gesicht fein und regelmäßig, der Wuchs schlank, die Haltung und der Gang majestätisch, die geistigen Anlagen bedeutend, wenn gleich nicht ausgebildet. Die Türken und die Russen werden nicht nur durch die tscherkessischen Männer, sondern auch durch die tscherkessischen Frauen besiegt.

Die westliche oder keltische Rasse ist jetzt zusammengeschmolzen und so mit der südlichen, griechisch-römischen und mit der nördlichen germanischen vermischt, daß nur noch einzelne Reste derselben in Schottland und Wales, in der Bretagne und in dem Baskenlande angetroffen werden, während sie früher das ganze linke Ufer des Rheins, ganz Gallien und einen großen Theil von Britanien und Iberien bevölkerte. Ihre Schädel- und Gesichtsbildung ist weniger edel, die Nase nicht gerade, das Haar nicht kastanienbraun, die Hautblase in's Gelbliche spielend, mittlere Statur.

Die südliche Rasse steht der östlichen an Schönheit und Regelmäßigkeit der Bildung des Schädels und Gesichts, und des ganzen Körperbaues kaum nach. Was aber die Hautfärbung betrifft, so verläugnet sich der Einfluß der südlicheren Sonne, welche sie bräunt, nicht. Die heutigen Romanen, die Bewohner der Wallachei, Italiens, Frankreichs, Spaniens und Portugals, sind gemischt aus Griechen, Kelten, Germanen, Mauren (in Spanien). Sie unterscheiden sich von den andern Zweigen des indogermanischen Stammes ebenfalls vorzüglich durch ihre dunklere Hautfarbe, ihre dunkeln feurigen Augen, ihr reiches schwarzes Haar und ihre etwas niedrigere Statur.

Der ausgebreitetste und zahlreichste Zweig des indogermanischen Stammes sind die Bewohner des nördlichen Europa's, die Germanen. Die germanischen Völkerschaften sind die größten unter den Kaukasiern; ihre Hautfarbe ist vollkommen weiß, mit dem durchscheinenden Roth des Blutes; sie haben feines, blondes oder röthliches Haar und blaue Augen; ihr Temperament ist sanguinisch phlegmatisch; sie sind muthig und tapfer, aber auch demüthig und langmüthig, und immer voll Hoffnung. Das Klima des Nordens hat hier seinen Einfluß deutlich geltend gemacht. Die Germanen bewohnen Deutschland, England, Skandinavien, und haben sich in den letzten Jahrhunderten am meisten unter allen Völkern von diesen ihren Heimathsitzen aus über die ganze Erde verbreitet. Jetzt freilich sind sie auch nicht mehr so rein wie früher, sondern vielfach mit romanischem, slavischem Blute, und mit andern weiter entfernten Rassen vermischt. Der römische

Geschichtschreiber Tacitus beschreibt die germanischen Völker seiner Zeit folgendermaßen: „Sie bilden unvermischt durch Heirathen mit andern Nationen einen eigenthümlichen, reinen und nur sich selbst gleichen Stamm; weßhalb auch ihre Körpergestalt bei einer so großen Volksmenge immer dieselbe ist; sie haben wilde und blaue Augen, röthliche Haare, große Körper, nur zum Angriff stark, Anstrengungen und mühevoller Arbeit weniger gewachsen; am Wenigsten sind sie im Stande, Hitze und Durst zu ertragen, da Himmel und Boden sie mehr an Kälte und Nahrungsmangel gewöhnt haben." Die Germanen sind zur Zeit der großen Völkerwanderung von Asien her in Europa eingewandert. Die Rasse mit den blauen Augen und den blonden Haaren war also ursprünglich in Asien zu Hause und in der That findet man auch heute noch blauäugige Völker im Innern. Die Abstammung der europäischen und westasiatischen Völker aus dem Inneren Asiens wird übrigens außerdem auf das Ueberzeugendste bewiesen durch die Sprache, denn die deutsche, wie fast alle europäischen Sprachen, stammen von dem alten indischen Sanskrit.

Es gibt noch eine Menschenart, welche deutlicher, als alle andern, den Einfluß des Klima's auf die Gestalt und die ganze Natur des Menschen und den Uebergang bildet von der normalen Entwickelung und Beschaffenheit zur abnormen, zur Mißentwickelung und Entartung, von welcher ich sogleich sprechen werde. Ich meine die Polarvölker, die Bewohner der Polargegenden, die Lappländer, Samojeden, Ostjäken, Kamtschadalen, Eskimo's an den Grenzen der Kontinente von Europa, Asien und Amerika im Norden, und die Pescheräh's auf der Insel Ferro im Süden. Sie gehören ursprünglich ohne Zweifel verschiedenen Rassen an, die Lappen und Samojeden der weißen, die Ostjäken u. s. w., Kamtschadalen und Eskimo's der mongolischen und amerikanischen, die Feuerländer der den Negern verwandten schwarzen Rasse auf Neu-Guinea und anderen Inseln Polynesiens. Die Polarvölker sind bedeutend kleiner, als alle übrigen Völker, vierschrötig von Statur, mager, schlaff, bleich oder aschgrau von Farbe, haben ein breites, häßliches Gesicht, eine niedrige Stirne, einen dicken, flachen Schädel, sind unbeholfen, stumpfsinnig, und schwach am Körper wie am Geiste.

So sind also die Rassen der Menschen verschieden nach ihrer ursprünglichen Heimath, ihre Charactere entsprechen denen des Himmels und des Bodens, dem sie angehören und ein unmittelbarer ursächlicher Zusammenhang ihrer Gestalt und Beschaffenheit mit dem Klima ist theils erwiesen, theils höchst wahrscheinlich. Ob die Rassen, wenigstens die drei, vier oder fünf Hauptrassen, die schwarze, braune, gelbe rothe und weiße, ursprünglich, das heißt von der Entstehung des Menschen an vorhanden waren, und neben einander sich entwickelten, oder ob das Menschengeschlecht ursprünglich von Einer Beschaffenheit war und die Rassen in der vorgeschichtlichen

Zeit erst allmählig im Laufe von Jahrtausenden durch den Einfluß des Klima und der damit verbundenen Lebensweise und anderer Verhältnisse so geworden sind, wie wir sie jetzt finden und wie sie waren, seit die Geschichte sie kennt, und die eine Rasse in die andere, insbesondere die höheren aus den niedrigeren, und alle, wie Link vermuthet, aus der schwarzen Rasse als der niedrigsten, hervorgegangen sind; ob sie alle von Einem oder, wie es natürlicher scheint, von vielen Paaren abstammen, lassen wir dahingestellt, weil wir hierüber nichts wissen und niemals Etwas erfahren werden. So viel ist gewiß, daß, soweit die Geschichte zurückreicht, keine Beispiele vorhanden sind, daß eine Rasse unter einem andern Himmelsstrich in eine andere sich umgewandelt hätte, daß Europäer in Afrika Neger, in Amerika Indianer, in China Chinesen oder Neger in Nordamerika Weiße oder Indianer geworden wären u. s. w. Allein die Geschichte geht eben in dieser Hinsicht nicht weit zurück. Man kennt die Rassen erst seit einigen Jahrhunderten genauer. Einige Jahrhunderte sind aber gewiß nicht hinreichend, um eine Rasse durch den Einfluß des veränderten Klima's in eine andere umzuwandeln, die früheren Charactere rein auszutilgen und der Natur ganz andere, ebenso bestimmte neue aufzuprägen. Die Natur weicht nicht so leicht ab von der Form, welche sie einmal angenommen hat. Wir haben ein Beispiel von den Juden, welche von unserer Zeitrechnung an über die ganze Erde sich verbreitet und überall in allen Welttheilen und unter allen Himmelsstrichen ihre Grundcharaktere beibehalten haben, weil sie, wenigstens in früherer Zeit, ihre Rasse rein erhielten und sich nicht vermischten mit den Völkern, unter denen sie als Fremdlinge lebten. Unsere Hausthiere, die den Menschen überall hin begleiten, erleiden zwar hier und da unter einem andern Himmelsstrich einige Veränderung, welche mit der Zeit stehend wird, aber im Ganzen haben auch sie bis jetzt unter dem Einflusse der verschiedensten Klimate ihre Rassencharaktere beibehalten. Die Rassen, wenn sie unvermischt mit andern bleiben, pflanzen sich fort von Geschlecht zu Geschlecht unter verschiedenen äußeren Verhältnissen und Einflüssen.

Aber die Geschichte lehrt uns auch, daß ein verändertes Klima, wenn auch keine Rassenumwandlung, doch eine mehr oder weniger große Veränderung der Natur des Menschen bewirkt. Hierüber liegen Thatsachen vor, welche unumstößlich sind, und durch die tägliche Beobachtung und Erfahrung stets auf's Neue bestätigt werden. Wir haben gesehen, daß manche Rassen und Stämme nicht mehr da sich befinden, wo sie ursprünglich zu Hause waren, daß sie in andere Länder und Himmelsstriche eingewandert sind, daß insbesondere die kaukasische Race und vor allen der germanische Völkerstamm über alle Länder und Klimate sich verbreitet hat. Diese Wandervölker und die einzelnen Aus- und Eingewanderten und ihre Nachkommen in dem neuen Lande sind es nun eben, an denen wir den Einfluß

des veränderten Klima's und was dazu gehört, durch Vergleichung ihres gegenwärtigen Zustandes mit ihrem früheren in ihrem ursprünglichen Heimathlande wahrnehmen und mit Sicherheit nachweisen können. Die Beobachtung lehrt in dieser Hinsicht, daß sie allerdings eine bestimmte Umänderung in Gestalt, Größe, Farbe, in ihrem Temperamente und in ihren geistigen Eigenschaften und Thätigkeiten erleiden, welche um so größer ist, je mehr die natürliche Beschaffenheit des neuen Wohnplatzes von derjenigen der früheren Heimath abweicht. Diese Umänderung der Natur trifft schon die eingewanderten Individuen selbst und um so mehr, je jünger sie waren, als sie unter den neuen Himmelsstrich versetzt wurden, viel mehr aber noch die von ihnen an dem neuen Wohnplatze erzeugten, gebornen und erzogenen Kinder und deren Nachkommen, und schon in dem zweiten und dritten Geschlechte wird diese Umänderung stehend. Ich nenne die Kreolen, die von europäischen Eltern und Voreltern, Spaniern, Portugiesen, Franzosen, Italienern, Deutschen, Engländern u. s. w. abstammenden Bewohner tropischer und den Tropen sich nähernder Länder Amerika's. Das Klima hat ihnen ohne Unterschied einen gleichförmigen, unverkennbaren Charakter aufgeprägt, ihre Gestalt und Farbe, ihr Temperament und ihren Geist, ihr Blut und ihr Gehirn umgeändert. Ich habe selbst im Westen von Texas unter dem 28. Grade der nördlichen Breite Eingewanderte aus nördlicheren Ländern, Deutsche und Amerikaner, d. h. amerikanische Engländer gesehen, welche eine so stark gefärbte gelbbraune oder rothbraune Haut, eine so magere Faser, eine solche Unempfindlichkeit gegen die vom März bis zum Oktober und November anhaltende Sommerhitze zeigten, daß ich sie für Eingeborne des Landes, für Mexikaner, gehalten hätte, wenn sie mir unbekannt gewesen wären. Ich sah in Texas geborne Kinder von eingewanderten Deutschen viel rascher sich entwickeln als es in Deutschland geschieht; Kinder, die im 9ten oder 10ten Monate schon gingen, im 12ten anfingen zu sprechen; Mädchen, welche im 13. Jahre schon entwickelt waren: ohne Zweifel Alles Folge des warmen Klima's.

Doch wir haben nicht nöthig, von Norden nach Süden, von Osten nach dem fernen Westen über Länder und Meere in andere Welttheile zu wandern, um den Einfluß des Klima's und der ganzen Oertlichkeit auf uns zu erfahren. Die natürliche Beschaffenheit des Landes ist häufig schon auf sehr kleine Entfernungen eine sehr verschiedene und eben so verschieden ist die Beschaffenheit, die Gestalt und die Constitution der Bewohner. Es ist vorzüglich die wechselnde Gestalt der Oberfläche, die Lage der Wohnplätze, die Beschaffenheit des Bodens, die Menge und Vertheilung der Gewässer, wodurch die Entwickelung und Beschaffenheit der Organismen überhaupt, der pflanzlichen und thierischen, und insbesondere diejenige des Menschen näher bestimmt wird. Die Bewohner der Berge und der Hochflächen zeichnen sich überall aus vor den Bewohnern der Thäler und der Niederungen

durch kräftige Leibesbeschaffenheit, ebenmäßige Ausbildung des ganzen Körpers, hohen Wuchs, edle Gesichts- und Kopfbildung, durch Muth und Tapferkeit, und durch einen offenen, heiteren Sinn. In tiefen und schattigen Thälern, an feuchten, niedrigen Plätzen ist der Menschenschlag niemals so schön: die Statur ist kleiner, die Verhältnisse des Körpers sind weniger ebenmäßig, die Gesichts- und Kopfbildung ist weniger schön und edel, die Farbe der Haut ist weniger frisch, der Geist ist weniger lebhaft; die ganze Entwickelung langsamer und weniger vollkommen, ja sie wird oft der Art gestört und gehemmt, daß eine wahre Mißentwickelung, eine völlige Entartung der Organisation die Folge ist. Man nennt die in der normalen Entwickelung zurückgebliebliebenen und entarteten, verkümmerten und verkrüppelten Menschen Kretinen. Einige Naturforscher betrachteten sie auch als eine eigene Rasse oder als eine auf eine niedrige Stufe der Ausbildung zurückgesunkene Abart der Menschen. Aber dieß ist unrichtig. Es handelt sich hier nicht von einer Rassenverschiedenheit, nicht von einer besonderen Artung oder Abartung durch den Einfluß des Klima's und durch Vererbung, nicht von einer normalen Abänderung der Gestalt und Beschaffenheit, sondern von einer abnormen Bildung, die nicht einem bestimmten Volke oder Stamme angehört, sondern unter allerlei Völkern nur die Bewohner gewisser Gegenden, Lagen und Oerter heimsucht. Ich habe Gelegenheit gehabt, diese Entartung des Menschen in Folge örtlicher Einflüsse in meiner Heimath Württemberg näher kennen zu lernen, indem ich im Auftrage der dortigen Regierung das ganze Land bereiste und überall an Ort und Stelle die nöthigen Erkundigungen, Beobachtungen und Untersuchungen über die Verbreitung, die Erscheinungen und die etwaigen Ursachen dieses Uebels anstellte. Es ist vorzüglich das Gebiet des Neckarthales von da an, wo es sich bildet auf der zwischen dem Schwarzwalde und der schwäbischen Alb sich ausbreitenden Hochfläche, Baar genannt, bis nach Heidelberg, wo es sich in die Ebene verflacht, mit seinen vielen Zweigthälern, wo eine durchgehende auffallende Verschiedenheit der Bewohner der Thäler, Thälchen und Schluchten und derjenigen der sie unmittelbar begrenzenden Berge und Höhen in der so eben ausgesprochenen Weise beobachtet wird. Ich fand in den Thälern durchgängig einen geringeren Menschenschlag und in einer ganzen Reihe tiefgelegener, feuchter und schattiger Thalorte viele Kretinen und kretinenhafte, d. h. verkümmerte und verkrüppelte, häßliche, zwergartige, stumme und taube oder lallende und übelhörige, stumpf- und schwachsinnige Menschen und beinahe die ganze Bevölkerung mit Kropf und dickem Halse behaftet; und in den kürzesten Entfernungen auf den Bergen die schönsten und kräftigsten Menschen, und keine Spur der genannten Uebel. Ja, ich fand Orte, deren Einwohner in den höher und gesunder gelegenen Theilen kräftig und wohl entwickelt, in einzelnen tiefer gelegenen und feuchten Quartieren aber mehr oder weniger

entartet sind. Dieses ist z B. der Fall in der Universitätsstadt Tübingen, deren Neckarseite gesund ist, während der untere, im Ammerthale gelegene, feuchte, schattige und schlechter gebaute Stadttheil ein hübsches Kontingent zum Kropf und zur kretinischen Entartung liefert. Aehnlich verhält es sich in der Stadt Schwäbisch Hall. Die höher auf dem rechten Ufer des Kochers am Berge hinlaufenden, trockenen und sonnigen Straßen sind verhältnißmäßig gesund, die auf dem linken Ufer auf nassem Grunde gelegenen, schmutzigen und finsteren Quartiere haben Kretinen aller Arten und Grade in Menge. Die so freundlich gelegene Stadt Konstanz ist im Ganzen frei von Kropf und Kretinismus, aber eine von Gemüsegärtnern bewohnte, unmittelbar am Ausflusse des Rheins aus dem Bodensee gelegene Vorstadt derselben, Paradies genannt, ist in hohem Grade von diesen Uebeln heimgesucht. Die schwäbische Alb sammt ihren hochgelegenen, stark bewässerten, aber nirgends sumpfigen Thälern, und die ganze oberschwäbische Ebene, mit Ausnahme einiger am Bodensee gelegener Dörfer, ist frei von der genannten Entartung und besitzt einen gesunden und kräftigen Menschenschlag. In dem schönen, aber feuchten und oft in Nebel gehüllten Thale von Interlachen im Berneroberlande sah ich Kretinen genug. Fünfzehnhundert Fuß über dem Thale auf dem Abendberge, einem Vorberge der Alpen des Berner Oberlandes, steht Hugenbühl's Kretinenheil-Anstalt in einer Region, welche den Kretinismus und verwandte Uebel gar nicht kennt. Wie leicht und erfrischend ist dort die Luft; wie mild und belebend wirken die Strahlen der Sonne; wie großartig erscheint die Natur ringsum, tief unten das fruchtbare, dicht mit Fruchtbäumen besetzte Thal mit den reizenden Landhäusern von Interlachen und den kleinen Dörfern zwischen dem Thuner und und Brienzer See, umschlossen von steilen Bergwänden, von denen überall größere und kleinere Wasserfälle in das Thal stürzen, oben auf den grünen Matten das weidende Vieh und hinter diesen Vorbergen die mit ewigem Schnee bedeckten Alpen mit ihren majestätisch sich erhebenden, in der Sonne sich spiegelnden Gipfeln, Hörnern und Zacken; und wie wohl gebildet, kräftig und gesund sind die Menschen hier oben. Nirgends ist die kretinische Entartung größer, als in der mittleren Abtheilung des tief eingeschnittenen Rhonethales in Sitten, Martinach und den angrenzenden Ortschaften. Das Uebel verliert sich allmählig thalabwärts mit der Erweiterung des Thales, und ebenso thalaufwärts mit seiner immer rascheren Erhebung. In dem Bade Leuk findet man schon keine Spur mehr davon und oben auf den Höhen des Gebirges wohnen die wohl entwickelten, schönsten und kräftigsten Menschen. So groß ist der Einfluß der Oertlichkeit, der Lage und der ganzen Beschaffenheit des Wohnplatzes, der Luft, welche wir athmen, der Sonne oder des Schattens und des Nebels, der Wärme oder Kälte, der Trockenheit oder Feuchtigkeit, der Schwere, vielleicht auch der elektrischen Beschaffenheit der uns umgebenden Atmos-

phäre, kurz aller derjenigen natürlichen Verhältnisse, welche wir unter dem Begriffe Klima zusammenfassen auf die Entwickelung und Gestaltung, das Werden und Sein des Menschen. Aber wie die Rassen auch im fremden Klima sich fortpflanzen, unvermischt mit andern ihre Hauptcharaktere Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende hindurch behalten, immerhin aber dem Klima bis auf einen gewissen Grad sich zubilden, so pflanzt sich auch die kretinische Entartung fort von den Eltern auf die Kinder und Enkel, bis endlich das unglückliche Geschlecht, unfähig geworden zur Zeugung, ausstirbt. Und selbst in gesunde Gegenden verpflanzt, kehrt die Natur nicht leicht und jedenfalls nur allmählig zur Norm zurück, wenn nicht das Blut der entarteten Familie durch frisches, gesundes erneuert wird, das heißt, wenn nicht eine Kreuzung der verkümmerten Thalbewohner mit den wohl entwickelten, kraft- und lebensvollen Bergbewohnern Statt findet.

Wir sind mit der Betrachtung der Entartung des menschlichen Organismus durch klimatische Einflüsse auf das Gebiet der Krankheit übergetreten. Erkrankungen in Folge des Klima's sind sehr häufig und mannigfaltig. Wir werden die Einwirkung des Klima's und der einzelnen Momente, welche dasselbe ausmachen und damit zusammenhängen, auf die Gesundheit, die Akklimatisirung und die klimatischen Krankheiten mit besonderer Rücksicht auf das hiesige Klima und die hier herrschenden, vorzugsweise dem Einflusse des Klima's zuzuschreibenden Krankheiten ein anderes Mal betrachten.

Aus Joseph Fourier's Biographie.

[Aus den gesammelten Werken von François Arago.]

(Fortsetzung.)

Centralwärme des Erdballes.

Zu allen Zeiten würde die mathematische Theorie der Wärme für den denkenden Menschen der Gegenstand eines lebhaften Interesses geworden sein, weil, ihre Vollständigkeit vorausgesetzt, zu erwarten stand, daß sie auf praktischem Gebiete über eine Menge der verwickeltsten Vorgänge Licht verbreiten werde. In unseren Tagen haben ihre zahlreichen Berührungspunkte mit den merkwürdigen Entdeckungen der Geologie, wenn

ich mich so ausdrücken darf, sie zu einer vorzugsweise gelegenen Wissenschaft gemacht. Wenn ich die innige Verknüpfung dieser beiden Zweige der Naturwissenschaften darzustellen versuche, so werde ich damit die wichtigste Seite der Entdeckungen Fourier's geschildert, und gezeigt haben, wie glücklich unser College, vermöge einer jener Inspirationen, die dem Genie allein vorbehalten sind, den Gegenstand seiner Forschungen gewählt hatte.

Die mineralischen Bestandtheile der Erdrinde, welche die Geologen sedimentäre Schichten nennen, sind nicht auf einen Schlag entstanden. Gegenden, die heute inmitten des Festlandes liegen, sind vormals wiederholentlich von Wasser bedeckt gewesen. Dasselbe bildete in dünnen horizontalen Schichten Ablagerungen verschiedenartiger Gesteine. Obgleich diese in unmittelbarer Folge über einander liegen, wie die Steinschichten einer Mauer, so dürfen sie doch nicht mit einander vermengt werden; schon das ungeübteste Auge wird ihre Unterschiede gewahr. Es fällt dabei der Umstand in die Augen, daß jedes Gestein eine vollkommen scharf abgeschnittene Grenze hat, zwischen ihm und dem zunächst darunterliegenden findet keinerlei Uebergang statt. Der Ocean, der als die erste Quelle dieser Niederschläge zu betrachten ist, erfuhr also in seiner chemischen Zusammensetzung zu jenen Zeiten ungeheure Veränderungen, denen er heute nicht mehr unterworfen ist.

Mit Ausnahme von einigen seltenen Fällen, den Resultaten örtlicher Umwälzungen, deren Wirkungen auch außerdem wahrzunehmen sind, muß die Ordnung des relativen Alters der Gesteinschichten, welche die äußere Schale unseres Erdballes bilden, mit der Ordnung ihrer Aufeinanderfolge übereinstimmen. Die untersten sind am frühesten entstanden. Ein aufmerksames Studium dieser verschiedenen Lagerungen kann uns in den Stand setzen, in der Kette der Zeiten bis in die entlegensten Epochen zurückzugehen, und uns über den Charakter der furchtbaren Revolutionen aufklären, welche zu verschiedenen Perioden die Continente in die Tiefe der Gewässer versenkten oder sie wieder trocken legten.

Die krystallinischen Granitgebirge, auf welche sich die ersten Niederschläge aus dem Meere absetzten, haben nie eine Spur von lebenden Wesen dargeboten. Diese Spuren finden sich nur in den sendimentären Schichten.

Mit den Pflanzen scheint das Leben auf dem Erdballe begonnen zu haben. Pflanzenreste sind Alles, was man in den ältesten aus dem Wasser abgelagerten Schichten antrifft, und zwar gehören diese Reste Pflanzen der einfachsten Gestaltung an: Farren, grasartigen Gewächsen, Lycopodien.

In den oberen Schichten wird die Vegetation allmälich immer zusammengesetzter. In der Nähe der Oberfläche endlich ist sie mit der Vegetation der gegenwärtigen Continente vergleichbar, jedoch mit dem sehr bemer-

kenswerthen Umstande, daß gewisse Pflanzenarten, die nur in südlichen Klimaten vorkommen, wie z. B. ungeheure Palmen, im versteinerten Zustande unter allen Breiten und selbst mitten in den eisigen Gegenden Sibiriens anzutreffen sind.

In der Vorwelt genossen also die hyperboreischen Regionen im Winter eine Temperatur, die zum wenigsten der glich, welche man jetzt unter den Breitengraden findet, wo das Vorkommen der großen Palmenarten beginnt: zu Tobolsk herrschte das Klima von Alicante oder von Algier.

Wir werden neue Beweise zur Unterstützung dieses geheimnißvollen Resultates aus einer aufmerksamen Prüfung des Wuchses der Pflanzen herleiten.

Es kommen heutzutage Equiseten und Sumpfgräser, Farrnkräuter und Lycopodien ebensogut in Europa wie in den tropischen Gegenden vor, aber nur in den heißen Klimaten finden sie sich von bedeutender Größe. Wenn man also die Dimensionen derselben Gewächse zusammenstellt, so ist das so viel, als wenn man die Gegenden, in denen sie sich entwickelt haben, in Bezug auf ihre Temperaturverhältnisse vergleicht. Wir wollen nun neben fossile Pflanzen aus unsern Kohlenflötzen, ich will nicht sagen ähnliche europäische Gewächse, sondern diejenigen stellen, welche in Südamerika die Landstriche bedecken, die durch den Reichthum ihrer Vegetation am meisten berühmt sind: dennoch werden wir die erstern ganz ohne Vergleich viel größer als die letzteren finden.

Die fossile Flora von Frankreich, England, Deutschland, der scandinavischen Halbinsel bietet zum Beispiel Farren von 50 Fuß Höhe, deren Stämme [Stämme von Farrnkräutern!] bis zu drei Fuß im Durchmesser, oder neun Fuß im Umfange maßen.

Die Lycopodiaceen, die gegenwärtig in den kalten oder gemäßigten Ländern zu den kriechenden Gewächsen gehören, und sich kaum eine Hand breit über den Boden erheben, die unter dem Aequator selbst, unter den günstigsten Umständen, nicht mehr als etwa drei Fuß Höhe erreichen, hatten in Europa, in der Vorwelt, eine Größe bis zu fünfundsiebenzig Fuß.

Man müßte blind sein, um in diesen ungeheuren Dimensionen nicht einen neuen Beweis für die hohe Temperatur zu erblicken, welche unser Welttheil vor den letzten Einbrüchen des Oceans genoß!

Das Studium der fossilen Thiere ist nicht weniger fruchtbar. Ich würde mich von dem Gegenstande meiner Rede zu weit entfernen, wollte ich schildern, wie die thierische Organisation auf der Erde sich entwickelt hat; welche Veränderungen, oder genauer, welche Zuwachse an Mannichfaltigkeit nach jeder neuen Ueberfluthung eingetreten sind; oder wenn ich selbst bei der Beschreibung jener vorweltlichen Perioden verweilen wollte, in denen das Land, das Meer und der Luftkreis nur kaltblütige Reptilien von ungeheurer Größe zu Bewohnern hatten: Schildkröten mit

Schalen von zehn Fuß Durchmesser, Eidechsen von fünfzig Fuß Länge, Pterodaktylen, wahrhafte fliegende Drachen mit so seltsamen Gestalten, daß man, immerhin auf Gründe von positivem Werthe gestützt, sie der Reihe nach zu den Reptilien, zu den Säugethieren oder zu den Vögeln hat rechnen wollen, u. s. w. Der Zweck, welchen ich im Auge habe, bedarf nicht so großer Einzelheiten: eine einzige Bemerkung wird genügen.

Unter den Knochen, welche sich in den Schichten finden, die der gegenwärtigen Oberfläche des Erdballes am nächsten liegen, gibt es Knochen vom Nilpferd, vom Nashorn, vom Elephanten. Diese Ueberreste von Thieren aus heißen Ländern kommen unter allen Breitengraden vor. Die Reisenden haben sie selbst auf der Melvilleinsel entdeckt, wo die Temperatur hautzutage auf fünfzig Grade unter Null sinkt. In Sibirien findet man sie in so großer Menge, daß sie zu einem Handelsartikel geworden sind. An den Gestaden des Eismeeres endlich trifft man nicht mehr bloße Knochen-Ueberreste an, sondern ganze Elephanten, die noch mit Fleisch und Haut bedeckt sind.

Ich müßte mich sehr irren, meine Herren, wenn nicht Jeder von Ihnen aus diesen merkwürdigen Thatsachen eine gleichfalls sehr merkwurdige Folgerung abgeleitet hätte, an welche uns überdieß die fossile Flora schon gewöhnt hat: nämlich die, daß im Verlaufe der Zeit die Polargegenden unserer Erde eine ganz ungeheure Erkältung erfahren haben.

Bei der Erklärung eines so auffallenden Phänomens nehmen die Kosmologen ihre Zuflucht nicht zur Annahme möglicher Aenderungen in der Intensität der Sonne: gleichwohl bleiben die Sterne, diese entfernten Sonnen, in ihrem Glanze sich keineswegs so gleich, als man gewöhnlich meint, denn einige sind binnen eines sehr kurzen Zeitraumes auf den hundertsten Theil ihrer ursprünglichen Intensität herabgekommen, und mehrere andere sind sogar völlig verschwunden. Man hat es vorgezogen, Alles einer eigenthümlichen oder ursprunglichen Hitze zuzuschreiben, von welcher die Erde in der Vorzeit durchdrungen gewesen sei, und die sich nach und nach zerstreut habe.

Bei dieser Hypothese konnten die Polarländer offenbar in sehr alten Zeiten eine Temperatur genießen, die mit der Wärme der tropischen Gegenden, wo heute die Elephanten leben, übereinstimmte, wenn sie gleich während ganzer Monate den Anblick der Sonne zu entbehren haben.

Uebrigens ist die Vorstellung von der eigenen Wärme der Erde als Erklärung für das Vorkommen von Elephanten in Sibirien nicht zum ersten Male in der Wissenschaft aufgetaucht. Mehrere Gelehrte haben sie vor der Entdeckung irgend eines fossilen Thieres aufgestellt. So glaubte Descartes, daß anfänglich (ich gebrauche seine eigenen Worte) die Erde durch Nichts weiter von der Sonne sich unterschieden habe, als durch ihre eigene Größe. Sie wäre demnach als

eine erloschene Sonne anzusehen. Leibniz erwies dieser Hypothese die Ehre, sie gleichfalls anzunehmen. Er versuchte, die Entstehungsart der verschiedenen festen Hüllen, aus denen unsere Erde besteht, daraus abzuleiten. Auch Buffon unterstützt diese Ansicht durch das Gewicht seiner beredten Autorität. Es ist bekannt, daß nach der Meinung dieses großen Naturforschers die Planeten unseres Sonnensystems einfach Theile der Sonne sein sollten, welche vor Jahrtausenden durch den Anstoß eines Kometen von derselben losgerissen worden wären.

Zur Unterstützung für diesen feurigen Ursprung unserer Erde führten schon Mairan und Buffon die hohe Temperatur in tiefen Bergwerken, und unter andern in den Minen von Giromagny (in den Vogesen) an. Es Es scheint offenbar, daß, wenn die Erde einstmals glühend gewesen ist, man nothwendigerweise in ihren inneren Schichten, das heißt in denen, welche sich am spätesten abkühlen könnten, Spuren ihrer ursprünglichen Temperatur antreffen muß. Der Beobachter, der beim Eindringen in das Erdinnere keine steigende Hitze fände, müßte sich demnach für vollkommen berechtigt halten, die hypothetischen Vorstellungen von Descartes, Leibniz, Mairan, Buffon zu verwerfen. Aber hat weiter der umgekehrte Schluß dieselbe Sicherheit? Könnten die Ströme von Wärme, welche die Sonne seit so vielen Jahrhunderten aussendet, sich nicht in der Masse der Erde vertheilt, und dadurch das Steigen der Temperatur bei größerer Tiefe erzeugt haben? Um diese Frage dreht sich die ganze Sache. Gewisse leicht zufriedengestellte Geister glaubten in allem Ernste sie beantwortet zu haben, indem sie sagten, die Vorstellung einer constanten Temperatur sei bei Weitem **die natürlichste**; aber es stände schlecht um die Wissenschaften, wenn solche vage Betrachtungen, die sich jeder Prüfung entziehen, unter den Gründen vorkämen, auf die gestützt man die Thatsachen und die Theorien gelten zu lassen oder zu verwerfen hätte! Fontenelle würde ihnen in den Worten ihr Horoskop gestellt haben, die so recht gemacht sind, um unseren Stolz zu demüthigen, und die dennoch in der Geschichte der Entdeckungen sich tausendfach als wahr bewähren: „wenn eine Sache sich auf zwei Arten verhalten kann, so ist fast stets diejenige die richtige, welche uns anfänglich die weniger natürliche schien."

Wie es auch um die Wichtigkeit dieser Betrachtungen stehen mag, ich beeile mich hinzuzufügen, daß Fourier an die Stelle der Argumente seiner Vorgänger, die noch keine reellen Grundlagen hatten, Beweise und Demonstrationen gesetzt hat, und man weiß, was vor einer Akademie der Wissenschaften solche Ausdrücke bedeuten.

An allen Orten der Erde erfährt das Thermometer, sobald man bis auf eine gewisse Tiefe eingedrungen ist, keine täglichen und keine jährlichen Schwankungen mehr. Es zeigt dieselbe Anzahl Grade und dieselben Bruch-

theile von Graden, während der ganzen Dauer eines Jahres, und während aller Jahre. Das ist die Thatsache: was schließt daraus die Theorie?

Wir wollen einen Augenblick annehmen, daß die Erde von jeher die ganze Wärme von der Sonne empfangen habe. Dringt man dann tief genug in ihr Inneres ein, so findet man nach Fourier, mit Hülfe der Rechnung, eine constante Temperatur für alle Zeiten im Jahre. Man erkennt weiter, daß diese von der Wirkung der Sonne herrührende Temperatur der unteren Schichten von einer Zone zur anderen wechselt, daß endlich in jedem Lande dieselbe sich beständig gleich bleiben muß, so lange man nicht in Tiefen, die im Verhältniß zum Erdhalbmesser sehr beträchtlich sind, hinabsteigt. Die Erscheinungen in der Wirklichkeit nun stehen mit diesem Resultate offenbar in Widerspruch. Die in einer Menge von Bergwerken angestellten Beobachtungen, die Temperaturmessungen, welche bei Springbrunnen, deren Wasser aus verschiedenen Tiefen empordringt, ausgeführt worden sind, haben sämmtlich auf je achtzig bis neunzig Fuß größere Tiefe eine Temperaturerhöhung von einem Grade des hunderttheiligen Thermometers gegeben. Folglich enthält die Hypothese etwas Unrichtiges, deren Folgerungen wir nach dem Vorgange unseres Collegen untersuchten. Es kann nicht wahr sein, daß die Temperaturverhältnisse der Erdschichten in der Wirkung der Sonnenstrahlen allein ihren Grund haben. Wenn dies einmal fest steht, so ist die Wärmezunahme, welche man unter allen Zonen beim Eindringen in das Erdinnere gewahr wird, das offenbare Anzeichen für eine eigenthümliche Wärme. Wie Descartes und Leibnitz wollten, aber ohne auf ein irgend beweisendes Argument sich zu stützen, wird die Erde in der That, wie aus dem Zusammenwirken der Beobachtungen der Physiker mit den analytischen Rechnungen Fourier's definitiv hervorgeht, zu einer infrustirten Sonne, auf deren hohe Temperatur man sich kühn überall da berufen darf, wo die Erklärung einstiger geologischer Vorgänge diese Annahme erheischt.

Nachdem also festgestellt worden, daß unsere Erde eine eigene Wärme besitzt, eine Wärme, deren Quelle nicht in der Einwirkung der Sonne zu suchen ist, und die, wenn man aus der schnellen durch die Beobachtungen angezeigten Zunahme einen Schluß ziehen darf, schon in der kleinen Tiefe von vier bis fünf Meilen hinreichend stark sein muß, um alle bekannten Stoffe in geschmolzenem Zustand zu erhalten: so bietet sich die Frage dar, zu ermitteln, welches ihr genauer Werth an der Oberfläche der Erde ist, welchen Einfluß man ihr auf die Höhe der Temperaturen, die wir beobachten, zuschreiben darf, welche Rolle sie überhaupt bei den Erscheinungen des Lebens spielt.

Nach Mairan, Buffon, Bailly wäre dieser Einfluß unermeßlich. Für Frankreich schlagen diese Männer die Wärmemenge, welche aus dem In-

nern der Erde ausströmt, im Sommer auf das Neunundzwanzigfache, im Winter auf den vierhundertfachen Betrag derjenigen an, welche von der Sonne zu uns gelangt. Also würde, gegen das allgemeine Gefühl, die Wärme, die wir von dem Gestirn, welches uns das Licht spendet, erhalten, nur einen sehr kleinen Theil der Wärme ausmachen, deren glücklichen Einfluß wir empfinden.

Diese Idee ist in den Memoiren der Akademie, in den Epochen der Natur von Buffon, in den Briefen Bailly's an Voltaire über den Ursprung der Wissenschaften und über die Atlantis, geschickt und mit großer Beredtsamkeit entwickelt worden. Aber der geistreiche Roman, dem sie zur Grundlage dient, ist wie ein Schatten vor der Leuchte der Mathematik zerflossen.

Fourier hat entdeckt, daß der Ueberschuß der gesammten Temperatur an der Erdobefläche über die, welche von der Wirkung der Sonnenstrahlen allein herrühren würde, eine nothwendige und bestimmte Beziehung zu der Zunahme der Temperatur in verschiedenen Tiefen haben muß. Dadurch ist es ihm möglich geworden, aus dem durch die Beobachtung ermittelten Werthe dieser Zunahme eine numerische Bestimmung des fraglichen Ueberschusses abzuleiten. Dieser Ueberschuß ist dann der thermische Effect, welchen die Centralhitze auf die Oberfläche ausübt: was hat nun unser verstorbener College an der Stelle der großen Zahlen gefunden, die Mairan, Bailly, Buffon angenommen hatten? nicht mehr als den d r e i ß i g s t e n T h e i l eines Grades höchstens.

Die Oberfläche des Erdballes, die im Anfange der Dinge vielleicht glühend war, hat sich also im Laufe der Jahrhunderte erkältet, bis daß sie kaum eine bemerkbare Spur ihrer ursprünglichen Temperatur behalten hat. Inzwischen ist in großen Tiefen die anfängliche Hitze noch außerordentlich groß. Die Zeit wird in den Temperaturen der inneren Schichten noch eine beträchtliche Veränderung zu wege bringen, allein an der Oberfläche (und die Vorgänge an der Oberfläche sind allein diejenigen, welche die Existenz der lebenden Wesen modificiren oder gefährden könnten) haben alle Aenderungen nahezu ihr Ziel erreicht. Der entsetzliche Frost, der sich nach Buffon von dem Augenblicke an der ganzen Erde bemächtigen soll, wo die Centralhitze gänzlich ausgestrahlt sei, ist also ein reines Traumgebilde. Die äußeren Theile der Erde sind nur noch von der Sonnenwärme durchdrungen. So lange die Sonne denselben Glanz behält, werden von einem Pole zum andern unter jedem Breitengrade die Menschen das Klima wiederfinden, welches ihnen das Leben und den Aufenthalt daselbst möglich gemacht hat.

Dies, meine Herren, sind große, sind prächtige Resultate. Bei ihrer Aufzeichnung in den Annalen der Wissenschaft werden die Geschichtsschreiber den sonderbaren Umstand zu bemerken nicht unterlassen, daß derselbe

Geometer, dem man den ersten sicheren Beweis für das Vorhandensein einer von der Sonne unabhängigen Hitze im Innern unserer Erde verdankt, den unermeßlichen Einfluß, den diese ursprüngliche Wärme auf die Erklärung der Temperaturerscheinungen auf der Erdoberfläche üben sollte, auf Null reducirt hat.

Mit dem Verdienste, die Theorie der thermischen Verhältnisse des Erdballes von einem Irrthume befreit zu haben, welcher, auf so hohe Autoritäten, wie die Mairan's, Bailly's, Buffon's gestützt, ganz festzustehen schien, verband Fourier ein noch glänzenderes Verdienst: er hat nämlich in diese Theorie eine vor ihm gänzlich außer Acht gelassene Betrachtung eingeführt, dadurch, daß er auf den Einfluß aufmerksam machte, den die Temperatur des Himmelsraumes, in welchem die Erde ihre unermeßliche Bahn um die Sonne beschreibt, auf den Wärmezustand der Erde haben muß.

Wenn man selbst unter dem Aequator hohe Berge mit ewigem Schnee bedeckt sieht, wenn man bei Luftfahrten die äußerst rasche Temperaturabnahme der atmosphärischen Schichten beobachtet: so liegt die Vermuthung nahe, daß in den Regionen, von denen die ungemeine Luftverdünnung die Menschen auf ewig entfernt halten wird, daß vorzüglich außerhalb der Grenzen der Atmosphäre eine ganz unmäßige Kälte herrschen müsse. Die Meteorologen wollten sich nicht mit Hunderten von Graden begnügen, sie hätten sie gern nach Tausenden messen mögen. Aber wie in der Regel zu geschehen pflegt, hatte die Einbildungskraft, die schon oft mit dem Verstande durchgegangen ist, über alle Grenzen hinausgeschossen. Die Hunderte oder Tausende von Graden haben nach der strengen Prüfung Fourier's sich auf nur fünfzig bis sechszig Grade ermäßigt. 50 bis 60 Grade unter Null, das ist die Temperatur, welche vermöge der Ausstrahlung der Sterne in den unendlichen Räumen erhalten wird, durch welche die Planeten unseres Sonnensystems ihre Bahnen zurücklegen.

Sie werden sich Alle erinnern, meine Herren, mit welcher Vorliebe Fourier uns von diesem Resultate zu unterhalten pflegte. Sie wissen, wie sicher er seiner Sache zu sein glaubte, die Temperatur des Weltenraumes auf acht bis zehn Grade genau angegeben zu haben. Durch welches Verhängniß ist es geschehen, daß die Abhandlung, in welcher zweifelsohne unser College alle Elemente dieser wichtigen Bestimmung aufgezeichnet hatte, nicht hat aufgefunden werden können? Möchte dieser unersetzliche Verlust wenigstens fur so viele Beobachter eine Lehre sein, daß anstatt hartnäckig eine ideale Vollendung zu erstreben, welche dem Menschen zu erreichen nicht vergönnt ist, sie wohl daran thun, das Publikum sobald als möglich zum Vertrauten ihrer Arbeiten zu machen.

Ich hätte noch einen weiten Weg zurückzulegen, wollte ich, nachdem ich einige Probleme hervorgehoben, in denen der Stand der Wissenschaf-

ten unserem gelehrten Collegen numerische Auflösungen zu geben erlaubt hat, einen Ueberblick über alle diejenigen liefern, welche, bis jetzt noch in den allgemeinen Formeln eingeschlossen, nur auf Resultate aus der Erfahrung warten, um unter den merkwürdigsten Entdeckungen der neuern Physik ihren Platz einzunehmen. Die Zeit, über welche ich zu verfügen habe, verbietet mir das Eingehen auf solche Entwickelungen. Indessen würde ich eine unentschuldbare Nachlässigkeit begehen, wenn ich nicht erwähnte, daß unter den Formeln Fourier's sich eine findet, welche den Werth der säcularen Abkühlung unserer Erde ausdrückt, und die Anzahl der Jahrhunderte enthält, die seit dem Beginne dieser Abkühlung verflossen sind. Die so lebhaft bestrittene Frage über das Alter unserer Erde, selbst wenn man die Periode ihres Glühzustandes mit inbegreift, findet sich dergestalt auf eine thermometrische Bestimmung zurückgeführt. Unglücklicherweise ist dieser Punkt der Theorie noch ernsthaften Schwierigkeiten unterworfen: die Ausführung der thermometrischen Bestimmung würde ohnedies wegen ihrer ganz ausnehmenden Kleinheit den kommenden Jahrhunderten überlassen bleiben müssen.

Drei Seiten aus dem Leben von Madame de Parabere.

Nach Arsene Houssaye für die Atlantis bearbeitet

von Ed. Dorsch.

I.

Die Courtisanen des heidnischen Alterthums waren verfeinert, mehr verfeinert als verliebt. „Amors heitere Wissenschaft", wie Montaigne sie nennt, ist aber die einzige, die Frauenlippen ziert. Mag auch Aspasia mit aller Beredsamkeit ihres Schulers, des göttlichen Plato, zu mir sprechen über Unsterblichkeit der Seele oder Völkerfreiheit, ich höre nur mit den Augen, und wäre Madame de Parabere zugegen, ich würde sie für die klügere erklären.

Die erste intellektuelle Qualifikation einer Frau ist ihr Gesicht, die

zweite ihr Herz. Die Frauen des achtzehnten Jahrhunderts hatten nichts gelernt, aber sie verstanden zu lieben und waren schön. Die Frauen zur Zeit der Regentschaft glichen einem reichen Herbste, begünstigt von Himmel und Sonne; oder, besser gesagt, sie waren schön unter der Regentschaft, unter Madame de Pompadour und unter Marie Antoinette, weil sie schön sein wollten — einige durch Galanterie, einige durch Grazie, andere durch ihre Leidenschaft, und der Rest einfach durch Schönheit. Die Kunst, welche Coustou erschlossen hatte, spielte eine wichtige Rolle in der Art, sich zu kleiden und den Kopf zu tragen. Die Natur wurde durch die Kunst unterstützt, wo erstere nicht üppig genug war, in ihrer Einfachheit zu erscheinen. Diejenige, die nicht Venus von Milo sein konnte, wurde Bacchantin des Pausilipp.

Der stärkste Kontrast, der den Gesichtern eines Jahrhunderts entgegengehalten werden kann, findet sich in den Gesichtern des vorhergehenden und denen des nachfolgenden Jahrhunderts. Welch eine Kluft besteht zwischen La Valliere oder Montespan und Madame de Parabere oder Pompadour! Die Liebe ändert ihren Charakter alle hundert Jahre. Es ist immer Liebe, aber sie trägt eine andere Maske.

Ich wünsche heute einige Seiten aus dem Buche der Liebe des achtzehnten Jahrhunderts zu durchblättern, um unsre Augen ein wenig abzuziehn von den etwas ernsteren Zügen des neunzehnten. Was übrigens kann ernster sein, als die Leidenschaften und Revolutionen des Herzens?—

Das Abendessen war gerade beendigt eines Abends im Herbste 1717 im Schlosse zu Saint-Horrayn an den Ufern der Oise, nicht fern von Paris.

Herr von Parabere und sein Freund, Herr von Gace, waren auf der Jagd im Walde von Carmel gewesen, um die Zeit zu tödten und sich Appetit zu machen. Madame de Parabere war beim Mahle zugegen, aber nur wie eine Erscheinung aus andrer Welt. Sie hatte nicht gejagt und war nicht hungrig. Sie zog sich von der Tafel zurück unter dem Vorwande, drei oder vier Briefe schreiben zu müssen, an Mutter, Schwester und Tante, die, beiläufig gesagt, nicht erwarteten, von ihr zu hören. Aber laßt uns zuerst dem Duett der Trinker lauschen, die bei einem Quartett von Flaschen sitzen geblieben waren.

„Trinke!" rief Parabere.

„Trinke!" wiederhallte Gace.

Parabere wischte eine Thräne ab, Gace brach in ein Gelächter aus.

„Du trinkst also Thränen?" fragte Gace.

„Und du trinkst Lieder?"

„Ja; wie der Marquis von St. Aulaire sagt:

Der Reben Blut
Bringt würzigen Scherz in der Tafel Bereich;
Wein, wenn er gut,

Macht Menschen witzig und — durstig zugleich.
's ist nur der Wein,
Der alle geheimen Gedanken erschließt,
Er muß es sein,
Aus dem die Quelle der Dichtkunst fließt."

„Gut gesagt; doch trinke!"

„Warum meinst du?"

„Ich denke daran, daß das ewige Leben sehr langweilig sein muß, wenn es keine Weinberge im Himmel gibt."

„Gut, bekränzen wir uns deßhalb, wie die Heiden, mit Reben und Rosen, und kosten wir mit unsern Lippen nur Frauen und Flaschen!"

Parabeer seufzte. „Meine Frau ist traurig", sagte er.

„Und meine Mätresse ist lustig", erwiederte sein Freund.

„Du läßt sie in der Stadt herumtoben nach Belieben."

„Und du kerkerst deine Frau ein. Glaube mir, die Ehe hat ihre Schattenseiten. Wenn du ein Gerontes in China sein willst, so bringe deine Frau nach China. Man hat die Frau, die man heirathet, nicht gemacht."

„Ich bin nicht so philosophisch", entgegnete Parabere. „Ich bekenne, daß ich nicht nur der Mann, sondern auch der Liebhaber meiner Frau bin."

„Du fängst an doppelt zu sehen, du mußt zu viel getrunken haben; das ist ein schlechtes Faß, das nur eine Maaß hält."

„So leere diese Flasche. Wer zuletzt trinkt, soll Sieger sein."

„Bis zum jüngsten Tag, wenn dir's beliebt."

„Aber meine Frau, beim Himmel!"

„Komm, du wirst bald unter den Tisch fallen."

Dies schien wirklich die Wahrheit zu sein, denn Parabere hat alle Mühe, seinen Sitz zu behaupten.

„Amphitryon, mein Freund", sagte Gace, „was wird aus mir werden, da du nicht mehr trinkst? Wenn wir in Paris wären, würde ich gehen und in der Oper Unsinn schwätzen; aber hier, begraben wie ich bin in einem Walde — einer wahren Räuberhöhle, bevölkert von frostigen Hamadryaden — kann ich nichts thun, als mich zu räuchern und zu schlafen wie ein Lapländer."

„Trinke!" lallte Parabere, halb schlafend unter den Tisch fallend.

„Gace goß ein Glas Wein über ihn, wie wir einer ohnmächtigen Person kalt Wasser in's Gesicht spritzen.

„Trinke, mein Freund!"

„Ach!" murmelte Parabere in Thränen, „es ist sehr grausam von mir, meine Frau einzukerkern. Aber ich bin eifersüchtig wie ein Tiger. Gib mir zu trinken, Gace!"

„Warte einen Augenblick," sagte Gace, „ich habe einen Trichter, oder, da wir gerade Weinlese haben, ich schleppe dich unter die Kelter."

Gace erhob sich, aber fand bald, daß er nicht im Stande war sehr weit zu gehn. Er betrachtete Parabere und begann nach seiner Gewohnheit zu lachen ohne zu wissen warum.

„Voll wie eine Spritze," sagte er und machte das Zeichen des Kreuzes über seinen Freund Parabere. „Wie wär's, wenn ich seine Frau tröstete?"

Dieser Gedanke setzte Gace in Feuer.

„Sie ist schön wie ein Engel, sollte sie nicht fallen? Aber halt! Sie scheint von fürchterlicher Tugend zu sein, vertheidigt durch Mauern und Zinnen, denn sie liest Bossuet und spricht vom Kloster. — Du zauderst, Gace? Du fürchtest dich also vor der Tugend? — Vorwärts!"

Er überschritt die Schwelle des Speisezimmers ohne recht zu wissen, ob es nicht besser wäre wieder umzukehren. Nichtsdestoweniger schritt er vorwärts und stieß an einen Kammerdiener, der im Vorzimmer eingeschlafen war.

„Halloh, L'Epine!"

„Nichts, Herr Kapitän, wir haben blos getrunken!"

„Du Schlingel, wir riefen dich, denn wir waren durstig."

„Ich weiß es wohl, aber es war die Reihe an La Rose in den Keller zu gehn. Seit einer Stunde sucht er den Weg zu finden. Ich kenne den Platz, es ist ein wahres Labyrinth."

„Ich werde euch beide hängen lassen."

Gace verfolgte seinen Weg.

„Der Herr Kapitän irrt sich in der Thüre."

„Nicht ein Wort oder du bist des Todes!"

„Erinnern Sie sich, daß Herr von Parabere die einzige Person ist, die hier nach Sonnenuntergang eintritt."

L'Epine näherte sich Gace ängstlich.

„Und überdies," fuhr er fort, „Herr von Parabere kommt nicht jede Nacht, zum Beispiel, wenn die Frau Marquise Bossuet liest."

Die Aufregung der Gefahr hatte Gace etwas nüchtern gemacht. Er wandte sich gegen L'Epine, packte ihn an der Gurgel und befahl ihm bei Todesstrafe seinen Herrn zu bewachen.

„Im Ganzen", murmelte L'Epine, „geht die Sache mich nichts an; ich stelle mich schlafend."

Herr von Gace öffnete die Thüre mit heftigem Herzklopfen. „Dies ist nicht rechte Platz," sagte er umherschauend.

Er war in das Zimmer einer der Dienerinnen der Marquise gekommen. Das Mädchen war in einem Lehnstuhl entschlafen und hielt einen

Schlüssel in der Hand. Das Geräusch des Oeffnens und Schließens der Thüre erweckte sie theilweise, aber doch blieb sie stets noch unter der Herrschaft des Traumes.

„Ich habe den Schlüssel nicht", murmelte sie.

„Was bedeutet dies?" fragte Gace sich selbst.

„Ich schwöre Ihnen, Herr Marquis, daß ich ihn nicht habe."

Gace lächelte und entwand ihr sanft den Schlüssel. Sie erwachte nicht.

„Es scheint dieser Schelm ist eine Vestalin, die den Eingang zum Tempel gegen Jedermann vertheidigt, gegen den Eheman ebensowohl, als gegen die Andern.

Gace näherte sich einer andern Thüre und erkannte die Stimme der Marquise.

„In der That, sie liest Bossuet! Das ist eine schlechte Vorrede zu dem Roman, den ich mit ihr spielen will."

Er zauderte trotz seiner Entschlossenheit und legte das Ohr an das Schlüsselloch, aber alles war still.

„Sie schläft, das ist mir lieber; ich werde sie so sanft aufwecken, daß sie nur wieder einzuschlafen braucht."

Er steckte den Schlüssel in's Schloß. „Ich unternehme da ein ziemliches Wagstück. Hätte mir die Marquise nur einen kleinen Wink gegeben! Aber sie muß mich verstanden haben durch meine mörderischen Blicke. Hab' ich ihr nicht hundertmal gesagt, daß sie die schönste der Frauen ist? Wenn man einer Frau sagt, sie sei schön, so macht man ihr eine Liebeserklärung — denn — wenn ich Sie für schön halte, Frau Marquise, so ist es, weil ich Sie mit meinem Herzen sehe und weil meine Augen nicht blind sind. — Uebrigens machen sich die Frauen die Vorreden selbst. In ihrer Muße machen sie zwanzig selbst zu einem Buch, das nicht geöffnet wird."

So schloß Herr von Gace auf der Schwelle der Thüre.

Er öffnete sie.

Das achtzehnte Jahrhundert hatte erst 1715 begonnen, denn es zählt kaum achtzig Jahre, da es mit der Regentschaft anfängt und mit der Revolution endigt. Anno 1715 glaubte man nur noch an ein irdisches Paradies; alle großen Damen, von der Herzogin bis zur Frau des Finanziers, bauten sich mit der anmuthigen Unbefangenheit der Vögel der Luft ein Liebes-Asyl, geziert mit den reichsten Teppichen, Gemälden, Spiegeln und Blumen. Die Wände, die Decken und selbst die Scheiben waren bedeckt mit Amoretten und Blumen. Es war das Zeitalter der Rosenguirlanden. Der einzige Maler von Genie, der damals herrschte, war Antoine Watteau.

In diesen irdischen Paradiesen der verliebten Schönheiten der Re-

gentschaft sah man manchmal Engel, verführt durch die Blicke dieser winzigen Cupido's, die trotz ihrer weißen Flügel wahre „Musquetiere“ waren. Aber die Engel brauchten nicht lange, um zu entdecken, daß sie außer ihrem Elemente waren und daß der Himmel keinen Antheil an diesen profanen Paradiesen hatte.

Herr von Gace hatte die Thüre geöffnet. Eine kleine chinesische Laterne — denn während wir Missionäre aussandten, um China zum Christenthum zu bekehren, bekehrte uns China zu seinen Ornamenten, proteskren Figuren, bemalten Tassen und Laternen — eine kleine chinesische Laterne, die von der Decke schwebte, übergoß das Gemach der Marquise mit einem geheimnißvollen Lichte, sehr günstig den Träumen Verliebter.

Er schritt gegen das Bett und fiel auf die Kniee, obgleich er bei seinem Regimente das Vaterunser verlernt hatte.

Das Bett stand ganz im Schatten; schwere Damastvorhänge, nur wenig getheilt durch eine goldene Schnur, fielen in reichen Falten vom Betthimmel.

„Da ich einmal auf den Knieen bin“, dachte Gace, „so will ich schwören: ich schwöre, daß Madame de Parabere nicht aus dem Bette kommen wird, um mich aus dem Zimmer zu treiben.“

Gace hob dadurch seinen sinkenden Muth.

„Die Wahrheit zu sagen“, brummte er nach dem Vorhange langend, ich würde lieber den Rhein überschreiten mit Ludwig XIV.

Er erhob den Vorhang und kroch auf den Knieen bis zum Bett. Er suchte eine Hand zu fassen.

„Bah!“ dachte er, „dies ist der Angriff eines Neulings.“

Er erhob sich und warf sich wie verzweifelt auf das Bett mit pochendem Herzen — aber Madame de Parabere war nicht da.

„Und doch“, sagte er zu sich etwas verwirrt, „und doch erkannte ich erst ihre Stimme.“

Er lauschte und hörte folgendes Zwiegespräch in der Richtung des Boudoirs:

Marquise: Martial, du bist unbillig; dies ist das zwanzigste Mal, daß ich dir Lebewohl gesagt habe.

Martial: Du treibst mich also von dir?

Marquise: Bedenke, daß es gerade drei Uhr geschlagen hat.

Martial: Drei Stunden unverhoffter Freude, denn ich kam um Mitternacht.

Marquise: Leb' wohl! Komme übermorgen wieder und vergiß nicht den Parkschlüssel. Geh, Martial, du verrenkst mir die Hand; eile dich, daß ich das Fenster schließen kann, ich fürchte Verkältung. Leb' wohl, leb' wohl! Gib Acht auf die Spaliere. Ich höre dein Pferd wiehern und

den Boden stampfen. Armer Junge! Zehn Meilen zu reiten durch den Wald! Leb' wohl!

Martial: Um dich zu seh'n und deine Hand zu küssen, würde ich um die Welt reisen.

Das Fenster wurde geschlossen.

„Es scheint", sagte Gace, „daß der Roman, den ich spielen wollte, bereits gedruckt ist."

Er fragte sich, was zu thun sei. Das Klügste wäre gewesen, sich zurückzuziehen. Aber Gace blieb, dem Genius des Zufalls sich anvertrauend.

Als Madame de Parabere aus dem innern Gemache trat, fand sie sich einem Manne gegenüber und stieß einen Schrei aus. Gace brach in Lachen aus.

„Einer geht und einer kommt", sagte er mit einem Anstrich von Unverschämtheit, seinen Schnurrbart drehend.

Die Marquise, halb todt vor Schrecken, sank auf ein Sopha.

„Madame", sagte Gace und nahm ihre Hand, ich will Sie nicht beunruhigen. Befehlen Sie und ich gehorche. Ich liebe Sie, aber ich komme zu spät. Ich erschien im Feld, als die Festung bereits genommen war. Tausend Komplimente an Martial, sein Name ist von guter Vorbedeutung. Wünscht er eine Lieutenantsstelle in meinem Regiment? Sprechen Sie ."

Die Marquise erhob die Augen und ließ auf Gace einen dieser schrecklichen und bezaubernden Blicke fallen, deren Geheimniß nur die Schlangen kennen.

„Herr von Gace," sagte sie, „der Marquis von Parabere lud Sie ein zu kommen und seinen Wein zu trinken, aber nicht seine Frau mit Sturm zu nehmen. Sie verletzen die Rechte der Gastfreundschaft."

„Ich bin ein großer Verbrecher, aber ich liebe. Liebte ich Sie nicht, so wäre ich nur neugierig."

„Ich schulde nur meinem Beichtiger Rechenschaft über meine Handlungen."

„Was nützt die Beichte? Sie sind schuldig und bereuen nicht."

„Kommen Sie, um mir eine Predigt zu halten? Glauben Sie nicht, daß ich schläfrig bin? Verlassen Sie mich, oder ich rufe meine Leute."

„Sie wollen sich also ruiniren?

„Mich? Sie sind es, den ich ruiniren will."

Die Marquise, bisher gleichsam gebeugt unter ihrer Schande, gewann wieder Selbstvertrauen.

„Ich verstehe Sie nicht", sagte Gace. „Was? Ich, der Zeuge Ihrer galanten Abentheuer . . ."

„Ein galanter Mann", unterbrach ihn Madame de Parabere, „ist nie Zeuge eines Abentheuers, das eine Frau betrifft. Ich habe deßhalb nichts von Ihnen zu fürchten. Sie aber Alles von mir. Wenn ich rufe, erwacht

mein Mann und eilt hierher. Ehe Sie Zeit haben, ihm die Dinge auseinanderzusetzen, erwürgt er Sie oder wirft Sie aus dem Fenster."

„Das Fenster!" rief Gace lachend. „Es würde der angenehmste Weg sein, vorausgesetzt Sie sprächen zu mir wie zu Martial: Gib Acht auf die Spaliere!"

„Genug des Scherzes! Enden wir! Da Sie zugegen waren, als er mich verließ, wissen Sie, daß ich ihn liebe. Es ist ein Verbrechen, aber es wird mein einziges Verbrechen sein."

„Madame", sagte Gace, sich mit zweifelnder Miene verbeugend, „ich kehre wieder zur Weinlese im nächsten Jahre."

„Nie! Mein Herz brachte mich zum Fall, aber mein Herz wird mich auch retten. An dem Tage, an dem ich Martial nicht mehr liebe, gehe ich, mich in einem Convente zu begraben."

„Sie meinen, Ihre zweite Liebe wird der Himmel sein? Die zwanzigste vielleicht, aber die zweite, nie! Der Himmel gleicht dem Winter, der die gelben Blätter sammelt, wenn die Weinlese vorüber. Leben Sie wohl, Marquise; ich behalte den Schlüssel Ihres Zimmers, und werde wiederkommen in Jahr und Tag."

„Unverschämter!" rief Madame de Parabere wüthend.

Aber Gace war verschwunden. In großer Bewegung schritt die Marquise in ihrem Zimmer auf und ab.

„O, Martial," rief sie mit einem Seufzer, „du hast mir ein goldenes Thor geöffnet, aber es ist das Thor der Hölle. Sie hob den Fenster-Vorhang in die Höhe. „Armer Junge! Zehn Meilen zu reiten in der kalten und regnerischen Herbstnacht! Mir ist's, als fühlte ich den Hufschlag seines Rosses in meinem Herzen. Ach! wär' ich mit ihm! Wie glücklich wäre ich unter allen Gefahren einer Entführung!"

Gace war unterdessen in den Speisesaal zurückgekehrt. Parabere schlief noch unter dem Tische. Er rief ihm mit Donnerstimme.

„Hier bin ich", antwortete der Marquis.

„Du verstehst nicht zu trinken", sagte Gace. „Während du unter dem Tische schnarchest, habe ich einundzwanzig Gläser geleert. Laß uns zu Bette gehen. Fände uns deine Frau am Morgen in einer solchen Gesellschaft von leeren Flaschen, sie würde weder mir, noch dir verzeihen. Kennst du vielleicht Martial?"

„Martial?" fragte Parabere und versuchte aufzustehen. „Welchen Martial?"

„Irgend einen, ich weiß es nicht. Denke nach."

„Halt! ich habe einen Vetter unter der leichten Reiterei Namens Martial de Montlezun, einen Knaben, noch im Gängelbande. Als die Tage noch länger waren, kam er hie und da in's Schloß. Seit dem Feldzuge liegt er in Compiegne. Was soll's mit ihm?"

„O, nichts", sagte Gace leichthin. „Ich hörte nur bei Hofe von ihm sprechen als einem jungen Manne, der seine Carriere machen wird."

„Unsinn! er kann nicht trinken. Wer nicht eine Flasche als Steigbügeltrunk leeren kann, bringt's nicht weit.

„Diese armen Spaliere!" dachte Gace.

II.

Ein Jahr und einen Tag nach obigem Abenteuer besaß Gace noch den Schlüssel zu den Gemächern der Marquise; aber sie war nicht mehr im Schlosse St. Horayn.

Sie war seit eilf Monaten Wittwe — Herr von Parabere war, wie die Sage ging, an Durst gestorben.

„Kein Zweifel", dachte Gace als er den Schlüssel betrachtete, „sie wird Parabere betrauern in den Armen von Martial in irgend einer inniglichen Einöde."

Während des Karnevals kam er nach Paris. Kannte die Regentschaft eine Fastenzeit? Gace ging viel in Gesellschaft. Eines Tages wurde er im Palais Royal vorgestellt, als gerade Abends ein großer Maskenball war. Der Regent lud ihn ein zu Ball und Abendessen, und Gace stürzte sich auch mit Leib und Seele in die Vergnügungen des Tanzsaales, und suchte nach einem Abenteuer unter all den schönen Frauen, die nur für die Liebe lebten.

Der Regent schritt wie ein Sultan in seinem Serail durch die Räume, gefüllt mit Licht, Schönheit und Diamanten. Wie wenige dieser Frauen betraten das Palays royal durch die große Treppe und verließen es nicht durch die Hinterthüre? Plötzlich entstand eine große Bewegung im Ballsaale — eine große Bewegung, gefolgt von tiefem Schweigen.

„Ah! hier ist Madame de Parabere!"

Dieser Name lief von Mund zu Mund. Sie betrat den Saal gleich einer Königin, gefolgt von tausend Anbetern. Gace, wie angedonnert, wollte auf sie zueilen, aber der Herzog von Orleans kam ihm zuvor, küßte artig der Marquise die Hand, und bat sie, mit ihm das Menuet Ludwigs XIV. zu tanzen.

„Und Martial?" murmelte Gace, der sich träumend glaubte „Kann es wirklich Madame de Parabere sein?" fragte er Herrn von Riom, der zunächst bei ihm stand.

„Sie haben sie also nie gesehen?" fragte Riom. „Sie ist keine Alltagsschönheit; wer sie einmal erblickt hat, kennt sie für immer."

„Sie sprechen zu einem Neubekehrten," entgegnete Gace, noch immer erstaunt Madame de Parabere nachschauend.

Die Marquise war diesen Abend so schön, wie Diana und Venus — wie La Balliere und Montespan. Sie trug mit dem Anstand einer Königin ihr Schleppkleid von geblümtem Brokat, auf das Audran selbst ein Feld von Rosen gestreut hatte. Ihr eigenes Haar, das sie die Kühnheit hatte, nicht zu pudern, umflatterte ihre schneeige Büste, wie die Schwingen eines Raben sich abheben von den bereiften Aesten der Eiche. Sie hatte weder Schminke, noch Schönpflästerchen aufgelegt, was ebenfalls gegen die Sitte verstieß; aber sie war so liebenswürdig, ihr Lächeln zeigte Zähne so weiß, ihre Augen glänzten in so reinem Blau, daß Jedermann ihr vergab — selbst die Frauen, denn die Frauen lieben die Schönheit, wie sie Blumen und Diamanten lieben. Mit Einem Worte, es war feengleich, diese Frau so überaus schön zu sehen in der Mitte glänzender Gruppen, nur durch die Macht ihre eignen Reize, ohne Beihülfe von Schmuck und Koketterie.

„Schön wie Tag und Nacht zusammen," sagte Riom zu Richelieu, der gerade vorbeiging.

„Kennen Sie ihre Geschichte?" fragte Richelieu, Gace erkennend.

„Ich las eine Seite davon," antwortete der Kapitän.

„Lassen Sie hören; denn wir alle wissen, wohin die Marquise geht, doch nicht, von wannen sie kommt."

„Es scheint," sagte Riom, „daß sie gegen das Ende des Jahrhunderts in Brittanien geboren wurde. Sie ward an das Vieh Parabere verheirathet, ehe sie es gewahr wurde. Parabere war eifersüchtig wie Alle, die vorherbestimmt sind, Hörner zu tragen. Als er starb, that er seine Pflicht, und nun besitzt sie alle Vorzüge der Wittwenschaft. Sie wird das Wort Herrschen durch alle Formen konjugiren. Der Regent beherrscht sie, sie wird die Welt beherrschen.

„Ich stelle mich in die Reihe," sagte Richelieu. „Welch prächtige Lehrerin! Sie würde Amor Hebräisch lehren."

„Aber wie kam die Marquise hierher?" fragte Gace.

„Auf die natürlichste Weise," antwortete eine hübsche Maske, die vorbeiging, mit geheimnißvollem Tone; „die Motten kommen stets und verbrennen sich am Licht; oder besser, die bleiche Waldblume kommt, um unter der Sonne des Hofes zu blühen."

„Wir kennen das, schöne Maske. Sie machen Kalender für das vergangene Jahr."

„Sie lassen mich nicht endigen," fuhr die Maske fort. „Ich kenne Alles, die Zukunft und die Vergangenheit. Hören Sie die Vergangenheit. Madame de Parabere war auf dem Hoffeste, das die Herzogin vorgestern gab. Ihr Wagen machte Aufsehen am Thore, denn sie fährt mit englischen Pferden und ihr Wappen hat Watteau gemalt. Der Regent kommt stets zu diesen Festen, wenn schöne Frauen erwartet werden. Die Dame hat

Witz, und, was besser ist, sie weiß es. Als sie sich zum Fortgehen anschickte, erhob sich der Regent gegen seine Gewohnheit und führte sie an den Wagen. Er nahm ihre Hand, ihr auf den Wagentritt zu helfen. Sie war bezaubert und verwirrt durch so viel Aufmerksamkeit, und überließ ihm ihre Hand für einen Augenblick, erröthend vor Freude und Verlegenheit. Da war es um die Tugend von Madame de Parabere geschehen. Als sie auf die Kissen des Wagens sank, sprang der Regent an ihre Seite, schloß die Thüre und fort ging es — wohin? Ich weiß es nicht. Die Marquise hat übrigens die „Einschiffung nach Cythere" auf ihrem Fächer."

Richelieu hatte die Stimme der Sprecherin erkannt. „Madame de Sabran", wisperte er ihr in's Ohr, „wenn Sie wollen, werden wir uns auch einschiffen."

Die Gräfin entsprang in's Gedränge, entweder weil sie nicht erkannt sein wollte, oder weil sie wünschte, daß man ihr folge.

Gace und Riom lungerten durch die Gemächer, als die Herzogin von Berry, verkleidet als Odaliske, herbeikam, den Leutenant ihrer Garde beim Arme nahm und mit sich fortzog. Gace blieb allein.

Er ging von Gruppe zu Gruppe, um zu hören, was über die Marquise gesprochen würde, denn sie war der Gegenstand jedes Gesprächs. Er hörte nichts Neues und gab sich ganz der Berauschung des Ballsaales hin und dem belebenden Einfluß der Musik, als seine Neugierde plötzlich durch die bewegte Conversation zweier jungen Männer erregt ward, die in dem Winkel eines Fensters über die Marquise stritten.

„Ich sage Ihnen," sprach der lärmendste, „daß ihre Aufführung skandalös ist. Sie ist ihre eigne Herrin, aber nicht Herrin unsres Namens. Sie mag sich dem Regenten hingeben, wenn's ihr beliebt, aber nicht unter dem Namen Parabere, Herr von Montlezun".

„Ausgezeichnet!" sagte Gace, „ich finde sie alle hier; da ist Martial!"

Der junge Reiteroffizier war bleich und melancholisch, wie ein verzweifelnder Liebhaber.

„Sie sind albern mit Ihrem Namen Parabere," sagte er zu dem andern mit dem beißenden Tone eines Mannes, der Streit sucht. „Wollen Sie diesen ausgezeichneten Namen vielleicht kanonisirt sehen?"

„Keinen schlechten Spaß," wenn's beliebt, entgegnete Parabere's Neffe.

„Es macht mich lachen," sprach Martial. „Herr von Parabere, ihr tugendhafter Oheim, der besoffen starb, nachdem er viele Jahre besoffen gelebt hatte, hinterließ seinen Namen seiner Frau, und sie hat das Recht, diesen herrlichen Namen zu führen, selbst bei Hofe."

„Mag sie es thun, mir bleibt noch ein Ausweg. Morgen schreibe ich

ihr, daß wenn sie fortfährt, meinen Namen zu führen, ich einen andern annehmen werde, — den meines Bedienten."

„Ich verbiete Ihnen, dies zu thun," rief Montlezun mit erhobener Stimme.

„Wenn Sie morgen dem Lever der Marquise beiwohnen," sagte Godefroy de Parabere, „werden Sie sehen, wie ich Ihnen gehordt habe."

„Dies wäre eine Feigheit," sprach der Liebhaber von Madame de Parabere. „Godefroy, Sie kennen mich; ich erwürge Sie, wenn Sie es thun."

„Einverstanden", erklärte Godefroy; „aber nicht bevor ich den Brief abgesandt."

„Doch, bevor Sie ihn senden."

In diesem Augenblicke kam Madame de Parabere gerade auf Gace zu, der etwas seitwärts von den streitenden stand. „Herr von Gace", sagte sie zu ihm mit einem Lächeln mehr verächtlich als je, „ich erwarte Sie morgen bei meinem Lever."

„Wo?" fragte Gace mit etwas Impertinenz.

„Sie wissen sehr wohl," sagte sie, „daß ich eine Saison im Palais royal zubringe."

Auf einmal wurde die Marquise bleich wie der Tod und wankte auf ihren hubschen Füßchen, die mit weißen Rosen geziert waren. Sie hatte Herin von Montlezun gesehen.

„Martial!" murmelte sie; „ich dachte, er sei in Languedoc."

Sie verschwand wie durch Zauber.

„Und doch", dachte sie, ihre Stimme mit der Hand beschattend, als ob das Licht ihr wehe thäte, „und doch hatte mein Herz mir gesagt, daß er nicht ferne sei. Der arme Junge darf mich nicht sehen; morgen soll er eine Compagnie in Brittanien oder Perigord erhalten."

Aber Herr von Montlezun war ihr gefolgt.

„O Madame, Madame," sagte er mit halberstickter Stimme, indem er sich vor ihr verbeugte, weiß wie eine Statue.

„Martial, kein Wort! Es war mein Wunsch, dich von einer schlimmen Leidenschaft zu heilen."

„Madame, entheiligen Sie nicht die Religion meines Herzens. Sagen Sie, daß Sie es einst thaten."

„Mein Freund, das einzig Beständige ist der Himmel. Die Erde dreht sich, ich habe mich auch gedreht. Du warst nicht an meiner Seite und ich ging ohne dich. Adieu, Martial! Laß uns vergessen! Die Zukunft ruft dich."

„Was mich ruft, Madame, ist die Vergangenheit. Ich wenigstens werde nicht vergessen. Adieu, Madame."

Herr von Montlezun verbeugte sich traurig mit der Würde eines Menschen, dessen Herz dem Brechen nahe.

Madame de Parabere, die umsonst ihre lebendige Erinnerung zu beherrschen suchte, fiel fast in Ohnmacht.

„Martial!“ murmelte sie mit der Stimme, die er so gut kannte.

Er erhaschte den Ton und schritt auf sie zu, aber einige Sekunden nachher stiegen andere Gedanken in ihr auf, die Martial stürzten. Madame de Parabere glaubte noch an ihren Triumph am Hofe. Ihre Eitelkeit sprach lauter zu ihrem Herzen, und Herr von Montlezun, den sie noch liebte, wurde dem Herzoge von Orleans geopfert, den sie noch nicht liebte.

„Martial“, wiederholte sie, aber in einem Tone, der ihm fremd war, „wir wollen uns erinnern, aber scheiden. Gott befohlen!“

Herr von Noce kam gerade des Weges. Sie nahm vertraulich seinen Arm und sagte:

„Begleiten Sie mich zum Regenten.“

„Ich verstehe,“ versetzte Herr von Noce, „Sie wurden um eine Gnade gebeten. Sehen Sie die Prärogative des Thrones, denn heute sind Sie Königin.“

„Ja,“ entgegnete Madame de Parabere seufzend, „es war eine Gnade; und da ich heute Königin bin, beeilte ich mich, sie zu gewähren, denn wer weiß, ob ich es morgen noch sein werde?“

„Für immer!“ rief Herr von Noce.

An der Tafel war Jedermann heiter. Der Regent war ein Philosoph, und amüsirte sich für ganz Frankreich. Die Damen von Sabran und Phalaris, seine Geliebten vom Tage vorher, überflossen von Witz, denn sie hatten zu guten Geschmack, um zu weinen, und hofften immer noch, den Thron wieder zu erobern. Madame de Parabere rannte mit vollen Segeln vor dem Wind, den Stürmen Trotz bietend. Sie liebte das Unvorhergesehene, war es auch voll von Fallen. Bei dem Desert sang Richelieu einige Couplets von La Fare. Fontenelle, der auch zugegen war, zog eine Parallele zwischen der alten und neuen Zeit, um zu beweisen, daß die neue Zeit Recht hätte in Bezug auf ihre Ansichten über Schönheit, Tanz und Gesang.

Madame de Parabere nahm sich nicht viel Zeit, zu schlafen. Der Herzog von Orleans hatte ihr eine Reihe von Gemächern im Palais royal angewiesen, die in dem frivolen Style der damaligen Zeit ausgeschmückt waren und sich direkt in den Garten öffneten. All das Spielwerk des modischen Luxus war haufenweise zerstreut in Schlafzimmer, Salon und Boudoir. Der Regent hatte sogar das Betzimmer nicht v rgessen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine historische Parallele.

(vergl. A. v. Tocqueville, das alte Regime in Frankreich und die Revolution.)

Die oppositionellen Staatsmänner und Schriftsteller Frankreichs, die nicht gerade auf revolutionärem Boden stehen, und das schöne Frankreich noch nicht mit einer traurigen Verbannung vertauscht haben, die Orleanisten, Legitimisten, die Republikaner von der matten Farbe des Siecle und alle jenen Elemente, deren Opposition gegen das Empire mehr in Erinnerungen, wie in Hoffnungen begründet sind, deren Sympathien mehr in der Vergangenheit, wie in der Zukunft liegen, benutzen in der letzten Zeit mit ziemlichem Glücke die Geschichte Frankreichs, um dem jetzigen entarteten Zeitalter einen Spiegel hinzuhalten. Je nachdem der Parteistandpunkt dieser Opposition ist, nimmt man entweder die Geschichte Ludwig des Vierzehnten und Fünfzehnten, oder die Geschichte des ersten Napoleon, um dem jetzigen Regime die derbsten Wahrheiten zu sagen. So ist offenbar in der berühmten Geschichte des Consulates und Kaiserreichs von Thiers die historische Wahrheit nicht das Einzige, was der Verfasser im Auge hat; manche Schilderungen scheinen speziell zu einer Vergleichung mit den jetzigen Zuständen auffordern zu wollen. So hat Guizot bei der Aufnahme Biot's in die Akademie der Wissenschaften eine Lobrede auf den ersten Konsul gehalten, welche ohne große Entstellungen und weithergeholte Vergleiche für eine Satyre des jetzigen Regime gehalten werden kann. Hören wir, in welch schönen Worten Guizot den ersten Konsul preist. „Die Wissenschaft war das Einzige, vor dem er, wenn seine Leidenschaften schwiegen, Achtung empfand, mit dem er sympathisirte. Die Träger der Physik und Mathematik waren für ihn in seiner Jugend die Vertreter dieser seltenen Ueberlegenheit. Die Tiefe und Schärfe ihrer Combinationen, ihre Eroberungen im Reiche der Natur, bald um ihre Geheimnisse zu ergründen, bald um sich ihrer Gewalten zu bemächtigen, diese geistige Herrschaft des Menschen mit einem Worte, hatte sich zu früher Stunde schon der Phantasie des despotischen Helden bemächtigt, und ihm Bewunderung abgezwungen. Einige dieser glänzendsten Heroen der Wissenschaft, Monge, Berthollet, Fourier, hatten sich in die Wüsten hinein seinem Glücke angeschlossen und zu seinem Ruhme beigetragen. Aber sein Blick war nicht auf die Linie beschrenkt, welche das damals schon so weite Gebiet der exakten Wissenschaften begrenzte. Angeregt durch jene Ahnungen, welche den göttlichen Theil der Regierungskunst bilden, wie Royer Collard auf dem Grabe Casimir Perrier's sagte, fühlte auch er die Schönheit der Literatur, und wartete nicht, bis er Herr Frankreichs war, um die Größe ihrer Bedeutung im geistigen Leben, wie in dem der Gesellschaft zu werthen." Es ist schwer, solche Lobsprüche, mit welchen auch Victor Hugo und andere Geschichtsschreiber den großen Kaiser ehren, nicht als eine Satyre auf den jetzigen

Mäzen des jüngeren Dumas, des Herrn von Girardin und des Ponsard zu halten.

Wenn die Parallelen zwischen dem Konsulat und den ersten Jahren des Kaiserreiches mit dem jetzigen Regime sich mehr auf die Persönlichkeiten beziehen und einen Angriff gegen die Träger des jetzigen Systems enthalten, so beziehen sich die Parallelen zwischen der vorrevolutionären Zeit und der Gegenwart, die Schilderungen der „guten alten Zeit," mehr auf die socialen und politischen Zustände. Es ist merkwürdig, wie weit Frankreich in seinen Anschauungen zurückgegangen ist, daß es sich mit geheimen Behagen an jene Zeit der Finanzpächter und Mätressen, der geheimre Verhaftsbefehle und Parlamentsauflösungen erinnert, welche unter dem Blutstrome der Guillotine und eines langen europäischen Krieges aus der Erinnerung verschwunden zu sein schien. Wir sind schon von den Schulbüchern hier daran gewöhnt, das Zeitalter der sinkenden Monarchie als den Culminationspunkt aller politischen Fehler und moralischen Schwächen zu betrachten, und die erste französische Revolution steht in unserer Phantasie als ein Akt der unerbittlichen Nemisis, als eine Art moderner Sündfluth da, welche bestimmt war, ein gänzlich verdorbenes Geschlecht vom Erdboden zu tilgen. Jetzt finden wir den Unterschied zwischen der vor- und nachrevolutionären Zeit durchaus nicht mehr so groß, wie in der hergebrachten Anschauung, wenn wir die Thatsachen und Zustände miteinander vergleichen; wir sehen mehr eine stufenweise, historische Entwickelung, wie eine vollständige Umwälzung; wir finden die Anfänge und Ursprünge heutiger Verhältnisse in damaligen Zuständen, und bemerken, daß wenn die Weltgeschichte im Jahre 1789 einen Sprung gemacht hat, dieser Sprung nicht groß genug war, um uns vollständig aus den alten Zuständen heraus zu tragen. Wir sehen, daß die großen öffentlichen Laster, welche das Frankreich der Bourbonen auf die Guillotine brachten, heutzutage höchstens nicht mehr auf die auserwählten Kreise beschränkt, sondern in echt bürgerlicher Weise in das Fleisch und Blut des Volkes übergegangen sind; wir sehen, daß dasselbe Regierungssystem, welches Frankreich unter den Königen centralisirte und die Ursache seiner politischen Unfreiheit war, durch den Sturm der Revolution nicht gebrochen ist, sondern sich in selbst von den Königen nie gewagter und geahnter Weise entwickelt hat; wir sehen ferner, wie alle die politischen und finanziellen Schwierigkeiten, die Fehler der inneren und äußeren Politik, von dem Law'schen Bankschwindel an bis zu der Theilung Polens, daß alle die Unmöglichkeiten des damaligen Regime sich heute in größerem Maaßstabe und mit unheilvolleren Vorbedeutungen um den Thron Louis Napoleons zusammenschaaren, wie damals, als man sich höchstens vor der Fronde, nicht aber vor der Revolution fürchtete. Eine solche Vergleichung könnte wohl dazu verleiten, über die Vergeblichkeit der Revolutionen zu schreiben.

Merkwürdig, wie politische Formen, die anfangs gewaltsam dem Volke aufgeprägt und mit Widerwillen von demselben ertragen werden, durch die Länge der Zeit und durch eine consequente Entwickelung dem Bewußtsein des Volkes, seinem ganzen Sein und Denken eingeprägt werden können, so daß sie zuletzt eine wesentliche Eigenthümlichkeit desselben bilden. Das mittelalterliche Frankreich war von demselben Individualismus belebt, der in Deutschland und England die Selbstständigkeit der Städte, Corporationen und Provinzen nach sich zog, und es gehörten hundertjährige Anstrengungen der Könige dazu, den Widerstand der Barone und Parlamente zu brechen. Und doch sehen wir gerade aus dem Buche von Toqueville, daß die Centralisation unter dem alten Regime lange nicht das war, was sie gegenwärtig ist, daß unter den Königen noch mehr Freiheit und Unabhängigkeit war, wie unter dem jetzigen Systeme. Durch die Revolution, und den Terrorismus, wie durch das Kaiserreich und den Ruhm, wurde jene furchtbare politische Maschine geschaffen, die von den Königen längst gewünscht aber nicht gewagt wurde, und die jetzt ein immer bereites Mittel ist, das französische Volk zu äußerem Ruhm und innerer Knechtschaft zu führen. So kann man sagen, daß die Revolution selbst das Werk des Despotismus vollendet habe. Es war ein Fehler, daß dieselbe eine furchtbare Waffe schuf, zur Rettung ihrer selbst und des Landes, daß sie aber diese Waffe nicht zerbrach, sondern an den Despotismus vererbte. Die Mittel, deren sich die Revolutionen bedienen, sind zweischneidige Schwerter, die nicht nur gegen den Despotismus, sondern auch gegen die Volksfreiheit gebraucht werden können.

Man kann sagen, daß jetzt die Centralisation in das Fleisch und Blut des französischen Volkes übergegangen, und nicht nur eine politische Form, sondern eine sociale Gewohnheit geworden sei. Jeder Franzose ist gewohnt, von Paris aus das Heil zu erwarten, nicht nur in politischer, sondern auch in finanzieller Beziehung; er gibt der Centralregierung eine allumfassende Verantwortlichkeit; er hält sie für eine Vorsehung, die er für sein Unglück verantwortlich macht, und von der er sein Glück erwartet. Es ist nicht bloß eine Farce und Komödie, wenn Louis Napoleon bei Ueberschwemmungen und anderen Unglücksfällen „Vorsehung spielt"; diese Komödie ist in dem Glauben des Volkes begründet. Da es nun in jedem Lande der Unglücklichen und Unzufriedenen eine größere Zahl gibt, wie der Zufriedenen, so muß auch in Frankreich die Zahl derer, welche eine Umwälzung der politischen Verhältnisse erwarten, größer sein, als die, welche ihr Glück an den bestehenden Zustand der Dinge gekettet haben. Daher die ewige Unzufriedenheit und Neuerungssucht, die ewige politische Gährung in Frankreich, die nur durch die extremsten Mittel des Centralisationssystemes niedergehalten werden kann, und dadurch die Centralmacht zu einer unerträglichen Höhe steigert. Daher auch die socialen Theorien, welche

in Frankreich unter den verschiedensten Gestalten und bei den verschiedensten Parteien auftreten, und deren selbst der Despotismus sich zur Vergrößerung seiner Macht bedienen kann. Man sieht, daß wenn einmal ein prinzipiell unrichtiger Weg in der Politik eingeschlagen ist, daß dann selbst die besten und edelsten Bestrebungen nur zur Vermehrung des Uebels dienen.

Es ist deßhalb ein interessanter Beitrag zur Beurtheilung der jetzigen französischen Zustände, das alte Regime damit zu vergleichen, um die Keime und Wurzeln des gegenwärtigen Systemes zu entdecken. Wenn wir Auszüge aus der Schrift des Herrn von Toqueville anführen, so müssen wir nie vergessen, daß uns ein Legimist in das gelobte Land der Legitimität zurückführt, und seinen Urtheilen diejenige Färbung nehmen, welche mehr der individuellen Neigung, wie dem historischen Urtheil zu zuschreiben ist. Im Spiegel der heutigen Zustände erscheint uns freilich selbst die gesunkenste Zeit des französischen Königthums noch erhaben. Schon allein der große Einfluß der Philosophie auf den Gang der damaligen Ereignissen unterscheidet jene Zeit vortheilhaft von der unsrigen, in welcher die Gedanken und Ideen ohnmächtig an den Thatsachen und Zuständen abprallen.

Eine Art von Freiheit fand sich unter dem alten Regime, und es ist merkwürdig, ihren Einfluß auf die Revolution zu verfolgen. Die Centralisation, sagt A. v. Tocqueville unter Anderem, war schon von derselben Natur, hatte dasselbe Verfahren, dieselben Ziele wie in unsern Tagen, aber noch nicht dieselbe Macht. Die Regierung, welche alles zu Geld machte, hatte den größten Theil der öffentlichen Aemter verkauft, und sich so selbst des Rechtes, sie nach eigener Willkür zu verleihen und einzuziehen, beraubt. Die eine ihrer Leidenschaften hatte auf diese Weise den Erfolgen der andern beträchtlich geschadet — ihre Habgier hielt ihrem Ehrgeiz die Wage. Sie sah sich also unaufhörlich genöthigt, bei ihren Handlungen Werkzeuge zu gebrauchen, die sie nicht selbst geformt hatte und nicht zerbrechen konnte. Oft mußte sie ihre absolutesten Willensäußerungen durch die Ausführung entkräftet sehen. Diese sonderbare und fehlerhafte Einrichtung der öffentlichen Aemter diente als eine Art von politischer Garantie gegen die Allmacht der Centralgewalt. Sie bildete gewissermaßen einen unregelmäßigen und schlecht gebauten Damm, der die Kraft der letztern theilte und ihren Stoß brach . . . .

Die Verwaltung verfuhr, im Bewußtsein ihres neuen Ursprungs und ihrer geringen Geburt, stets zaghaft, sobald sie ein Hinderniß auf ihrem Weg antraf. Man bemerkt mit Erstaunen, wenn man die Briefe der Minister und Intendanten aus dem achtzehnten Jahrhundert liest, wie diese, solange der Gehorsam nicht verweigert wird, gewaltsam und absolut eingreifende Regierung vor dem geringsten Widerstand zurückschreckt; wie der leiseste Tadel sie beunruhigt, der geringste Lärm außer sich bringt, und wie

sie dann stockt, zögert, parlamentirt, Mittelwege einschlägt und oft weit hinter den Grenzen ihrer natürlichen Macht zurückbleibt. Doch der weichliche Egoismus Ludwigs XV und die Güte seines Nachfolgers waren dem günstig. Diesen Fürsten fiel es außerdem nie ein, daß man sie möglicherweiise entthronen wolle. Sie besaßen keine Spur von jenem unruhigen und harten Naturell, welches die Furcht seitdem so oft bei den Regierenden entwickelt hat. Sie traten nur die Leute mit Füßen, die sie nicht sahen.

Die eigentliche Verwaltung wurde von dem Adel auf das Tiefste verachtet, obwohl er sich von Zeit zu Zeit an sie wendete. Er hatte etwas von jenem Stolz seiner Väter, welcher der Knechtschaft wie jeder Vorschrift feind war, bewahrt, sogar in der Weise, wie er seine alte Macht aufgab. Er bekümmerte sich nicht im geringsten um die allgemeine Freiheit der Bürger und sah es ganz gern, wenn die Hand der Gewalt alles um ihn her niederdrückte; aber er war keineswegs gesonnen, diesen Druck selbst zu ertragen und, um ihn von sich abzuhalten, nöthigenfalls zum größten Wagniß bereit. Beim Beginn der Revolution hat dieser Adel, der mit dem Thron fallen wird, dem König und vorzüglich seinen Agenten gegenüber eine unendlich stolzere Haltung und eine freiere Sprache als jener dritte Stand, der bald als Königthum stürzen wird. Fast alle die Garantien gegen den Mißbrauch der Gewalt, die wir seit den 37 Jahren der Herrschaft des Repräsentativsystems besitzen, wurden laut von ihm gefordert. Beim Lesen seiner Annalen fuhlt man durch alle Vorurtheile und Verkehrtheiten hindurch etwas von dem Geist und den großen Eigenschaften der Aristokratie. Es bleibt stets zu bedauern, daß man den Adel, statt ihn unter die Herrschaft der Gesetze zu beugen, zu Boden geschlagen und entwurzelt hat. Durch diese Handlungsweise hat man der Nation einen nothwendigen Theil ihres Wesens geraubt, und der Freiheit eine Wunde beigebracht, welche nie heilen wird. Eine Klasse, welche Jahrhunderte lang an der Spitze stand, hat durch diesen langen Besitz der Herrschaft einen gewissen Stolz des Herzens erlangt, ein natürliches Vertrauen auf ihre Kräfte und die Gewohnheit gesehen zu werden, welche aus ihr den widerstandsfähigsten Theil des socialen Körpers macht. Sie hat nicht allein mannhafte Sitten, sondern sie vermehrt auch noch durch ihr Beispiel die Mannhaftigkeit der andern Classen. Durch ihre Ausrottung entnervt man zugleich ihre Feinde. Durch nichts kann sie vollständig ersetzt werden; ebensowenig kann sie je wieder entstehen; sie wird wohl die Titel und Güter, aber nicht den Geist ihrer Väter wiederfinden.

Die Geistlichen, die sich seitdem so oft in bürgerlichen Dingen jedwedem weltlichen Souverän auf das servilste unterwarfen, und zu seinen niedrigsten Schmeichlern gehörten, wenn er nur Miene machte, die Kirche zu begünstigen, bildeten damals eine der unabhängigsten Körperschaften der ganzen Nation, und die einzigen, deren besondere Freiheit man hätte re-

spectiren sollen.... Viele Geistliche waren Adelige, und übertrugen auf die Kirche den Stolz und die Ungelehrigkeit der Leute ihrer Ordnung. Alle besaßen überdieß einen höhern Rang im Staat und hatten darin Privilegien. Die Benützung jener Feudalrechte, die der moralischen Macht der Kirche so nachtheilig war, gab allen ihren Mitgliedern individuell einen Geist der Unabhängigkeit gegenüber der weltlichen Gewalt.

Noch mehr diente der Grundbesitz dazu, im Priester dieselben Ideen, Bedürfnisse, Gefühle und sogar dieselben Leidenschaften wie im Laien zu erwecken. Ich wage, im Gegensatz zu einer allgemein verbreiteten und sehr feststehenden Ansicht, zu behaupten, daß die Völker, welche der katholischen Geistlichkeit jedweden Antheil an Grundbesitz nehmen und alle ihre Einkünfte in Gehalte verwandeln, damit nur die Interessen des heil. Stuhls und der weltlichen Fürsten befördern, hingegen sich selbst eines der Hauptelemente der Freiheit berauben....

Der Bürgerstand des ancien regime war deßgleichen weit besser, als der unsrige vorbereitet unabhängig aufzutreten. Theilweise unterstützten ihn dabei sogar die fehlerhaften Seiten seiner Bildung. Wir sahen, daß die Zahl der von ihnen bekleideten Stellen in seiner Zeit noch größer war, als in unsern Tagen, und daß die mittlern Classen mit gleichem Eifer nach ihrer Erlangung strebten. Aber man sehe den Unterschied der Zeiten. Da die meisten Aemter weder von der Regierung verliehen noch genommen werden konnten, so wurde durch ein solches die Bedeutung des Inhabers vermehrt, ohne ihn von der Willkühr der Behörde abhängig zu machen; d. h. das, was in unseres Zeit die Unterthänigkeit vieler Leute erst recht vervollständigt, bildete damals gerade das wirksamste Mittel, ihnen Respect zu verschaffen....

Die Kunst, das Gerücht aller Widerstandsäußerungen zu unterdrücken, war damals noch nicht in solchem Grad vervollkommnet wie jetzt. Jenes Frankreich war noch nicht so dumpf wie das heutige; es besaß im Gegentheil einen starken Wiederhall, obwohl die politische Freiheit nicht weiter hervortrat, und man brauchte nur seine Stimme zu erheben, um in weiter Ferne gehört zu werden....

Als 1770 das Pariser Parlament cassirt wurde, ertrugen die Magistratspersonen, welche an ihm theilgenommen hatten, den Verlust ihres Amts und ihrer Macht, ohne daß sich ein einziger persönlich dem königlichen Willen gebeugt hätte. Noch mehr; verschiedene andere Gerichtshöfe, wie la cour des aides, welche weder angegriffen, noch bedroht waren, setzten sich freiwillig denselben strengen Maßregeln aus, sobald diese zur Gewißheit geworden. Noch mehr; die bedeutendsten der vor dem Parlament plaidirenden Advokaten theilten sein Schicksal aus freier Wahl; sie entsagten dem, was ihren Ruhm und Reichthum ausmachte, und ehe sie vor diesen entehrten Obrigkeiten erschienen wären, verdammten sie sich lieber

zum Schweigen. Es gibt nichts Größeres in der Geschichte der freien Völker als jene Vorgänge, und doch geschahen sie im achtzehnten Jahrhundert angesichts des Hofs Ludwigs XV.

Den Männern des achtzehnten Jahrhunderts war jene, man möchte sagen, leidenschaftliche Liebe für das egoistische Behagen, welche die Mutter der Knechtschaft ist, noch fremd, jene weichliche, aber zähe und unveränderliche Leidenschaft, die sich so gern unter die häuslichen Tugenden mischt und sich gewissermaßen mit ihnen verschmilzt, wie mit der Anhänglichkeit an die Familie, der Ordnung der Sitten, der Achtung vor der Religion, und sogar mit der warmen und eifrigen Ausübung des herrschenden Cultus, der die Ehrbarkeit erlaubt, aber den Heroismus verbietet, und in der Heranbildung von ordentlichen Menschen und feigen Bürgern so Vorzügliches leistet. Sie waren besser und schlimmer zu gleicher Zeit ....

Man hüte sich überdieß wohl, die Niedrigkeit der Menschen nach dem Grade ihrer Unterwürfigkeit gegen die souveräne Macht abschätzen zu wollen; das würde einen starken Maßstab abgeben. Trotz der Unterwürfigkeit der Menschen des ancien regime unter den Willen des Königs gab es eine Art von Gehorsam, die ihnen unbekannt war; sie wußten nicht, was es heißt, sich unter eine illegitime oder bestrittene Macht beugen, die man wenig ehrt und oft verachtet, aber die man gern erträgt, weil sie nützt oder auch schaden kann. Diese erniedrigende Form der Unterthänigkeit war ihnen stets fremd.

Es wäre also ganz falsch, das ancien regime für eine Zeit der Servilität und der Abhängigkeit zu halten. Es herrschte unter ihm weit mehr Freiheit als in unsern Tagen; aber eine Art von unregelmäßiger und intermittirender, stets auf die Grenzen einer Klasse beschränkter und mit der Idee der Ausnahmen und Privilegien verknüpfter Freiheit, die fast eben so sehr dem Gesetz wie der persönlichen Willkür zu trotzen gestattete, und fast nie ausreichte, allen Bürgern die natürlichsten und nothwendigsten Garantien zu sichern. So entstellt und geschmälert, war die Freiheit doch noch fruchtbar. Sie war es, die eben in der Zeit, wo durch die Arbeit der Centralisation alles mehr und mehr egalisirt, alle Charaktere gefügig gemacht und getrübt wurden, sehr vielen Individuen ihre angeborene Originalität, das eigenthümliche Colorit und Relief erhielt, ihr Selbstgefühl nährte, und oft in ihrem Herzen die Sehnsucht zum Herrschen über alle andern Neigungen erhob. Sie zog jene kräftigen Seelen, jene stolzen und kühnen Geister groß, die bald erscheinen werden, um aus der französischen Revolution fur alle folgenden Generationen einen Gegenstand zugleich der Bewunderung und des Schreckens zu machen. So männliche Tugenden konnten unmöglich auf einem Boden wachsen, von dem die Freiheit ganz sich abgekehrt hatte...

Wie kam es aber, daß gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die Schriftsteller und Männer der Wissenschaft einen so überwiegenden Einfluß erhielten?

Es war (sagt Tocqueville) kein Spiel des Zufalls, daß sich die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts allgemeine Begriffe gebildet hatten, die in entschiedener Opposition zu denen standen, welche die Basis der damaligen Gesellschaft bildeten; der Anblick jener Gesellschaft, die ihnen sämmtlich vor Augen lag, war es eben, der auf natürliche Weise diese Ideen in ihnen anregte. Das Schauspiel so vieler Mißbräuche und lächerlicher Privilegien, deren Last immer fühlbarer wurde, während sich die Ursache mehr und mehr dem Blick entzog, drängte und trieb ihre Geister rasch und gleichzeitig vorwärts zu der Idee der natürlichen Gleichheit aller Stände. Angesichts so vieler ungeregelter und seltsamer, aus anderen Zeiten stammender Institutionen, deren Existenz, nachdem sie ihren Werth verloren, doch noch ewig zu dauern schien, empfanden sie leicht einen Widerwillen gegen alles Alte, Traditionelle. Sie sahen sich auf natürlichem Wege dahin geführt, daß Jeder die Gesellschaft seiner Zeit nach einem ganz neuen Plan umbauen wollte, den er bei dem vereinzelten Lichte seiner Vernunft entworfen.

Die Lebensstellung dieser Schriftsteller war gerade besonders geeignet, ihren Geschmack an der Aufstellung von allgemeinen und abstrakten Regierungstheorien, und ihr blindes Vertrauen in diese zu erhöhen. Bei der fast unendlichen Entfernung ihres Lebens von der Praxis wurde ihr hitziges Naturell durch keine Erfahrung gemildert; nichts lehrte sie die Hindernisse kennen, welche auch den wünschenswerthesten Reformen aus den bestehenden Thatsachen erwachsen konnten; sie hatten keine Idee von den Gefahren, die stets selbst die nothwendigsten Revolutionen begleiten. Sie ahnten sie nicht einmal; in Folge des gänzlichen Mangels jeder politischen Freiheit blieb ihnen die Geschäftswelt nicht nur unbekannt, sondern sogar unsichtbar. Sie hatten nichts in ihr zu thun, und konnten nicht einmal Andere in diesem Wirkungskreise beobachten.

Es fehlten ihnen also jene oberflächlichen Kenntnisse, welche durch den Anblick einer freien Gesellschaft, und das Anhören alles dessen, was in ihr besprochen wird, selbst die erlangen, welche nichts mit den Regierungsgeschäften zu thun haben. Die Kühnheit ihrer Neuerungen, ihre Eingenommenheit für allgemeine Ideen und Systeme, ihre Verachtung der früheren Weisheit und ihr Vertrauen in ihre individuelle Vernunft war deßhalb noch größer, als man es gewöhnlich bei Autoren, welche speculative Bücher über Politik schreiben, zu finden pflegt.

Wegen derselben Unwissenheit gehörte ihnen das Ohr und Herz der Menge. Hätten die Franzosen noch wie ehedem durch die Generalstaaten an der Regierung Theil genommen, hätten sie sich nur fortdauernd täglich

in den Provinzialversammlungen mit der Administration des Landes beschäftigt, so würden sicherlich die Ideen der Schriftsteller nicht in dem Grade zündend gewirkt haben wie es geschah; die Beibehaltung eines bestimmten Geschäftsganges hätte sie von der Annahme der reinen Theorie abgehalten.

Hätten sie, wie die Engländer, ohne ihre alten Institutionen zu vernichten, nach und nach den Geist derselben durch die Praxis verändern können, so würden sie sich vielleicht mit weniger Vorliebe der Auffindung von ganz neuen zugewendet haben. Aber ein Jeder fühlte sich täglich in seinem Vermögen und seiner Person, in seinem Behagen oder seinem Stolz, durch irgend ein altes Gesetz, einen veralteten politischen Gebrauch, einen Ueberrest der alten Gewalten beeinträchtigt, und sah kein erreichbares Mittel, um diesem Uebel abzuhelfen. Man mußte, wie es schien, die Constitution dieses Landes in allen Punkten ertragen oder sie ganz vernichten.

Der unglückliche Ludwig XVI sah seinerseits, wie Burke sehr richtig bemerkt, noch kurz vorher, ehe er in dem Ueberhandnehmen der Demokratie seinen Untergang fand, fortwährend den Hauptfeind der königlichen Macht in der Aristokratie; er mißtraute ihr, als herrschten noch die Zeiten der Fronde. Hingegen der Bürgerstand und das Volk erschienen ihm, wie seinen Vorfahren, als die sicherste Stütze des Thrones.

Es muß uns aber, die wir die Trümmer so vieler Revolutionen vor Augen haben, ungleich sonderbarer erscheinen, daß eine heftige Revolution dem Geist unserer Väter bis auf den Begriff fremd war. Man besprach sie nicht, man hatte sie nicht verstanden. Die kleinen Erschütterungen, welche durch die politische Freiheit unaufhörlich in den festestgefügten Gesellschaften hervorgebracht werden, erinnern täglich an die Möglichkeit eines großen Umsturzes, und halten die öffentliche Vorsicht wach; die in den Abgrund hinabstürzende französische Gesellschaft des achtzehnten Jahrhunderts wurde aber durch nichts darauf aufmerksam gemacht, daß sie schon im Sinken war.

Ich lese aufmerksam die Acten, wie sie 1789 von den drei Ständen vor ihrer Vereinigung geführt wurden; ich sage der d r e i Stände, und meine damit den Adel und die Geistlichkeit eben sowohl wie den dritten Stand. Ich sehe, daß man hier die Abänderung eines Gesetzes, dort die eines Gebrauchs verlangt; notiren wir das. So fahre ich bis zum Schluß dieser ungeheuren Arbeit fort, und als ich am Ende alle diese besonderen Wünsche zusammenstelle, sehe ich mit einer Art von Schrecken, daß der Inhalt dieser Forderungen in der gleichzeitigen und systematischen Abschaffung sämmtlicher im Lande herrschenden Gesetze und Gebräuche besteht; auf der Stelle ist mir's klar, daß es sich hier um eine der größten und gefährlichsten Revolutionen handelt, die jemals die Welt gesehen. Die, welche ihr Morgen zum Opfer fallen, wissen heute noch nichts davon; sie

glauben, daß die vollständige und plötzliche Umbildung einer so zusammengesetzten und alten Gesellschaft ohne Erschütterung, mit Hülfe der Vernunft und nur durch ihren Einfluß, bewirkt werden kann. Die Unglückseligen! Sie haben sogar den 400 Jahre alten Spruch ihrer Väter vergessen, welcher in dem naiven und energischen Französisch jener Zeit also lautete:

„Par requierre de trop grande franchise et libertes chet-on en trop grande servaige“.

[Durch Verlangen von zu großen Freiheiten fällt man in zu große Knechtschaft.]

Wenn man die Geschichte unserer Revolution studirt, so sieht man, daß sie genau von demselben Geist geleitet wurde, der so viele abstracte Bücher über das Regieren schuf; dieselbe Vorliebe für die allgemeinen Theorien, vollständige Systeme in der Gesetzgebung und genaue Symmetrie in den Gesetzen, dieselbe Verachtung gegen die bestehenden Thatsachen, dasselbe Vertrauen in Theorien, derselbe Geschmack für das Originelle, Erfinderische und Neue bei den Institutionen, dieselbe Lust an einer gänzlichen Umschaffung der ganzen Constitution, nach den Regeln der Logik und nach Einem Plane, statt sie in ihren Theilen zu ändern zu suchen.

Man hat behauptet, der Geschmack oder die Leidenschaft für die allgemeinen Ideen, die wir seit funfzig Jahren in den politischen Systemen haben, seien eigenthümliche Attribute unserer Race, was man emphatisch den französischen Geist nannte, wie wenn dieser französische Geist sich plötzlich gegen Ende des letzten Jahrhunderts zeigen könnte, nachdem er sich während der ganzen übrigen Geschichte verborgen gehalten.

Streiflichter aus dem literarischen und künstlerischen Deutschland.

Wir haben schon früher angedeutet, daß die deutsche Literatur im Allgemeinen den Charakter der ganzen Zeitperiode theilt, daß die Unfähigkeit und Unbestimmtheit der Uebergangsperiode sich auch auf künstlerischem und wissenschaftlichem Gebiete geltend macht. Große, originelle, Epoche machende Leistungen zeichnen sich selten unter der Masse zweifelhafter und ungewisser Bestrebungen aus; der Charakter der gegenwärtigen deutschen

Literatur ist mehr reproduktiv als produktiv, und erinnert fast in ähnlichem Maaße, wie die politischen Verhältnisse, an das byzantinische Zeitalter. Als kurz vor der Revolution David Strauß, damals noch der berühmte Philosoph und Kritiker, nicht der feige Apostat, jene kleine Charakterzeichnung des Julianus Apostata entwarf, in welcher er unter der Maske geschichtlicher Figuren lebende Persönlichkeiten schilderte: da dachte man noch kaum daran, wie sehr unsere deutschen Zustände an das Byzanz des Julian und Justinian erinnern. Seitdem hat sich diese Aehnlichkeit immer deutlicher herausgestellt; die Politik wird jeden Tag mehr byzantinisch, und in der Literatur, —einzelne frische Produkte aus dem Gebiete der Naturwissenschaften abgerechnet,—sehen wir einen verdienstlichen aber geistlosen Sammelfleiß, der in Ermangelung neuer Stoffe und neuer Bahnen sich mit der Sichtung und Prüfung der Vergangenheit beschäftigt.

Biographien, Memoiren, Briefwechsel u. s. w. bilden natürlich einen wesentlichen Theil dieser byzantinischen Literatur, die sich dadurch charakterisirt, daß sie nicht in die Zukunft strebt, sondern auf der Vergangenheit verweilt. Und man kann es wohl der deutschen Literatur heutiger Zeit nicht verdenken, wenn sie in der Erinnerung an die große klassische Zeit Trost und Erholung für das Misere der Gegenwart sucht. Aber grade, wenn wir uns an jene Sturm- und Drangperiode des deutschen Geistes erinnern, finden wir, daß dieselbe nicht mehr für uns paßt, daß wir sie hinter uns haben, und auf dieselbe herabsehen, wie der Mann auf die Illusionen seiner Jugend. So sehen wir z. B. in „Herder's Nachlaß", der jetzt von den Verwandten desselben gesammelt ist, aus dem Briefwechsel Herder's mit Klopstock, Paul Richter, Claudius, Mendelsohn u. s. w. eine solche Sentimentalität und Verhimmelung, die wenig zu der heutigen Stimmung und noch weniger zu den prosaischen Tendenzen, die sich damals in den literarischen Kreisen geltend machten, paßte. Wir wissen nicht, ob es zu der Verehrung, welche wir unseren klassischen Dichtern zu zollen gewohnt sind, paßt, daß wir durch die Veröffentlichung ihrer Familiengeheimnisse, ihrer Briefe an Freunde, Bräute u. s. w. den Nimbus zerstören, den unsere Phantasie um ihre Namen gewoben hat; wir finden namentlich in diesem Herder'schen Nachlaß eine solche Dosis moralischen Cremor tartari, daß wir uns verwundert in der starkgeistigen himmelstürmenden Gesellschaft der damaligen Zeit umsehen. So z. B. zeigt uns das Verhältniß Herder's zu seiner Braut, Caroline von Flachsland, als ein ziemlich egoistisches und zaghaftiges von Seiten Herder's. Das verwaiste junge Mädchen, in durftiger Lage aufgezogen, hatte in dem Hause eines Schwagers, des Geheimenrathes Hesse, eine Zuflucht gefunden. Dieser Hesse soll ein ziemlicher Haustyrann gewesen sein, und Caroline mußte viel leiden. Herder aber, sehr bald nach seiner Verlobung als Consistorialrath in Bückeburg angestellt, entzog sich Jahre lang noch dem so nahe liegenden Mittel,

die Braut aus ihrer unangenehmen Lage zu reißen, der Heirath. Er ließ es darauf ankommen, daß Caroline an ihm irre wurde und an der Aufrichtigkeit seiner Neigung zweifelte. So quälten sich die Beiden gegenseitig mit Mißtrauen gegen einander und gegen sich selbst, und der ganze Brautstand war ein Bild der quälerischsten Unruhe. Endlich im Frühling 1773 entschloß sich Herder zur Heirath, „überwand seine Zaghaftigkeit, sich in die Bedingungen des praktischen Lebens zu schicken," und Caroline wurde Consistorialräthin. Wir zweifeln daran, ob die detaillirte Darstellung dieses Verhältnisses zu dem Bilde paßt, das wir uns von dem klaren, guten und großen Herder geben, und müssen überhaupt den literarischen Werth solcher Mittheilungen bezweifeln. Der Dualismus, der sich in dem ganzen Wesen der idealistischen Literaturperiode bemerkbar macht, zeigt uns im Privatleben unserer gefeierten Dichter manche prosaische Seite; es hat dem Ruhm Göthe's nicht viel genützt, daß man so ängstlich sein Verhältniß zu Friederike von Sesenheim untersuchte, und es macht einen komischen Eindruck, wenn man in Wieland, dem feurigen Sänger des Oberon, der in manchen seiner erotischen Werke, wie z. B. im Combabus, an die äußersten Grenzen des Erlaubten streifte, im Privatleben einen höchst pedantischen, hausbackenen Philister findet, der um Alles in der Welt nicht das gethan hätte, was er gedichtet hat.

Um die Sentimentalität jener Zeit zu charakterisiren, wollen wir doch noch einen Auszug aus einem Brief Carolinen's anführen, in welchem sie den Abschied von einer Freundin beschreibt, der Hofdame von Ziegler, mit welcher sie ein blaues Unschuldsherzchen am weißen Bande als Pfand der Freundschaft umgetauscht hat. „Wir hatten uns etliche Tage in Merk's Stube kennen gelernt, oder vielmehr gesehen, denn Leuchsenring und Merk hatten uns schon lange angekündigt; und wir durften uns sehen. Wir haben uns, wie zwei Kinder, die sich lange nicht gesehen, umarmt und den ganzen Nachmittag geschwärmt. Heute wurde ich zu Merk gerufen. Sie war da, um Abschied zu nehmen, und ich mit meinem vollen Herzen, das nichts wie Thränen hatte, ging hinüber. Sie war zum Ersticken bewegt, und ihre Augen schienen, wie einer Sterbenden, in den Himmel zu wollen. O die schöne Seele! Merk sagt, mit dem äußersten Zittern hätte er sie die Treppe hinuntergeführt. Sie ist ein süßes schwärmerisches Mädchen, hat ihr Grab in ihrem Garten gebaut, einen Thron in ihrem Garten, ihre Lauben und Rosen, wenn's Sommer ist, und ein Schäfchen, das mit ihr ißt und trinkt." Nicht wahr, wie niedlich!

Solche Sachen haben nun freilich keinen literaturhistorischen Werth, und man sollte sie gern der Vergessenheit übergeben. Aber selbst diejenigen Bemerkungen des Briefwechsels, welche einen direkten Bezug auf die Literaturgeschichte haben und zur Kritik bekannter Persönlichkeiten dienen, nehmen sich gleich schwärmerisch aus; man sieht, daß das ganze Zeitalter von

der Sentimentalität Jean Paul's beherrscht war. So die Urtheile über Gleim, Gellert, Wieland; so die Briefe der Frau Jean Paul's an die Herder'sche Familie, welche zeigen, daß Jean Paul nicht nur Sentimentalität schrieb, sondern auch lebte, u. s. w. Es ist immerhin etwas sehr Bedenkliches mit diesem Herausklauben der Herzensäußerungen und Familienverhältnisse nach so vielen Jahren und in einem so nüchternen Zeitalter!

Eine mehr gesichtete und taktvollere Arbeit ist die Biographie Bürger's durch Heinrich Pröhle. Das Buch enthält zwei Theile, von denen der erste sich mit der Poesie Bürger's, ihren Quellen, der deutschen und englischen Volkssage u. s. w. beschäftigt, und für dessen Behandlung Pröhle ein besonderes Geschick zeigt. Namentlich die Vergleichung der schottischen Volkssage mit der Bürger'schen ist ein originelles Verdienst dieses Buches. Der zweite Theil desselben ist biographischer Natur, und enthält sehr ausführliche Nachrichten über Bürger's Jugend und Universitätzeit, wie auch über den Göttinger Aufenthalt. Das ganze Werk steht auf dem gediegenen Standpunkte, den die deutsche Literaturgeschichte seit Gervinus eingenommen hat, und läßt uns einen tiefen Blick in jene sonderbare Literaturperiode werfen, in welcher sich der deutsche Geist in seiner ganzen Urwüchsigkeit und Ungebundenheit geltend machte.

Unsere Dichter geben nicht nur den Biographen und Sammlern, sondern auch den Romanschriftstellern den Stoff. So ist ein culturgeschichtlicher Roman in sechs Büchern von Johannes Scherr über Schiller erschienen, welcher von deutschen Literaturblättern allgemein gelobt wird. Es ist ein eigenthümliches Ding mit biographischen Romanen; entweder kommt die Biographie oder der Roman zu kurz. Namentlich ist Schiller kein Stoff für einen Roman, wenigstens jetzt noch nicht; diese Persönlichkeit steht uns noch zu nah, und wir wissen durch die reichhaltige Schillerliteratur zu viel von den Details seines Lebens, als daß wir nicht von jeder romanhaften Abweichung von der Wahrheit unangenehm berührt werden sollten. Trotzdem hat Scherr diesen undankbaren Gegenstand mit Takt und Verständniß behandelt, und namentlich ist die Schilderung des Hofes Karls von Württemberg von trefflicher Wirkung. Einen besonderen Reiz des Buches macht das Zusammentreffen Schubarts und Schillers aus, des ab- und aufsteigenden Gestirnes am schwäbischen Dichterhimmel.

Ein ähnliches Werk, wie das Scherr's, ist der historische Roman John Milton und seine Zeit von Max Ring; jedoch ist in diesem Buche das historische Material zu überwiegend, und wäre es wohl besser gewesen, dasselbe gerade zu einer rein geschichtlichen Arbeit zu verwenden. John Milton und seine Zeit ist gewiß ein poetischer Stoff, aber, so oft er auch

behandelt ist, wurde er noch nicht genügend verwerthet. Es wird einem starken, gewaltigen Geiste vorbehalten sein, diese Fülle des historischen Stoffes so zu verarbeiten, daß ein künstlerisches Ganze daraus wird, mit dem blinden Dichter als Mittelpunkt, ein Gemälde, dem das „verlorene Paradies" als Folie dient. Solche Stoffe vertragen durchaus keine Mittelmäßigkeit.

Einen Stoff von zweifelhafter Brauchbarkeit für den Roman hat F r i e d r i c h K ü r n b e r g e r in seinem Buche: d e r A m e r i k a m ü d e, ein amerikanisches Kulturbild, gewählt, nämlich Lenau und seine Schicksale in Amerika. Merkwürdig, daß fast Alles, was auf dem deutschen Büchermarkte über Amerika erscheint, spezifisch antiamerikanisch ist; so auch das vorliegende Buch. Bei der innigen Verbindung, in welcher Deutschland und Nordamerika vermöge einer fünf Millionen starken deutschen Emigration stehen, bei dem großen Interesse, das die Entwickelung dieser Union gerade für Deutschland hat, sollte man doch keine systematische Verdächtigung Amerika's in der Mode finden, und die deutschen Zeitungen in Deutschland sollten doch über Amerika nicht mit trüberen Farben berichten, als die deutschen Zeitungen in Amerika selbst. Schreiber dieser Zeilen ist gewiß kein Lobredner Amerika's, aber mit dem Bilde, das man in Deutschland über Amerika zu verbreiten sucht, nicht zufrieden. Auch glauben wir, daß der umgekehrte Fehler vielleicht eher zu verzeihen wäre, wie der hier gerügte Uebelstand, daß es besser wäre, mehr die Lichtseiten, wie die Schattenseiten dieser Republik drüben hervortreten zu lassen. Man mag sagen, was man will, mit diesen übertriebenen und einseitigen Schilderungen amerikanischer Uebelstände discreditirt man die republikanischen Ideen beim deutschen Volke; dies ist ein Resultat, das oft nicht beabsichtigt sein mag, aber selbstverständlich erfolgt.

Der Gegenstand des vorliegenden Buches selbst zeigt uns schon, daß dasselbe auch in den hier gerügten Fehler der Einseitigkeit fällt. Lenau in Amerika zum Gegenstande eines amerikanischen Kulturbildes wählen, das heißt doch jedenfalls die Regel nach den Ausnahmen beurtheilen. Das unpraktische, träumerische, zerfahrene Wesen Lenau's paßte so wenig zu Amerika, wie zu Europa; der Dichter brachte schon eine gebrochene Natur nach Amerika mit, für deren Leiden und Sorgen man nicht die amerikanischen Verhältnisse allein verantwortlich machen kann. Dann auch waren die Verhältnisse namentlich der deutschen Bevölkerung Amerika's zu den Zeiten Lenau's noch nicht so entwickelt und fortgeschritten, wie jetzt. Lenau würde jetzt im amerikanischen Westen Manches anders finden, als damals, wo er sich in die Stille der Wälder zurückzog. Neben der Wahl des Stoffes haben wir an dem vorliegenden Werke auch noch die Anordnung und den Stil zu tadeln; für ein Buch, das sich ein „culturgeschichtliches" nennt, paßt die saloppe, studentenhafte Sprache und die oberfläch-

liche Art der Beschreibung nicht, welche in dem „Amerika-Müden" zu finden ist. Hoffentlich wird dieses Feld, das nur einer kundigen Hand bedarf, um schöne Früchte zu bringen, noch einmal den Wetteifer tüchtiger literarischer Kräfte hervorrufen.

Nicht nur mit den Dichtern beschäftigt sich die biographische Literatur der Gegenwart; die „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen", welche seiner Zeit in der Beilage des „preußischen Militairwochenblattes" erschienen und nicht nur in militairischen Kreisen Aufmerksamkeit erregten, haben einen neuen Beitrag erhalten in einer Biographie von Gneisenau, jenes genialen Schöpfers des preußischen Landwehrsystems, dessen Schöpfungen jetzt freilich den modernen preußischen Bestrebungen weichen mussen. Wir erfahren aus diesem Buche manches Neue; auch Gneisenau machte jene unregelmäßige, abenteuerliche Carriere durch, die wir bei vielen berühmten Generalen bemerken. Erst für das Studium bestimmt, und Student in Torgau, nachher in österreichischen Diensten, dort unter zweideutigen Verhältnissen entlassen, dann in Ansbach - Baireuthischen Diensten, welche ihn fast nach Amerika geschickt hätten, um dort mit den Hessen zusammen die junge Republik im englischen Solde zu bekriegen, in diesen Diensten drei und zwanzig Jahre in der engen Atmosphäre einer kleinen Garnisonstadt ruhmlos verlebend: so theilte Gneisenau das Schicksal unserer heutigen Kasernenoffiziere. Hätte man glauben sollen, daß solch einem mühsamen, beengten, dunkeln Leben noch einmal eine Fülle des reichsten Ruhmes werden würde? Im Jahre 1785 trat er als Premierlieutenant in die Armee des großen Friedrich, fand aber während einer langen Zeit keine andere Gelegenheit, sich nützlich zu machen, als seine Füselier-Compagnie vor allen Andern auszuzeichnen. Damals schon zeigte er neben der strengsten Disciplin jene in preußischen Kasernen ungewohnte Humanität, die er später, 1808, in dem bekannten Aufsatz gegen das Prügeln der Soldaten: „Ueber die Freiheit des Rückens" entwickelte. Indessen konnte er unter dem damaligen Systeme, welches keine Verbesserungen der Taktik u. s. w., durch welche die Franzosen sich auszeichneten, zuließ, und sich auf den alten Schlendrian beschränkte, nicht vorwärts kommen; noch 1805 war Gneisenau, in der Mitte der Vierziger stehend, Hauptmann, und schien auch als Hauptmann in das Greisenalter schreiten zu müssen. Da endlich kamen die Ereignisse von Jena u. s. w., der vollständige Zusammenfall des alten preußischen Wehrsystemes und die Reorganisation der Armee auf der Basis des Landwehrsystemes, an welcher sich Gneisenau neben Scharnhorst, York, Bülow in hervorragender Weise betheiligte. Uns wundert, daß man sich in den militairischen Kreisen Preußens noch jener Zeit erinnern mag, in welcher Preußen sich durch seine militärischen und politischen Reformen vom Untergange rettete; heutzutage sind gerade diese Reformen dem bittersten Hasse und einer rücksichtslosen Verfolgung geweiht.

Während sich auf diese Weise die Literatur mit den Helden einer abgeschlossenen Periode beschäftigt, wird die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde durch einen schmerzlichen Verlust auf die jüngste Zeit und eine ihrer wichtigsten literarischen Bestrebungen gelenkt. Hammer-Purgstall, der berühmte Orientalist, den man den geistigen Vermittler zwischen dem Oriente und dem übrigen Europa nennen konnte, ist gestorben. Die deutschen Literaturzeitungen widmen ihm die ehrenvollsten Nachrufe, namentlich die Augsb. Allg. Zeitung, deren Beilagen sich durch tüchtige Arbeiten über orientalische Literatur und Geschichte aus der Feder Fallmerayer's und früher selbst Hammer-Purgstall's auszeichnen. Wir entnehmen diesen Nachrufen die wesentlichsten Notizen über die literarische Wirksamkeit Hammer's.

Die Beziehungen Europa's zu Asien bilden einen der interessantesten Stoffe der Weltgeschichte. Von jenen sagenhaften Tagen der hellenischen Wanderungen an, wo man zwischen dem europäischen und asiatischen Ufer des Mittelmeeres Beutezüge machte und Frauen raubte, bis zu der heutigen Krimschlacht, vom trojanischen Kriege an bis zu den heutigen Pariser Conferenzen, bilden die orientalischen Verhältnisse eine Substanz der europäischen Geschichte, welche von ebenso großer culturhistorischer Wirkung, wie politischer Bedeutung ist. Das justinianische Recht und die byzantinische Baukunst, die Züge der Araber und die Kreuzzüge bis auf Napoleon und Kleber, die industriellen Bestrebungen auf dem Isthmus und die wissenschaftlichen Nilexpeditionen: diese Thatsachen sind nur die einzelnen Denkmale der verhängnißvollen, wunderbaren Beziehungen Europa's zu Kleinasien und zum Oriente, die noch heute den mannigfaltigsten und wunderbarsten Wechselverhältnissen ausgesetzt sind. So viel man aber im westlichen Europa mit dem Oriente zu thun hat, was weiß man davon? was kennt man von der Geschichte und Literatur des Orientes? was von den Volkssitten und Staatseinrichtungen? Ist nicht noch jetzt der Orient einem Mährchen von tausend und einer Nacht zu vergleichen?

Hammer-Purgstall gebührt das Verdienst, uns die Geschichte und das innere Wesen des Orientes und des türkischen Reiches erschlossen zu haben. Um die türkische Reichsgeschichte nach Hammer'schem Maaßstabe zu schreiben, mußte man die Civilisation, das sociale und geistige Leben aller Völker zwischen dem Bosporus, dem Nil, dem Indus und Jarartes im ganzen Umfange kennen, mußte man Alles kennen, vergleichen, zusammenstellen, was in allen diesen arabischen, persischen, türkischen u. s. w. Sprachen und Literaturen geleistet ist, von den Sagen der Poesie an bis zur Rechts- und Staatswissenschaft, von den ältesten Zeiten bis zu den modernsten Dokumenten.

Vorarbeiten zu diesem ungeheuren Werke fand Hammer nur wenige und ungenügende, von Marsigli, Muradgea d'Ohsson, C. Pallas u. A.

Aber Hammer selbst hat zu seiner großen türkischen Reichsgeschichte in zehn Bänden viele Vorstudien und Vorarbeiten geliefert, deren Menge und Umfang fast die Zeit eines so langen Menschenlebens, dessen sich H. erfreute, zu überschreiten schien. Wir nennen davon: 1) encyclopädische Wissenschaften des Orientes, aus arabischen, persischen, türkischen Werken übersetzt; 2) des osmanischen Reiches Staatsverfassung und Verwaltung. 3) Konstantinopel und der Bosporus. 4) Geschichte der Assassinen. 5) Geschichte der schönen Redekünste Persiens, 6) Geschichte der osmanischen Dichtkunst, 7) Geschichte der goldenen Horde in Kitschak, [der Mongolen in Rußland] 8) Geschichte der Ilchane, (der Mongolen in Persien) 9) die Mongolengeschichte Wassafs, 10) die Länderverwaltung unter dem Kalifas, 11) die Biographien großer mosleminischer Herrscher, 12) die berühmtesten Uebersetzungen der drei größten Lyriker des Orientes, des Persers Hafis, des Arabers Montenebbi, und des Türken Baki, und endlich die Fundgruben des Orientes, sechs Foliobände, voll des reichsten Materiales. Dies waren Vorarbeiten, welche von dem gründlichen Studium Hammer's und seiner ausgezeichneten Befähigung zu einem Werke zeugen, welches eben nur von ihm und von ihm allein vollendet werden konnte. Deßhalb, und auch wohl nur deßhalb hat sich auch die Kritik in bescheidener Entfernung von der großen „türkischen Reichsgeschichte" Hammer's gehalten, weil wohl Niemand im Stande war, ihm Schritt für Schritt nachzugehen auf seinen Entdeckungen und Beweisen, und ihn durch das Labyrinth der orientalischen Handschriften zu begleiten. Fallmeraier, einer der wenigen competenten Richter, fällt folgendes Urtheil über dies Buch: „Einig war man jedoch gleich im Anfang, und es ist heute noch ein Urtheil, daß, bei aller Wärme des Gefühls, bei aller Leidenschaft des Ausdruckes, und trotz aller Correktheit der Syntax doch etwas Fremdartiges, etwas von der klassischen Eleganz Abstechendes, ja beinahe Außereuropäisches und den abendländischen Leser Anfröstelndes der Hammer'schen Prosa anklebe, was sich im Mark und Colorit durchaus nicht mit der Redeweise Gibbon's messen könne." Allerdings, das Hammer'sche Werk nur mit Gibbon's berühmter Geschichte, dem anerkannt besten und formvollendetsten Geschichtswerke der Welt, zu vergleichen, ist schon Lob genug. Uebrigens hatte Gibbon nicht erst die Materialien mit solcher Muhe herbeizuholen, wie Hammer, und konnte deßhalb sich mehr als freischaffender Künstler zeigen, als dieser; auch ist der Stoff der Gibbon'schen Geschichte dem Abendlande vertrauter, als die Türkei mit ihren halb sagenhaften Schicksalen. Deßhalb ist gewiß die Aeußerung Fallmeraier's ganz richtig, daß Hammer's Werk, wie es jetzt ist, eine Nothwendigkeit und die unerläßliche Vorbedingung einer im Sinne des Occidents zu schreibenden Geschichte des türkischen Reiches sei.

Obwohl Hammer von den europäischen Orientalisten namentlich wegen seiner poetischen Uebertragungen vielfach angefeindet, und auch sogar in jenen höheren Regionen, in denen man den kritisch geschulten und in alle Weisheit eines ungläubigen Hafis eingeweihten Weltmann mit Mißtrauen behandelt wurde, — ein Mißtrauen, das so weit ging, daß ihm sogar verschiedene Handschriften und Dokumente in den Pariser und Wiener Bibliotheken zur Durchsicht verweigert wurden —: so folgt doch dem Verfasser der türkischen Reichsgeschichte eine allgemeine Bewunderung und Anerkennung nach, die nicht nur in Wien und Paris, nicht nur in Konstantinopel und London, sondern überall gehegt wird, wo man ein der Wissenschaft geweihtes Leben zu schätzen weiß.

Eine andere bekannte literarische Persönlichkeit hat in der letzten Zeit viel von sich reden gemacht. Wir könnten auch Herrn Bunsen zu den Todten rechnen, obwohl er sich mit aller Gewalt der öffentlichen Aufmerksamkeit wiederholt aufgedrängt hat, denn der Standpunkt, den dieser Schriftsteller einnimmt, ist längst und vollständig verjährt. Unter der Herrschaft des vorigen Königs von Preußen und jenes liberalen, halbphilosophischen Protestantismus, der sich noch von den Zeiten eines Ancillon und Angelstein her datirte, war Bunsen so recht an seinem Platze, und der eigentliche Vertreter seiner Zeit. Freund des Königs, Minister in England, machte er durch seine streng protestantischen Grundsätze namentlich in England sich beliebt, und man konnte seinen Einfluß bei bedeutenden Gelegenheiten merken. Jetzt ist aber die Fluth der pietistischen Reaction über die Sandwüste seines protestantischen Liberalismus hinweggegangen, und wir finden Bunsen unter jener Opposition, welche sich feig und machtlos gegen die ultrapietistischen Bestrebungen der Herren Gerlach, Keller, Stahl u. s. w. wehrt. In den „Zeichen der Zeit", die im vorigen Jahre erschienen, wird Bunsen polemisch und bekämpft die Auswüchse des Pietismus vom Standpunkte des orthodoxen Protestantismus; jetzt hat er ein Buch geschrieben: „Gott in der Geschichte, oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung", welches als eine Fortsetzung der „Zeichen der Zeit" zu betrachten ist. Wie schon der Titel andeutet, sucht Bunsen in der steigenden culturhistorischen Entwickelung der Menschheit, welche er in sehr schöner und oft erhabener Sprache nachweist, das Walten der Vorsehung darzulegen, und so ist dies sein Buch eine Theodizee im Leibnitzischen Sinne, die man vor einem Jahrhundert vielleicht mit Interesse und Nutzen gelesen hätte. Gegenwärtig dagegen paßt das Buch weder zu den orthodoxen, pietistischen Bestrebungen auf kirchlichem Gebiete, noch zu der philosophischen Weltanschauung, noch zu dem Materialismus, welcher das ganze Denken der deutschen Nation beherrscht. Bunsen's Buch daher wird im großen Publikum wenig Anklang finden, aber vielleicht in gewissen maaßgebenden Kreisen eine Warnung und ein Leitfaden sein.

Eine andere Erinnerung an die alte protestantische Schule Preußens finden wir in den Memoiren des Herrn Eilers „Meine Wanderung durch das Leben. Eilers war eine hervorragende Persönlichkeit am Hofe des verstorbenen Königs, und hatte alle Gelegenheit, die Gelehrten und Staatsmänner in der Zeit von 1815 — 1840 kennen zu lernen. Sein Standpunkt ist ein streng conservativer und christlicher, ohne jedoch an die Stahl'sche Auffassung des Christenthums zu streifen. Eilers erzählt uns von Neander, Daub, Schleiermacher, und diejenigen, welche sich für die ältere Periode der Hegel'schen Philosophie interessiren, werden Vergnügen daran finden, Eiler's Bemerkungen über diese Persönlichkeiten und das ganze wissenschaftliche Leben der damaligen Zeit nachzulesen. Besonders interessant und dankenswerth ist die Schilderung des Freiherrn von Stein, einer Persönlichkeit, an die man bei den jetzigen Zuständen in Preußen nicht oft genug erinnern kann.

Während man in Preußen eine bescheidene Opposition gegen die Uebergriffe der kirchlichen Reaktion macht, geht dieselbe in Baiern ihren Gang unbelästigt fort. Fürwahr, wenn es auf reaktionäre, ultramontane Bestrebungen ankommt, kann man Baiern unmöglich den Rang einer Großstadt absprechen. Als ein Zeichen der dort geltenden Ansichten kann man eine Schrift von Thiersch: über christliches Familienleben betrachten, die direkt aus der Atmosphäre des Hofes und der Münchener Universität herauskommt und eine Fortsetzung der früher besprochenen ultramontanen Bestrebungen der Münchener literarischen Zirkel bildet. Herr Thiersch wagt sich an den Socialismus, und sucht nachzuweisen, daß der Egoismus, die allgemeine Quelle alles menschlichen Elendes, nur durch die Religion gemildert und bekämpft werden könne. Während das Buch von Bunsen vielleicht nur fünfzig Jahre zu spät gekommen ist, hätte die Schrift von Bunsen vor tausend Jahren geschrieben werden müssen, um für zeitgemäß gehalten zu werden.

Da wir nun einmal in unserer Uebersicht in das Gebiet der jesuitischen Reaktion zurückgekehrt sind, wollen wir eine bemerkenswerthe Thatsache nicht verschweigen, nämlich, das Interdikt, mit dem der Pabst die Günther'sche Philosophie belegt hat. Diese Thatsache ist ein Seitenstück zur Hermesianischen Angelegenheit, welche damals eine Reihe heftiger Zerwürfnisse zwischen Preußen und Rom nach sich zog, und welche dem Cölner Erzbischof von Droste-Vischering seinen Bischofssitz kostete. Voraussichtlich wird das Verbot der Günther'schen Lehre in diesen Zeiten der allgemeinen Reaktion und der katholisirenden Bestrebungen kein so großes öffentliches Aufsehen und politische Verwickelungen erregen, wie die Angelegenheit des Hermes, aber vielleicht wird dieser Schritt eine innere Spaltung unter der katholischen Geistlichkeit selbst hervorrufen. Die Günther'sche Philosophie hat unter dem katholischen Klerus, nicht nur unter dem jün-

gern Theile desselben, sondern selbst unter den Würdeträgern, einen großen Anhang, weil sie wenigstens noch den Anschein von Wissenschaft hat, der dem übrigen orthodoxen Kram vollständig fehlt. Der Deutsche, und selbst wenn er ein katholischer Priester ist, kann sich niemals ganz der kritischen und philosophischen Forschung entschlagen; es haftet ihm immer noch eine Spur von jenem Sceptizismus an, der die deutsche Nation selbst im finstersten Mittelalter nicht verlassen hat. Die Günther'sche Philosophie möge man nun freilich nicht mit den übrigen Produkten der modernen deutschen Philosophie verwechseln; sie ist streng katholisch und die Haupttendenz derselben ist, die außerhalb der alleinseligmachenden Kirche stehenden Theologen und Philosophen, einen Daumer, Daub, Schleiermacher, Strauß, einen Lammenais und Cousin, einen Fichte und Weisse, ganz abgesehen von Ludwig Feuerbach und seiner Schule, zu bekämpfen. Aber gerade diese Absicht erfordert ein Eingehen auf die Lehren dieser Männer und auf die verschiedenen Methoden und Systeme der deutschen Philosophie. Günther sucht ein wissenschaftliches System der Dogmatik aufzustellen; er sucht für die Lehrsätze der katholischen Kirche Vernunftgründe aufzufinden, und dieses wirklich wahnsinnige Bestreben hat ihm auch von der Kirche den Bannfluch zugezogen, nachdem er längst von der Wissenschaft und dem gesunden Menschenverstande verlassen war. Günther hätte an Tertullianus denken sollen, der das berühmte Wort aussprach: „Credo, quia absurdum est,“ (ich glaube, weil es unvernünftig ist.), oder an Thomas von Aquino, der erklärte, daß der Mensch weder den Akt der Schöpfung, noch die Menschwerdung Gottes begreifen könne; aber im Zeitalter des Konkordates und der unbefleckten Empfängniß noch die Vernünftigkeit des katholischen Dogma's beweisen zu wollen, dies ist ein Verbrechen, welches noch stärker bestraft werden sollte, als mit dem päbstlichen Bannfluche. Uebrigens wird das päbstliche Interdikt eine große Mißstimmung unter dem deutschen Klerus hervorrufen, und so wird auch in Deutschland sich der Riß zwischen der niederen und höheren Geistlichkeit zeigen, den wir in Frankreich und Italien schon an auffallenden Zeichen gesehen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Beweise
für die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Axe.

Von

Dr. H. Birnbaum.

(Aus der „wissenschaftlichen Rundschau“ von Dr. J. A. Romberg in Leipzig.)

Pendel= und Fall=Versuche. Foucault's Beweis. Eisenbahnen. Große Ströme. Miniebüchsen.

In der jetzt ganz allgemein für wahr anerkannten Copernicanischen Weltordnung bildet der Beweis für die tägliche Axendrehung der Erde die erste und wichtigste Grundlage. Die astronomischen Geographen haben daher auch vielfach auf Mittel gesonnen, die Sache gründlich zu bewahrheiten, daß jeder Zweifel gehoben sei. Den ersten Schritt that die Pariser Akademie der Wissenschaften. Man wollte durch unmittelbare Versuche zum Ziele kommen. Die Commission der sachverständigen Mitglieder der Akademie vereinigte sich in der Ansicht, daß eine gut gearbeitete, in Paris genau gehende Pendeluhr in der Nähe des Aequators einen merklich verzögerten Gang annehmen müßte, sobald die Axendrehung der Erde wirklich existire; denn mit einer solchen Ortsveränderung auf unserm Erdball stehe zugleich eine merklich vergrößerte Entfernung von der Erdaxe in Verbindung, wodurch eine Vergrößerung der Centrifugalkraft entstände, welche eine Verminderung der Schwerkraft und mithin eine Verzögerung im Gange des Pendels der Uhr zur nothwendigen Folge hätte. Der Akademiker Richer erhielt den Auftrag, den Versuch 1662 zu Paris und Cayenne durchzuführen. Die vorherbestimmte Verzögerung stellte sich wirklich ein, nur war sie etwas größer, als die Theorie dieselbe berechnet hatte, woraus man später auf die wahrscheinlich abgeplattete Kugelgestalt der Erde zurückschließen konnte. — Im Jahre 1679 machte Newton noch einen zweiten Vorschlag zu einem Erfahrungsbeweise für die Umdrehung der Erde um ihre Axe. „Wenn man auf dem Aequator einen Thurm hat von 300 Fuß, so ist, wenn die Erde sich bewegt, die Spitze des Thurmes entfernter von der Erdaxe als der Fuß desselben. Wenn also die Erde sich dreht, während man aus der Spitze des Thurmes eine schwere Kugel fallen läßt, so kann dieselbe nie genau in dem Lethpunkte ankommen, sondern sie fällt immer etwas nach Osten hin vorauf, welches etwa 10 Linien betragen wird bei einer Höhe von 300 Fuß. Denn die Kugel behält ihre anfängliche Geschwindigkeit um die Axe, auch wenn sie durch den Fall eine

andere Geschwindigkeit erhält. Bewegt sich aber die Erde nicht, so fällt sie ohne Vorsprung senkrecht am Thurme nieder." Dieser Vorschlag ist von Guglielmini, von Benzenberg schon mit Erfolg durchgeführt, indeß erhielt er seine vollkommen zufriedenstellende Verwirklichung erst im Jahre 1831 durch die berühmten Fallversuche, welche Professor Reich zu Freiberg in dem Dreibrüderschacht angestellt hat. — Zu diesen beiden Arten von Versuchen für die Bewahrheitung der Rotation unserer Erde kam in unsern Tagen noch eine dritte hinzu, welche den wichtigen Vorzug vor ihren beiden ältern Schwestern besitzt, daß sie die Drehung der Erde direct vor Augen stellt und sich viel mehr dazu eignet, populär behandelt und begriffen zu werden. Dies ist der sogenannte Foucault'sche Beweis für die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Axe. Von ihm braucht hier jetzt nicht weiter die Rede zu sein, da er seine Besprechung schon vielfach in öffentlichen Zeitschriften und Lehrbüchern gefunden hat. Dagegen sind in neuester Zeit noch andere Beweise für die Sache aufgefunden worden, welche der Beachtung um so mehr zu empfehlen sind, als sie ihren Sitz unmittelbar im alltäglichen Leben haben. Und gerade hierauf beziehen sich die nachfolgenden Zeilen.

Man hat schon seit einiger Zeit auf den Eisenbahnen, welche in ihrer Hauptrichtung gegen Norden und Süden gelegen sind, oder doch wenigstens merklich von Osten und Westen abweichen, die merkwürdige Wahrnehmung gemacht, daß die Locomotiven am häufigsten rechts aus den Schienen springen, oder doch auffallend stärker gegen die rechte Seite der Geleise drücken, und daß dies Streben, die vorgeschriebene Bahn zu verlassen, um so sichtbarer hervortritt, je schneller die Zuge bewegt werden, und je weniger der betreffende Eisenweg von der Mittagslinie abweicht. Am ersten und deutlichsten stellte sich dieser Erfahrungssatz auf der großen Westbahn Englands heraus. Später beobachtete man ihn ebenso entschieden auf der Hudsonbahn in Amerika, und als man erst darauf aufmerksam gemacht war, so fehlte dieselbe Wahrnehmung auch auf den meisten andern großen Eisenbahnen nicht. Jetzt fragte man nach der Ursache dieser Erscheinung. In der Construction der Locomotiven und der Bahnen konnte die Veranlassung nicht liegen, dazu war die Wirkung zu regelfest einfach, noch weniger ließen sich meteorologische Einflüsse in Betracht ziehen, auch ergab eine Berücksichtigung des Erdmagnetismus keinen erwünschten Aufschluß. Endlich nach langem vergeblichen Umhersuchen kam man auf den Gedanken, daß sich das Phänomen am Ende durch die Rotation der Erde erklären lasse. Die weitere Untersuchung führte auch wirklich zu einem sehr befriedigenden Resultate, so daß umgekehrt die Wahrnehmung auf der Eisenbahn für einen nenen Beweis der Axenumdrehung der Erde zu nehmen ist.

Wir denken uns nun zur Veranschaulichung und Bewahrheitung des

Ganzen an irgend einem Orte auf der nördlichen Hemisphäre unserer Erde eine schnurgerade Eisenbahn in der Richtung von Norden nach Suden anlegt und darauf eine Locomotive in rasch fortschreitender Bewegung. Ist nun die Fahrt gen Norden gerichtet, so bringt der Dampfwagen, im Fall die Erde dabei sich um ihre Axe dreht, fortwährend eine größere nach Osten gerichtete Rotionsgeschwindigkeit mit, als die unter ihm befindlichen neuen und neuen Schienenpunkte eine solche von dem täglichen Umschwunge der Erde um ihre Axe empfangen haben. Denn an dieser Axendrehung nimmt Alles Theil, was zur Erde gehört, also auch die Locomotive, und da diese Bewegung um so langsamer ausfallen muß, je näher der betreffende Gegenstand der Erdaxe gelegen ist, so müssen alle Punkte auf der Oberfläche der Erde ihre Tagesbewegung immer langsamer und langsamer zurücklegen, je näher sie den Polen gelegen sind. Daraus folgt also, daß eine solche Locomotive mit ihrem östlichen Geschwindigkeitsüberschusse gegen die rechte Seite der Schienen drücken muß. Sobald indeß die Fahrt des Dampfwagens auf der genannten Bahn umgekehrt gegen Süden gerichtet ist, so kommt derselbe fortwährend über neue Punkte der Eisenbahn, welche durch die Rotation der Erde schneller gegen Osten bewegt sind, als er selbst eine solche Bewegung mitbringt, daher übt hier die Eisenbahn auf ihrer Westseite einen Druck auf die Locomotive aus, damit dieselbe in der vorgeschriebenen Bahn bleibe. Folglich entsteht auch hier wieder ein Druck auf der r e ch t e n S e i t e der Fahrt gegen die Schienen. — Uebrigens bedarf es wohl kaum der Erwähnung, daß der Druck und das Herausspringen der Locomotiven aus den Schienengeleisen auf der linken Seite vorkommen muß, sobald die Eisenbahn nicht auf der nördlichen, sondern auf der südlichen Hemisphäre gelegen ist. Diese Wahrnehmung hat man aber noch nicht machen können, weil die Eisenbahnen dazu gefehlt haben. Auch sieht man leicht, daß diese Wirkung kleiner und kleiner ausfallen muß, wenn die Richtung der Bahn mehr und mehr von der Mittagslinie abweicht, daß sie zuletzt zu Null wird, sobald die Bahn genau nach Osten und Westen gerichtet ist. Ferner erkennt man sogleich, daß die Größe des Druckes unter übrigens gleichen Umständen von dem Gewichte der Locomotive und von ihrer Dampfgeschwindigkeit in directem Verhältniß abhängig ist.

Jetzt wollen wir auch versuchen, die Wirkung des Seitendrucks gegen die r e ch t e Schienenreihe auf Zahlen zurückzubringen, weil dadurch der Begriff der Größe eigentlich erst Halt und Bedeutung erhält. Wir denken deßhalb in unserer mittlern nördlichen Breite eine Eisenbahn, welche, genau in der Richtung des Meridians eines betreffenden Orts angelegt, der gen Norden bewegten Locomotive zwei Meilen lang eine gleichmäßige Geschwindigkeit gestattete. Setzen wir dann die auf die Secunde bezogene östliche Rotationsgeschwindigkeit der Erde — und mithin auch die der Lo-

comotive — im Anfange jener gleichförmigen Bewegung 750 Fuß, so wird am Ende jener zwei Meilen langen Strecke die Rotationsgeschwindigkeit der Schienen nur 747 Fuß betragen, weil die Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde um ihre Axe genau in dem Verhältniß des Cosinus der zugehörigen Breiten steht. Die Locomotive brächte daher an dem Ende ihrer Bewegung ein Streben zur Vergrößerung der östlichen Abweichung von 3 Fuß in der Secunde mit, das heißt, sie drückt hier auf die rechte Seite der Schienengeleise mit einer Kraft, welche in einer Secunde die ganze Dampfbewegungsgröße drei Fuß rechts abzulenken im Stande wäre. Bedenkt man nun noch, daß die progressive Bewegung des Dampfwagens nur eine Geschwindigkeit von höchstens 40 Fuß besitzt, so begreift man sogleich, daß dieser aus der Rotation der Erde hervorgehende östliche Seitendruck gar nicht unerheblich ist.

Als man so die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß die Umdrehung der Erde um ihre Axe einen wahrnehmbaren Einfluß auf den Betrieb der Eisenbahnen auszuüben im Stande sei, so war es natürlich, daß man sich auch noch nach andern Beispielen umsah, welche die Wahrscheinlichkeit der Ansicht noch mehr bestärkten. Ein langes Suchen war nicht nöthig. Man hörte, daß der Mississippi sein von Norden bringendes Treibholz fast immer gegen das westliche oder rechte Ufer bewege und hier in's Stocken bringe. Auch erfuhr man, daß andere große Ströme, welche dem Mississippi ähnlich ihre Hauptrichtung der Mittagslinie nahe gelegen haben, die gleiche Erscheinung an den Tag legten. Ganz vorzugsweise lieferte aber der gewaltige Golfstrom einen wichtigen Beitrag zur Wahrscheinlichkeit. Es ist nämlich eine den Seefahrern schon längst bekannte Thatsache, daß dieser große Meeresstrom Seetang, Treibholz und Alles, was in seine Fluth geräth, eine kurze Zeit mit sich fortreißt, daß er dasselbe dann aber immer östlich, das heißt auf seiner rechten Seite wieder auswirft. Auf diese merkwürdige Naturerscheinung machte Maury in seiner „physischen Geographie des Meeres" aufmerksam, als er in seiner allgemein anerkannten geistreichen Weise die dynamischen Gesetze des Golfstroms auch abhängig zu machen suchte von der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Axe. Er tritt so den Ansichten Renell's, Arago's u. A. direct entgegen, welche die Ablenkung des Golfstroms nach Osten allein von der Formation der Küsten Nordamerika's und von den Sandbänken Nantuckets abhängig sein lassen wollen und die Rotation der Erde ganz unbeachtet lassen. Die großen Strömungen des Meeres und der Atmosphäre sind schon längst abhängig gefunden von der Axendrehung der Erde.

Höchst wahrscheinlich wird die Tragweite der allgemein angestaunten Miniebüchsen auch bald zu Wahrnehmungen führen, welche erst in der nothwendigen Berücksichtigung der Axendrehung der Erde ihre befriedigende

Erklärung finden, so daß auch hierdurch umgekehrt wieder zurückgeschlossen werden kann auf die Tagesdrehung der Erde. Ja, es ist sogar denkbar, daß man diese Geschosse auf ähnliche Weise direct dazu denützen werde, die Umdrehung der Erde um ihre Axe zu beweisen, und daß solche Versuche zu eben so zuverlässigen Resultaten führen dürften, als sie die alten und neuen Fall- und Pendelversuche gebracht haben.

Zwischen drei Welttheilen.

(Von Eduard Dorsch.)

[Fortsetzung.]

X.

Leb' wohl, Athen! Ein kühner Hymenäus
Gebührt zum Abschied dir, doch fehlt mir Macht
Und Odenschwung, zu singen gleich Alcäus,
Begeistert durch längst hingeschwund'ne Pracht.
Leb' wohl, Akropolis, leb' wohl, Piräus!
Schon schwellt der Wind des Schiffes Segel sacht,
Und flehend zu Minerva als Madonna
Umsegeln wir ihr stürmisch Cap Colonna.

O Meeresfluth! Man nennt dich trügerisch,
Doch trugst du mich getreu viel hundert Mal,
Doch speistest du mit Muschel mich und Fisch,
Wenn mir die Erde weigerte ein Mahl;
Du stimmtest ein mit Brüllen und Gezisch,
Wenn mir im Herzen tobten Nacht und Qual,
Und wenn es überfloß von Hochentzucken,
Da wiegtest du mich sanft auf blauem Rücken.

O Meeresfluth, in der die Sterne baden,
In der die Sonne kühlt ihr Angesicht, —
Sei mir gegrüßt mit Nymphen und Najaden,
Ich weiß, du trägst mein schwankes Schifflein nicht;
Du, Amphitrite, hüt' es vor Gestaden,
Wo sich an scharfem Riff die Brandung bricht,
Und du, Neptun, den stolz Seerosse zieh'n,
Send' mir im Sturm den rettenden Delphin.

O Meeresfluth! Mich selbst und meine Musen
Trugst du einst schaukelnd nach der neuen Welt;
Der Quallen Heer, blauschillernde Medusen,
Belebten da die Nordsee und den Belt;
Schaum perlte um des Schiffes stolzen Busen,
Deß Segel rund von günst'gem Wind geschwellt,
Und in der Furche, die der Kiel gezogen,
Erblühten Feuergarben aus den Wogen.

Da war's das erste Mal, daß ich dich schaute,
Da zeigtest du mir alle deine Pracht,
Da sangst du zu den Klängen meiner Laute
Mit mir der alten Heimath: Gute Nacht!
Und wenn ich, ein moderner Argonaute,
Des fernen Ziels mit Ungeduld gedacht,
Da lulltest du mit süßen Wiegenliedern
Mich in den Schlaf, Rast gönnend Geist und Gliedern.

Jetzt trugst du mich zurück zur alten Welt,
Zurück sogar in längst vergang'ne Zeiten,
In Zeiten, die die Sage nur erhellt
Und wo die Götter noch auf Erden schreiten.
Du hast mich den Heroen beigesellt,
Die mich als Schatten auf der Fahrt begleiten,
Zu Gutem spornend, wehrend allem Bösen,
Des Lebens großes Räthsel mir zu lösen.

Was bin ich, daß ich wandle auf dem Boden,
Daß ich durchpflüge diese blaue See,
Die einst gefeiert göttliche Rhapsoden,
Von deren Ruhm noch zeugt die Odyssee!
Was bin ich, daß ich in dem Kleid von Loden
Mich nahe dieser Marmorsäulen Schnee,
Und, ein modernes Lied auf frechen Lippen,
Es wage von Castalia's Quell zu nippen?

Hat einst der Wind vielleicht vom Heldenstaub
Ein klein Atom bis an den Main getragen,
Um mich zu bilden? Kann das dürre Laub
Des Alterthums von Neuem Wurzel schlagen?
Ist es vielleicht der freche Kirchenraub,
Den man begeht an Hellas ohne Zagen,
Was meinen Geist dem Alten zugewendet?
Ist's Mitleid mit den Göttern, die man schändet?

Fast möcht' ich's glauben. Ach! die schönen, hohen,
Olympier, die hier in Hellas thronten,
Die angebetet wurden von Heroen,
Und das Gebet mit Heldensinn belohnten:
Ich sah sie steh'n, wo sie die Menschen flohen,
Die rings umher in Maulwurfshugeln wohnten,
Die, heuchlerisch den Christengott im Munde,
Als Teufelsbrut sie schmähten in die Runde.

Ich sah sie steh'n in öden Marmorhallen,
Wo keines Sterblichen Gebete tönten,
Wo nur des Spleens ergebene Vasallen
Mit Achselzucken ihre Nacktheit höhnten;
Statt sanft zu ruh'n, wo sie vom Thron gefallen,
Wo sie mitleid'ge Epheuranken krönten,
Sind sie dem schnöden Pöbel ausgestellt,
Gleich wilden Thieren einer andern Welt.

Nur selten, daß die Jünger freier Kunst
Mit Andacht ihrem Piedestal sich nahten,
Mit stillen Seufzern um der Musen Gunst
Und um die Huld Phöbus Apollo's baten.
O, sie ist lange todt, die heil'ge Brunst,
Mit der sie einst vor diese Bilder traten,
Und laut ertönt das Wort des Kunstzeloten:
„Christliche Kunst sei frei von griech'schen Zoten!"

Ihr Bildner all der schönen Gottgestalten,
Vergebt dem hirnverbrannten Epigonen!
Mag er sich auch für Christ's Orakel halten,
Mag er zu Rom in mönch'scher Zelle wohnen:
Er weiß ja nicht, daß in den Busenfalten
Der Mütter meist zwei volle Brüste thronen,
Denn aus der Brust der Gottgebärerinnen,
Wie er sie malt, wird nie ein Tropfen rinnen

Sie ist vertrocknet wie sein eigen Herz,
Oed' und verloschen wie ein alter Krater;
Sein Antlitz Gottes ist verzerrt von Schmerz,
Nicht ruhigernst wie Zeus, der Götter Vater;
All seine Helden drehen himmelwärts
Die Augen, wie im März verliebte Kater,
Und seine Heil'gen schneiden ein Gesicht;
Wie Bileam's weiser Esel, wenn er spricht.

O Schmach, verrückte Heil'genschindereien,
Verstümmlungen der menschlichen Gestalt,
Als Blumen in den Kranz der Kunst zu reihen!
Was kümmert's uns, ob's als heroisch galt,
Am Marterholz befestigt nicht zu schreien,
Ob angenagelt oder angeschnallt?
Bei Lorenz auf dem Rost! Als Bratenwender
Des Papst's prangt Overbeck einst im Kalender!

Doch lass't mich schweigen! Paros' Marmorfels,
Den griech'sche Kunst mit Leben einst beseelte,
Lacht solcher Thorheit. Seiner Wiesen Schmelz
Ist der geringste Schatz, auf den es zählte.
O Naros, schönste Perl des Archipels,
Wo Bacchus mit Ariadnen sich vermählte,
Dein sonnig Ufer läßt mich die vergessen,
Die täglich Christum kreuzigen und fressen.

Hier schlug den Weingott Liebe einst in Haft,
Als Theseus Ariadnen schnöd verlassen;
Noch quillt ein Quell, doch nicht von Rebensaft,
Wo mit Mänaden er gewohnt zu prassen;
Und hat der Wein von Naros selt'ne Kraft,
So ist dies Wunder wahrlich leicht zu fassen,
Des Gottes Segen ruht noch auf den Trauben;
Er wird auch mir noch einen Trunk erlauben.

XI.

Ha! hier ist Patmos! Wär' ich noch ein Christ,
Hier könnt' ich schwelgen in Erinnerungen,
Wo, Liebesjünger, du gestorben bist,
Und wo du sprachst mit der Propheten Zungen.
So aber hat das All, das war und ist
Und sein wird, mich als Akolyth errungen,
So aber hat der Dienst des wahren Pan
In mir verdrängt den alten Kirchenwahn.

Vorüber denn! Dein Wahlspruch, o Johannes,
„Ihr Kindlein liebt einander!" er verscholl.
Von deinen Jüngern allen, sprich, wer kann es?
Ist nicht die Welt des Neids und Hasses voll?
Und lehrt der feige Strahl des Kirchenbannes
Vielleicht den Christen, wie er lieben soll?
Die Kirche, der auch du warst eine Stütze,
Liebt mit dem Mund, das Herz gleicht gift'ger Pfütze.

Vorüber denn! Fast will es mich gelüsten,
Den Söller des Polykrates zu schau'n,
Wo er mit seinem Glück sich durfte brüsten,
Und er erfuhr, wie wenig ihm zu trau'n;
Doch zieht mich Sehnsucht nach Kleinasiens Küsten;
Von ferne nur seh' ich die schönen Gau'n
Von Samos, die mit Gärten reich gestickt,
Und wo Pythagoras das Licht erblickt. —

Wenn einst nach Ephesus der Wandrer frug
Und nach dem heil'gen Artemision,
Da sah er schon, wenn ihn das Meer noch trug,
Das Kunstwerk des Kretensers Ktesiphon.
Jetzt birgt sich unter Bäumen Asalug,
Ein ärmlich Dorf, deß Hütten Holz und Thon,
Und kündet laut statt der verschwund'nen Stadt
Die Namen Tamerlan und Herostrat.

O Artemis mit deinen hundert Brüsten,
Sinnbild der überquellenden Natur,
Dein Tempel fiel; von Statuen und Büsten,
Die ihn geziert, blieb keine einz'ge Spur.
Was Herostrat vergessen zu verwüsten,
Vollbrachte der Mongole vom Amur;
Oed ist der Platz, wo die Apostel tauften,
Und christlich sich die Kirchenväter rauften.

Verstummt sind sie, der Eiferer Cyrill,
Und du, verketzerter Nestorius.
Lavendel wächst und wilder Aphodill,
Wo einst wild rauschte deiner Rede Fluß.
Gesetz ist, was der Aberglaube will.
Für dich war es schon eine harte Nuß,
Die dein Verstand so leicht nicht konnte trennen,
Die Jungfrau Gottgebärerin zu nennen.

Was hättest du gesagt, du armer Ketzer,
Wenn du die Ahnfrau Gottes noch erlebt?
Wenn du geseh'n, wie aberwitz'ge Schwätzer
Das Wort der Schrift noch mehr mit Dunst umwebt,
Und ihres Wahnsinns widerlichen Krätzer
Für Lebenswein zu schenken sich bestrebt?
Dir war's zu bunt, daß Gott sich hat begattet,
Jetzt heißt's, daß er auch Anna schon beschattet.

Du starbst in der Verbannung. Wer nicht glaubt,
Daß Gott mit Anna Unzucht schon getrieben,
Der wird auch jetzt noch seines Amts beraubt.
Weh Jedem, der den Fehdebrief geschrieben
Dem Aberglauben! Bald wird um sein Haupt
Ein Hagel von des Pöbels Steinen stieben!
Mir gilt es gleich. Auf! bringt mir Wein von Chios!
Die schöne Jüdin sei: Mardro di Dios!

Politische Träumereien.

Herr Arnold Ruge läßt seit einiger Zeit einmal wieder etwas von sich hören. Er redigirt von London aus ein politisches und philosophisches Blatt, das Jahrhundert, das in Bremen erscheint. So sehr es uns erfreut, den ehemaligen Herausgeber der deutschen Jahrbücher auf einem Felde wieder zu begrüßen, dem er eine neue Gestalt gegeben und auf dem er entscheidende Erfolge errungen hat, so wenig können wir unsere Befürchtung verfehlen, daß die jetzigen politischen und Preßzustände in Deutschland keinen freien Aufschwung der journalistischen Thätigkeit Ruge's gestatten werden. Man sollte den jetzigen Zuständen in Deutschland gar nicht einmal das Zugeständniß machen, daß man mit ihnen ein Abkommen und Kompromiß treffen könnte, welches denn doch immer nur auf Unkosten des Radikalismus und der Wahrheit durchgesetzt werden kann. Jede Sache hat ihre Zeit und ihre Sphäre; diese Zeit hat der Ruge'sche Journalismus gehabt; diese Zeit ist jetzt ultramontanen und pietistischen Bestrebungen auf der einen, einseitig materialistischen Tendenzen auf der andern Seite geweiht, die ihrerseits wieder einer neuen philosophischen und radikalen Periode Platz machen werden. Nichts kann bedenklicher sein, als wenn man diese seine Zeit nicht beurtheilen will und abwarten kann; es ist ebenso gefährlich, in der Literatur wie in der Politik, immer möglich sein und mit aller Hartnäckigkeit sich im Strome der Ereignisse thätig halten zu wollen.

Ruge hat sich gleich im Anfange seiner erneuten journalistischen Laufbahn dadurch bemerkbar gemacht, und die verschiedensten Bemerkungen der übrigen deutschen Presse hervorgerufen, daß er eine Ausscheidung Oesterreichs aus dem deutschen Staatenbunde selbst für den Fall einer revo-

lutionären Reorganisation Deutschlands voraussetzt. Die Abneigung Ruge's gegen jede nationale Beschränktheit und Sentimentalität und der kosmopolitische Charakter seiner politischen Bestrebungen ist bekannt genug, aber reicht doch wohl nicht hin, ein solches Zugeständniß zu erklären und zu rechtfertigen. Die Bedenken und Schwierigkeiten, welche aus einer innigen politischen Vereinigung Deutsch-Oesterreichs mit dem übrigen Deutschland und die dadurch nothwendig gewordene Auflösung des jetzigen österreichischen Gesammtstaates entstehen würden, sind allerdings nicht zu gering anzuschlagen, aber wenn die nächste europäische Revolution nur die Hälfte ihrer Aufgabe lösen soll, muß sie eine Macht zeigen, daß sie zehnmal größere Schwierigkeiten aus dem Wege räumt, wie die aus der Zertrümmerung Oesterreichs entstehenden.

Arnold Ruge und Julius Fröbel nehmen in dieser österreichischen Frage, wenn auch aus anderen Motiven, doch fast denselben Standpunkt ein, wie unsere Gothaer, welche ja auch in Gotha und Erfurt Deutsch-Oesterreich aus Deutschland heraus dekretirten. Daß man in Deutschland eine solche Frage überhaupt nur ernstlich diskutiren konnte und kann, beweist, wie wenig Nationalstolz die deutsche Nation besitzt, und wie sehr die kulturgeschichtlichen Fragen der Politik alle nationalen Sympathien überwältigen. Indessen kann nicht nur im Namen des Nationalgefühls, sondern auch mit Rücksicht auf die allgemeinen Fragen der Humanität, und die revolutionäre Umgestaltung Europa's die Unmöglichkeit der Ausschließung Oesterreichs behauptet werden, und da doch einmal eine solche politische Träumerei in den Zeitungen behauptet wird, so wollen auch wir einige wenige Worte dagegen verlieren.

Es ist nothwendig, daß bei einer Reorganisation Europa's nach dem Standpunkte der modernen Wissenschaft und Weltanschauung, also nach den republikanischen Ideen und dem Grundsatze der Völkersolidarität, eine große, starke, ihrer Stärke, sich bewußte, aber dieselbe nicht mißbrauchende Macht im Mittelpunkte Europa's liege, als eine Garantie für das europäische Gleichgewicht und die Erhaltung der allgemeinen Völkerfreiheit. Keine andere Macht ist im Stande, diese Rolle zu spielen, als eine große deutsche Republik. An Frankreichs Mäßigung und Zurückhaltung in Folge großer militärischer und revolutionärer Ereignisse ist sehr zu zweifeln; man kann von dem leicht erregbaren französischen Volksgeiste wohl die Initiative der Revolution, aber nie die dauernde und sichere Begründung der Freiheit und die Stabilität des republikanischen Systemes erwarten. Englands Herrschsucht und Habsucht ist bekannt genug, und man kann von einer politischen Reform dieses Landes kein Aufgeben des Nationalcharakters erwarten. Frankreichs, wie Englands Hegemonie in Europa würde die allgemeine Freiheit beeinträchtigen. Nun ist als dritte Großmacht noch Rußland da, mit seinen unverkennbaren panslavistischen Tendenzen, wel-

ches noch jede europäische Katastrophe für sich ausgebeutet hat, und voraussichtlich auch die Ereignisse der Zukunft in seinem nationalen Interesse ausbeuten wird. Wie deutlich ergibt sich aus diesen Andeutungen die Nothwendigkeit, im Herzen Europa's eine große starke Macht zu haben, eine feste Stütze der Völkerfreiheit und des Kosmopolitismus, eine Schranke gegen den Ehrgeiz der andern Nationen, eine Beschützerin der kleineren, stammverwandten Völkerstämme, ein Heerd der Bildung und Wissenschaft, in dem grade die politische Freiheit mir den schönsten Blüthen der Civilisation geschmückt sein wird! Gewiß, wir können uns die Zukunft, die Wiedergeburt die Freiheit Europa's gar nicht anders denken, als mit einem einigen und starken republikanischen Deutschland als Kern und Mittelpunkt.

Durch ein Ausscheiden Oesterreichs würde diese Aussicht vollständig ruinirt werden. Deutschland würde dann kein politischer, nicht einmal mehr ein geographischer Begriff sein. Süddeutschland, Bayern an der Spitze, müßte sich entweder an Frankreich, oder an Oesterreich anschließen, und der Bruch zwischen Nord- und Süddeutschland, der am Ende doch jetzt blos in ungebildeten Vorurtheilen und Illusionen begründet ist, würde als eine vollendete Thatsache unheilbar werden. Denn niemals würde sich, wie es die an Preußen verkauften Gothaer hofften, das außerösterreichische Deutschland unter die Hegemonie Preußens stellen, niemals von Berlin aus sich die Gesetze diktiren lassen. Durch eine Ausscheidung Oesterreichs würde die Militärmacht Preußen die leitende Rolle in den Angelegenheiten Deutschlands spielen, und diese Thatsache würde die süddeutschen Volksstämme zwingen, sich einen andern Anknüpfungspunkt zu suchen, als ein Volk und ein Reich, das die Sympathieen Süddeutschlands vollständig verloren hat. Wir wollen hier nicht die nationalen Antipathien und den Preußenhaß, der sich von der schweizerischen Grenze hinab bis in die preußische Rheinprovinz selbst erstreckt, rechtfertigen, aber so viel ist gewiß, daß fur Deutschland niemals eine große und freie Zukunft zu erwarten ist, wenn nicht der Name Preußen von der Karte und aus der Geschichte verschwindet. Preußen hat seine historische Mission verrathen, und damit sich selbst, und wenn jemals der Tag kommt, daß es diese Mission wieder aufnimmt, wird dies in größeren Verhältnissen und Dimensionen geschehen müssen, als in dem Rahmen des preußischen Militär- und Beamtenstaates. Im Verbande mit einm großen einigen Deutschland wird es den norddeutschen Provinzen gelingen, sich wieder an die Spitze der deutschen Entwickelung zu stellen, aber isolirt wird Preußen schwerlich die enge bürokratische und militärische Form zerbrechen, welche das Staatswesen jetzt nur mühsam zusammenhält.

Ueberhaupt scheint es in den eigenthümlichen Verhältnissen Deutschlands zu liegen, daß alle die Einseitigkeiten und Sonderheiten der Stam-

mesunterschiede zu einander passen und sich einander zu einem großen nationalen Volkswesen ergänzen, wenn sie in Berührung und Wechselwirkung mit einander stehen; daß aber diese Stammesunterschiede in einer bornirten und lächerlichen Weise hervortreten, wenn sie eigensinnig auf ihrer Besonderheit beharren. Unter allen europäischen Staaten wird Deutschland am besten im Stande sein, die amerikanische Volks- und Staatenbildung aus einer rein politischen in eine kulturhistorische zu übersetzen, wenn die einzelnen Theile und Stämme in steter Wechselwirkung stehen; wir sehen dann die größte Mannigfaltigkeit der Bestrebungen und Eigenschaften, die größte Individualität nnd Selbstständigkeit der einzelnen Provinzen und Gemeinwesen durch ein gemeinsames politisches Band vereinigt, ähnlich, wie die Staatenbildung Amerika's vor sich geht, nur ohne die vielfachen Spuren der Barbarei, welche die Entwickelung der nordamerikanischen Union begleiten.

Nicht nur die Schmeichler Oesterreichs, nicht nur die Gothaischen Anhänger der preußischen Kaiserkrone, sondern auch republikanische Schriftsteller, wie Julius Fröbel, haben von der Mission Oesterreichs, „die Kultur nach Osten zu tragen" gesprochen. Abgesehen, daß das jetzige Oesterreich mit seinem Standrechte und Conkordat ein sonderbares Werkzeug in den Händen der Weltgeschichte ist, eine solche Mission zu vollbringen; abgesehen davon, daß ein revolutionäres, republikanisches Gesammtreich Oestreich jedenfalls zu den handgreiflichen Unmöglichkeiten gehört: glauben wir auch, daß die Pflichten, welche die abendländische Civilisation in dem Osten Europa's und in dem Oriente zu erfüllen hat, besser durch ein Zusammenwirken der westlichen Mächte, ein großes, einiges, freies Deutschland an der Spitze, erfüllt werden können, als durch ein Oestreich, welches selbst noch zur Hälfte mitten in der Barbarei steckt, das eine Menge slavischer und ultramontaner Elemente in sich enthält, die mehr darauf angewiesen sind, Cultur aufzunehmen, als zu verbreiten. Es liegt im Gange der modernen Civilisation, große Vereinigungspunkte der Cultur und Wissenschaft zu haben, deren Licht weithin leuchtet, deren Strahlen weithin zünden, welche eine große Sphäre beherrschen, und solche Centren der Civilisation lassen sich eben nur in den vorzüglichsten Kulturländern Europa's schaffen. Wenn irgend etwas centralisirt werden muß, so ist es die Wissenschaft, denn auf diesem Gebiete kann nur durch eine Vereinigung vieler Kräfte und großer Leistungen etwas Systematisches und Zusammenhängendes geleistet werden. Die Civilisation des Orientes, die bisher durch Pfaffen, Soldaten und Diplomaten verstümmelt wurde, muß der Wissenschaft übertragen werden, und dazu ist Deutschland, das bis jetzt schon viel in den orientalischen Wissenschaften geleistet hat, gewiß am besten befähigt.

Merkwürdig übrigens, daß man in und außerhalb Deutschlands über

solche revolutionäre Eventualitäten spricht und schreibt, wie von sich von selbst verstehenden Ereignissen, bei denen nur das Wann? und Wie? noch zweifelhaft ist. Der Glaube an die revolutionäre Wiedergeburt Europa's scheint denn doch in den gebildeten Kreisen Deutschlands die Sicherheit und Unerschütterlichkeit eines Dogma's zu haben. Je weniger wir übrigens an dieser revolutionären Katastrophe selbst zweifeln, je fester wollen wir dem Gange der Dinge vertrauen, und uns nicht mit solchen Aussichten und Befürchtungen plagen, wie sie Arnold Ruge aufgestellt hat, und welche von vorn herein uns die Freudigkeit der Hoffnung nehmen. Die Hoffnung auf ein einiges freies Deutschland, als den Mittelpunkt des großen europäischen Völkerbundes, ist am Ende keine Illusion und keine Träumerei, wenn man überhaupt noch an Fortschritt und Entwickelung in der Weltgeschichte glaubt; diese Hoffnung scheint uns mit den großen Fortschritten der Civilisation und Wissenschaft unzertrennlich verbunden zu sein, und wenn auch der Gang der Weltgeschichte unsere culturhistorischen Träume nicht ganz und bis zum letzten Punkte erfüllt, wenn auch die Wirklichkeit hinter der Phantasie zurückbleibt, so wollen wir doch nicht wenigstens schon vor der Zeit unsere Hoffnungen ängstlich beschneiden und verstümmeln.

Ein Wiedersehen.

(Eine Erzählung.)

Niemals hat wohl der berühmte Rolandsbogen bei Bonn am Rhein, an dem so viele Sagen, Lieder und Erinnerungen haften, eine fröhlichere und glücklichere Scene geschehen, wie damals, wo wir im Kreise einer gleich gestimmten Gesellschaft das Abschiedsfest von der Universität und dem akademischen Leben feierten. In und um uns war Alles Lust und Behagen. Der Tag war prachtvoll; der reinste Himmel spiegelte sich in den langsam strömenden Wellen des Rheins; in köstlicher Bläue lag das Siebengebirge vor uns da, und ein sagenhafter Duft schwebt über der Insel, der lieblichsten Idylle, welche eine freundliche Laune der Natur der norddeutschen Prosa eingefügt hat. Die Gesellschaft war ganz in der Lage, die längst bekannten Schönheiten der Gegend in vollem Maaße zu empfinden und zu genießen; eine glückliche Jugend hinter sich, ein reiches, thatkräftiges Leben, dem man im Jugenddrang den kühnsten Preis abzuringen dachte, in Aussicht, belebt durch den Wein und die Freundschaft, so saß die Gesellschaft dort auf der Kuppe des Felsens, neidisch angesehen von den

stolzen Engländern, die ab- und zukamen, das berühmte Panorama durch ihr Fernrohr zu beschauen, aber durch manchen Blick freundlicher Damen begrüßt. Es war ein Tag, dessen Licht und Pracht niemals in der Erinnerung verschwinden, ein Bild, dessen Farben, gleich den unvergänglichen Fresken Raphaels, niemals erbleichen werden. Was wir sprachen und sangen, — wer weiß es noch? aber das wissen wir, daß jedes Herz ohne Falsch und ohne Falte war, und alte Freundschaft neue Weihe empfing. Tausend Erinnerungen an die Vergangenheit, tausend Hoffnungen für die Zukunft wurden besprochen; Alles erschien im rosenfarbensten Lichte, wenn auch hie und da ein wehmüthiges Gefühl, von allen diesen Herrlichkeiten scheiden zu müssen, durch die Ausbrüche der Lust hindurchklang.

Auf Freundschaft und Freiheit wurden die schäumenden Gläser geleert.—Es war damals ein frisches, strebendes Leben unter der deutschen Jugend; auf den Universitäten wehte eine republikanische Luft, und es lag in der Ahnung Aller, daß wir einer großen, ereignißvollen Zeit entgegengehen würden. Wenn auch noch der Freiheitsdrang eingehüllt war in den Nebel des Nationalgefuhles, und ein einiges freies Deutschland das höchste Ziel der Wünsche war: so war doch die Hoffnung auf die Zukunft rein und klar, wie der Himmel über uns, und fest, wie die Felsen, auf denen wir saßen.

Natürlich fehlt es bei solchen Gelegenheiten nicht an Versprechungen, Schwüren und Gelöbnissen. So wurde auch bestimmt, daß wir uns alle zehn Jahre an diesem Platze wiedersehen, und den Bund der Freundschaft, wie den Schwur der Treue gegen die Freiheit erneuern wollten. Jeder sollte dann seine Lebensschicksale erzählen; wir waren überzeugt, daß wir nur von Glück, Liebe und Freiheit zu hören und zu erzählen hätten.

Wir gingen auseinander, Jeder in seine Heimath und in seinen Beruf; die Jahre kamen und die Ereignisse, — und gingen wieder vorüber.

Es war wiederum ein heller, klarer Sommertag, als wir den Berg und den steinernen Bogen fern vom Dampfschiff aus erblickten, und uns nicht ohne Zagen und Bangen dem nie vergessenen Rendezvous näherten.

Manches war in den letzten zehn Jahren passirt, das zu den Hoffnungen der Jugend nicht paßte; der erste Drang und Trieb des Lebens war gebrochen; der Frühlingsblüthenhauch vom Leben weggeweht; — dies merkten wir an uns selbst, wie sollten wir erst die anderen finden?

Unter solchen Betrachtungen gingen wir den gewundenen Pfad durch die Weinberge hinauf. Es war noch Niemand von der Gesellschaft da; kein freundliches Wort, kein Lied begrüßte uns; das war traurig. Wir hatten Zeit, schweigend das wunderbare Panorama zu beschauen. Der Rhein wälzte mit seinen grünen Wellen die alten Lieder fort und fort; das Gebirge lag da, wie ein Gedicht; der Himmel war rein und blau, aber das Auge, in dem sich alle diese Herrlichkeiten spiegelten, war voll Thränen.

Bald hörten wir Schritte den Weg hinauf; bald auch ertönte ein altes Studentenlied durch das Gehölz; Einer der ersehnten Freunde kam, bald ein Zweiter; eine ganze Gruppe aus dem Gasthofe folgte nach; kurzum, bald waren die Genossen der Jugend wieder zusammen, bis auf Einen oder Zwei, nach denen wir uns fragend umschauten.

Wir grüßten uns mit Herzlichkeit, aber es war doch ein gewisses neugieriges Befremden dabei. Der Eine schaute dem Andern in's Gesicht, um die alten befreundeten Züge wieder zu finden; es waren dieselben Züge, dieselben Mienen, dieselben Freunde, und doch konnte man sich nicht recht herein finden; Fremdes und Ungewohntes trat uns entgegen. Man merkt die Veränderungen, welche die Zeit mit uns vornimmt, viel mehr an den Freunden unserer Jugend, wie an uns selbst, weil die Veränderungen an uns selbst unmerklich der täglichen Beobachtung entschwinden, in den Zügen des Freundes sich aber mit erschreckender Deutlichkeit darstellen. Jeder merkte, daß ihm an dem Andern etwas fremd vorkomme, Keiner aber wagte eine Bemerkung zu machen.

Man setzte sich in die Runde, und improvisirte ein Fest. Nachdem der erste Willkomm getrunken war, wurde die Gesellschaft aufgefordert, Bericht abzustatten über die privaten Erlebnisse jedes Einzelnen, und wir glauben, daß es ein Beitrag zur Erkenntniß der Zeit und ihrer Bestrebungen ist, wenn wir mittheilen, wohin den Einen und den Andern der Sturm des Lebens geworfen hatte.

Zuerst kam an die Reihe des Erzählens unser jovialer A, ein Mediziner, der sich auf der Universität immer durch seine fröhliche Laune und gutmüthige Art ausgezeichnet hatte. „Ich finde mich so ziemlich in der Welt zurecht", sagte er. „Ihr wißt, ich habe nie zu euch Schwärmern und Ideologen gehört. Schon durch mein Studium wurde ich zum Materialisten erzogen, und ich habe mich immer an die materielle Seite des Lebens gehalten. In einer bequemen und wohlhabenden Gegend habe ich mich als Arzt niedergelassen, gebe den Bauern Medizin und küsse ihre Töchter. Die Revolution machte in unserer entlegenen Gegend wenig Lärm, und ich war nicht ein solcher Thor, mich darin einzulassen. Ich suche soviel wie möglich die lustige, fidele Studentenzeit festzuhalten, und wenn ihr einmal mich in meinem Dorfe besuchen wollt, so sollt ihr sehen, daß ich mehr auf guten Rheinwein, wie auf Hegel'sche Philosophie halte."

Dies Geständniß wurde mit Gelächter aufgenommen, blos der Theologe, den wir B nennen wollen, machte ein weinerliches Gesicht dazu. „Meine Freunde!" hub er seine Erzählung an, „ein mißverstandener Freiheitsdrang führte mich, wie ihr es wohl schon wissen werdet, in den Strudel der Revolution. Ich wurde gefangen und lag vier Jahre in den Kasematten. Da erbarmte sich der Herr über mich; der Dünkel des Hochmuthes, den ich mir durch das Lesen philosophischer Bücher zugezogen hatte,

verschwand vor dem Lichte des Glaubens, und die Gnade kam zum Durchbruche. Seit der Zeit bin ich auch wieder mit der weltlichen Obrigkeit ausgesöhnt, und predige auf einem kleinen Dorfe das Evangelium, das ich euch Allen als Licht und Trost eures Lebens empfehlen möchte."

Das lautete schon anders; wir hätten nie daran gedacht, daß dieser früher so lebhafte und beredte Vertheidiger der Philosophie und der geistigen, wie politischen Freiheit zum Pietisten hätte sinken können. Aber nicht nur der Kerker, auch der Palast kann die Leute verderben; dies sahen wir an der stolzen Würde und affektirten Miene des Regierungsrathes C., der die Unbescheidenheit hatte, bei dieser studentischen Zusammenkunft ein Ordensband zu tragen. Er meinte, daß der ganze Freiheitsdrang der Jugend doch nur Illusion sei, und wohl zu studentischen Gelagen, nicht aber zum Ernste des praktischen Lebens passe. „Als ich von der Universität zurückkehrte, erzählte er, und von meinem Vater in die vornehmen Kreise der Hauptstadt eingeführt wurde, begriff ich gleich, daß auch mit meinen Verhältnissen meine Ansichten sich geändert hättten. Ich wurde in den höchsten Kreisen auf das Freundlichste aufgenommen; ich sah eine brillante Carriere vor mir, hatte Gelegenheit, eine glänzende Parthie zu machen. —

„Und Marie?" unterbrach Einer der Anwesenden den Erzähler. „Ach ja, Marie," fuhr der vornehme Herr fort; „ich hatte das Mädchen gern, aber es war doch nur eine Studentenliebe. Ein Mann von unserm Rang muß seinem Herzen oft Opfer bring n. Ich denke, das Mädchen wird sich auch getröstet haben. Wenn man mit der Tochter eines Ministers eine glänzende Carriere heirathen kann, denkt man wohl an solche Bagatellen jugendlicher Empfindsamkeit nicht mehr. Also, der erste Schritt meinem Glücke war durch die Heirath gelegt. Da kamen die Tage der Revolution und gaben mir Gelegenheit, meinen ganzen Eifer zur Aufrechthaltung der Monarchie zu zeigen. Freilich, die Canaille zerstörte mein Haus, aber gerade dieses Ereigniß lenkte die Augen des Monarchen auf mich, der mich für alle meine Verluste entschädigte, mich mit Ehren überhäufte, und mir eine glänzende Laufbahn eröffnete, und wenn ich ihnen, meine Herren, mit meiner Protektion etwas nützen kann, so soll es gern geschehen sein."

Das Anerbieten wurde schweigend hingenommen; es kam die Reihe an Numero 4. D. war schon auf der Universität ein sehr fleißiger, kreuzbraver Student gewesen, mit schönen philosophischen Kenntnissen, einem feinen ästhetischen Sinne, kurzum ein Mann, auf den seine Lehrer und Freunde große Hoffnungen setzten. Deßhalb waren wir Alle sehr neugierig auf seine Bekenntnisse.

„Mein Schicksal ist in einem einzigen Worte zusammen zu fassen," begann D. „Ich bin ein deutscher Schulmeister. In diesem Worte liegt das Elend meines ganzen Lebens. Kaum von der Universität zurück, ver-

liebte ich mich in ein liebenswürdiges Mädchen, welches alle Vorzüge und Tugenden hatte, selbst die Tugend der Armuth. Wie herrlich muß das passen, dachten wir, wenn sich die Armuth mit der Armuth verbindet. Nachdem ich zwei Jahre lang gewartet, und ich mich mit allerlei Arbeiten nothdürftig ernährt hatte, bekam ich eine kleine Stelle an einem Gymnasium, und das Heirathen ging los. Meine Frau war lieb und gut; die Brave hat mir fünf Kinder geschenkt, und ich habe ein Gehalt von dreihundert Thalern. Daß da die Bissen knapp werden, könnt ihr mir glauben. An Luxusgegenstände, wie an Freiheit u. dergl., durfte ich unter diesen Umständen nicht mehr denken. Während die Revolution durch die Welt zog, dozirte ich meinen Schülern den Cäsar und Xenophon, und als die anderen Leute auf die Barrikaden gingen, wiegte ich meine hungrigen Buben in den Schlaf."

Wir reichten bewegt dem Manne die Hand, der so ergriffen war, daß er fast weinte.

Einen anderen Eindruck machte das fünfte Mitglied der Gesellschaft, Herr E auf uns, ein Mann von jüdischer Abkunft, dessen Beharrlichkeit in Verfolgung eines Zweckes, dessen Consequenz und Energie, die Eigenthümlichkeit der jüdischen Nationalität, wir schon auf der Universität beobachtet und bewundert hatten. Er hatte sich mit der seiner Nationalität eigenthümlichen Vorliebe die Mathematik als Studium ausgewählt, und seine Freunde hatten von ihm erwartet, ihn einmal auf irgend einer Sternwarte als berühmten Rechner glänzen zu sehen. Aber auch er hatte die wissenschaftliche Laufbahn verlassen, und erzählte uns, daß er den Aufschwung des finanziellen und industriellen Lebens nach der Besiegung der Revolution dazu benützt habe, sein väterliches Vermögen zu verdoppeln und zu verdreifachen, daß er bei einem der neugebildeten Creditinstitute betheiligt sei, daß er in Bergwerken sich glänzende Geschäfte gemacht habe, überhaupt daß er Mitglied der hohen Finanzwelt sei. Er hätte uns kaum dies so ausführlich zu erzählen brauchen, denn an der ganzen Haltung und dem Benehmen des Mannes sahen wir, daß wir es mit einem jener Leute zu thun hatten, die den Reichthum für die höchste Tugend halten, und wissen, daß sie selbst diese Tugend in hohem Maaße besitzen.

Es kam jetzt die Reihe der Berichterstattung an den Letzten der seltsamen Gesellschaft, und seine Erzählung vollendete das traurige Bild der getäuschten Hoffnungen und Bestrebungen, zu welchem man überall im praktischen Leben die Beispiele finden kann. „Ihr wißt", hub der Erzähler an, „daß wir Alle schon auf der Universität kommende Ereignisse mit Sicherheit voraussahen, und von denselben eine Wiedergeburt des Vaterlandes erwarteten. Die Katastrophe kam, und ich zögerte keinen Augenblick, mich derselben mit allen meinen Gedanken und Hoffnungen anzuschließen. Aber gleich im Anfange merkte ich an der Trägheit der Massen, an der

Feigheit der Führer und an dem allgemeinen Mangel an politischem Verständniß, daß die Bewegung scheitern werde; ja, im Anfange habe ich nicht einmal den geringen Grad von Widerstandsfähigkeit erwartet, welcher der Reaktion Gelegenheit gab, das Recht des Stärkeren in der extremsten Weise zu zeigen. Ich hatte Gelegenheit, mich gleich im Anfange von der Bewegung, welche mir gar kein Vertrauen mehr einflößte, zu trennen, aber ein gewisser Eigensinn, den ich hier nicht näher beschreiben will, fesselte mich an die Sache. Nachdem durch das Scheitern der Revolution mein Vertrauen zur Macht des Volksgeistes und des öffentlichen Bewußtseins einen bedeutenden Stoß erlitten hatte, suchte ich in der Schweiz mich von dieser moralischen Niederlage, die mein ganzes Selbstbewußtsein zu zerstören drohte, durch den Umgang mit einer großartigen Natur und durch die Beobachtung der friedlichen Operation republikanischer Institutionen zu erholen. Aber ich sah, wie mir die Gemeinheit auf dem Fuße folgte; selten sah ich einen wahren republikanischen Gemeinsinn, noch seltener die kosmopolitische Weltanschauung, die das Ergebniß der heutigen Civilisation ist. Mein Herz wurde kälter und kälter; ich wurde ein Sceptiker an der Menschheit. Der Donner fing wieder an zu rollen, und ich war in Frankreich, als der Staatsstreich losbrach. Ich sah, wie die bleiche Furcht sich über das ganze Volk ergoß; ich sah, wie selbst die Besten zitterten, und ihren Zorn unter der Maske einer stillen Ergebung verbargen; ich fühlte den ganzen Schmerz, eine große, ruhmvolle Nation entehrt zu sehen. Da trieb es mich, verfolgt von den Ruinen der stürzenden Freiheit, über den Ozean; das vive l'empereur schallte mir höhnisch nach und erleichterte mir den Abschied von allen den Genüssen der Civilisation, von denen ich glaubte, für immer scheiden zu müssen. In der neuen Welt dachte ich, ein neues Leben zu beginnen, und obwohl ich die gewöhnlichen Illusionen der Glücksritter nicht theilte, hoffte ich doch wenigstens ein Feld neuer Thätigkeit und neuer interessanter Beobachtungen zu finden. Aber hier bekam mein Vertrauen zur Menschheit den letzten Rest und Stoß; ich sah in die letzten Motive des menschlichen Handelns, in die tiefsten Abgründe des menschlichen Herzens hinab, und fand nichts, wie einen trostlosen Egoismus. Was ich früher für eines der werthvollsten und nützlichsten Güter gehalten hatte, Menschenkenntniß: davon konnte ich allerdings in Amerika, wo die Leute sich geben, wie sie sind, mir einen großen Vorrath verschaffen; aber anstatt des Trostes und der Beruhigung fand ich die Verzweiflung darin. Die republikanischen Institutionen sah ich vor meinen Augen verwesen; nirgend sah ich das Recht, das wahre Menschenrecht in den Hallen der Gesetzgebungen und in den Tempeln der Gerechtigkeit so sehr mit Füßen getreten, wie in der neuen Welt. Und dazu ein Leben, ohne die Genüsse der Kunst und Geselligkeit, arm an jedem menschlichen Werthe, nicht mehr geschmückt mit den Blüthen der Freundschaft, niemals

mit denen der Liebe: sollte ein solches Leben noch mit dem Trieb der Selbsterhaltung verbunden sein? Ihr habt eure Ideale, mich haben sie verlassen, und so gehe ich einsam meinen Weg, ohne Reue in Bezug auf die Vergangenheit, aber auch ohne Hoffnung für die Zukunft. Ich kann euch kaum Unrecht geben, daß ihr euch in das gewöhnliche Maaß des Lebens gefügt habt; es wäre vielleicht auch von mir besser gewesen, eurem Beispiele zu folgen; aber ich mag euch nicht beneiden; ich beneide nur unsere Todten, die im Glauben an die Zukunft und an die Freiheit gestorben sind."

Nicht ohne gewisse Verlegenheit wurde von Einem der Anwesenden der Vorschlag gemacht, das Rendezvous in zehn Jahren zu wiederholen, aber man schüttelte allgemein den Kopf dazu. Die Wege der früheren Freunde liefen jetzt schon zu weit auseinander, so daß es keiner weiteren zehn Jahre bedurfte, um ein freundschaftliches Verständniß unmöglich zu machen. Bei der Charakterlosigkeit unserer Zeit trägt die ungewisse Welle der Zeit den Einen hierhin; den Andern dorthin; es ist keine Congruenz der Bestrebungen und keine Treue gegen sich selbst und Andere mehr vorhanden.

Als die Sonne sich senkte, und das Abendroth auf den Fluthen des Rheines ruhte, war nur noch ein Mann zurückgeblieben bei dem alten Gemäuer. Die Lieder fröhlicher Studenten tönten vom Ufer her und vermischten sich mit dem ernsteren Liede des Stromes; der Wind rauschte in den Bäumen; sonst war Alles still. Welche Gedanken drängten sich wohl im Gehirn des Mannes zusammen? Die Ruinen der Vorzeit werden von der gütigen Natur mit Epheu und wilden Rosen geschmückt; die Dichter singen ihnen Lieder und die Andacht des Volkes umgibt sie mit tausend Sagen; aber die Ruinen, welche die Gegenwart in ihrem zermalmenden Laufe zurückläßt, verwittern unbetrauert, und keine dankbare Erinnerung streut ihnen Blumen und Lieder nach.

Politische Rundschau.

Es ist gerade keine angenehme Pflicht, von Zeit zu Zeit einen Rückblick auf die politischen Ereignisse zu werfen, denn wir können darin keine Entwickelung und Weiterbildung einer Idee, keinen Fortschritt im humanen Sinne entdecken. So groß auch die Veranlassungen zu einer eigentlichen Weltpolitik sind, welche auf dem Zusammenwirken aller civilisirten Nationen beruht, und auf allen Punkten der Erde nach einem gemeinsa-

men Plane verfährt; wir sehen nichts, wie diplomatische Intriguen und nationale Eifersüchteleien, welche nur dann zusammenwirken, wenn es gilt, den Fortschritten der Freiheit und Civilisation entgegen zu arbeiten. Während die materiellen und industriellen Verhältnisse sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit entwickeln, und einen Umschwung aller Culturverhältnisse herbeiführen, flickt man in der Politik immer am Alten, dreht sich im Zirkel herum, und betrachtet es als die höchste politische Weisheit, wenn man sich mit den täglich sich mehrenden Schwierigkeiten und Verlegenheiten abfinden kann. Die beiden großen politischen Künstler Europa's, Lord Palmerston und Louis Napoleon passen, in der Beziehung sehr gut zusammen, daß sie sich einer gemachten und erkünstelten Popularität erfreuen, welche bis jetzt noch immer hingereicht hatte, ihre leidenschaftliche Herrsucht zu befriedigen. Der Sieg, den Lord Palmerston in den letzten Parlamentswahlen davon getragen hat, ist ein neues Zeichen, nicht von der Festigkeit der gegenwärtigen politischen Zustände Europa's, aber von der Unentschlossenheit und Unsicherheit der öffentlichen Meinung. Ein Tory-Ministerium in England würde jedenfalls die intime Alliance zu beiden Seiten des Kanales vermindert haben, und deßhalb ist auch der Sieg Palmerston ein Sieg der Napoleonischen Politik, die überhaupt dem englischen Premier viel zu verdanken hat. Mehr, wie in Bezug auf China, gegen welches Land am Ende alle Parteien in England dieselbe habsuchtige und rücksichtslose Politik verfolgen werden, würde ein Wechsel des englischen Ministeriums auf die europäischen Verhältnisse eingewirkt haben, und hier ist es grade die Neuenburger Frage, welche durch ein solches Ereigniß in ein neues Stadium getreten wäre. Während England und Frankreich Politik in großartigen Dimensionen treiben, im Oriente, in Afrika, in Persien, in China; während Oesterreich an der Entwickelung der inneren Verhältnisse mit großer Energie und entschiedenem Erfolge arbeitet; zeigt Preußen schon durch die Objekte, mit denen es die öffentliche Aufmerksamkeit beschäftigt, wie sehr es in seiner europäischen Stellung gesunken ist. Wer von den beiden betheiligten Mächten bei diesem Streite, der natürlicherweise in Paris möglichst lange schwebend erhalten wird, am meisten verlieren wird, ob Preußen, ob die Schweiz: dieß ist ungewiß, aber gewinnen wird Keiner. Wenn einmal die Geschichte dieser verhältnißmäßig unbedeutenden Neuenburger Frage von einem unparteiischen Geschichtschreiber geschrieben werden wird, so wird dieselbe einen tiefen Blick in die Tendenzen und Bestrebungen der französischen Regierung, wie in den Charakter der ganzen europäischen Diplomatie thun lassen. Die Schweiz zu demüthigen, ist wohl Nebensache bei der Affaire; sie hat sich selbst genug gedemüthigt; die Hauptsache scheint gegen Preußen gerichtet zu sein. Preußen reitet auf juridischen Verwahrungen und Rechthabereien herum, die ihm wenig nützen werden, und die es in der öffentlichen Meinung nur lächer-

lich machen. Je weniger aber der preußischen Ehre und Krone die verlangte formelle Erklärung ihres Rechtes auf Neuenburg nützen wird, — da sie von einer sofortigen Verzichtleistung begleitet werden soll, — um so tiefer wird die Schweiz dadurch beleidigt und beschimpft, da sie aus der Hand der Mächte das als Geschenk annehmen muß, was sie mit den Waffen in der Hand nicht zu behaupten und zu vertheidigen wagte. Das ganze Spiel mit Neuenburg scheint von Anfang an von Frankreich und von französischen Agenten eingefädelt zu sein, denn Louis Napoleon hat den einzigen Vortheil von der Sache. Er ist der große Friedensstifter; die Türkei, Persien, die Schweiz, endlich China werden sich seinen Vermittelungen fügen müssen, und diese mit verhältnißmäßig geringen Opfern erfolgten Triumpfe der auswärtigen Politik werden Frankreich für das Misere der innern Politik entschädigen müssen. Wir können wohl sagen, daß niemals die Chancen für Louis Napoleon so günstig gestanden haben, wie im gegenwärtigen Momente und im Hinblick auf die britische Parlamentswahl; möglich, daß er noch weitere Triumpfe erreicht; wahrscheinlich aber, daß er auf dem Cenith seines Glückes angelangt ist, auf dem ihm kein Stillstand vergönnt ist.

Die diplomatischen Verbindungen zwischen Oesterreich und Sardinien haben aufgehört, ohne daß indessen eine kriegerische Haltung von dem einen oder andern Theile angenommen wurde. Louis behält sich hier wieder eine Vermittelung vor. Sardinien muß als eine Art Schleswig-Holstein für Italien dienen, um im Falle einer revolutionären Katastrophe den Blitzableiter zu bilden.

Ueber Neapel und dessen Beziehungen zu den Westmächten wird in den Zeitungen viel hin und her geredet, und man sucht auch diese Frage als eine offene zu erhalten, damit die Westmächte immer eine Waffe gegen Oesterreich in den Händen haben. Was übrigens Italien von der Politik der Westmächte und der ganzen gegen Neapel geführten Polemik der „Times" und des „Constitutionel" zu halten habe, geht aus dem Geständniß Palmerston's hervor, daß während des orientalischen Krieges Frankreich dem österreichischen Nachbar die italienischen Besitzungen garantirt habe. Es ist Alles Lüge und Heuchelei in der europäischen Politik.

Von Amerika haben wir auch nicht viel Besseres zu bemerken, wenigstens, was die nationale Politik angeht. Von Buchanan konnte man nichts Anderes erwarten, als eine Fortsetzung der Prosklaverei-Politik der Pierce-schen Administration, und daß diese Erwartung in Erfüllung gegangen ist, kann man deutlich in Kansas sehen. Kansas ist und bleibt nun einmal der Angelpunkt dieser Periode der amerikanischen Geschichte; wir glauben, daß ein unerbittliches Geschick von diesem Territorium aus der demokratischen Partei das Wort zurufen wird: Bis hierher und nicht weiter. Während der Süden sich zu neuen Einfällen rüstet, und wahrscheinlich an dem neuen

Gouverneur einen Helfershelfer findet, strömen Schaaren von Einwanderern, darunter ein zahlreiches deutsches Element, nach Kansas, um dasselbe, wenn auch nicht bei der nächsten Wahl, so doch gewiß für die Zukunft zu einem freien Staate zu machen. Ueberhaupt bürgt uns der Westen mit seiner naturwüchsigen, ungekünstelten Entwickelung für die freie Zukunft der Union; die Aufnahme neuer freier Staaten, die Eröffnung neuer Territorien, die steigende Bevölkerung der jetzt schon bestehenden westlichen Staaten: diese Thatsachen spotten allen Anstrengungen der Prosclaverei-Partei, die Herrschaft über die Union zu behaupten. Der nächste Census wird voraussichtlich circa 60 Repräsentanten dem Westen mehr geben, als derselbe gegenwärtig besitzt, und welcher Partei diese Vertreter der jungen, frischen Staaten, die durch freie Arbeit und freie Einwanderung groß geworden sind, angehören, kann man sich denken. So haben wir denn doch wenigstens eine frohe Hoffnung für die Zukunft, eine Hoffnung, die nicht auf ungewissen Katastrophen, sondern auf der natürlichen Entwickelung der Verhältnisse beruht.

Sonnette

von Marie Kurz.

(Aus der Zeitschrift „die Natur.")

Der Stoff.

Was je getrunken aus des Lebens Bronnen,
Erfreut sich an des Tages goldnem Schein:
Der Mensch, das Thier, die stille Pflanz' im Hain, —
Das lebt unsterblich in dem Reich der Sonnen.

Wozu es auch im Kreislauf sei zerronnen,
Nichts Todtes schließt die Kirchhofsmauer ein;
Im Tode liegt der Keim zu neuem Sein;
Was stirbt, ist ewig fur das All gewonnen.

Natur hält uns in ihrem Mutterschooße,
Mag sie zur Luft des Menschen Stoff verwenden,
Zum Baum, zur Quelle, zu der Maienrose;

Mit ihren Kindern wird sie nimmer enden.
Denn selbst der Tod, der kalte, mitleidslose,
Muß uns als Zeugungskraft in's All versenden.

Der Geist.

Unsterblich, wie der Stoff, ist auch der Geist,
Unsterblich sind des Menschen Lichtgedanken,
Die wie der Lorbeer seine Stirn umranken,
Und die der Enkel noch mit Ehrfurcht preist.

Ein Born ist's, was man Weltgeschichte heißt,
Aus dem schon tausend durst'ge Geister tranken,
In den schon tausend helle Lichter sanken,
Und der im Spiegel noch die Vorzeit weist.

Was Großes Du gedacht, ging nicht verloren,
Nicht war's umsonst, was Du gewollt, gestrebt:
Ein neu Geschlecht wird wiederum geboren,

Das sich hinein in all Dein Denken lebt,
Das strahlend aus des Todes dunkeln Thoren
Dein Angedenken ewiglich erhebt.

Das Ich.

Drum nur Dein Ich, Dein vielgequältes Ich,
Mit seiner Lust, mit seinem Schmerz und Wahn,
Das nur ist der Vernichtung unterthan,
Das nur verliert im weiten Raume sich.

Nun immerhin! denn was bekümmerts Dich
Ob ihm der Schlaf die Fesseln leget an,
Ob es vernichtend einst der Tod gethan?
Ob's Schlaf, ob Tod, dem Dein Bewußtsein wich?

Doch daran soll des Iches kurze Frist
Gewaltig mahnen Dich zu jeder Zeit,
Das nur der Augenblick Dein eigen ist,

Das all' Dein Thun dem Ganzen sei geweiht,
Auf daß, wenn Dich der Todesengel küßt,
Du dennoch Dir errangst Unsterblichkeit!

Atlantis.

Neue Folge, Band 6. Heft 5.	Mai, 1857.	Alte Folge, Bd. 8., Nr. 186–189

Verwirrungen des Zeitbewußtseins.

Jede Macht hat ihre Schmeichler, und so auch die größte Macht der jetzigen Zeit, die öffentliche Meinung. Es ist merkwürdig, wie viele Lobsprüche sich das jetzt lebende Geschlecht selbst zollt, wie es den Aufschwung der Industrie, die Fortschritte der Wissenschaften, die Triumphe der Aufklärung mit lauten Worten feiert, wie es, entzückt über sich selbst, mit Bedauern auf die früheren Kulturperioden herabsieht. Im Lichte der allgemeinen Aufklärung betrachtet sich Jeder selbst als einen Helden; er vergöttert sich, indem er das Bewußtsein der Zeit vergöttert, und meint, weil er die Zeit für fertig hält, daß auch an ihm nichts zu verbessern wäre. In der That, der äußere Anblick der Ereignisse scheint diesen Stolz zu rechtfertigen; die Menschheit hat seit den letzten zwei Menschenaltern, etwa seit 1789, dem Jahre, welches man den Anfang der neuen Zeit nennen kann, größere Fortschritte gemacht, als vielleicht in den zweitausend Jahren vorher; aber es ist die doppelte Frage zu lösen: erstens, ob die industriellen und wissenschaftlichen Fortschritte der Gegenwart wirklich für sich selbstständigen, kulturhistorischen Werth haben, oder ob sie nur Vorbereitungen zur Zukunft und Mittel in den Händen der Kulturgeschichte sind; und zweitens: ob die Vermehrung des Materiales der menschlichen Erkenntniß auch zugleich in die Tiefe gehe und eine Reinigung der Erkenntniß mit sich bringe, oder ob unter dem Wuste der gesammelten Thatsachen die Klarheit und Reinheit des Selbstbewußtseins leide. Dies sind zwei Fragen, welche man vielleicht nicht direkt mit Ja und Nein beantworten kann, aber schon, daß man veranlaßt wird, sie aufzustellen, charakterisirt das Zeitalter. Wir glauben, daß man allerdings, vom Standpunkte einer entfernt liegenden Zukunft aus, den kulturhistorischen Werth der gegenwärtigen Periode nicht hoch genug schätzen wird, aber erst müssen die Früchte der Saat reifen, welche jetzt gesäet wird; erst müssen die materiellen Verbesserungen in ihren ideellen Folgen zur Erscheinung kommen; erst muß die Ausdehnung des Wissens in die Breite eine Ausdehnung des Wissens in die Tiefe nach sich ziehen. Im Vergleiche mit der Zukunft

wird unsere Zeit dem künftigen Geschichtsforscher als eine aufstrebende und fortschreitende erscheinen; im Vergleiche mit der Vergangenheit muß sie den jetzt lebenden Menschen matt und fad und als ein Rückschritt entgegentreten. Denn niemals fehlte dem Menschengeschlechte die Einheit und Uebereinstimmung der Ueberzeugungen, die Bestimmtheit und Einstimmigkeit der öffentlichen Meinung so sehr, wie heute, wo man eigentlich von einer gemeinsamen Ueberzeugung und einer öffentlichen Meinung kaum mehr sprechen kann; nach allen Seiten hin rennen die Ansichten aus einander, gleich als wenn sie sich vor einem unbekannten Gespenste fürchteten, und wenn wir auch nicht die hohle Ideologie und Sentimentalität einer früheren Periode heute wieder finden, so vermissen wir dafür aber auch den starken Glaubensmuth und die Ueberzeugungstreue der Vorzeit.

Die verschiedenen Perioden der Vergangenheit liegen geordnet vor uns; wir theilen sie in einzelne Abschnitte ein, der wir eine bestimmte Ueberschrift geben können und deren Charakter deutlich ausgeprägt ist. Einzelne glänzende Genies auf dem Felde der Politik, der Philosophie oder der Dichtkunst stehen an der Spitze dieser einzelnen culturhistorischen Perioden; wir sprechen von dem Zeitalter Friedrich des Großen, Ludwig des Vierzehnten, von dem Zeitalter Kant's, Fichte's, Hegel's, von der Periode der klassischen Literatur unter Schiller und Göthe. Dank den Erfolgen, welche unter Andern Gervinus und seine Schule um die Literaturgeschichte, Hegel um die Geschichte der Philosophie sich erworben haben, wissen wir bei jeder Zeitperiode genau, was wir uns bei jeder einzelnen derselben zu denken haben; wir sehen neben der Eigenthümlichkeit der einzelnen Periode den Zusammenhang zwischen den aufeinanderfolgenden Zeitabschnitten. Das Prinzip dieses Zusammenhanges, dieses Aufeinanderfolgens verschiedener literarischer und culturhistorischer Perioden, ist das des Gegensatzes; eine Zeitperiode setzt sich zu der anderen in Gegensatz und Widerspruch, und dadurch entsteht die historische Entwickelung. So beurtheilen wir die Vergangenheit; anders aber ist es mit der Gegenwart. Wir können ihren eigenthümlichen, culturhistorischen Charakter in dem Lärmen der sich vielfach durchkreuzenden Bestrebungen nicht erkennen; wir sehen in der Unmasse von Talenten, die sich in der Wissenschaft und Literatur geltend machen, keinen leitenden Stern, den wir als den Genius der Zeitperiode betrachten könnten; wir können das Prinzip, welches die allgemeinste Richtung der Bestrebungen heutiger Zeit angibt, nicht mit einem Worte und Satze definiren. Wir leben in einem Kapitel der Weltgeschichte, welches noch keine Ueberschrift hat.

Der einzige Leitfaden vielleicht, den wir finden können, um den Charakter unserer Zeit zu bestimmen, ist die Betrachtung der letzten Culturperiode, zu welcher natürlich unser Geschlecht und unsere Zeit in einem mehr oder minder ausgeprägten Gegensatz stehen muß. Wir können diese

Periode, welche von Kant bis zu Hegel und Feuerbach reicht, die philosophische Periode nennen. Daß dieser Name wirklich den letzten fünfzig Jahren gebührt, kann man aus allen Erscheinungen der Literatur und Wissenschaft sehen. Die exacten Wissenschaften wurden während dieser Periode nach irgend einem philosophischen Systeme bearbeitet; selbst die Naturwissenschaften wurden Naturphilosophie; selbst der Mathematiker hatte sein philosophisches System; in den Gebieten der Kunst und Poesie machten sich philosophische Anschauungen geltend; die Rechtswissenschaft wurde in den Rahmen philosophischer Systeme gespannt, und selbst das leichtfertigste, oberflächlichste Kind der Literatur, die Journalistik, stand unter der Herrschaft der leitenden philosophischen Systeme. Ja, des Staates bemächtigte sich die Philosophie; die Hegel'sche Philosophie durchdrang den ganzen Mechanismus der preußischen Staatsmaschine, während sich in Süddeutschland Schelling'sche Tendenzen geltend machten. Die Fichte'sche Philosophie trug vielleicht ebenso viel zur Wiedergeburt Preußen's bei, wie Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau. Damals trug jedes Buch seine philosophischen Stempel an der Stirn; jeder Mensch, der überhaupt mit Wissenschaft und Literatur zu thun hatte, mußte sich zu einem philosophischen Systeme bekennen, und das ganze Gebiet der Literatur war nach diesen Systemen abgegränzt.

In den Schluß dieser philosophischen Periode fällt die Erziehung des jetzt lebenden Geschlechtes. Jeder, der in den letzten zehn Jahren vor der Revolution oder in der davon liegenden Zeit seine Studien durchgemacht hat, wurde mit dem Geiste der deutschen Philosophie durch und durch getränkt, bis zum Uebermaaß und bis zur Einseitigkeit, so daß nothwendig ein Rückschlag erfolgen mußte. Selbst die Masse des Volkes, welche die Resultate der Wissenschaft erst aus zweiter Hand empfängt, und nicht direkt an die Quellen geht, empfand den Einfluß der Philosophie. Diese philosophische Richtung stimmte ziemlich mit dem idealistischen germanischen Volkscharakter zusammen, der ja immer etwas Transzendentes, Ueberschwängliches an sich hatte, und sich von den frühesten Zeiten an schon mehr in der Welt der Illusionen, als in der der Wirklichkeit bewegte. Neben andern mitwirkenden Verhältnissen lag es auch wohl an dieser philosophischen Erziehung der Zeit, daß die politische Umwälzung der letzten Jahre mehr guten Willen, wie Energie des Handelns vorfand, und auf diese Weise einen Umschwung auch in geistiger Beziehung hervorrief, der, ob er auch mit großen äußeren Ereignissen zusammenhing, doch durch eine innere Nothwendigkeit hervorgerufen wurde.

Man hat der Philosophie, und namentlich dem jüngeren Zweige der Hegel'schen Schule, die Kritik und Negation der religiösen Weltanschauung als das höchste Verdienst angerechnet, und in der That gebührt der Philosophie der Ruhm, die transzendentale Weltanschauung mit der im-

manenten vertauscht zu haben. Aber mit nicht weniger Recht kann man auch sagen, daß der philosophische Idealismus nur als eine Fortsetzung und Vollendung des religiösen Idealismus anzusehen sei. Die Philosophie vergeistigte die oft etwas p umpen Symbole der Religion, und suchte die allgemeinen Ideen aus dem Dogma hervorzuheben. Immer ging die Philosophie von etwas Höherem, Allgemeinem aus, um zu dem Besondern zu gelangen; sie ordnete die ganze Welt gewissen allgemeinen Kategorien unter, welche, wie gespenstische Schemen das ganze Leben und alles Daseiende beherrschten; sie schuf den „C u l t u s" der Idee, als einer über den Menschen stehenden jenseitigen Macht. So kam es, daß während die Philosophie über die Religion hinausging, sie das eigentliche Wesen der Religion mit in ihr ideales Reich herüber nahm, und die Consequenzen der idealen Weltanschauung zog, welche die Religion selbst nicht einmal zu ziehen wagte.

Nicht nur in Folge der politischen und kirchlichen Reaktion, sondern durch eine innere Nothwendigkeit mußte dieser Idealismus den Widerspruch gebären, den wir jetzt überall, im chemischen Laboratorium und im Hörsaale der Universität, wie auf der Börse und auf den Märkten und Gassen bemerken. Die ideale Weltanschauung war auf eine solch extreme Spitze geschraubt, daß ihr Niemand mehr folgen konnte; die Menschheit suchte sich eine breitere Basis. Der Alleinherrschaft der Idee gegenüber proclamirte man die Vernichtung der Idee und die Alleinherrschaft der Materie. Wir glauben nicht sehr weit von der Wahrheit abzuweichen, wenn wir behaupten, daß die materielle Weltanschauung durch die großen Fortschritte der Naturwissenschaften nicht direkt hervorgerufen, sondern nur von denselben begleitet und unterstützt worden sei; es hätte sich, wie schon früher zu den Zeiten des großen Baco von Verulam, auch wohl ohne die eminenten Erfolge auf dem Gebiete der Beobachtungswissenschaften ein ähnlicher Umschwung des öffentlichen Geistes ereignet. Denn wir sehen, daß die materielle Weltanschauung, welche gegenwärtig mit größerer Einseitigkeit hervortritt, als der Idealismus der letzten Periode, sich nicht auf die Naturwissenschaften allein als auf ihre Basis stützt, sondern vielmehr nur als eine vorgefaßte Idee in den Naturwissenschaften ihre Beweise sucht. Ebenso, wie früher die Philosophie das Material der Geschichte als die Fundgrube ihrer Beweise für eine längst schon vorausgesetzte allgemeine Theorie betrachtete, sucht auch der Materialist in den Naturwissenschaften nur die Beweise für eine Ansicht, welche er auch ohne diese Beweise haben würde, weil sie einmal im ganzen Character der Zeit liegt. Der Materialismus schießt weit uber die Naturwissenschaften, so weit wie sie bis jetzt Gegenstand der Beobachtung und des Experimentes sind, hinaus; wir erinnern nur an die Art und Weise, wie die Materialisten das Denken und das Selbstbewußtsein erklären, bei welchem Bemühen sie von der Be-

obachtng und der sinnlichen Wahrnehmung, der einzigen Erkenntnißquelle auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, vollständig im Stiche gelassen werden. Gerade daher finden wir auch wohl, daß diejenigen die einseitigsten, unerbittlichsten, rücksichtslosesten Materialisten sind, welche selbst sich auf dem Gebiete der Naturbeobachtung am wenigsten bewegt haben.

Damit wollen wir nicht bestreiten, daß die Kluft, welche zwischen der materiellen Weltanschauung und den Naturwissenschaften auf ihrem jetzigen Standpunkte existirt, nicht ein nützlicher Sporn für die letzteren sei, ein Antrieb zu forschen, zu beobachten und Schlüsse zu ziehen, welcher die Naturwissenschaften wesentlich zu neuen Entdeckungen und Erkenntnissen führen wird; aber die Vortheile, welche die materielle Weltanschauung in dieser Beziehung bringt, werden vielleicht durch die nachtheiligen Einflüsse, die sie auf anderem Gebiete des Denkens ausübt, überwogen. Die erklärliche Einseitigkeit, mit welcher der Materialismus dem philosophischen Idealismus entgegentrat, die Lücke, welche durch den Wegfall des letztern entstand, der Mangel an wissenschaftlicher Gründlichkeit und Vollständigkeit, den die Anhänger des Materialismus selbst zugeben müssen: alle diese zusammentreffenden Umstände, welche der Gegenwart den Charakter einer Uebergangsperiode geben, müssen eine Menge Verirrungen des öffentlichen Bewußtseins nach sich ziehen. Daher kommt es, daß unserer Zeit die sichere Methode und der leitende Genius fehlt. Der Materialismus ist allerdings seiner Natur nach ungemein populär und so eigentlich zu einer Religion der Massen geschaffen, aber gerade in seiner Einseitigkeit und Ausschließlichkeit hat er sich nur eines verhältnißmäßig kleinen wissenschaftlichen Gebietes bemächtigt, so daß er noch nicht als die leitende Idee der Zeit betrachtet werden kann. Die ethischen Gebiete, welche gerade auf das politische Leben einwirken, die verschiedenen Zweige der Rechtswissenschaft, die Aesthetik, die Ethik, die Politik u. s. w. sind entweder von dem Materialismus noch gar nicht berührt, oder in sehr ungenügenden Anfängen und Versuchen; jedenfalls hat der Materialismus noch lange nicht einen solchen Einfluß auf diese Gebiete gewonnen, wie vor zwanzig oder dreißig Jahren die Philosophie. Allerdings kann man sagen, daß der Materialismus erst im Anfange seiner Wirksamkeit, seiner Laufbahn, seiner Weltherrschaft steht; — aber es ist vorauszusehen, daß die Bahn des Materialismus viel langsamer und schwieriger sein wird, wie die Entwickelung irgend eines früheren philosophischen Systemes, weil hier nur durch positive Beobachtungen Schritt für Schritt vorangeschritten werden kann, und durch das mühsame Sammeln des Materiales der Flug des Gedankens verzögert werden wird. So sehen wir einen unbefriedigenden, ungenügenden Zustand in der Wissenschaft und Weltanschauung der heutigen Zeit, dem zum größten Theile wohl die Verirrungen und Verwirrungen des heutigen Bewußtseins zur Last zu legen sind.

Ein großer Theil der vor dem neuen Unbekannten zurückschreckenden Menge flieht wieder in die Vergangenheit und die Religion zurück; die katholisirenden Tendenzen machen sich nicht nur unter dem österreichischen Conkordate, sondern auch in protestantischen Ländern geltend; es ist eine allgemeine Flucht nach Rückwärts, welche mit den wissenschaftlichen Erfolgen der Gegenwart merkwürdig contrastirt. Man würde wohl einen Fehlschluß machen, wollte man die reaktionären Tendenzen auf kirchlichem Gebiete lediglich auf Rechnung der politischen Reaktion der Gegenwart schieben, obgleich dieselbe einen großen Antheil daran hat; es ist die Verzweiflung an der Wissenschaft selbst, es ist de Mangel an festen, sicheren Grundsätzen, welche schwankende und furchtsame Leute wieder in den behaglichen Stall des Glaubens zurückfuhrt. Der Widerspruch, der in allen Tendenz:n der Zeit liegt, verwirrt die Meinungen, und da man doch einmal nichts Sicheres in der Gegenwart findet, begnügt man sich mit den Traditionen der Vergangenheit. Mit der Wissenschaft geht es, wie mit der Politik. Da sich die constitutionellen Experimente als unpraktisch und unausführbar bewiesen, und man zu den Grundsätzen der wahren Demokratie noch nicht durchgedrungen ist, so flüchtet man einstweilen wieder in den Feudalismus zurück, weil man sich dort immer noch am sichersten befindet. Da die philosophischen Systeme und Ideen in der öffentlichen Meinung zergangen sind, und die materialistische Weltanschauung noch keine positiven Resultate bietet, weiß man nichts Anderes, als sich wieder in das unnahbare Dunkel des Dogma's zurückzuziehen. Selbst die Wissenschaft und diejenige Sphäre derselben, welche das eigentliche Terrain des Materialismus bildet, die Naturwissenschaft, nimmt an dieser eiligen schimpflichen Flucht Theil; Professor Wagner in Göttingen, und die ganze Münchener Universität mit Liebig und Thiersch an der Spitze sind die Beweise davon. Allerdings spielen Augendienerei und Servilität eine Hauptrolle in dieser jämmerlichen Komödie, aber der ungewisse Zustand der Wissenschaften selbst ist mit in Anschlag zu bringen. Diese Deserteure der Wissenschaft, diese Verräther an der Wahrheit, werden übrigens von der allgemeinen Verachtung schon bald eingeholt werden.

Bezeichnender noch, wie diese katholisirenden und pietistischen Tendenzen, ist eine andere Richtung der Zeit, welche in direkter Beziehung zu dem Materialismus steht; wir meinen den Spiritualismus und die damit verwandten Bestrebungen. Sobald man einmal die Materie und den Materialismus als absolut erklärte, und die Alleinherrschaft des Stoffes proklamirte, konnten Erscheinungen, wie der Spiritualismus, füglich nicht ausbleiben, als die plumpen Entstellungen und religiösen Verunstaltungen einer noch im Werden begriffenen, ungewissen Theorie. Man wurde gerade durch den Materialismus darauf aufmerksam gemacht, wie wenig die jetzige Kenntniß der Naturkräfte hinreiche, das sogenannte geistige Leben

zu erklären; gerade in Bezug auf den Materialismus mußte man sich an das alte Wort im Hamlet erinnern: „Es gibt zwischen Himmel und Erde Dinge, von denen sich Niemand etwas träumen läßt;" mit jedem Fortschritt der Naturerkenntniß wurde die Natur wunderbarer und unverständlicher, und wer aus der ungebildeten Masse einmal von der seltsamen Funktion des Telegraphen hörte, wer die wunderbaren Leistungen der Photographie und Aehnliches sah: warum sollte der nicht auch an Tischrucken und dergleichen glauben? Der Spiritualismus ist allerdings eine Erscheinung, die meistentheils unter den absurdesten Formen vorkommt, und zu dem gröbsten Betruge benützt wird; aber es gibt auch einen Spiritualismus, der nur ein wohlklingender Name für die allergröbste Sorte des Materialismus ist; es gibt einen Spiritualismus, der dem Spinozistischen Pantheismus auf ein Haar ähnlich ist, und der namentlich in Amerika zum oft gebrauchten Vorwand dient, die stärksten Angriffe gegen die transzendentalen Dogmen des Christenthums zu wagen. Wir haben selbst spiritualistische Vorträge vor einer zahlreichen und ausgesuchten Gesellschaft gehört, die nur eines andern Namens bedurften, um von der ganzen amerikanischen Gesellschaft als infidel verabscheut zu werden, und wir sahen daran, daß man die Sache hier gern hat, wenn man auch den Namen nicht liebt. Der Spiritualismus ist ein nothwendiger Begleiter der gegenwärtigen Uebergangsperiode; er entspringt aus der Kluft zwischen der materiellen Weltanschauung und den positiven Entdeckungen auf naturwissenschaftlichem Gebiete, eine Kluft, welche voraussichtlich die Forschungen eines Jahrhunderts noch nicht ausfüllen werden. Der Versuch, die ganze geistige Welt auf natürliche Stoffe und Kräfte zurückzuführen, hat den Herrn Reichenbach und seine Schule dazu bewogen, ein neues Element, eine neue Naturkraft, vorauszusetzen, das Od; der Odische Spiritualismus dieser naturwissenschaftlichen Sekte schließt sich unmittelbar an den Materialismus an, und geht noch einen Schritt weiter, indem er diejenigen Naturerscheinungen, welche durch die jetzige Kenntniß der Naturkräfte, Stoffe und Gesetze nicht genügend erklärt werden können, auf Rechnung des Od schiebt, eine freilich sehr bequeme Methode, die manche Untersuchungen überflüssig machen. Wir können auch hier das Wort anwenden: „denn eben, wo Gedanken fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Interessant ist es übrigens zu sehen, wie rechts und links der Materialismus von den unwissenschaftlichsten Theorien und von den gewagtesten Ideen begleitet wird. Anstatt, daß der Materialismus, wie man allgemein behauptet, uns die Geisterwelt verschließt, bringt er grade ein Heer von Gespenstern auf die Bühne, die in ihrem tollen Lärmen und Treiben uns höchlich ergötzen. Die unbefleckte Empfängniß und der Spiritualismus, die pietistische Gnadenwahl und das Od folgen dem Materialismus

auf dem Fuße; die Luft wimmelt von unbekannten „Spirits", Naturkräften u. s. w.; es geht in der Welt zu, wie in der Wallpurgisnacht, und man ist keinen Augenblick sicher, daß man nicht odisch behext oder spiritualistisch verzaubert wird. Was waren die Zeiten der Illuminaten und Freimaurer gegen diesen Lärmen und Wirrwarr? Damals lag dem ganzen gespenstischen Treiben doch eine Idee zu Grunde, Freiheit, Aufklärung und Humanität, aber unsere modernen Geisterseher wollen davon nichts wissen, und der Unsinn versteigt sich bis zum Mormonenthum und ähnlichen Barbareien.

Was ist in diesem Wirrwarr zu thun? Der einzige Weg ist offenbar, sich an das Gewisse zu halten, an die erkannten Naturgesetze, und sich vor jeder Hypothese zu hüten, welche nicht eine wissenschaftliche Basis und Rechtfertigung hat. Wir sehen, was aus den unbegründeten Hypothesen wird; der Eine möchte mit Phosphor und Ammoniak die Gedanken der Menschen düngen, während der Andere das Denken als einen elektromagnetischen Prozeß erklärt, und der Dritte Alles, was er nicht erkennen kann, unter den allgemeinen Namen Od begreift. Die Naturwissenschaften und der Materialismus haben ihren Werth nur in der und durch die sinnliche Wahrnehmung, und was nicht in den Kreis der sinnlichen Wahrnehmung fällt, das gehört nicht in ihren Bereich. In diesen Schranken festgebannt, werden die Naturwissenschaften eine feste Basis der menschlichen Erkenntniß legen, ein sicheres Fundament, auf das die andern Wissenschaften, welche sich der Vernunft und nicht der sinnlichen Wahrnehmung bedienen, ihr Gebäude aufrichten können. Es gilt, von der Materie auszugehen, um zur Idee durchzudringen, nicht aber in der Materie und im Materialismus stecken zu bleiben. Der Materialismus selbst ist ja nichts, wie eine Idee, eine Anschauung, ein philosophisches System, welches in den wenigsten Fällen auf der sinnlichen Erfahrung beruht; er ist eine abstrakte Theorie, welche nur als Negation der vorhergegangenen Weltanschauung irgend einen Werth hat; er ist eine Hypothese, welche, wie wir gesehen haben, zu den größten Mißverständnissen führt. Und wenn man sich nun einmal mitten in unbewiesenen Hypothesen und Voraussetzungen befindet, warum denn der Haß gegen die philosophische Idee und den Idealismus, der denn doch am Ende mehr Material der Forschung und Beobachtung liefert, wie der ganze heutige Materialismus? Die Thatsachen der geistigen Welt, des Bewußtseins, stehen eben so fest und sicher da, wie die Thatsachen der naturlichen Welt; wenn man aus diesen natürlichen Thatsachen die natürlichen Gesetze ableitet, warum soll man aus den Thatsachen des Bewußtseins nicht die Gesetze des Denkens ableiten? Hat man dazu Phosphor und Elektrizität nothwendig?

Es sollte mit diesen wenigen Worten nur angedeutet werden, wie gerade die Einseitigkeit des Materialismus Anlaß zu Verwirrungen des allgemeinen Bewußtseins gibt, welche alle Einseitigkeiten früherer philosophischer und rationeller Perioden überbieten, und daß der Hauptfehler unserer Zeit daran liegt, daß man die Welt von einem zu engen und beschränkten Standpunkte betrachtet.

Aus Joseph Fourier's Biographie.

[Aus den gesammelten Werken von François Arago.]

[Schluß.]

Napoleon's Rückkehr von der Insel Elba. — Fourier als Präfect des Rhonedepartements. — Seine Ernennung zur Directorstelle des statistischen Bureaus im Seinedepartement.

Ich habe eben die wissenschaftlichen Früchte der Mußestunden des Präfecten im Iseredepartement die Revue passiren lassen. Fourier nahm diesen Platz noch ein, als Napoleon in Cannes eintraf. Sein Benehmen während dieser schwierigen Verhältnisse ist hundertfältig der Gegenstand lügenhafter Darstellungen gewesen. Ich glaube also eine Pflicht zu erfüllen, wenn ich nach dem, was ich aus dem Munde unseres Collegen selbst erfahren habe, die Thatsachen in ihrer vollen Wahrheit wiederherzustellen suche.

Bei Ankunft der Nachricht von der Landung des Kaisers versammelten sich die hauptsächlichen Autoritäten Grenoble's in dem Präfecturgebäude. Dort setzte ein Jeder mit Talent, aber vor Allem, erzählte Fourier, mit vieler Weitläufigkeit die Schwierigkeiten aus einander, die vorhanden waren. Was aber die Mittel sie zu überwinden betraf, so wußte man viel weniger Rath. Das Vertrauen auf die administrative Beredtsamkeit war zu jener Zeit noch nicht Mode; man entschloß sich also, zu Proclamationen seine Zuflucht zu nehmen. Der commandirende General und der Präfect legten jeder einen Entwurf vor. Die Versammlung berieth auf das Gewissenhafteste die einzelnen Ausdrücke, als ein Officier von der Gensdarmerie, ein alter Soldat aus der Kaiserzeit, in aller Derbheit in die Worte ausbrach: „Meine Herren, beeilen Sie sich, sonst wird jede Berathung unnütz. Glauben Sie mir, ich spreche aus Erfahrung: Napoleon folgt den Curieren, die seine Ankunft melden, immer auf dem Fuße.“ Napoleon erschien in der That. Nach wenigen Augenblicken Zauderns vereinigten sich zwei Compagnien Sappeure, die zum Abbruche einer Brücke beordert waren, mit ihrem alten General. Ein Bataillon Infanterie folgte bald diesem Beispiele. Endlich, auf dem Glacis des Platzes selbst, in Gegenwart der zahlreichen Volksmenge, welche rings auf den Wällen stand, legte das ganze fünfte Linienregiment die dreifarbige Cocarde an, brachte an der Stelle der weißen Fahne den Adler, den Zeugen von zwanzig Schlachten hervor, den es aufbewahrt hatte, und ging mit dem Rufe: „es lebe der Kaiser!“ zu demselben über. Es wäre Tollheit gewesen, hätte man nach einem solchen Anfange das Feld zu behaupten versucht. Der General Marchand ließ also die Thore der Stadt schließen. Er hoffte noch, trotz der offenbar feindlichen Gesinnung der

Einwohner, eine regelrechte Belagerung aushalten zu können, mit der einzigen Hülfe des dritten Genieregimentes, des vierten Artillerieregimentes und der schwachen Infanterieabtheilungen, die ihn nicht verlassen hatten.

Von diesem Augenblicke an hatte die Civilobrigkeit aufgehört. Fourier glaubte also, Grenoble verlassen und sich nach Lyon begeben zu müssen, wo die Prinzen vereinigt waren. Bei der zweiten Restauration wurde ihm diese Reise als ein Verbrechen angerechnet. Es fehlte wenig, so hätte man ihn vor ein Geschwornengericht, oder gar vor ein Prevotalgericht gestellt. Von gewissen Seiten ward die Behauptung ausgesprochen, daß die Gegenwart des Präfecten im Hauptort des Iseredepartements den Sturm hätte beschwören könnnen, daß der Widerstand lebhafter, geordneter gewesen sein würde. Man vergaß dabei, daß an keiner Stelle, und zu Grenoble noch weniger als irgend anderswo, auch nur den Schatten eines Widerstandes zu organisiren möglich gewesen wäre. Wir brauchen blos zu sehen, auf welche Weise dieser Kriegsplatz, dessen Fall durch Fourier's Gegenwart allein aufgehalten werden sollte, zu sehen, wie Grenoble eingenommen wurde. Es ist acht Uhr Abends. Das Volk und die Truppen halten die Wälle besetzt. Napoleon ist seiner kleinen Truppe um einige Schritte voran, er geht bis zum Thor, er schlägt (ängstigen Sie sich nicht, meine Herren, es ist keine Schlacht, die ich beschreibe), *er schlägt mit seiner Tabacksdose an das Thor.* „Wer da? ruft der wachthabende Offizier. — Der Kaiser! aufgemacht! — Sire, meine Pflicht verbietet mir zu öffnen. — Aufgemacht, sage ich, ich habe keine Zeit zu verlieren. — Aber, Sire, selbst wenn ich Ihnen öffnen wollte, so könnte ich es nicht: die Schlüssel sind beim General Marchand. — Nun so laßt sie holen. — Ich bin gewiß, daß er sie mir nicht giebt. — Wenn der General sie verweigert, *so sagt ihm, daß ich ihn absetze.*"

Diese Worte versteinerten die Soldaten. Seit zwei Tagen bezeichneten Hunderte von Proclamationen Bonaparte als ein wildes Thier, auf das ohne Schonung Jagd gemacht werden müsse; sie gaben aller Welt Befehl, ihn *aufzuheben*, und trotz alledem drohte dieser Mann dem General mit Absetzung! Das einzige Wort „*absetzen*" löschte die schwache Scheidungslinie weg, welche auf einen Augenblick die alten Soldaten von den Rekruten trennte: ein Wort brachte die gesammte Garnison auf die Seite des Kaisers.

Die Umstände der Einnahme Grenoble's waren noch nicht bekannt, als Fourier in Lyon ankam. Er brachte dahin die Nachricht von dem schnellen Anmarsch Napoleon's, von dem Abfalle zweier Sappeurcompagnien, eines Infanteriebataillons und des von Labedoyere befehligten Regimentes. Außerdem war er auf seinem ganzen Wege von der lebhaften Sympathie der Landbewohner für den Verbannten von der Insel Elba Zeuge gewesen.

Der Graf von Artois nahm den Präfecten und seine Nachrichten sehr ungnädig auf. Er erklärte geradezu, die Ankunft Napoleon's in Grenoble sei unmöglich, und über die Gesinnungen der Landbewohner brauche man nicht besorgt zu sein. „Was den Vorfall betrifft," sprach er zu Fourier, „der sich in Ihrer Gegenwart vor den Thoren der Stadt selbst soll zugetragen haben, die dreifarbigen Cocarden, die statt der Heinrich's des Vierten aufgesteckt worden, und die Adler, die an der Stelle der weißen Fahne erschienen sein sollen, so will Ich Ihre Wahrhaftigkeit nicht in Zweifel ziehen, aber die Unruhe hat Sie vermuthlich Gespenster erblicken lassen. Kehren Sie also unverzüglich nach Grenoble zurück, Herr Präfect: Sie stehen mir mit Ihrem Kopfe für die Stadt."

Sie sehen, meine Herren, nachdem die Moralisten so lange von der Nothwendigkeit gesprochen haben, den Fürsten die Wahrheit zu sagen, werden sie weise handeln, wenn sie erst die Fürsten einladen, gefälligst auf sie zu hören.

Fourier gehorchte dem erhaltenen Befehle. Kaum hatten die Pferde von seinem Wagen einige Schritte in der Richtung nach Grenoble zurückgelegt, als Husaren ihn anhielten und nach Bourgoin in's Hauptquartier führten. Der Kaiser, über eine große Karte gebeugt, mit dem Zirkel in der Hand, rief ihm bei seinem Eintritte entgegen: „Nun, Herr Präfect, auch Sie wollten mir den Krieg erklären? – Sire, mein Eid machte es mir zur Pflicht! Zur Pflicht, sagen Sie? sehen Sie denn nicht, daß in der ganzen Dauphine Niemand Ihrer Meinung ist? Denken Sie aber nicht etwa, daß Ihr Feldzugsplan mich in Schrecken setzte. Es war mir nur peinlich, unter meinen Gegnern einen Aegypter zu sehen, einen Mann, der im Feldlager mit mir Brod gegessen hat, einen ehemaligen Freund!"

Es ist mir leid hinzufügen zu müssen, daß auf diese wohlwollenden Worte die Aeußerung folgte: „wie haben Sie übrigens vergessen können, Herr Fourier, daß ich Sie zu dem gemacht habe, was Sie sind?"

Sie werden mit mir bedauern, meine Herren, daß eine Zurückhaltung, welche übrigens die Umstände genügend erklärten, unseren Collegen verhinderte, auf der Stelle und mit Eindringlichkeit gegen die Verwechselung zu protestiren, die die Machthaber dieser Erde beständig zwischen den vergänglichen Gütern, über welche sie zu verfügen haben, und den edlen Früchten des Denkens begehen wollen. Fourier war Präfect und Baron von des Kaisers Gnaden; er war eine von Frankreichs Zierden durch sein eigenes Genie!

Am 9. März befahl in einem Augenblick des Zornes Napoleon durch ein von Grenoble datirtes Decret: „Fourier habe das Gebiet der siebenten Militärdivision binnen fünf Tagen zu räumen, bei Strafe, verhaftet und

als Feind der Nation behandelt zu werden!" Den Tag darauf kam aus der Conferenz zu Bourgoin unser College mit der Würde als Rhonepräfect und mit dem Grafentitel, denn der Kaiser blieb sich hierin gleich, auch nach seiner Rückkehr von Elba.

Diese ungehofften Beweise von Gunst und Vertrauen waren unserem Collegen wenig angenehm, allein er wagte nicht sie zurückzuweisen, obwohl er die unermeßliche Schwere der Ereignisse sehr deutlich sah, in denen der Zufall ihn berief, eine Rolle zu spielen.

„Was halten Sie von meiner Unternehmung?" fragte ihn der Kaiser am Tage seiner Abreise von Lyon. – Sire, erwiederte Fourier, ich glaube, Sie werden kein Glück haben. Lassen Sie auf Ihrem Wege einen fanatischen Menschen sich finden, und Alles ist zu Ende. — Bah! rief Napoleon, die Bourbonen haben Niemand für sich, nicht einmal einen Fanatiker! Sie haben gewiß in den Zeitungen gelesen, daß sie mich außer dem Gesetze erklärt haben. Ich will nachsichtiger sein: ich werde mich begnügen, sie aus den Tuilerieen hinauszubringen!"

Fourier behielt die Rhonepräfectur nur bis zum 1. Mai 1815. Es ist vielfach gesagt und gedruckt worden, daß er abberufen worden sei, weil er nicht für die Acte des Terrorismus verantwortlich sein wollte, die ihm das Ministerium der „Hundert Tage" vorgeschrieben habe! Die Akademie wird erkennen, daß ich bei jeder Gelegenheit mit Freuden das Andenken an Handlungen aufnehme und lebendig zu erhalten suche, welche, indem sie den einzelnen Mitgliedern zur Ehre gereichen, dem Ruhme der ganzen Körperschaft neuen Glanz hinzufügen. Ich fühle selbst, daß ich in dieser Beziehung ein wenig zur Leichtgläubigkeit geneigt sein könnte. Diesmal war die strengste Prüfung eine gebieterische Pflicht. Wenn es Fourier zur Ehre gereichte, den Gehorsam auf gewisse Befehle zu verweigern, was hätte man von dem Ministerium des Innern zu halten, von dem diese Befehle ausgingen? Ich durfte nicht vergessen, daß dieser Minister auch Akademiker war, berühmt durch seine Leistungen im Felde, ausgezeichnet durch seine mathematischen Werke, geachtet und geliebt von allen seinen Collegen. Nun wohl: ich darf mit einer Genugthuung, die Sie, meine Herren, gleich mir empfinden werden, erklären, daß die gewissenhaftesten Nachforschungen in Bezug auf alle Vorgänge der hundert Tage mich auf keinen Punkt geführt haben, der die Gefühle verletzen könnte, mit denen wir Carnot's Andenken verehren.

Nach der Niederlegung der Präfectur des Rhonedepartements verfügte sich Fourier nach Paris. Der Kaiser stand im Begriffe zur Armee abzureisen. Als er ihn in den Tuilerieen unter der Menge gewahrte, trat er freundlich auf ihn zu, sagte ihm, daß Carnot ihm erklären werde, weßhalb seine Ersetzung zu Lyon unerläßlich geworden sei, und versprach ihm, für seine Interessen Sorge zu tragen, sowie seine Beschäftigungen im Felde

ihm Zeit dazu verstatten würden. Die zweite Restauration fand Fourier in der Hauptstadt, ohne Stelle und in gerechter Besorgniß für seine Zukunft. Der, welcher fünfzehn Jahre lang ein großes Departement verwaltete, der so kostspielige Arbeiten leitete, der bei der Trockenlegung der Sümpfe von Bourgoin um den Betrag so vieler Millionen mit Privaten, Gemeinden und Gesellschaften zu verhandeln hatte, besaß nicht zwanzigtausend Franken Kapital. Diese ehrenvolle Dürftigkeit, die Erinnerung an die wichtigsten, die glorreichsten Dienste konnten Minister, die damals den Verfeindungen der Politik und den Launen des Auslandes hingegeben waren, wenig kümmern. Ein Gesuch um einen Jahrgehalt ward demnach auf gehässige Weise zurückgewiesen. Doch zeigte sich ein erfreulicher Ausweg: Frankreich soll nicht über die Schmach zu erröthen brauchen, eine seiner größten Berühmtheiten in Dürftigkeit gelassen zu haben. Der Präfect von Paris — doch nein, meine Herren, der Name wird hier nicht überflüssig sein — Herr von Chabrol erfährt, daß sein alter Lehrer an der polytechnischen Schule, daß der beständige Secretär des ägyptischen Institutes, der Verfasser der analytischen Theorie der Wärme, um seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, sich genöthigt sehen soll, Stunden zu geben. Dieser Gedanke erschien ihm schmachvoll, und ohne sich an das Geschrei der Parteien zu kehren, überträgt er Fourier die Oberleitung des statistischen Bureau's im Seinedepartement mit sechstausend Franken Einkommen. Ich habe geglaubt, diese Einzelheiten nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen. Die Wissenschaften können sich gegen alle diejenigen erkenntlich zeigen, welche ihnen zu einer Zeit Schutz und Unterstützung angedeihen lassen, wo dies mit Gefahr verknüpft ist, ohne zu fürchten, daß die Last je zu schwer wird.

Fourier erwiederte in würdiger Weise das Vertrauen des Herrn von Chabrol. Die Aufsätze, mit denen er die interessanten Schriften, welche von der Seinepräfectur herausgegeben werden, bereichert hat, werden für die Zukunft allen denen zum Führer dienen, welche den Verstand haben, in der Statistik etwas Anderes, als einen ungeordneten Haufen von Ziffern und Tabellen zu erblicken.

Fourier's Eintritt in die Akademie der Wissenschaften. — Seine Erwählung zum beständigen Secretär. — Seine Aufnahme in die Académie francaise.

Die Akademie der Wissenschaften ergriff die erste Gelegenheit, welche sich darbot, Fourier zu einem Angehörigen ihrer Körperschaft zu machen,

und ernannte ihn den 27. Mai 1816 zum freien Akademiker. Diese Wahl ward nicht bestätigt. Die Schritte, die Verwendungen, die Bitten der Bewohner aus der Dauphine, welche die Umstände gerade in Paris zurückhielten, hatten die Regierung fast entwaffnet, als ein Hofmann ausrief, man wolle den bürgerlichen Labedoyere amnestiren! Dieses Wort, denn seit vielen Jahrhunderten läßt sich das Menschengeschlecht durch Worte regieren, entschied über das Schicksal unseres Collegen. Aus Gründen der Politik decretirten die Minister Ludwig's des Achtzehnten, daß einer der gelehrtesten Männer Frankreichs der Akademie nicht angehören, daß ein Bürger, befreundet mit Allem, was die Hauptstadt an ausgezeichneten Personen einschloß, von der Schmach einer öffentlichen Zurückweisung getroffen werden solle!

Bei uns dauert das Absurde nicht lange. So erfolgte 1817, als, ohne sich durch den schlechten Erfolg ihres ersten Versuches entmuthigen zu lassen, die Akademie Fourier einstimmig zu der Stelle ernannte, welche in der physikalischen Section erledigt worden war, die königliche Bestätigung ohne Schwierigkeit. Ich muß hinzufügen, daß bald darauf das Gouvernement, dessen Widerwillen gänzlich besiegt war, freimüthig und ohne Rückhalt seine Zustimmung zu der glücklichen Wahl zu erkennen gab, welche auf den gelehrten Geometer fiel, um Delambre als beständigen Secretär zu ersetzen. Man ging selbst damit um, ihm die Direction der schönen Künste zu übertragen, aber unser College hatte die Einsicht, dieselbe abzulehnen.

Beim Tode Lemontey's berief die Academie francaise, wo Laplace und Cuvier bereits die inductiven Wissenschaften repräsentirten, auch Fourier in ihre Mitte. Die literarischen Ansprüche des beredtesten Mitarbeiters an dem ägyptischen Werke waren unbestreitbar; sie waren selbst nie bestritten, und dennoch rief diese Ernennung in den Zeitungen heftige Debatten hervor, welche unsern Collegen tief kränkten. Aber war es nicht andererseits eine wohl zu erwägende Frage, ob diese doppelten Ernennungen zweckmäßig seien? Konnte man nicht behaupten, ohne parador zu erscheinen, daß sie bei der Jugend einen Wetteifer ersticken, dessen Aufmunterung für uns vor Allem eine Pflicht ist? Was sollte außerdem auf die Länge aus der so gerechterweise gerühmten Einheit des alten Institutes werden, wenn man doppelte, dreifache, vierfache Akademiker schuf? Das Publikum könnte dahin kommen, diese Einheit nur noch in der Uebereinstimmung des Costüms erblicken zu wollen.

Wie gering auch der Werth dieser Betrachtungen sein möge, deren Urtheil rasch gesprochen sein wird, wenn ich mich im Irrthum befinde, so beeile ich mich zu wiederholen, daß die akademische Tüchtigkeit Fourier's nicht einmal zu einem Zweifel Anlaß gab. Der Beifall, welchen man in so reichlichem Maße den beredten Gedächtnißreden auf Delambre, Bre-

guet, Charles, Herschel gezollt hatte, zeigte zur Genüge, daß, wenn ihr Verfasser nicht bereits eines der ausgezeichnetsten Mitglieder der Akademie der Wissenschaften gewesen wäre, das gesammte Publikum ihn berufen haben würde, um unter den Gesetzgebern der französischen Literatur seinen Platz einzunehmen.

Fourier's Character. — Sein Tod.

Als Fourier nach so vielen Widerwärtigkeiten seinen Lieblingsbeschäftigungen zurückgegeben war, brachte er seine übrigen Jahre in der Zurückgezogenheit und in der Erfüllung der akademischen Pflichten zu. Erzählen war ihm zur andern Hälfte des Lebens geworden. Diejenigen, welche darin den Grund zu einem gerechten Vorwurfe zu erblicken meinten, hatten ohne Zweifel vergessen, daß ein unausgesetztes, angestrengtes Denken dem Menschen nicht weniger untersagt ist, als der Mißbrauch seiner körperlichen Kräfte. In jeder Beziehung ist die Ruhe das Erhaltungsmittel fur unsere gebrechliche Maschine: aber denke ja nicht Jeder sich auszuruhen, wie er mag! Befrage Jeder von Ihnen, meine Herren, seine eigenen Erinnerungen, und sage, ob in dem Falle, wo dem Geiste eine neue Wahrheit aufsteigt, Spazierengehen, die Unterhaltungen der großen Welt, ob dann selbst der Schlaf das Vorrecht hat, Zerstreuung zu gewähren? Die sehr zerrüttete Gesundheit Fourier's machte ihm eine große Schonung zur Pflicht. Nach vielen Versuchen hatte er nur ein Mittel gefunden, sich den geistigen Abspannungen, die ihn erschöpften, zu entreißen: wenn er nämlich laut erzählte von den Ereignissen seines Lebens, von den wissenschaftlichen Arbeiten, die im Werke oder die schon vollendet waren, von den Ungerechtigkeiten, über die er im Laufe seines Lebens sich zu beklagen hatte. Jedermann konnte die Wahrnehmung machen, wie wenig bedeutend die Aufgabe war, die unser geistreicher College denen zutheilte, die sich gewöhnlich mit ihm unterhielten: jetzt wird der Grund davon einleuchten.

Fourier hatte in seinem Alter die Anmuth, den feinen Ton, die mannichfaltigen Kenntnisse bewahrt, welche ein Vierteljahrhundert früher seinen Vorträgen an der polytechnischen Schule so viel Reiz verliehen. Man fand ein Vergnügen daran, von ihm dieselbe Anekdote erzählen zu hören, die man auswendig wußte, selbst die Ereignisse, an denen man in eigener Person Theil genommen hatte. Der Zufall hat mich eines Tages zum Zeugen der Bezauberung gemacht, welche er auf seine Zuhörer ausübte bei einer Gelegenheit, die wohl bekannt zu sein verdient, denn sie wird darthun, daß das Wort, dessen ich mich so eben bediente, nicht zu stark ist.

Wir saßen gerade an derselben Tafel. Der Gast, von welchem ich ihn trennte, war ein ehemaliger Offizier. Unser College hörte dies und die Frage: „sind Sie in Aegypten gewesen?" diente zur Einleitung der Unterhaltung. Auf die bejahende Antwort beeilte sich Fourier hinzuzufügen: „was mich betrifft, so bin ich in diesem herrlichen Lande bis zur gänzlichen Räumung geblieben. Obgleich nicht aufgewachsen im Waffenhandwerke, habe ich doch mitten unter unseren Soldaten dem Kampfe gegen die Empörer zu Kairo beigewohnt: ich habe die Ehre genossen, die Kanonen von Heliopolis zu hören." Von da war nur ein Schritt zur Erzählung der Schlacht, dieser Schritt war bald gethan, und gleich erscheinen vier Bataillone, die sich in der Ebene von Kubbeh zu einem Carre formiren und auf das Commando des Geometers mit bewundernswürdiger Präcision manoeuvriren. Mein Nachbar, lauschenden Ohres, die Augen unbeweglich, den Kopf vorgebogen, um sich kein Wort entgehen zu lassen, folgte dieser Erzählung mit dem gespanntesten Interesse. Er verlor nicht eine Sylbe, und man hätte geschworen, er hörte zum ersten Male von diesen denkwürdigen Thaten reden. Es ist so süß zu gefallen, meine Herren! Als Fourier die Aufnahme bemerkte, die seine Erzählung fand, kam er mit noch mehr Einzelheiten auf den Hauptkampf dieser großen Tage zurück: auf die Einnahme des befestigten Dorfes Mattarieh, auf den Marsch zweier schwachen Colonnen französischer Grenadiere über Gräben hinweg, die mit Todten und Verwundeten der ottomanischen Armeee angefullt waren. „Die Generale der alten und neuen Zeit haben mitunter von ähnlichen Großthaten erzählt", rief unser College aus, „allein das war im hyperbolischen Style der Siegesbulletins; hier ist die Thatsache wörtlich wahr, so wahr wie ein geometrischer Satz. Ich fühle übrigens, fügte er hinzu, daß alle meine Versicherungen nicht zu viel sein werden, um meinen Worten Glauben zu verschaffen!"

„Ueber diesen Punkt können Sie sich beruhigen", erwiederte der Offizier, der in diesem Augenblicke aus einem langen Traume zu erwachen schien. Wenn es nöthig wäre, könnte ich selbst die Bürgschaft für die Genauigkeit Ihrer Erzählung übernehmen. Ich selbst habe, an der Spitze der dreizehnten und funfundachtzigsten Halbbrigade, die Laufgräben von Mattarieh überschritten, indem der Weg über die Leichen der Janitscharen ging!

Mein Nachbar war der General Tarayre. Man wird sich viel besser, als ich es sagen könnte, die Wirkung der wenigen Worte denken können, die ihm entschlupft waren. Fourier erschöpfte sich in Entschuldigungen, während ich uber jene verführerische Kraft der Sprache nachdachte, welche beinahe eine halbe Stunde lang bei dem gefeierten General das Andenken an die Rolle, welche er in den Riesenkämpfen, von denen man ihm erzählt, gespielt hatte, fast gänzlich aus der Erinnerung verwischte.

Wie sehr auch unser ehemaliger Secretär das Bedürfniß empfand,

zu erzählen, ebenso sehr hegte er Widerwillen gegen mündliche Discussionen. Fourier schnitt jede Debatte kurz ab, sobald sich darin eine etwas scharfe Meinungsverschiedenheit kund gab, um dann etwa später auf denselben Gegenstand zurückzukommen, mit dem bescheidenen Anspruche, jedesmal einen kleinen Schritt vorwärts zu thun. Fontaine, ein gefeierter Geometer und Mitglied dieser Akademie, wurde einst gefragt, was er in der Welt thue, in der er ein fast vollständiges Schweigen beobachtete. „Ich studire, war seine Antwort, die Eitelkeit der Menschen, um sie bei Gelegenheit zu verletzen. „Wenn Fourier ebenso wie sein Vorgänger die schmählichen Leidenschaften beobachtete, welche sich um Ehre, Reichthum, Macht streiten, so geschah dies nicht, um sie zu bekämpfen: bei dem festen Entschlusse, sich nie mit ihnen einzulassen, richtete er inzwischen seine Schritte so ein, daß er ihnen in den Weg gerieth. Wie weit sind wir jetzt von dem hitzigen, stürmischen Charakter des jungen Redners im Volksverein von Auxerre entfernt: aber wozu sollte die Philosophie nützen, wenn sie uns nicht unsere Leidenschaften überwinden lehrte! Auch will ich nicht behaupten, daß nicht auf Augenblicke der Charakter Fourier's sich in seiner alten Lebhaftigkeit zeigte. „Es ist merkwürdig", sagte eines Tages eine gewisse am Hofe Karl's des Zehnten sehr einflußreiche Persönlichkeit, welcher der Bediente Joseph nicht gestatten wollte," das Vorzimmer unseres Collegen zu überschreiten, „es ist wahrhaftig merkwürdig, daß Dein Herr schwerer zugänglich ist, als ein Minister!" Fourier hört diese Rede, springt aus seinem Bette auf, an das ihn ein Unwohlsein fesselte, öffnete die Thür des Zimmers, und ruft in Gegenwart des daneben stehenden Hofmannes: „Joseph, sage dem Herrn, daß, wenn ich Minister wäre, ich Jedermann empfangen würde, weil dies meine Pflicht wäre; als einfacher Privatmann aber empfange ich nur, wen ich mag und wann es mir gefällt!" Durch das heftige Auffahren außer Fassung gebracht, erwiederte der große Herr nicht ein Wort. Es ist selbst anzunehmen, daß er von diesem Augenblicke an den Entschluß faßte, nur Minister zu besuchen, denn der einfache Gelehrte bekam nichts wieder von ihm zu hören.

Fourier besaß eine kräftige Constitution, welche ihm ein langes Leben versprach; aber was vermögen natürliche Anlagen gegen die der Gesundheit zuwiderlaufenden Gewohnheiten, welche der Mensch nach seinem Gefallen annimmt! Um sich leichten rheumatischen Beschwerden zu entziehen, pflegte sich unser College in der heißesten Jahreszeit so zu kleiden, wie es selbst Reisende nicht thun, die mitten im Polareise zu überwintern verurtheilt sind. „Man hält mich für wohlbeleibt, pflegte er mitunter lächelnd zu sagen: aber von dieser Ansicht wird man sicher viel fahren lassen müssen. Wenn man mich, was Gott verhüte, nach dem Beispiele der ägyptischen Mumien einer Abwickelung unterwerfen wollte, so würde nur ein sehr schmächtiger Körper übrig bleiben." Ich könnte hinzufügen, daß,

um auch einen Vergleich von den Ufern des Nils zu entlehnen, in den Zimmern Fourier's, die stets wenig geräumig und selbst im Sommer stark gegeheizt waren, die Zugluft, der man in der Nähe der Thüren ausgesetzt war, mitunter an den schrecklichen Samum erinnerte, jenen versengenden Wüstenwind, den die Karavanen eben so sehr als die Pest furchten.

Die Vorschriften der Medicin, welche im Munde des Herrn Larrey sich mit der Besorgtheit einer langen und unveränderlichen Freundschaft vermischten, vermochten nicht dieser verderbenbringenden Lebensweise entgegenzutreten. Fourier hatte schon in Aegypten und in Grenoble einige Zufälle von einem Aneurisma am Herzen gehabt. In Paris konnte man über die erste Ursache der häufigen Stickanfälle, denen er ausgesetzt war, nicht wohl in Zweifel sein. In Folge eines Falles, den er am 4. Mai 1830 beim Herabsteigen von einer Treppe that, nahm jedoch seine Krankheit einen viel rascheren Verlauf, als man jemals hatte befürchten können. Trotz der lebhaftesten Bitten bestand unser College darauf, die drohendsten Symptome nur mit Hülfe von Geduld und hoher Temperatur zu bekämpfen. Am 16. April 1830, gegen vier Uhr Nachmittags, erfuhr Fourier in seinem Arbeitszimmer einen heftigen Anfall, dessen Schwere er nicht im Entferntesten ahnte, denn nachdem er sich ganz angekleidet auf das Bett geworfen, bat er Herrn Petit, einen jungen befreundeten Arzt, der an seiner Behandlung Theil nahm, sich nicht zu entfernen, „damit wir, sagte er zu ihm, uns zusammen unterhalten können." Aber diesen Worten folgte bald der Ruf: Geschwind, geschwind Essig, ich werde ohnmächtig! und einer der Gelehrten, die den meisten Glanz auf die Akademie warfen, hatte zu leben aufgehört!

Dieses schmerzliche Ereigniß ist noch zu frisch, als daß ich hier an den tiefen Schmerz erinnern müßte, den das Institut empfand, als es eine seiner ersten Größen verlor, oder an das Leichenbegängniß, welches so viele Personen, deren Interessen und Meinungen sonst gewöhnlich auseinander laufen, an der entseelten Hülle Fourier's mit den gemeinsamen Gefühlen der Verehrung und der Betrübniß zusammenführte. Wir Alle haben gesehen, wie die Glieder der polytechnischen Schule sich in Masse dem Zuge anschlossen, um einem ihrer frühesten, ihrer gefeiertsten Lehrer, den letz-Tribut ihrer Huldigung darzubringen; wir haben die Worte gehört, die am Rande des Grabes den tiefen Mathematiker, den geschmackvollen Schriftsteller, den rechtschaffenen Beamten, den braven Bürger, den erprobten Freund so beredt schilderten. Ich will nur noch sagen, daß Fourier allen größeren gelehrten Gesellschaften der Welt angehörte, und daß sich diese mit der rührendsten Einstimmigkeit der Trauer der Akademie, der Trauer von ganz Frankreich anschlossen: ein glänzendes Zeugniß dafür, daß die Republik der Wissenschaften heute kein leerer Schall mehr ist! Was hat also dem Andenken unseres Collegen noch gefehlt? Ein Nachfol-

ger, fähig, mit größerem Geschicke, als ich es vermochte, die verschiedenen Phasen eines Lebenslaufes zu gruppiren und hervorzuheben, der so mannichfaltig, so thätig, so ruhmvoll mit den größten Ereignissen der denkwürdigsten Epoche unserer Geschichte verknüpft war. Glücklicherweise haben die wissenschaftlichen Entdeckungen unseres berühmten Secretärs von der unzureichenden Fähigkeit seines Lobredners Nichts zu fürchten. Mein Zweck wird vollkommen erreicht sein, wenn trotz der Unvollkommenheit meiner Skizze Jeder sich überzeugt hat, daß die Fortschritte der allgemeinen Physik, der Physik unserer Erde, der Geologie, von Tage zu Tage die fruchtbaren Anwendungen der analytischen Theorie der Wärme mehr vervielfältigen müssen, und daß dieses Werk den Namen Fourier's bis auf die späteste Nachwelt bringen wird.

Die deutsche Sprache in Amerika und ihre Zukunft.

[Von Dr. J. G. Günther.]

Die Abhandlung in dem Märzheft der „Atlantis": „Deutschamerikanische Sprach-Verlegenheiten von J. Eggers", kommt, nachdem sie die Entartung, welche unsere Muttersprache in diesem Lande durch den Einfluß der Landessprache ohne Unterlaß erfährt, zu dem Schluß, daß das „deutsche Element" sich auf dieser Seite des Oceans nicht erhalten könne, es sei denn, daß es gelinge, die Deutschen in einem neuen Staate oder Gebietstheile (Territorium) an einem Mittelpunkte zu sammeln (zu concentriren), wo sie eine zu solchem Zwecke geeignete in sich geschlossene und gleichartige Masse darstellen könnten. Gelinge solches nicht, so bleibe der Glaube an ein „Erhalten der deutschen Nationalität" ein Hirngespinnst.

Der Verfasser, dem wir die Richtigkeit alles angeführten Thatsächlichen in Bezug auf Sprachverderbniß und Sprachentstellung unserer Muttersprache, wie sie mittelbar und unmittelbar von dem weitaus größten Theile der Deutschamerikaner hier geübt wird, vollkommen zugestehen, obwohl wir uns mit den daraus abgeleiteten Schlüssen nicht einverstehen

können, scheint das „deutsche Element" als gleichbedeutend mit der „deutschen Nationalität", und diese wiederum mit der „deutschen Sprache" anzusehen.

Das schattenhafte Ding einer „deutschen Nationalität" —, der zur unentbehrlichen Unterlage eben nichts mehr und nichts weniger, als Alles fehlt, d. i. eine „deutsche Nation" —, und deren Erhaltung mit der Bewahrung der deutschen Sprache — die doch nur eine wenn auch noch so wichtige Seite des deutschen Elementes oder besser gesagt der deutschen Volkseigenthümlichkeit ist — als gleichbedeutend aufzustellen, zeugt bei dem Verfasser von einer seltsamen Verwechselung der Begriffe. Der gesunde Menschenverstand bewahre uns davor, daß wir zu dem vielen andern alten Sauerteig, der in politischer, religiöser, gesellschaftlicher und staatswirthschaftlicher Hinsicht als Erbtheil der alten Welt noch in diesem Lande nachsäuert, auch noch den Nationalitätsschwindel hier einbürgern sollten. Wir haben wahrlich nicht die Aufgabe, hier zu versuchen, was drüben mißglückt, eine deutsche Nation staatlich aufzubauen. Wir können getrost auf ein solches Beginnen verzichten, ohne auch nur ein Jota von unserem volksthümlichen Eigenwesen, einbegriffen unsere edle Sprache, aufzugeben. Die Gelegenheit ist unverkürzt, die Schranken sind offen; wir können, wenn wir uns fühlen, uns mit den Angloamerikanern in den Wettkampf für die Erreichung jedes großen menschlichen Endzwecks einlassen, — womit, beiläufig gesagt, die rein nationalen Zwecke selten etwas zu schaffen haben; wir können, ohne daß uns ein anderes Hinderniß, als eigene Trägheit und Gleichgültigkeit, entgegenstünde, den Gebrauch und die Entwickelung unserer Muttersprache nach Kräften pflegen und dadurch endlich selbst, dem allgemeinen gesunden Sinne des amerikanischen Volkes gegenüber, diesem die Anerkennung der Gleichbürtigkeit abnöthigen.

Das irische Element in der britischen Nation, obwohl die Ersische Sprache der englischen gegenüber kaum — und keinesfalls in Vergleich mit der deutschen in diesem Lande in deren Verhältniß zur Landessprache, — irgendwie in's Gewicht fällt, insofern der weitaus größte Theil der Bevölkerung Irlands ihrer alten Muttersprache sich entschlagen und nur englisch spricht; — die irische Volkseigenthumlichkeit macht sich — und nicht nur in den britischen Königreichen und Colonien — sondern selbst in den irischen Abkömmlingen und Einwanderern in dieser Republik — wir untersuchen hier nicht, nach welcher Richtung? — heute ebenso geltend, als dies geschehen würde, wenn das Ersische oder irische Ganlic, einer der großen Zweige des keltischen Sprachstammes, noch von dem ganzen irischen Volke gesprochen würde. So wird das deutsche Element, d. h. der deutsch redende Bestandtheil des Volkes der Ver. Staaten, das schon jetzt so massenhaft daselbst auftritt, sich erhalten oder mit andern Worten fortfahren, seinen volksthümlichen Einfluß geltend zu machen, selbst wenn, was der Ver-

fasser gar nicht offen ausspricht, aber worauf er leicht verständlich hindeutet, die deutsche Sprache endlich in die Landessprache aufgehen sollte. Aber selbst in dieser Hinsicht stellen wir die Behauptung auf, daß ein solches Aufgehen des diesseitigen Deutschen in das Englische, trotz der Thatsachen, die Hr. E. dafür beibringt, und die sich ohne viel Schwierigkeit um noch Hunderte und Tausende von Beispielen vermehren ließen, schon jetzt eine Unmöglichkeit ist, solches immer bleiben und, aller Voraussicht nach, in der Zukunft immer unmöglicher werden wird.

Es ist zwar eine geschichtliche Thatsache, daß der Deutsche, — kraft des hervorstechenden Zugs des Eigenwesens seines Volkes, sich fremden fertigen Verhältnissen und Einrichtungen anzubequemen und sich in sie hineinzuleben, sobald solche ihm nur Gelegenheit boten und Freiheit im Uebrigen ließen, seiner Eigenthümlichkeit nachzuleben, — daß er, wohin er immer auf seinen frühern Kreuz- und Querzügen unter fremde Bevölkerungen als Besitzer oder als friedlicher Ansiedler gerathen ist, sehr bald seiner Muttersprache den Rücken gekehrt und die der Bevölkerung des Landes angenommen hat, unter der er sich niedergelassen; es ist wahr, daß die Ostgothen in Italien, die Westgothen in Spanien, die Vandalen auf der Nordküste Afrika's, ihre theilweise schon zu Schriftsprachen erwachsenen Mundarten des Deutschen in dem innigen Verkehr mit den durch die Römer seit lange latinisirten Völkerschaften der genannten Provinzen des römischen Reichs aufgegeben und die lateinische in deren zur Zeit eingetretenen provinziellen Gestaltung angenommen haben, die auf's Innigste mit den gesellschaftlichen, bürgerlichen und staatlichen Verhältnissen dieser Länder verbunden war; es ist nicht zu leugnen, daß zwei der tapfersten und begabtesten der hochdeutschen Stämme, die mit dem Heldenalter des deutschen Alterthums so mannichfach verknüpft erscheinen und in unserer Heldensage eine so bedeutende Rolle spielen, die Longobarden und die Burgunden, die ersteren in Italien, die andern in Gallien, nachdem sie daselbst mächtige Reiche gegründet, nichts desto weniger ihre Sprache nicht zu erhalten vermochten; ja daß selbst der mächtigste und gewaltigste deutsche Volksstamm, die Franken, nur in seinem östlichen, in dem eigentlichen Deutschland selbst verharrenden Theile, seiner Zunge treu geblieben ist. Wo hingegen der Deutsche, gleich dem Angelsachsen in Britanien, nicht der bereits mit den eingebornen Stämmen verwachsenen römischen Kultur und ihren Einrichtungen begegnete, unterwarf er sich nicht nur die fremden Völkerschaften, sondern drückte denselben auch den Stempel seiner Sprache auf. Dieses Festhalten des anglosächsischen Stammes, der Vorväter der jetzigen Engländer und Angloamerikaner, an der deutschen Mundart ihrer Vorfahren, des großen Stammes der Sachsen, Friesen und Holsten, wird noch erklärlicher, wenn man erwägt, daß mehrere Jahrhunderte lang nach der Gründung der Heptarchie der Austausch zwischen dieser und der Bevölkerung der

deutschen Nordseeküsten ein sehr lebhafter blieb. Sind doch zwei der bedeutendsten angelsächsischen Sprachdenkmale, das Browulflied und der Sang des Skalden Widsith, erwiesener Maßen auf deutschem Grund und Boden gedichtet.

Haben so di: höchst spärlichen Austauschmittel, welche sich damals dem Angelsachsen in England zum Sprachverkehr mit seinen deutschen Vettern an der Nordküste Deutschlands darboten, verhütet, daß der erstere seine deutsche Mundart aufgab: wie viel weniger wird jetzt, bei den so sehr vervielfältigten Verbindungsmitteln zwischen der alten Welt und der neuen, der fortströmenden Einwanderung aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten zu geschweigen, ie die Einwirkung des Sprachgeistes im alten Vaterland und seine Bethätigung in Schöpfungen des Schriftthums auf die Deutschamerikaner unterbrochen werden können oder ganz aufhören!

Es ist wahr, die Entartung und das Verderbniß der edlen deutschen Sprache in diesem Lande, deren Ursache wir später berühren werden, ist unermeßlich. Aber die deutsche Sprache hat schon Schlimmeres durchgemacht. Als Philander von Sittewald [Hans Michael Moscherosch] in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts sang:

„Werden die Deutschen gleich heftig gedrücket,
Grünen sie dennoch wie Tannen empor;
Mitten im Feuer die Zunge sich schmücket,
Thut es auch andern Sprachen weit vor:
Und sollte der Brande
Verlöschen im Lande,
So würde man sehen:
Die Sprache verjünget,
Mit Zierrath umringet,
Aus eigener Asche wie Phönix ersteh'n!"

da sah sie aus wie eine Harlekinsjacke, auf der man vor den eingeschmuggelten lateinischen, französischen, fremdländischen Fetzen, die man ihr aufgeflickt, noch kaum Etwas von dem ursprünglichen edlen Gewebe erblicken konnte, was den großen Leibnitz in seinen „unvorgreiflichen Gedanken &c." zu folgender Strafpredigt an die Deutschverderber veranlaßte:

„Anitzo hat der Mischmasch bei uns abscheulich überhand genommen, also, daß die Prediger auf der Kanzel, die Sachwalter auf der Kanzlei, der Bürgersmann im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch sein Teutsches verderbet; mithin es fast das Ansehen gewinnen will, wann man so fortfähret und nichts dagegen thut, es werde Teutsch in Teutschland selbst nicht weniger verloren gehen, als das Engelsächsische in England. Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unsre Haupt-

und Heldensprache dergestalt durch unsre Fahrlässigkeit zu Grunde gehen sollte, so fast nichts Gutes schwanen machen dürfte, weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich geführet. Es würde auch die unvermeidliche Verwirrung bei solchem Uebergang zu einer neuen Sprache hundert und mehr Jahre über dauern, bis alles Aufgerührte sich wieder gesetzt und wie ein Getränke, so gegohren, endlich aufgekläret. Da inzwischen von der Ungewißheit im Reden und Schreiben nothwendig auch die teutschen Gemüther nicht wenig Verdunkelung empfinden müssen. Weilen die meisten doch die Kraft der fremden Worte eine lange Zeit über nicht recht fassen, also elend schreiben und übel denken würden. Wie dann die Sprachen nicht anders als bei einer einfallenden Barbarei Unordnung oder fremder Gewalt sich wirklich verändern."

Aber die deutsche Sprache ging aus diesem Schlammbad neugestärkt hervor; soll sie denn in diesem Land für immer das Hanswurstwamms tragen, das der deutschamerikanische Preßpöbel für sie zusammengeflickt? Nein, das Uebermaaß des Uebels, das Unwillen und Gelächter zugleich hervorruft, mußte einen Gegenschlag herbeiführen. Der Aufsatz, der diese Zeilen veranlaßt, ist ein Beweis, daß der Gegenschlag sich bereits fühlbar macht. Das Gefühl der eigenen Würde, der Würde und des Adels seiner Sprache, wird jedem Deutschen in diesem Lande die Pflicht einschärfen, das Seinige dazu beizutragen, die in seiner Sprache niedergelegte Errungenschaft des deutschen Sinnes und Geistes auf die deutschamerikanische Nachkommenschaft in der Republik unversehrt, wo nicht vermehrt, zu vererben.

Es ist, seitdem der große Sprachforscher Jakob Grimm in seiner im Jahre 1851 vor der Berliner Akademie der Wissenschaft verlesenen Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sprache" die Ansicht ausgesprochen, daß die englische Mischsprache, „hervorgegangen aus einer Vermählung der beiden edelsten Sprachen Europa's, der germanischen und romanischen", berufen sei, die allgemeine „Weltsprache" zu werden, denn „an Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge lasse sich keine der noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen": — seit dieser Zeit ist es namentlich auch unter Deutschen hier zu Lande Mode geworden, diese Ansicht als eine unumstößliche Wahrheit hinzunehmen, und auch Herr E. scheint, wie wir glauben, nicht abgeneigt, dieser Ansicht zu huldigen. Wir halten die englische Sprache sehr hoch und räumen ihr alle Vorzüge ein, die sie vernünftiger Weise in Anspruch nehmen kann; aber wir können ihr die Eigenschaft zur Weltsprache, zum allgemeinen Umgangs- und Gedankenaustauschmittel zu taugen, nicht in dieser Allgemeinheit zugestehen, obwohl sie sich dadurch, daß sie sich aller Biegungen und grammatischer Formen entkleidet, wie Münze innern Gepräges und Gehalts, prächtig zum Verkehr-

mittel im Handel und Wandel eignen mag. Aber in dieser Hinsicht hat sie bereits bedeutende Mitbewerber, die es ihr darin wohl noch zuvorthun: die lingua franca, ein Mischmasch von allen romanischen, arabischen und sonstigen orientalischen Sprachen, die Umgangs- und Schachersprache der Handelswelt am Mittelmeer und Kleinasien; das Malayische in Südasien und den Sundainseln, und das Chinesische, welches nicht nur in seiner Schrift nach Bischof Wilson den Schlüssel zu einer allgemeinen Weltschrift enthalten soll, sondern das nach den neuesten Nachrichten, seitdem die Missionäre angefangen, es in lateinischen Lettern zu schreiben, weil es nur höchstens 500 Wurzeln (radicale) enthält, wie keine andere Sprache als Generaldolmetsch zur Verständigung zwischen allen Völkern sich eignet. Vielleicht endlich sogar das verdorbene Englisch, das sogenannte Talkee — Talkee. worin sich die Neger von Surinam und einigen andern frühern englischen Negerkolonien untereinander verständigen. Wie man über die Nothwendigkeit einer solchen allgemeinen Weltsprache auch denken mag, jedenfalls ist das Bedürfniß dazu weder in den gesellschaftlichen Einrichtungen der Völker, noch in ihrer durchschnittlichen Bildungsstufe und ihren Gesittungszuständen zur Zeit vorhanden, und bis dahin, wo diese eintreten und ein solches Universalmittel des Gedankenaustausches unentbehrlich machen sollten, wird sich in den gegenwärtigen Mitteln dieses Umsatzes noch Vieles ändern und ändern müssen, und es wird nur die Schuld der jetzt lebenden und blühenden Sprachen sein, wenn ihnen von der englischen der Vorrang in dieser Beziehung abgelaufen werden sollte. Die Rennbahn ist Allen offen, und wer weiß, ob es in der Stunde der Entscheidung nicht auch hier heißen mag, die Letzten sollen die Ersten sein.

Daß aber selbst nicht alle Engländer die Sache für ihre Sprache in so günstigem Lichte betrachten, wie der angeführte deutsche Sprachforscher, bei dem die Vorliebe für alle britische Einrichtungen, wie bei Jedem der Göttinger Sieben, zum Steckenpferd geworden, mag aus folgender Stelle der gelehrten Abhandlung eines seiner englischen Schüler, des Professor John Kemble, Sohn des berühmten Schauspielers und Bruder der Mrs. Fanny Kemble, (Mrs. Butler), eines der ersten Kenner der angelsächsischen Sprache erhellen. Er sagt: „Man kann behaupten, daß der Anfang des Selbstbewußtseins mit dem Ende der Lebenskraft in der Sprache gleichbedeutend ist, denn es ist ein großer Irrthum, von Sprachen nur als „todten" zu reden, wenn sie aufgehört haben, gesprochen zu werden. Sie sind todt, wenn sie aufgehört haben, die Kraft zu besitzen, sich den Bedürfnissen des Volkes anzubequemen und in sich selbst nicht mehr die Mittel ihrer eigenen Weiterbildung zu tragen. Wenn wir [die Engländer] einen neuen Namen für ein neues Ding einzuführen wünschen, so müssen wir zur Zuvorkommenheit unserer Nachbarn unsere Zuflucht nehmen, und von dem Französischen, Griechischen oder Lateinischen Ausdrücke leihen, die nie

aufhören, ihren fremden Ursprung zu verrathen, indem sie nie die Formen der Zunge abwerfen können, woraus sie genommen, noch jene der Sprache annehmen, in welche man sie aufgenommen. Die englische Sprache ist eine todte Sprache!".

Wir sind durchaus keine Vertheidiger jener sogenannten Spracheinheit und Sprachreinigung, die sich mit Händen und Füßen gegen die Aufnahme eines jeden fremden Worts wehrt, oder, wenn es bereits aufgenommen, seine Hinauswerfung verlangt, sogar wenn ein solches einen neuen Begriff in einer kurzen und präzisen Weise, der dem Geiste der deutschen Sprache selbst in der Form nicht geradezu zuwider läuft, ausdrücken kann. In dieser Beziehung kann manches gute und kerndeutsche Wort von der englischen Sprache entlehnt werden, wie die norddeutschen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts, Klopstock, Voß und viele Andere des Göttingerbundes dies aus dem Altsächsischen, Friesischen und Niederdeutschen gethan. Wenn so, die Pennsylvanier Deutschen z. B. das Eglische like als „gleichen" für gefallen, (placere) in ihre Sprache aufgenommen, so haben sie nur ein gutes altes deutsches Wort, was im Altdeutschen und Mittelhochdeutschen schrift- und sprachgemäß war, althochdeutsch geliken, mittelhochdeutsch geleichen, wieder zurückerobert.

Einer unserer geistreichsten und gedankentiefsten Schriftsteller, Jean Paul Friedrich Richter, sagt in dieser Beziehung in der Vorrede zur dritten Auflage seines Hesperus: „Uebrigens wird die deutsche Sprache sogar durch die größte Gastfreiheit gegen Fremdlinge niemals verarmen und einkriechen. Denn stets zeugt sie, (wie alle Wörterbücher beweisen) aus ihren immer frischen Stammbäumen hundertmal mehr Kinder und Enkel und Urenkel, als sie fremde Geburten an Kindesstatt annimmt, so daß nach Jahrhunderten die aus unsern forttreibenden Wurzelwörtern aufgegangene Waldung die nur als Flugsame aufgekeimten Fremdwörter ersticken und verschatten muß, zuletzt als ein wahrer Lianenwald aufgebäumt, dessen Zweige zu Wurzeln niederwachsen und dessen aufwärts gepflanzte Wurzeln zu Gipfeln ausschlagen. Wie fremd-durchwachsen und verwildert wird dagegen nach einigen Jahrhunderten z. B. die englische Sprache dastehen, mit dem vaterländischen aber kraftlosen Namen voll eingeimpften Wortgebüsches, keines Schaffens, nur des Impfens fähig, und aus dem doppelten Amerika mehr neue Wörter als Waaren abholend."

Wenn wir der deutschen Sprache in diesem Lande das Horoskop zu stellen hätten, würden wir keineswegs aus ihrem jetzigen Zustand in Sprache und Schrift ihre künftige Constellation zu den andern auf diesem Welttheil befindlichen lebenden Sprachen zu ermitteln suchen, sondern aus den Vorgängen, die in der geschichtlichen Urzeit die Besiedelung des damaligen „fernen Westens", d. i. Europa's, aus Asien und die Sprachgruppirung in

dem erstgenannten Welttheil veranlaßt haben. Denn wenn wir die Geschichte der großen Völkerwanderung aus dem Osten und die ihr zu Grunde liegenden Ursachen recht verstehen, so herrschen in diesem Drange der Völker nach dem Westen, diesem Wander- und Thatendrange der ein Volk auf das andere warf, der einen Stamm mit seiner besonderen Sprache, wie ein Keil in einen andern hineintrieb, und, wo die Kraft der Trägheit dieser Bewegung Widerstand leistete, diesen zerbrach, ebenso unwidersprechliche und unumstößliche Naturgesetze, wie die sind, welche die Bewegung der Himmelskörper beherrschen, und was wir bis zum heutigen Tage von der Bevölkerung und Urbarmachung des westlichen Continents aus der Ueberfülle der europäischen Völkerstämme erlebt haben, weist mit ziemlicher Gewißheit darauf hin, daß diese Gesetze noch in Thätigkeit sind. Es würde uns für den Zweck dieser Zeilen zu weit führen, wollten wir versuchen, durch eine Parallele zwischen der Völkerwanderung der alten Zeit, die schon von der Blüthe des assyrischen Despotenreichs 1800 — 1200 vor Christo begonnen und mehr als 2000 Jahre gedauert hat, und der modernen Völkerwanderung nach der westlichen Hemisphäre, die obige Ansicht zu begründen; es genüge hier zu bemerken, daß wir allem Anschein nach erst die Anfänge dieser neuen Völkerwanderung, nur die Vorhut derselben hier haben eintreffen sehen, und das Gros dieser Völkermassen sich noch nicht einmal zum Aufbruch angeschickt hat, was jedoch bei der nächsten Katastrophe, die dort nicht ausbleiben wird und früher oder später eintreten muß, geschehen wird. Schon jetzt sehen wir, daß fast alle europäischen Volksstämme, mit Ausnahme des russischen, des türkischen und des dacoromanischen, sowie einer Anzahl anderer kleinerer slavischen Bruchtheile in der Union, vertreten sind, ja daß die meisten derselben, Spanier, Italiener, Franzosen, Deutsche, Dänen, Schweden, Walliser &c. bereits daselbst Anstalten getroffen, ihren Muttersprachen durch Gründung von Zeitungen Halt und die Bedingung der Erhaltung zu geben. Die Gesetze und Einrichtungen der Vereinigten Staaten legen und werden diesem Beginnen kein Hinderniß in den Weg legen, es sei denn, daß das Knownothingthum in seinen strengsten Folgerungen zur Herrschaft gelangt und dann natürlich nach dem Beispiel früherer Zeiten die fremden Sprachen im Wege der Gewalt auszurotten bemüht sein muß. Eine solche Wendung der Dinge ist aber ziemlich unwahrscheinlich, steht wenigstens noch im weiten Felde. Einstweilen ist für die verschiedenen Völkersprachen, die sich hier eingebürgert, Wind und Sonne noch gleich vertheilt, und es liegt nur an denen, die sie sprechen und an denen, die sie schreiben, ihre Gleichbürtigkeit mit der Landessprache darzuthun.

Der Verfasser des erwähnten Artikels ist aber in dieser Beziehung die Aufzählung der hauptsächlichsten Gründe schuldig geblieben, welche zumeist die Schuld jener Entartung und Verderbung unserer schönen Sprache in

diesem Lande tragen, worüber er Beschwerde führt. Wer hat in der Presse, aus der in diesem Freistaatenbund das Volk fast alle seine Kenntnisse, also auch die seiner Sprache schöpft — wer hat in der deutsch - amerikanischen Presse jene Liederlichkeit der Schreibart, jene empörende Unzucht der Sprachmischerei in Bezug auf alle Theile der Sprachlehre, von der bloßen Wortmengerei an bis zum Anglic smus in der Wortfügung und Satzlehre eingeführt und geschwelgt in solcher sprachlicher Sudelkocherei? Sind es nicht zumeist dieselben Gesellen, die so wenig Achtung vor dem Eigenwesen und der Gesinnung ihres Volks auf seiner gegenwärtigen Bildungsstufe und dem jetzigen Standpunkt seiner Anschauungen hegten, daß sie sich zu elenden Werkzeugen der südlichen Oligarchie, zu Sklavereivertheidigern und Sachwaltern des Sklavenfanges herliehen? Vermochten sie in solchem schmutzigen Frohndienste, in dem sie auf jedem Schritt und Tritt dem Geiste ihres Volks in's Gesicht speien mußten, seiner heiligsten und glänzendsten Errungenschaft, dem Ausdrucke seines Gedankens, de r Sprache, die gebührende Ehrfurcht zu tragen, das heilige Feuer auf deren Altare zu schüren, die Sorge für deren Würde und Reinheit in den Herzen ihrer Leser zu entflammen und wachzuhalten? Nöthigte der innere Eckel vor dem Unflath ihrer Beschäftigung sie nicht, den Ausdruck ihrer Gedanken mit dem Vorwurf derselben in eine demselben entsprechende Form zu gießen? Waren sie auf diesem Wege der Unehre nicht selbst gezwungen, das zu begeifern, auf was der Deutsche sicherlich stolz sein kann, auf die geistige Bildung seines Volkes, die mit der hohen Entwicklung seiner Sprache so unzertrennlich verbunden ist? Man nehme eines solcher deutschen Preßorgane zur Hand, wie sie zu Dutzenden im Dienste des sklavenhaltenden Südens Tag für Tag ihr Kärrnerwerk zu dem großen Sklavenbau leisten, und überzeuge sich, daß die Sprache in ihren Händen, gleichsam als schäme sie sich selbst des Schmachdienstes, wozu man sie herabwürdigt, die Fratze der Häßlichkeit und des Bastardthums vorsteckt.

Wie soll dieser verderblichen Richtung gesteuert werden, die unausweichlich zum Untergang der Sprache nicht nur, sondern Alles dessen führen muß, was gut und anerkennungswerth in der Volkseigenthümlichkeit des Deutschen, vorhanden? Die Antwort ist, laßt Jeden, der sich der Würde seiner Sprache und des Volks, von dem er abstammt, bewußt ist, eifersüchtig über diese Schätze wachen und durch Rath und That das Seinige dazu beitragen, daß nichts davon entfremdet, daß sie hingegen mit jeder Zierde begleitet werden, welche die unerschöpfliche Lebenskraft des deutschen Sinns und Lebens in der alten Welt, in neuen Sprossen und Blüthen hervortreibt. Jeder bemühe sich, seine Sprache möglichst rein zu sprechen und zu schreiben, und vor Allem begünstige die öffentliche Meinung unter den Deutschamerikanern jene öffentlichen Blätter, die, indem sie die ewigen Grundsätze der Freiheit und des Menschenrechts in den po-

litischen Parteikämpfen dieses Landes, wie bei allen andern Gelegenheiten vertheidigen, den entsprechendsten Ausdruck solcher Gesinnungen in dem unversieglichen Schatze ihrer Muttersprache suchen und zu finden wissen. Sobald dies Selbstbewußtsein der Deutschamerikaner einmal erwacht ist, werden die Auswüchse und Schmarotzergewächse, welche den prächtigen Stamm und das Laubdach der deutschen Sprache hier schier unkenntlich machen, bald eintrocknen, zusammenschrumpfen und abfallen, und so unsern Nachkommen der schönste Schatz unserer Eigenthümlichkeit, eine ewige Quelle der geistigen Verjüngung und Wiedergeburt, erhalten bleiben, auch wenn wir das Hirngespinnst einer deutschen Nationalität unter besondern staatlichen Formen auf dem Altar des Kosmopolitismus opfern, wie er sich nothwendigerweise in diesem freistaatlichen Gemeinwesen entwickeln muß.

Far West an Dr. Blöde.

Die tiefgelehrten Arbeiten deutscher Denker über die von uns verhandelten Fragen finden hier im Ganzen wenige Leser, ja würden von den wenigsten verstanden werden. Was von der neuen Betrachtungsweise der Dinge in das hiesige teutsche Publikum kommt, ist meistens aus Mittheilungen öffentlicher Blätter genommen. Dadurch wird der Leserkreis zwar viel größer, aber die Erkenntniß nur zu oft höchst oberflächlich. Um so wichtiger scheint es, die Leser zu nöthigen, daß sie die Sache von mehr als einer Seite betrachten und ihrem eigenen Denken einige Anstrengung zumuthen. Man bedauert gewöhnlich die Frommen, welche in „blindem Glauben" gewisse Lehrsätze hinnehmen; aber ich versichere Sie, daß es tausende von Materialisten gibt, „Bierhaus-Atheisten", wie sie neulich in der „Turnzeitung" genannt wurden, bei welchen von gründlicher Einsicht und Ueberzeugung ebenso wenig die Rede ist, und welche eben nur die allergemeinste Art „des Materialismus wahrhaft in ihr Wesen aufnehmen". Ich bilde mir nicht ein, die Wissenschaft selbst weiter zu fördern; aber das Denken kann und wird angeregt werden durch solche Besprechungen, wie sie bisher zwischen uns Statt fanden, und das ist immer ein Gewinn. Ich weiß, daß eben diese Besprechungen zum Gegenstande ernster Diskussion

gemacht worden sind, und so will ich noch Einiges anknüpfen, ohne den Vorwurf zu fürchten, daß es mir um das letzte Wort gelte, das ich vielmehr gerne und meistens Andern lasse. Ich wiederhole nichts von Dem, was ich bisher schon in der „Atlantis" gesagt und klar gestellt zu haben glaube, wenn es auch als Entgegnung nochmals anzuführen wäre.

Meine Lebensansicht ist nicht eigentlich „Idealismus oder Spiritualismus"; denn weder wird die Sinnenwelt von mir geleugnet, noch lasse ich ihre Erscheinungen unbeachtet, — Dualismus wäre die richtigste Bezeichnung. Ich glaube an eine Sinnenwelt im Vertrauen auf die Richtigkeit meiner zum Bewußtsein kommenden Sinneseindrücke; ich glaube zugleich an eine geistige Welt, für welche es keine andere Quelle der Erkenntniß gibt, als das vernünftige Selbstbewußtsein eines Jeden, und dieser inneren Thatsache vertraue ich wenigstens eben so sehr als der äußeren Beobachtung. Scheint doch der Dualismus oder die Verbindung von Gegensätzen das große Weltgesetz zu sein. Wir haben zwei Geschlechter, zwei Pole des Magnetismus, positive und negative Elektrizität, Plus und Minus, Ursache und Wirkung, Vergangenheit und Zukunft [die Gegenwart ist nur ein mathematischer Punkt, ein eigentliches Nichts], Anfang und Ende, in dem Menschen Nothwendigkeit und Freiheit, Sinnlichkeit und Vernunft und s. w. Alle Eigenschaften des Geistes, darunter dessen Selbstthätigkeit ergeben sich aus dem Selbstbewußtsein oder der Reflexion über das in uns selbst beobachtete geistige Getriebe. In diesem Sinne ist die Geisteslehre oder Psychologie ganz unabhängig von physiologischen Forschungen; wer sich in seinem klaren Bewußtsein nicht selbstthätig und frei findet, wer nicht darin die logischen Regeln sowie die Gesetze des Schönen und Guten antrifft, dem ist dieß Alles weder beizubringen, noch deutlich zu machen. Die Art der Verbindung oder Einheit von Geist und Organismus hat nach meinem Dafürhalten die Wissenschaft bis jetzt nicht genügend erklärt. Mit anerkennungswerthem Ernste hat der modernste Materialismus diese Erklärung versucht, — Ihnen genügt sie, mir und tausend Andern nicht. Ihr Grund dafür ist, daß wir Beide „von Natur verschieden angelegt sind"; sonderbar, daß die mit Nothwendigkeit zur materalistischen Lebensansicht fuhrende eigenthümliche Gehirnorganisation gerade erst seit einem Menschenalter und fast nur unter einer gewissen Klasse der Teutschen mit einiger Bedeutenheit hervortritt. Ob der Grund in der Luft, oder im Wasser, oder in den Nahrungsmitteln liegt, wer kann es sagen? Doch sind wir noch nicht am Ende aller möglichen Gehirnmetamorphosen, und so können noch ganz andere Dinge als der jetzige Materialismus zum Vorschein kommen; etwas mehr Phosphor und einige tiefere Windungen, und vielleicht fliegt die ganze Herrlichkeit wieder in die Luft.

Ohne auf Ihre Theorie von Wille und Freiheit noch einmal ein-

zugehen, muß ich mich dagegen verwahren, daß die meinige nicht in ein falsches Licht gestellt werde. Ich habe nie und nirgends behauptet, daß „der freie Wille und die moralische Selbstbestimmung jedem Menschen von Hause aus mitgegeben" seien. Der Mensch tritt in's Leben als ein blos vom Instinkte geleitetes Wesen, aber mit der Anlage zu Vernunft und Freiheit, welche allmählig — rascher oder langsamer, mehr oder weniger — zur Entwickelung kommt. Ist der Mensch zu der Stufe gelangt, auf welcher man ihn als Vernunftwesen anerkennt, so ist er in seinem eigenen Bewußtsein frei und verantwortlich, d. h. er sagt sich selbst, sobald er nur auf sich selbst achtet, daß er das Eine thun, das Andere lassen kann, daß es keinen unwiderstehlichen Zwang für sein Wollen gibt, und er klagt sich in jedem Falle selbst an, da er der besseren Einsicht zuwider handelte. Dies ist die menschliche Willensfreiheit, wie sie von jeher verstanden wurde, und wie sie als Thatsache des Bewußtseins vorliegt. Zu häufig verwechselt man damit die Frage nach den Motiven der menschlichen Handlungen, deren keine erfolgen kann, wenn nicht im Augenblick irgend Etwas in unserem Innern vorwiegend ist. Und nun mag man allerdings nachzuweisen im Stande sein oder doch vermuthen dürfen, daß Naturell, Erziehung, Umstände, momentane Stimmung das Motiv gegeben, d. h. die Handlung veranlaßt haben, ohne daß jedoch der Handelnde selbst das Motiv als ein zwingendes, seine Freiheit aufhebendes anerkennt. Wo es anders ist, kann eben von der Stufe der Vernünftigkeit nicht die Rede sein; diese letztere ist vielmehr mit der höheren Freiheit selbst einer steten Fortbildung fähig, und es ist allerdings im höchsten Grade unmenschlich, etwa den halb Vernünftigen und darum halb Freien mit dem geistig mehr Fortgeschrittenen in gleicher Art verantwortlich zu machen. Man sollte Jeden richten, wie der Dichter sagt, daß Gott uns richtet, nämlich wie Jeder sich selbst. Alles, was man außerdem dem Uebelthäter zufügt, sollte nichts weiter sein, als was die Zucht beim Kinde ist, — ein Mittel zur Förderung des Vernünftig- und Freiwerdens. Absolut unfrei ist nur der absolut Vernunftlose.

Ihre Bemerkungen über mein Beispiel der „chinesischen Schriftzüge" scheinen mir den Satz, welchen ich einer Ihrer Behauptungen gegenüber anschaulich zu machen versuchte, nicht zu entkräften, nämlich den, daß das Geistige außerhalb unserem Bewußtsein niemals unmittelbar uns zur Anschauung kommt, sondern nur durch symbolische Mittel, entweder durch Natursymbolik [z. B. den Mienen-Ausdruck] oder durch verabredete Symbolik, Sprache, Schrift und dgl. Geist gibt es nur für den Geist, wie Licht nur für das Auge.

Sie erklären, übereinstimmend mit Ihren Ansichtsgenossen, das Vermögen des Gedächtnisses (einer untergeordneten Seelenkraft, welche selbst den Thieren nicht fehlt) durch „stoffliche Eindrücke, welche das Ge-

hirn aufgenommen und behalten hat". Also zum Behalten gehören — nicht etwa bildlich gemeinte, sondern — wirkliche, materielle Gehirn e i n d r ü c k e, einem Siegel oder der Platte eines Kupferstiches ähnlich. Wird nun ein Elephant, ein Laubblatt, ein Sandkorn abgedrückt, so muß dies der Raumersparung wegen gewiß in sehr verjüngtem Masstabe geschehen. Dennoch muß man, mit den erforderlichen Beobachtungswerkzeugen ausgerüstet, wenn es „stoffliche Eindrücke" sind, in dem entblößten Gehirne eines so eben Geköpften den ganzen Gedächtnißvorrath ablesen können, wenn man die einzelnen Bilderschichten geschickt auseinanderlegt. Ob auch für die richtige Färbung, Licht und Schatten gesorgt ist? Man muß es vermuthen, weil sie zur Vorstellung des Objektes gehören. Eine Schwierigkeit entsteht hinsichtlich der Töne; denn Noten sind erst eine neuere Erfindung, und nicht jeder Pfeifende und Singende kennt sie. Also: wie sind wohl im Gehirne Töne und Melodien, ja Worte, Laute aller Art, — endlich, wie sind abstrakte Begriffe, unmalbare Eigenschaften und Verrichtungen abgedrückt? Oder bilden die „stofflichen Eindrucke" eine Art Zeichenschrift, ähnlich chinesischen Schriftzügen? oder werden sie durch verschiedenartige, partielle, im Nu erfolgende chemische Stoffwandlungen vermittelt? Wie viel solcher Charaktere und möglicher Stoffwandlungen gibt es, da die Zahl der möglichen Eindrücke [im bildlichen Sinne] absolut unendlich ist? Wie kommt unser Bewußtsein zum Verstehen solcher scheinbar willkührlichen Zeichen, und wie findet sich die Gesinnung in dem bahnlosen Gehirnspeicher zurecht? — Wie kommt Ordnung in die immense Aufstapelung eingedrückter Vorstellungen und Begriffe? Wenn der Geist eigentlich nichts ist, weil er auf Selbstständigkeit keinen Anspruch hat, wer leitet dieses stets in einander greifende Spiel alter und neuer Vorstellungen, woraus unser Denken besteht? — Und so kann man in einer langen Reihe noch weiter fragen.

Das Auffallen des Bildes auf die Netzhaut des Auges mittelst der reflektirten Lichtstrahlen ist freilich ein klar vorliegender stofflicher Vorgang. Nun sagen Sie: „Von da wird der Eindruck weiter auf das Gehirn reflektirt" und so zum Bewußtsein gebracht — „vermittelst eines unbezweifelt stofflichen Vorganges." Ist dieses stoffliche Reflektiren irgend Jemanden klar und vorstellbar? Ueber die Netzhaut geht das w i r k l i c h e (wenn auch verkleinerte und umgekehrte) Bild nicht hinaus; wie muß nun der Sehnerv entweder mechanisch sich bewegen, oder stofflich sich verändern (chemisch oder organisch anders sich zusammensetzen), damit die absolut z a h l l o s e n möglichen Eindrücke durch ihn in das Gehirn kommen? Wenn da in irgend einer Art abgedrückt, wie gehen sie in Bewußtsein über? Und wie weiß das Bewußtsein, daß eine gewisse im Sehnerven vor sich gehende Stoffänderung ein lachendes Menschengesicht,

eine Eule, eine Rose ꝛc. bedeutet, oder irgend eines der zahllosen Objekte, die uns beständig neu vor die Augen kommen? *)

Es ist nicht unwichtig, an diese Dinge zu erinnern, damit wir nicht vergessen, daß wir trotz „Lupe, Wage und Retorte" noch weit davon entfernt sind, auch nur die aller alltäglichsten Vorgänge erklären zu können, und daß wir zum Verständniß der Erscheinungen in dieser Welt die Idee des Lebens, an welche die Begriffe Empfindung, Bewußtsein, Freiheit, Geist stufenweise sich anreihen, nicht entbehren können.

Ich selbst habe niemals anders mich ausgesprochen, als daß das Christenthum (und zwar seinem Wesen nach, trotz seiner nationalen Form und der frühen Verunstaltung) weiter nichts ist, als uraltes Menschenthum,— auch Sie und ich wollen nichts Anderes; aber dieses uralte Menschenthum ist leider von jeher nur von Wenigen erkannt worden, und noch Wenigere haben sich ernstlich um seine Verwirklichung bemüht. Darum soll man die hervorragenden und aufopfernden Vorkämpfer der Humanität, wer sie auch immer waren, in Ehren halten.

Mit freundschaftlichem Gruße

der Ihrige

Far West.

---

*) Eine Bemerkung, welche ich schon früher und in einem andern Blatte gemacht habe, muß ich hier wiederholen, nämlich: In der Art, wie der Materialismus die Vorgänge in unserem Seelenleben zu erklären sucht, liegen mehr unbegreifliche Wunder vor, als alle Haar sträubenden Mirakel des Alten und Neuen Testamentes zusammengenommen. Was „Lupe, Wage und Retorte" wirklich klar gemacht haben, werde ich nicht zu widersprechen versuchen. Aber das moderne System muthet uns zugleich die Annahme von Sätzen und Erklärungen zu, welche durch weitere Beobachtungen erst noch künftig festgestellt werden sollen, dabei aber schon jetzt als „unbezweifelt" hingestellt werden. Es ist das Willkührliche, Unbewiesene und Dogmatische im Materialismus, wogegen allein ich protestire, und zwar eben so sehr als gegen jede andere Dogmatik und gegen jeden andern Wunderglauben. Lieber gebe ich die Erklärung gewisser Erscheinungen ganz auf, als daß ich mich mit einer solchen begnüge, welche meinem ganzen Wesen und Denken gleichsam in's Auge schlägt. — Am Meisten bedaure ich Diejenigen, welche mit Hülfe von Phrasen zwischen rechts und links hinschwimmen zu können vermeinen. Es gibt nur drei folgerechte Systeme: den eigentlichen Idealismus (am Höchsten von Fichte ausgebildet), den Materialismus (der grassefte ist der folgerechteste) und den Dualismus; der letztere erklärt weniger als die beiden andern, leidet aber am Wenigsten an innerem Widerspruche.

Die Menschheit.

(Von Far West.)

Mit der „Menschheit" wird heutzutage eine Art von Aberglauben getrieben. Man mahnt uns beständig, daß wir nicht unsere eigenen Zwecke, sondern die der Menschheit verfolgen, in ihr leben, in ihr gleichsam aufgehen sollen. Und doch, was wissen wir von der Menschheit, wenn wir nicht zuvor uns selbst erkannt haben? Wie könnte die Menschheit uns interessiren, wenn wir nicht an unsere eigene höhere Bestimmung glauben? Wie könnte es uns einfallen, Zwecke der Menschheit erfüllen zu wollen, bevor wir den Zweck unseres individuellen Lebens und Daseins verstanden håben?

Bringt den einzelnen Menschen vor Allem dazu, daß er der Würde seiner Menschennatur sich bewußt wird, — dann erst findet er sich bewogen, eben diese Würde in allen Andern zu achten, — dann erst betrachtet er sich freudig und stolz als Mitglied der großen Familie von Wesen, welche mit ihm gleiche Anlagen, gleiche Bestimmung und folglich gleiche Rechte haben, und er schließt mit Herz und That der Menschheit und ihrer Sache sich an.

Man fängt die Sache am verkehrten Ende an, wenn man dem Menschen zuerst die Menschheit vorhält, damit er menschlich werde; sie ist ihm nicht eher theuer und werth, bis er es sich selbst geworden ist.

Aus dem Begriffe der „Menschheit" als einem Abstractum, sind für den Einzelnen keine Aufgaben und Verpflichtungen herzuleiten, welche er nicht in seinem eigenen lebendigen Ich fände, sobald er zum höheren Selbstbewußtsein, zur Verständigung mit sich selbst gelangt ist; jedenfalls wäre, ohne daß das Letztere geschieht, der Versuch, das Erstere zu thun, erfolglos.

Politik und National-Oekonomie in den Vereinigten Staaten.

Wir haben schon mehrfach bemerkt, daß die politischen und nationalökonomischen Interessen der Ver. Staaten sich oft durchkreuzen, ja, oft gerade gegeneinder laufen, so daß eine Maßregel, welche in der einen Beziehung nützlich und förderlich ist, in der andern sich schädlich und gefährlich beweist. Es ist dies ein merkwürdiges Phänomen, welches man wohl in kei-

nem andern Lande der Welt findet, denn man ist ja längst daran gewöhnt, die nationalökonomischen Interessen als die Grundlage der Politik zu betrachten, und es gehören auffallende Abweichungen von dem natürlichen Laufe der Dinge dazu, einen Widerspruch und Gegensatz zwischen Beiden zu finden. Man sieht hieraus, daß entweder die politischen Einrichtungen nicht reif und entwickelt genug sind, und nicht zu dem materiellen Zustand der Gesellschaft passen, oder, daß die materiellen Interessen noch sehr im Argen liegen, und nach keinem allgemeinen Systeme behandelt werden. Mit den Ver. Staaten scheint Beides der Fall zu sein; die politischen Einrichtungen sind für manche der großen Staatszwecke unzulänglich; die materiellen Verhältnisse sind, der historischen Entwickelung der Vereinigten Staaten gemäß, so ungleich und verschieden, daß sich jetzt wohl nicht ein allgemeines System darüber nachweisen läßt.

Faßt man den Unterschied zwischen den politischen und nationalökonomischen Interessen in einem Worte zusammen, so bemerken wir hier ein gewaltsames, unbesiegbares Streben nach Centralisation, und dort ein ebenso naturgemäßes, unaufhaltsames Streben nach Dezentralisation. Die materiellen Interessen schließen sich aneinander an; die industriellen Unternehmungen vereinigen sich; das Kapital häuft sich zusammen; die Association ist der geheimnißvolle Hebel der Industrie und des Handels. Auf dem politischen Gebiete dagegen begegnen wir lauter dezentralisirenden Bestrebungen; die Staaten, die Gemeinden, die Corporationen suchen ihren Schwerpunkt in sich selbst, und die gemeinsame Verbindung wird so lose und locker, wie möglich, gehalten. Die Theorie der Volkssouverainität und Staatenrechte herrscht absolut in der Politik, und mit jedem Jahre scheint diese Theorie sich mehr und mehr der Praxis einzuverleiben.

Wir haben hier also den großen Gegensatz, der jeder menschlichen Gemeinschaft zu Grunde liegt. Jedes menschliche Zusammenleben, jede Verfassung einer Corporation, einer Gemeinde, eines Staates beruht auf einem Kompromiß, welches zwischen der Freiheit des Einzelnen und der Ordnung und Wohlfahrt der Gesammtheit geschlossen ist; das Centralisations- und Dezentralisationsprinzip treffen irgendwo zusammen, selten in der Mitte, gewöhnlich zu sehr nach der einen oder der anderen Seite, so daß entweder, — dies ist in den meisten europäischen Staaten der Fall, — die Freiheit des Einzelnen, oder die Ordnung der Gesammtheit verletzt wird.

Es ist die Eigenthümlichkeit der amerikanischen Verhältnisse, daß wir die ursprünglichen, eigentlichen Motive der Staatenbildung, welche in Europa durch den Lauf der Zeit verwischt und in der langen historischen Entwickelung gewissermaßen untergegangen sind, noch unvermischt und leicht erkennbar wieder finden, daß wir in Amerika den Ursprung der

Staaten und Völker, der in Europa vom Dunkel des grauen Alterthums verhüllt ist, vor unsern Augen vor sich gehen sehen. So auch sehen wir die beiden Seiten des socialen Verhältnisses, Individualismus und Socialismus, Dezentralisation und Centralisation, Anarchie und Despotismus, in der höchsten Steigerung in den mannigfachsten Verhältnissen wirken; auf diesen Gegensatz kann man die großen politischen Parteien dieses Landes zurückführen und die bedeutendsten Kämpfe, welche das Streitobjekt dieser Parteien ausgemacht haben. Auf der einen Seite steht die centralisirende Partei, die Partei der inneren Reformen, welcher sich die nationalökonomischen Theorien und die materiellen Interessen anschließen; auf der andern Seite sehen wir die Partei der Dezentralisation, der Volkssouverainität und Staatenrechte, die statt innerer Reformen auswärtige Eroberungen erstrebt, deren „manifest destiny" nicht in den republikanischen Institutionen und deren Erhaltung, sondern in Cuba und Nicaragua, ja, wohl gar in Brasilien liegt, welche den Zusammenhang des Ganzen so locker und lose zu machen sucht, wie möglich, und deren größter Staatsmann, Calhoun, behauptete, daß man von einer amerikanischen Nation als solcher gar nicht reden könne.

Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß die Entwickelung dieser Gegensätze und ihr fortwährendes, feindliches Zusammentreffen in der Natur der Sache liegt, und einen großartigen Aufschwung aller Verhältnisse dieses Landes zur Folge haben wird, so lange die öffentliche Meinung und demzufolge auch das System der Regierung sich nicht ganz entweder auf die eine, oder auf die andere Weise neigt. Ein Wechsel in dieser Beziehung, ein Compromiß zwischen den beiden Systemen wird von der großartigsten Wirkung sein, wenigstens für die Zukunft, wenn wir auch in der Gegenwart nur negative Resultate sehen. Es ist nothwendig, dem Systeme der Dezentralisation, das in dem letzten viertel Jahrhundert viel zu einseitig hervorgetreten ist, das System der Centralisation entgegenzusetzen, die großen nationalen Zwecke nicht an den Grenzen der Staatenrechte zerschellen zu lassen, die materiellen Interessen und Reformen nach einem gemeinsamen Plane zu organisiren, kurzum: nicht nur die politischen Theorien über Selfgouvernement, sondern auch die nationalökonomischen Theorien über Association zu befolgen.

Hier steht uns ein ungeheures Terrain zu Gebote. Während die socialen Verhältnisse in Europa überall beengt und gehemmt sind, und die radikalen Theorien der Nationalökonomen die vielfachsten, verschiedenartigsten Modifikationen erleiden müssen: hat man in Amerika noch einen verhältnißmäßig freien Spielraum, und mit der Größe und Ausdehnung der materiellen Zwecke und Interessen steht die Leichtigkeit ihrer Ausführung im Verhältniß. Die riesenhaftesten Projekte bieten sich dem spekulativen Yankeegeiste dar, welcher trotz der ihm eigenthümlichen Kühnheit,

die den vorsichtigen Europäer oft erschreckt, trotz der oft wagehalsigen Unternehmungslust, oft doch noch weit hinter den Anforderungen zurückbleibt, welche die Verhältnisse an ihn stellen. Es gilt, einen großen Kontinent voll der reichsten natürlichen Hülfsmittel der Kultur zu überliefern; es gilt, die großen Handelsvortheile zu benutzen, die dem nordamerikanischen Continent durch die Veränderung des Welthandels, in dessen Mittelpunkt gerade dieser Continent zu liegen kommt, geliefert werden; es gilt, nach Asien und Europa zu gleicher Zeit herüber zu greifen, und die Einflüsse, welche man von dort erhalten hat, zurückzugeben; es gilt, ein großes, mächtiges Staatswesen auf rein kosmopolitischer Grundlage, ohne nationale, religiöse, militärische oder aristokratische Basis zu gründen; es gilt mit einem Worte das Reich der Zukunft, den modernen Staat aufzubauen, der die Erinnerungen an die schönsten Seiten und Eigenschaften der antiken Republiken mit allen Bedingungen der modernen Civilisation vereinigt.

Um diese große und zusammengesetzte Aufgabe zu lösen, strömt, von einer geschichtlichen Nothwendigkeit getrieben, eine Völkerwanderung in dieses Land, welche die bedeutendsten Nationalitäten in sich vereinigt, die verschiedensten Elemente in sich enthält, zu den mannigfaltigsten Zwecken verwendbar ist. Diese Völkerwanderung begnügt sich nicht damit, den Ozean zu überschreiten; von den Küsten des atlantischen Ozeans dringt sie weiter nach dem Westen vor und schiebt von Jahr zu Jahr die Grenze der Civilisation weiter in die westliche Wildniß hinein. Freilich, es ist kein Plan in dieser ganzen Bewegung, ein meistentheils unbewußtes Zusammenwirken zu einem großen Kulturzwecke; dies Zusammenwirken ist nicht organisirt, es ist der zufälligen Thätigkeit der Einzelnen überlassen; es ist kein System und kein Zusammenhang darin, und mit den vereinzelten Spuren der Civilisation ziehen auch schon die Fehler und Verbrechen der modernen Gesellschaft in die Wildniß.

Die großen Culturzwecke, welche namentlich im amerikanischen Westen liegen, sollten nach einem gemeinsamen Plane und Systeme betrieben, nicht aber der individuellen Betriebsamkeit allein überlassen werden. Hier sollte man, die Lehren der Geschichte benützend, die Gefahren für die Zukunft vermeiden. Hier sollte man centralisiren, und einen der schönsten Pläne des modernen, wie antiken Sozialismus verwirklichen. Die Gemeinschaft der Nation sollte sich als den permanenten Eigenthümer der öffentlichen Ländereien betrachten, und nur dem wirklichen Bebauer ein Besitzrecht auf eine beschränkte Quantität Land einräumen; man sollte in Bezug auf die öffentlichen Ländereien das alte römische Gesetz des Licinius Stolo nachahmen, welches auch das Hauptprinzip der alten Agrarianer und Landreformer Amerika's bildet; man sollte jedes Landmonopol, wie jede künstliche und anticipirte Colonisirung vermeiden, der ruhigen, naturgemäßen Entwickelung die Zukunft überlassend. Die Aufgabe der Ver. Staaten

scheint uns in dieser Beziehung so klar zu sein, daß wir kaum begreifen können, wie die öffentliche Meinung in den letzten Jahren sich fast ganz von der Landreform, der größten Frage der Nationalökonomie und Politik, welche früher das Losungswort jeder Reformpartei war, abwenden konnte. Wir sehen, wohin wir durch das Verlassen dieser Bahn gekommen sind. Statt der Landreform ist das Prinzip der Landschenkungen eingetreten; die öffentlichen Ländereien werden mit einer sonderbaren Hast dem großen Kapital und dessen Associationen in die Arme geworfen, und durch dies System gewinnt die Gemeinschaft der Bewohner dieses Landes statt einer soliden materiellen Grundlage, einen erbitterten Feind und Gegner in einer großen Landaristokratie, welche, wie uns namentlich die Geschichte Englands zeigt, viel gefährlicher ist, wie irgend eine Geld- oder Geburts-Aristokratie. Gerade der individuellen Betriebsamkeit und der schnellen Besiedelung des Landes wird durch das jetzige System entgegengearbeitet; für einzelne momentane und anticipirte Vortheile wird die ganze Zukunft verschachert, und im Hintergrunde dieses ganzen Systemes steht das drohende Gespenst der Sklaverei, der treuen Verbündeten des Landmonopoles. Dem Grundsatze der Selbstregierung und dem freien Verkehr widerspricht ferner das jetzige System vollständig, indem die Emigration in künstliche Kanäle gelenkt wird, und Tausende von Unternehmungen auftauchen, welche verfrüht sind, und die man der ruhigen Entwickelung der Dinge hätte überlassen sollen. Es scheint uns ein ganz fehlerhaftes nationalökonomisches System zu sein, welches man gegenwärtig mit den westlichen Eisenbahnen und Landschenkungen verfolgt; will das Volk der Ver. Staaten mit aller Gewalt die westlichen Eisenbahnen mit seinem Erbtheile, den öffentlichen Ländereien, bauen, so sollte auch dieses Volk der Ver. Staaten Eigenthümer der Bahnen sein; es ist eine merkwürdige Liberalität, sich durch freiwillige Geschenke eine Aristokratie auf den Hals zu laden, welche sich in früheren Jahrhunderten nur durch die Gewalt der Waffen dem Volke aufdrängte.

Man irrt sehr, wenn man diesem Systeme der Landschenkungen und Eisenbahnmonopole die schnelle, überraschende Entwickelung des Westens in erster Reihe zuschreibt. Der Westen würde sich auch ohne diese künstlichen Mittel in eben so schneller, aber regelmäßigerer Weise besiedelt haben; die Immigration würde Schritt für Schritt die Civilisation westwärts getragen haben, während sie sich jetzt zum großen Theile in der Wildniß verliert. Es ist dem unbemittelten Farmer jetzt schon verwehrt, sich in Illinois, Iowa oder dem südlichen Minesota anzusiedeln; er kann im Staate New-York oder Pennsylvanien so billig kaufen, als im fernsten Westen aus den Händen der Compagnien und Spekulanten, und wenn er sein Vorkaufsrecht als actueller Settler in Anspruch nehmen will, muß er schon in die abgelegensten Gegenden gehen. Der Drang nach den weiten, frucht-

baren Gefilden des Westens ist so natürlich, daß es wirklich keiner künstlichen Reizmittel bedurfte, um eine zahlreiche Einwanderung dorthin zu ziehen; wenn man Jahrhunderte vor sich hat, warum soll man nach Jahren markten? Aber die Fehler, die jetzt in Jahren gemacht werden, wirken für Jahrhunderte nach.

Offenbar ist die Bestimmung über die öffentlichen Ländereien der Angel- und Mittelpunkt aller socialen und nationalökonomischen Verhältnisse der Ver. Staaten; namentlich das System der inneren Verbesserungen, dieser ewige Zankapfel der Parteien, hängt auf das Innigste mit der Landpolitik zusammen. Die Abneigung gegen jegliche Art von Centralisation, welche besonders in der demokratischen Partei vorwiegend ist, hat die Ver. Staaten immer bisher abgehalten, diesem Gegenstande die nothwendige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Bei der Behandlung dieser so überaus wichtigen Frage waren immer mehr politische, wie nationalökonomische Interessen geltend, und die Furcht vor politischer Centralisation war ein Hemmschuh für den materiellen Aufschwung dieses unermeßlichen Kontinentes. Wir glauben, daß man das System der inneren Verbesserungen, unter denen wir nicht nur Fluß- und Hafen-Correktionen, Kanalbauten, sondern auch die Eisenbahnen verstehen, nicht nach einem vorgefaßten und einseitigen Plane behandeln sollte, sondern nach der Natur der einzelnen Verbesserungen und Projekte selbst. Es ergibt sich doch leicht bei der Prüfung irgend eines vorliegenden Unternehmens, ob dasselbe nationaler Natur ist, ob staatlicher, ob lokaler, und nach dieser Classifikation sollte man die inneren Verbesserungen in nationale, staatliche und lokale eintheilen. Aber man beging und begeht den Fehler, gegen eine direkte Theilnahme der Bundesverwaltung selbst an den bedeutendsten und allgemeinsten Unternehmungen von nationalem Werthe zu agitiren, während man umgekehrt in den einzelnen Staaten das Centralisationssystem, das man in der Bundesverwaltung gar nicht brauchen kann, auf Kosten der Selbstständigkeit der Gemeinden durchführt. Ueberall läßt man sich in dieser Beziehung durch politische Parteizwecke, niemals durch die Natur und die Eigenthümlichkeit der Sache selbst, und durch nationalökonomische Theorien leiten. So wird die Fürsorge der Fluß- und Hafenverbesserungen auf den großen Flüssen und Seen des Westens, welche ein direktes Interesse für sämmtliche Uferstaaten und die Canada's hat, von der Bundesverwaltung abgelehnt, und den einzelnen Staaten oder wohl gar privaten Korporationen überlassen, während umgekehrt die Legislaturen der einzelnen Staaten sich um jede lokale Verbesserung, um jede Communal-Angelegenheit, um jede Brücke und Schleuse kümmern. So hat z. B. die Legislatur des Staates New-York in ihrer letzten Sitzung allein 700—750 lokale Gesetze gemacht, von denen man den größten Theil füglich den Counties und Communen hätte überlassen können. Aber im allgemeinen nati-

onalen Verbande centralisirt man zu wenig; im besondern staatlichen Verbande zu viel; ein festes System in dieser Beziehung gibt es nirgends. Der Kongreß wendet die schlechteste Praxis überhaupt an, die man nur irgend anwenden kann; — nämlich, er bezalt die inneren Verbesserungen mit den öffentlichen Ländereien, und überläßt die Ländereien sammt den damit hergestellten Verkehrswegen dem associirten Kapital. Wie wenig die letzte Bundesverwaltung von richtigen nationalökonomischen Prinzipien in dieser Beziehung ausging, bewies die Inauguralrede des Prösidenten Pierce, in welcher er erklärte, daß der Bund mit den öffentlichen Ländereien gerade so verfahren müsse, wie ein kluger Landspekulant, nämlich einen Theil davon zu veräußern, um dem andern um so werthvoller zu machen.

Das nationalökonomische System der Ver. Staaten wird wohl durch den B a u d e r P a z i f i k b a h n und die Art und Weise, wie dieselbe bewerkstelligt wird, wenigstens für eine gewisse Zeitperiode modifizirt werden. Diese Frage wird die verschiedenen Ansichten der amerikanischen Nationalökonomen auf den Kampfplatz rufen, und die Praxis wenigstens für die nächste Zeit feststellen. In Bezug auf dieses Unternehmen mag selbst die demokratische Partei nicht an ihrer Theorie von der Nichtintervention des Bundes hängen bleiben; sie erklärt im Widerspruch mit ihren sonstigen dezentralisirenden Theorien, daß der Bau der Pazifikbahn Pflicht des Kongresses sei, obwohl sie dies auf sehr sonderbare Weise durch Militärstipulationen u. s. w. zu rechtfertigen sucht. Die Pflicht des Kongresses, diese Bahn zu bauen, ist, was die Politik, den Handel und die Entwickelung des Westens anbetrifft, so klar und verständlich, daß wahrscheinlich durch dies Unternehmen der ganze Abscheu von dem Systeme innerer Verbesserungen überhaupt über den Haufen geworfen werden, und daß sich die Politik der Ver. Staaten den naturlichen Bedürfnissen anschließen wird. Ueberhaupt beginnt mit diesem Unternehmen eine neue Aera der Geschichte der nordamerikanischen Republik. Die Union wird dadurch ein eisernes Band erhalten, welches sie zusammenhält; der Welthandel wird direkt durch den nordamerikanischen Continent gelegt werden; der pazifische Ozean mit seinen ostasiatischen Ufern und Völkern wird in den Kreis des Weltverkehres gezogen, und der ganze ungeheure Kontinent zwischen dem Missouri und den Felsengebirgen der Civilisation und Kultur eröffnet werden. Sobald einmal dies Unternehmen zu Stande gekommen ist, beginnt die Weltherrschaft Nordamerita's, und das „manifest destiny" dieser Republik tritt in seiner ganzen Bedeutung hervor. Niemals ist irgend einem Zeitalter oder einer Nation eine solch große Aufgabe gestellt worden, wie dieses Unternehmen, und es ist mehr wie natürlich, daß im Angesichte desselben die beschränkten nationalökonomischen Theorien schweigen, welche bisher in der Frage der inneren Verbesserungen die Bundespolitik geleitet haben. Wir wollen damit nicht sagen, daß wir nicht noch Fehler be-

fürchten, große, verhängnißvolle Fehler; aber wir denken doch wenigstens, daß das bisher befolgte System in Bezug auf innere Verbesserungen abgeändert werden wird, und daß der Bund das Unternehmen selbst in seine Hände nimmt. Schon jetzt läßt die Bundesverwaltung nach einem Beschlusse des letzten Kongresses Wagenstraßen nach Californien unter ihrer eigenen Aufsicht und mit ihren eigenen Mitteln bauen; voraussichtlich wird auch die große Eisenstraße nach dem Pacifik unter ähnlichen Bedingungen gebaut werden, und dadurch wird das ganze nationalökonomische System zu Gunsten einer allmählichen Centralisation verändert.

Wir glauben, daß die Gefahren, die aus einer solchen Centralisation hervorgehen, nicht so groß sind, wie die daraus erwachsenden Vortheile. Wir haben genugsam gesehen, wohin das übertriebene System der Dezentralisation und Staatenrechte führt. Ein Staat sucht die Interessen des andern zu verletzen; es macht sich ein Cantönligeist geltend, den man kaum jetzt noch in der Schweiz findet, und die großen nationalen Unternehmungen werden vernachlässigt und verpfuscht. Welch eine Macht könnten die Ver. Staaten entwickeln, wenn man sich daran gewöhnen könnte, den Mitteln und Kräften dieses großen Landes eine gemeinsame Richtung und einen gemeinsamen Zweck zu geben, wenn man die Staatsmaschine so vervollständigte, daß man die ganze Kraft des Volkes hierhin oder dorthin wenden kann, wo grade die großen nationalen Interessen liegen. Wir sehen an den europäischen Ländern, an Frankreich, an Oesterreich, daß die Centralisation allerdings in ihrer übertriebensten Form die Freiheit verletzt, aber die Nationen immerhin zu den gewaltigsten Kraftanstrengungen befähigt. In Amerika wird man natürlich das Centralisationssystem niemals so zum Extrem treiben, wie in Europa; dafur bürgt uns noch mehr, wie die Constitution, der anglosächsische Volkscharakter; auch würde die Machtentfaltung der Ver. Staaten sich zunächst mehr nach Innen, wie nach Außen, richten. Man muß nur die ungeheuren Resultate einer solchen Centralisation berücksichtigen, um die etwaigen damit verbundenen Gefahren auf ihr bestimmtes und bescheidenes Maaß zurückzuführen.

In früheren Zeiten versuchte man diese Centralisation durch ein Mittel herbeizuführen, welches gegenwärtig beim Volke so unpopulär geworden ist, daß keine Partei und kaum eine Zeitung mehr wagt, davon zu reden. Wir meinen die Ver Staaten Bank. Wir wollen hier nicht untersuchen, unter welch schimpflichen Umständen dieses Institut damals zu Grunde gegangen ist; noch weniger wollen wir den Unterschied zwischen den nationalökonomischen Bedurfnissen der Zeit Jacson's und der Gegenwart hervorheben: so viel ist sicher, daß die verschiedenen Banksysteme, welche jetzt in den einzelnen Staaten herrschen, so viele Nachtheile hervorrufen und so viele Uebelstände mit sich bringen, daß man wohl nach einem andern Systeme sich umsehen darf, ohne in Gefähr zu kommen, von der

Scylla in die Charybdis zu fallen. Gerade die Gegenwart mit ihren großen centralisirten Geld- und Credit-Instituten, welche sich allenthalben an die Stelle der alten reaktionären Geld- Institute und an die Spitze der industriellen Unternehmungen gestellt haben, sollte auf das alte verschollene Projekt der Ver. Staatenbank um so mehr aufmerksam machen, je gesteigerter die Anforderungen sind, welche der Geldmarkt und die Industrie an die Ver. Staaten stellt. Durch die Ver. Staaten Bank würde dem Geldsysteme der Ver. Staaten eine solide, sichere Grundlage gegeben werden, eine Grundlage, wie sie nicht einmal die Bank von England hat, eine Grundlage in dem unermeßlichen Landreichthum der Ver. Staaten. Gegenwärtig ist der Credit der Ver. Staaten in den Händen Englands; viele und die bedeutendsten Unternehmungen Amerika's, namentlich des Westens, sind mit englischem Kapital gebaut, und schicken Zinsen und Dividenden nach England; die finanzielle Abhängigkeit der Ver. Staaten von England ist heute fast größer und drückender, wie seiner Zeit die politische war; kurzum, warum emancipirt man diese große und mächtige Republik, die ja sonst immer so eifersüchtig und mißtrauisch gegen England ist, nicht in dieser wichtigsten und dringendsten Beziehung? Es liegt in der Hand der Finanz- und Staatsmänner dieses Landes, mit Einem Schlage ein unermeßliches Kapital herzustellen, welches, obgleich nur fingirt, dennoch alle Wohlthaten eines wirklichen Kapitales hervorbringen und alle Bedürfnisse des Geldmarktes befriedigen würde. Welch eine Menge Hülfsquellen könnte man mit diesem Zaubermittel dem Wohlstand dieses Landes eröffnen, mit welcher Sicherheit das System der inneren Verbesserungen, die Pacifikbahn an der Spitze, realisiren; welchen Aufschwung allen industriellen Unternehmungen geben!

Wir wissen, daß dies Thema von der öffentlichen Diskussion mit einer gewissen Hartnäckigkeit ferngehalten wird und mit der größten Unpopularität überhäuft ist. Durch die Erinnerung an die Ver. Staatenbank suchen die Demokraten heute noch die Gegner zu schrecken; das Gespenst des Nationalbankerottes aus Jacson's Zeit tritt aus dem Grabe hervor, und jeder gute Demokrat kreuzt sich und segnet sich bei dem bloßen Gedanken daran. Aber trotzdem wird sich dieser Gedanke immer und immer wieder der öffentlichen Meinung aufdrängen; man wird ihn als den letzten Schritt zur vollständigen Unabhängigkeit Amerika's endlich betrachten lernen. Die Bedenken, welche gegen dieses Institut von allen Parteien und vom ganzen Volke gehegt werden, sind übrigens auch mehr politischer, als nationalökonomischer Natur, und auf diese Bedenken kommen wir am Schlusse dieses Artikels noch einmal zurück.

Nach Einführung einer vernünftigen Agrarverfassung, nach Herstellung der großen inneren Verbesserungen, nach vollendeter Verbindung des atlantischen und pazifischen Ozeans durch eine Eisenbahn, nach Entwicke-

lung der natürlichen Hilfsmittel des amerikanischen Westens, endlich nach Emanzipation des amerikanischen Credites vom englischen Einfluß: welch einen großartigen Anblick wird uns dann Amerika bieten? Im Besitze eines unermeßlichen Ländergebietes voll natürlicher Schätze, besiedelt von den Abkömmlingen der civilisirtesten Nationen der Erde, unter einer politischen Verfassung, welche jeden Wetteifer menschlicher Thätigkeit erlaubt, kann die Union dann an die Erfüllung ihrer historischen Aufgabe denken, der größten, welche jemals einem Volke gestellt wurde. Mit dieser Entwickelung der innern Hülfsmittel wird denn auch die Nothwendigkeit wegfallen, sich durch Schutzzollmauern von der übrigen Welt abzuschließen; Handelsfreiheit wird die natürliche Folge der inneren industriellen Kräftigkeit und Selbstständigkeit sein und den Schlußstein in dem nationalökonomischen Systeme der Ver. Staaten bilden. Die Union kann sich eher zu diesem Schritte entschließen, wie jede andere Nation der Welt, weil ihr alle natürlichen Bedingungen gegeben sind, um mit irgend einem Volke in industrieller Beziehung zu wetteifern. So wird die Centralisation im Innern, die Vereinigung der materiellen Interessen des Landes in ein großes System, die Freiheit nach Außen hervorbringen und den nordamerikanischen Kontinent an die Spitze des Weltverkehres und der Weltpolitik stellen. Um unser Bild zu vervollständigen, müssen wir noch hinzusetzen ein großes nationales Erziehungs- und Schulsystem, in dessen Anstalten und Operationen man die ganze Macht und Majestät der jungen Riesenrepublik wieder erkennen kann, mit großen Centralpunkten der Wissenschaft und Künste, Universitäten, Akademien und andern Instituten, von denen aus die Strahlen wissenschaftlicher Bildung die Schulanstalten der einzelnen Staaten und Kommunen durchdringen. Nichts bedarf so sehr der Centralisation, wie die Wissenschaft; die Centralisation derselben ist auch ihre Verbreitung. Gegenwärtig sind in den Ver. Staaten, das Smithsonian Institut, eine aus privaten Mitteln gestiftete, aber vom Bund verwaltete wissenschaftliche Anstalt ausgenommen, nur solche wissenschaftliche Anstalten unter der Controle des Bundes, welche unmittelbar mit dem Staatszweck zusammenhängen, wie z. B. die Militairschule zu West Point, die Küstenvermessung, Patentoffice; das Uebrige wird den einzelnen Staaten überlassen. Die Gründung einer großartigen nationalen Universität und Akademie als der Schlußstein des ganzen Erziehungssystemes, würde den Ver. Staaten zum höchsten Ruhm und Vortheil gereichen; kein einziger Staat, sondern nur die Vereinigung aller Staaten unter der gemeinsamen Leitung des Bundes, wäre im Stande, eine Anstalt hinzustellen, welche mit den europäischen Anstalten ähnlicher Art wetteifern und sie übertreffen könnte. Wie lange wird es dauern, daß man die Vollmachten des Kongresses auch auf solche Zwecke und Bestrebungen ausdehnt?

Dies sind Träume, wird der Eine, dies sind Ketzereien, wird der An-

dere sagen. Centralisation ist ein Wort, das man in Amerika kaum aussprechen darf. Die politischen Interessen dieses Landes verlangen gerade das Gegentheil von Centralisation; Selbstregierung, Volkssouverainität, Staatenrechte, Beschränkung der Kompetenz des Bundes wo möglich selbst bis zu einer blos diplomatischen Thätigkeit: dies ist das politische Programm des Landes, welches durch viele Gründe der Erfahrung gerechtfertigt wird. Die politische Freiheit, das höchste Gut und die Bedingung aller andern Güter, würde durch eine solche Centralisation gefährdet, die Grundsätze der Constitution verletzt, die Corruption bis zum Ungeheuerlichen gesteigert. Ein Blick auf die gegenwärtige Haltung des Bundes und auf die ganze Art und Weise der Bundesverwaltung und Aemtervertheilung, wie sie nicht nur von der demokratischen Partei ausgeübt wird, sondern auch von den Whigs ausgeübt wurde, und wahrscheinlich auch von der republikanischen Partei ausgeübt werden wird, muß uns Behutsamkeit und Vorsicht lehren in Betreff der Vollmachten, die wir dem Kongresse und der Bundesverwaltung bewilligen. Die politischen Interessen laufen hier den nationalökonomischen direkt entgegen, und die ersteren werden vor der Hand gegen die letzteren Recht behalten.

Allerdings, das Wort, welches uns in der nationalen Politik auf Schritt und Tritt begegnet und jede Möglichkeit der Reformen im angedeuteten Sinne zurückweist, heißt Corruption. Corruption und Sklaverei: dies sind die Bleiklumpen, welche der freien Entwickelung der Union und ihren großen nationalen Interessen an den Füßen hängen, und uns jede Centralisation als eine drohende Gefahr erkennen lassen. Solange der Bund der oberste Hort und Wächter der Sklaverei ist und die allgemeine Senkgrube der Corruption: solange wird gewiß kein redlich denkender Mensch die Vollmachten des Kongresses vermehren wollen. Aber trotz aller Abneigung gegen Centralisation sehen wir, daß der Kreis der Functionen, welche die Bundesverwaltung und Bundesgesetzgebung zu erfüllen hat, jedes Jahr bedeutend zunimmt, und in den nächsten Jahren noch bedeutender zunehmen muß. Die Macht der Union in materieller und politischer Beziehung wächst von Jahr zu Jahr, und damit auch die Macht und der Einfluß der Bundesverwaltung. Dem läßt sich gar nicht entgegen arbeiten. Es hilft also nichts, in der Dezentralisation ein Gegenmittel gegen die Corruption zu suchen. Grade die eigentliche Partei der Dezentralisation ist ja die corrupteste Partei von allen. Eine Verwaltung, die während ihrer vierjährigen Amtszeit wenigstens über eine Summe von vierhundert Millionen Dollar zu gebieten hat, kann man durch einzelne Maaßregeln der Dezentralisation; durch die Weigerung, die innern Verbesserungen als nationale Maaßregeln zu betrachten u. s. w., gewiß nicht vor der Corruption schützen. Dem Uebel muß auf eine andere Weise ab-

geholfen werden; denn es vermehrt sich mit der Größe und dem Reichthum des Landes in wunderbarer Schnelligkeit.

Um dieser Corruption entgegenzutreten, und eine vernünftige Centralisation der materiellen Interessen möglich zu machen, muß die Bundesverwaltung und der Congreß mit der größten Gewissenhaftigkeit gewählt werden, und ihm aber auch dann das Volk mit allem Vertrauen entgegenkommen. Je mißtrauischer das Volk die Bundesverwaltung selbst betrachtet, und je eifersüchtiger die Staaten gegen den Bund sind, desto weniger frei und groß wird die Haltung der den Bund vertretenden Staatsmänner sein. Man sollte sich in dieser Beziehung an das alte Schiller'sche Wort erinnern: „Es wächst der Mensch mit seinen höheren Pflichten." Fassen die Bundesbehörden ihre Pflicht und ihre Mission in dem weiten, culturhistorischen Rahmen auf, der zu dem großen Bilde der amerikanischen Entwickelung paßt, betrachten sie sich als an der Spitze der Weltgeschichte stehend und als die Hüter der wichtigsten Interessen der Humanität und Freiheit, umgeben sie sich mit dem Adel der Wissenschaften und Künste, welche ja jede gemeine Leidenschaft von sich fern halten: dann wird die Corruption eher verschwinden, als durch ein furchtsames Mißtrauen und die dadurch hervorgerufene Dezentralisation.

Drei Seiten aus dem Leben von Madame de Parabere.

Nach Arsene Houssaye für die Atlantis bearbeitet

von Ed. Dorsch.

(Schluß.)

Beim Erwachen rief Madame de Parabere ihre Frauen, schlüpfte in ihre persischen Pantoffeln, kaum groß genug für das Füßchen eines Kindes, und sah nach der Stunde auf eine Uhr, ein wahres Meisterstuck Sachsens, auf welchem die Grazien in dem lüsternen Style der Regentschaft dargestellt waren.

Es war zwölf Uhr.

Die Frauen traten ein, die eine mit der Aeffin der Marquise, die andere mit Schlafrock und Kamm. Sobald sie ihr Morgenkleid übergeworfen, befahl die Marquise, welche wußte, wie schön sie Morgens war, — sie zählte kaum zwei und zwanzig Sommer — ihre Thüre Herrn von Gace zu öffnen.

Dieser wartete schon seit einer Stunde. An seiner Gegenwart hatte die Marquise nicht gezweifelt.

„Nun, Herr von Gacé, was für Wetter haben wir heute?"

„Frau Marquise, ich habe das Wetter nicht bemerkt; ich habe nur Sie gesehen, denn ich schaute in mein Gedächtniß."

„Welch hübscher Unsinn! Arabella, gib Acht, du zerrst mich an den Haaren."

Arabella sänftigte die kosenden Striche des Kammes.

„Herr von Gace, setzen Sie sich auf das Sopha, an die Seite meiner Aeffin. Ist sie nicht schön?"

Gace blieb stumm, er wußte nicht, was zu thun; sein Herz pochte, als er diese Luft einathmete, geschwängert von Liebe und Wohlgerüchen.

„Apropos!" Herr von Gace, Sie versprachen mir in Jahr und Tag wiederzukehren, wie in dem Feenmärchen, aber Sie vergaßen mich."

„Ihre Koketterie ist grausam, Madame. Als Sie die Frau Parabere's waren, durfte ich meinen Ehrgeiz nähren, denn ich war ihm überlegen; aber seit Sie Wittwe sind, sind meine Hoffnungen zerstört."

„Sehr zart gesprochen; wünschen Sie zu heurathen?"

„Mehr oder weniger. Haben Sie vielleicht ein Bäschen, das zufrieden wäre, mit mir in's Joch gespannt zu werden?"

Madame de Parabere kehrte sich plötzlich gegen Gace und sagte zu ihm mit einem Tone voll Neugierde und Spott:

„Haben Sie den Schlüssel aufgehoben?"

Gace zog ihn aus der Tasche.

Hier ist er, Madame, Sie sehen, daß er nicht rostig ist."

Die Marquise lächelte.

„Ein andere Mal, fügte Gace bei, werde ich Sorge tragen, zu bleiben, wenn ich einmal Eingang erlangt habe."

„Sie haben Recht, Herr von Gace; man muß einem Feinde nie ein Jahr Waffenstillstand bewilligen."

In diesem Momente brachte ein Lakei zwei Briefe auf einem silbernen Kredenzteller von florentiner Arbeit. Die Marquise betrachtete lang und ernst die beiden Siegel, unschlüssig, welchen sie zuerst öffnen sollte. Da erkannte sie das Wappen von Montlezun, legte den Brief zurück und erbrach den andern. —

„Madame, Sie haben unsern Namen entehrt. Ein Mann von Ehre konn nicht länger wünschen, ihn zu führen; deßhalb ist dieß das letzte Mal, daß ich mich unterzeichne

Gadefroy de Parabere.

Eine Wolke zog über die Stirne der Marquise. „O, wär' ich ein Mann!" murmelte sie, den Brief in der Hand zerknitternd.

„Madame", sagte Gace, „Sie haben einen Mann bei der Hand."

„Dann, sagte sie mit feuersprühenden Augen, „werde ich Ihnen einen Degen geben und das Herz bezeichnen, das Sie durchbohren sollen.

Sie öffnete Martial's Brief und las: —

„Madame, wenn Sie diesen Brief lesen, sind Sie bereits gerächt. Godefroy de Parabere ist todt oder mein Herz hat aufgehört zu schlagen.
Martial de Montlezun.

Madame de Parabere entließ ihre Bedienung. „Adieu Herr von Gace; ich bedarf eine Stunde der Einsamkeit."

„Adieu, Madame; aber Sie vergessen, daß ich eine Frau von Ihrer Hand erwarte."

„Ja ja, in Jahr und Tag," fügte die Marquise in lichtem Tone bei, um die Wunde zu verbergen, die ihrem Herzen geschlagen worden war. „Sie mögen die Geigen b stellen."

Sobald sie allein war, fiel sie auf die Kniee und bat den Himmel, das Leben des Herrn von Montlezun zu schonen. „Ach!" sagte sie, „man sollte eigentlich für mich beten. Ich habe das Vorgefühl, daß dieser Hitzkopf von Godefroy ihn tödten wird. Glücklich — glücklich diejenigen, die bei einer edlen Handlung sterben in all der Zuversicht von Zwanzig."

Der Herzog von Orleans wurde gemeldet. Madame de Parabere trocknete ihre Thränen und ging, ihn zu empfangen mit dem Lächeln einer Sultanin, die nie auf das Pochen ihres Herzens gehört hat.

„O Marquise, wie schön sind Sie diesen Morgen!"

„Bin ich?" fragte sie mit dem silbernsten Klang ihrer Stimme. Ich bin schön, weil ich Ihrer harrte. O Martial, was ist aus dir geworden!" fügte sie leise bei.

„Sie sind schön wie die Morgensonne", fuhr der Herzog fort.

„Ja, wie die Morgensonne; aber hier wird's bald Abend."

Der Regent ergriff ihre Hand.

„O Martial, ich wollte, man begrübe mich mit dir!"

„Was murmeln Sie da für sich, Marquise? Sprechen Sie Ihr Gebet?"

„Das Gebet der Liebe."

„Sie wissen, daß Santerre kommen wird, um uns als Adam und Eva zu malen?"

„In einem verlorenen Paradies?"

„Verloren oder wieder gewonnen, es ist stets Paradies, — besonders wenn Madame de Parabere Eva ist."

„Ja, aber Eva aß die Aepfel. Der Baum ist nicht länger ein Baum der Erkenntniß."

„Doch der Erkenntniß der Liebe. —"

„Nein, der Erkenntniß des Todes."

„Halten wir die Leichenpredigt unserer Verbindung? Marquise, ich

werde Sie auch als Minerva malen lassen. Ich sehe wohl, daß Sie sowohl Mentor, als Kalypso des Palais royal sein werden."

„Ja wohl, Weisheit und Narrenthum."

Santerre erschien. Er skizzirte an diesem Tage die beiden berühmten Portraite von Madame de Parabere, berühmt wegen des keuschen und doch wollüstigen Tones, der alle Werke dieses bezaubernden Künstlers belebt, und übergossen mit antiker Grazie. Indem er diese Minerva betrachtete, die bestimmt schien, so allmächtig im Palais royal zu regieren, sagte der Regent, er würde das Urtheil des Paris vom Parlament umstoßen lassen und sowohl Minerva als Venus den Apfel reichen.

„Ich machte so eben eine Entdeckung", sagte die Marquise de Parabere, die wohl bewandert war in der Geschichte der Alten: „der Apfel der Venus ist der Apfel der Eva."

III.

Viele Tage waren vergangen. Wie bläst der Wind am Hofe? Der Regent ist verliebt wie immer, aber wer ist die Königin des Tages? Gestern speiste er zu Nacht mit Madame de Parabere, Madame de Sabran, Madame de Phalaris und einigen anderen; aber heute soupirt er mit einem neuen Gestirn, — Madame d'Averne — „einer Metze, die Geld schlägt aus ihrer Schönheit." Der Regent hat ihren Mann zum Hauptmann bei den Garden ernannt, und derselbe kam mit Thränen des Dankes in den Augen, und bot dem Regenten an, seine Frau mit seiner Kompagnie zu bewachen, „so daß nur Monseigneur ihr nahen könne."

Madame de Parabere ist in St. Cloud. Sie hat Martial nicht vergessen; aber Martial floh nach Indien, nachdem er Godefroy de Parabere im Duell getödtet hatte. Herr von Gace ist verheurathet, aber keineswegs der Liebhaber seiner Frau. Der Regent bringt jeden Dienstag und Mittwoch in St. Cloud zu in Gesellschaft der Marquise; aber Madame d'Averne spielt die rasende Hermione und will nicht länger erlauben, daß der Herzog von Orleans „sich ergötzt an den Orgien der Parabere." Der Regent hat geschworen, nicht mehr hinzugehn.

„Man sah nie solch eine Leidenschaft," sagte Madame d'Averne. Zwei volle Jahre hat diese Frau Ihnen den Kopf verdreht.

„Es ist wahr," sagte der Regent, „doch ging ich oft auf Nebenwegen."

„Wenn Sie diese Frau noch einmal besuchen", rief die neue Günstlingin in Verzweiflung, „so kehre ich zu meinem Manne zurück."

„Besänftigen Sie sich. In will nicht, daß Sie sich zu dem Aeußersten entschließen; ich werde Madame de Parabere verbannen."

Am nächsten Tage trug der vierspännige Wagen der Marquise die-

selbe von St. Cloud nach dem Palais royal. Der Herzog weigerte sich, sie zu sehen, aber sie erzwang den Eintritt.

„Herr Herzog, Sie treiben mich von sich wie eine Courtisane."

„Was wollen Sie, Marquise? Wir haben einander nichts mehr zu sagen. Erinnern Sie sich, daß wir einander ein Paar Jahrhunderte lang angebetet haben."

„O, Sie haben mich nie geliebt!"

„Theseus liebte Ariadnen nicht halb so zärtlich."

„Aber ich werde Sie nicht verlass n."

„Dann werde ich Sie entführen lassen. Ich kenne mehr als Eine Person, die es gerne thäte, denn nicht ich bin von Höflingen umgeben, sondern Sie. Wollen Sie entführt sein durch Noce oder durch Nangis?"

„Ich sage Ihnen, daß ich Sie nicht verlasse. Ich werde mit dem jungen König sprechen, der wird meine Partei nehmen."

„Ich glaub' es gern. Sie haben ihn in Ihren Armen gewiegt. Er sagte mir, daß Sie ihn lieben lehrten."

Der Regent, sehr phantastisch in seiner Liebe, änderte plötzlich seinen Ton und ergriff die Hand der Marquise.

„Und auch mich lehrten Sie zu lieben; denn ich wußte kaum, was Liebe ist, bevor ich Sie sah."

„Und doch treiben Sie mich von sich?"

„Ich rufe Sie zurück."

Madame de Parabere zeigte dem Regenten ihren Verbannungsbefehl. Er nahm und zerriß ihn.

„Vergessen Sie dies, Madame; ich werde diesen Zieraffen opfern."

„Ach! sagte Madame de Parabere mit dem Tone des Zweifels, „dies ist das hundertste Mal, daß Sie mir so ein Opfer bringen. Im vorigen Jahre herrschte ich den ganzen Tag, jetzt habe ich kaum eine Stunde des Tages."

„Kehren Sie nach St. Cloud zurück und erwarten Sie mich zum Abendbrod; Sie werden sehen, daß ich Sie noch liebe. Warten Sie bis zum Abend. Ich gehe in den Rath; wir haben zwanzig Lettres de Cachet auszufertigen, um die unschädlich zu machen, die bei der nächsten Sitzung appelliren wollen. Wir werden nicht mehr miteinander Politik treiben, Marquise; Sie ließen mich ein Dekret gegen die indische Kompagnie unterzeichnen, das mir noch mehr als Eine schlaflose Nacht bereiten wird. Also diesen Abend; wir werden unter vier Augen sein, wenn Sie mir versprechen, bei gutem Humor zu sein."

Madame von Parabere verließ ihn triumphirend. Sie wurde von Herrn von Noce in ihren Wagen gehoben.

„Wohin gehen Sie?" fragte dieser, als sie saß.

„Ich weiß es nicht", antwortete sie.

„Aber ....“

Die Marquise blieb in Gedanken versunken.

„Hören Sie, Herr von Noce,“ sagte sie endlich, „und behandeln Sie das, was ich Ihnen sage, als tiefes Geheimniß. Schreiben Sie an Madame d'Averne, daß ich Sie diesen Abend in St. Cloud erwarte, um ihr Adieu zu sagen und ihr mein Testament zu übergeben.“

„Was soll diese Posse?“

„Nicht Ein Wort! Morgen werden Sie Alles wissen.“

Am Abende kam der Regent und Madame d'Averne; sie trafen sich vor dem Thore des Schlosses.

„So habe ich Sie also gefangen?“ rief Madame d„Averne ärgerlich.

„Madame“, sagte der Regent, dessen Liebe für Madame de Parabere wieder erwachte, „ich kam nicht hierher, um Ihre Fragen zu beantworten. Wenn Sie die Marquise sprechen wollen, so kommen Sie mit herein und kehren Sie dann so schnell als möglich nach Paris zurück.“

Madame d'Averne fuhlte, daß sie nichts erwiedern durfte. Sie traten ein.

„Wo ist die Marquise?“ fragte der Regent.

„Sie ist noch nicht von Paris zurück,“ antwortete eine ihrer Frauen.

„Senden Sie ihr einen Reiter entgegen“, befahl der Regent, offenbar unruhig.

„Weßhalb kamen Sie?“ fuhr er fort, sich gegen Madame d'Averne wendend.

„Ich kam, weil Herr von Noce mir sagte, daß die Marquise mich erwarte, um mir Adieu zu sagen und ihr Testament zu übergeben.“

Ihr Testament?

Der Regent fuhlte sein Herz pochen. Er rief laut und sprang die Treppe hinauf, um zu sehen, ob Madame de Parabere nicht käme.

„Madame“, sagte er zu Madame d'Averne, „nehmen Sie sich in Acht; wenn sie nicht bald kommt, werde ich Sie tödten, denn es war dieser fatale Verbannungsbefehl, den Sie mir abzwangen, was sie heute nach Paris fuhrte.“

Madame d'Averne ließ den Kopf hängen, ohne eine Erwiederung zu wagen. Bangigkeit erfüllte das ganze Schloß. Alle beteten Madame de Parabere an, und Jedermann zeigte die größte Aengstlichkeit, seit der Regent angekommen. Plötzlich hörte man den Trab von Pferden. Der Regent sprang die Treppe hinab zum größten Aerger von Madame d'Averne. Ein Bote mit einem Briefe erschien.

„Adieu, Madame,“ sagte der Regent, den Brief Madame d'Averne zeigend; „dies geht Sie nichts an.“

„Wer weiß? Sie haben ihn noch nicht gelesen. Da ich hier bestellt bin, muß auch Grund dazu da sein. Lesen Sie!“

Der Herzog von Orleans strich mit der Hand über die Stirne und las mit zitternder Stimme:

„Prinz! Nun, da es mir freisteht, zu bleiben, gehe ich. Sie sind es nicht mehr, der mich verbannt, ich verbanne mich selbst. Wir müssen nicht, wie das Sprichwort sagt, denselben Becher zusammen leeren bis zum letzten Tropfen; denn nach selbst berauschenden Zügen ist der letzte Tropfen eine blutige Thräne. Es würde allerdings für mich eine Freude gewesen sein, noch einmal mit Ihnen im Schlosse zu Nacht zu speisen und und in Schlaf zu fallen mit Träumen von Ihnen; aber ich würde wieder erwacht sein. Ich wünsche nur noch für den Himmel zu erwachen. Sie haben mich zu oft aus Ihrem Herzen verbannt, daß ich mich nicht selbst aus der Welt verbannen sollte, in der Sie leben. Alles, was ich diesen Morgen von Ihnen verlangte, war die Zurückberufung. Ich fürchtete Ihre Verachtung, aber ich habe Ihr Herz wieder erobert — dieses Herz, das Allen gehört, aber mir mehr als Andern. Sie befahlen mir, Sie zu erwarten. Ja, ich werde Sie erwarten, aber zweifelsohne im Grab. In Erwartung dieses letzten Rendezvous sende ich zum Himmel sowohl für Sie als für mich all die Thränen und Gebete meines Herzens. Ich schicke Ihnen Madame d'Averne, die diesen Abend Sie vergessen machen wird.

Maria de la Neufville Parabere."

„Diesen Abend — nie!" sagte der Regent zu Madame d'Averne. Verlassen Sie mich, Madame, kehren Sie nach Paris zurück. Ich bleibe hier.

Madame d'Averne verstand, so dumm sie war, daß sie besiegt worden in diesem Kampfe mit Madame de Parabere, deren Herz aus ihrem beredten Abschiede sprach. Sie verbeugte sich vor dem Regenten und entfernte sich mit Würde Hätte sie die Marquise getroffen, sie würde wie eine Tigerin auf sie gesprungen sein, um sie in Stücke zu zerreißen.

Sobald der Regent allein war, ließ er seinem Grame freien Lauf mit all der Heftigkeit, deren sein Temperament fähig war.

„O, sie kehrt nie zurück, sagte er im Zimmer auf- und abschreitend, „und doch ist sie es allein, die ich liebe. Sie hat mein Leben mit sich genommen."

Im Fluß seiner zur Marquise zurückkehrenden Liebe beschloß er zu ihrem Andenken die Nacht in Thränen im Schlosse zuzubringen.

„Lassen Sie das Abendbrod serviren", sagte er zu den Dienern der Marquise. „Ich werde allein speisen und will Niemanden sehen. Während ich allein esse", dachte er, „werde ich denken, sie sei noch da."

Die Nacht rückte vor, seine Melancholie wurde tiefer und tiefer: er weinte wie ein Kind. Als er sich zur Tafel setzte, hatte er nicht den Muth zu essen. Er schaute um sich und rief mit schmerzergriffener Stimme:

„O, Marquise, Marquise!“

Er weinte noch, aber er war nicht der Mann, sein eigenes Grab zu graben mit dem Spruch des Trappisten. Er sagte nie: „Bruder wir müssen sterben!“ Er dachte sich weit, weit von der Ewigkeit. Er aß nichts, aber er leerte Becher auf Becher voll Constantiawein, bis er, plötzlich zu einem Entschlusse gekommen, ausrief: — „Ich werde mich nie hier trösten; fort zu Madame de Phalaris!“ —

* * * *

Unterdessen war Madame de Parabere in das Schloß St. Herayn zurückgekehrt. Obgleich sie die Welt floh, bewahrte sie doch in ihrem Herzen alle Erinnerungen derselben. Sie schaute bereits auf zum Himmel als ihr letztes Asyl, aber sie dachte noch nicht an den Himmel. Es war dies das erste Mal, daß sie nach St. Herayn kam seit dem Tode des Herrn von Parabere: sie kam daselbst an, nur begleitet von einem Kutscher und Bedienten. Die Frau des Gärtners beeilte sich, Feuer anzuzünden und sie auszukleiden; ihr war's, als beträte sie eine Gruft. Es war Nacht und die Lampe glich einer Grablampe. Die ganze Einrichtung ihres Zimmers war mit Flor bedeckt, um sie vor Staub zu schützen. Nun sah es aus wie Trauerflor.

„Und doch war es hierher, daß er kam!“

So hatte Madame de Parabere bereits den Regenten vergessen, als derselbe noch um sie weinte. Sie bat die Gärtnersfrau um etwas Schwarzbrod und Obst, und nahm dieses frugale Mahl, während sie ihre Füße vor dem Feuer wärmte, zu der Zeit, als der Regent an ihrem Tische sich mit Constantiawein betäubte.

„Ist er noch in St. Cloud?“ fragte sie sich selbst.

Sie lächelte mit der Miene eines Siegers.

„Ich war es, die ihn verließ: d'Averne ist mein Zeuge. Ich kenne den Regenten; er ist im Stande, sie von sich zu treiben; freilich wird er sie morgen zurückrufen.“

Madame de Parabere ließ sich von dem schwellenden Flusse ihrer Erinnerungen an vergangene Zeiten fortreißen. Ihr Zimmer war so beredt und sprach zu ihr von Martial. Hier war es — vor diesem Kamin — daß er eines Abends ihr zu Füßen gefallen war. Dieses verdorrte Bouquet, das ein Lichthauch in Staub verwehen würde, war von Martial zurückgelassen worden. Es war Martial, der mit seiner bewegten, wohlklingenden Stimme aus jenem Buche ihr vorgelesen, das noch aufgeschlagen bei der glühendsten Seite. Martial war überall. Die Marquise öffnete mit steigender Bewegung die Thüre des Boudoirs, schritt mit unsichern Schritten gegen das Fenster und sah hinaus auf die Spaliere.

„Ach“, sagte sie, den Vorhang auf die Seite schiebend, warum starb ich nicht, als er das letzte Mal hierher kam?“

Sie schaute in den Park.

„Ja, es ist Alles wie damals. Der Herbst, die Blätter im Winde tanzend und krachend unter dem Tritte, und der Mond — der Mond, der immer wiederkehrt.“

Sie lehnte das Haupt an die Scheiben.

„Auf diesem dunkeln Pfade kam er gewöhnlich, und ich hörte, wenn der Wind von dieser Seite kam, den Galopp seines Pferdes auf den Hügeln und sah die Funken unter seinen Hufen. Das Pferd selbst schien verliebt, so rasend kam es daher.“

Mehr und mehr fortgerissen durch den Zauber der Rückerinnerung öffnete sie das Fenster.

„Großer Gott!“ rief sie und legte die Hand auf ihr Herz.

Sie hatte den raschen Galopp eines Pferdes auf der Anhöhe gehört.

„Welche Thorheit! Fast glaubt' ich, er sei's. Armer Junge! Wenn er nicht todt ist, muß er tausend Tode gelitten haben. Die, welche nach Indien fliehen mit einer Liebe im Herzen, kehren nicht mehr zurück nach Frankreich.“

Die Marquise lehnte sich über die Ballustrade des Fensters und eine Thräne fur Martial entquoll ihrem Auge. Ohne es zu wissen, verweilte ihr Blick wie gebannt auf der Lindenallee. Auf einmal stieß sie einen Schrei aus und fiel in einer Ohnmacht zu Boden.

„Madame — Madame — erschrecken Sie nicht — ich bin's!“

Herr von Montlezun stand in demselben Augenblicke im Boudoir.

Marie — Marie — sieh mich an, daß ich sterben kann zu deinen Füßen.“

Martial trug die Marquise in ihr Zimmer vor das Feuer und schloß sie weinend vor Freude an's Herz. Sie öffnete ihre schönen Augen.

„Martial, sage mir, daß ich weder wahnsinnig bin, noch träume. Es ist unmöglich; du bist es nicht!“

„Ich bin es nicht? Ach! Du weißt nicht, daß während der zwei Jahre, die ich wegen des Duells in der Bastille zubringen mußte — du weißt nicht, daß ich seit dieser Zeit dich fast jeden Tag gesehen habe! Aber endlich kam ich in' Schloß zurück, wo ich deiner harrte.“

„Ja“, sagte sie traurig, „hier war's, daß ich lebte, und hier will ich sterben. Martial, wenn ich todt bin, wirst du mir vergeben?“

„Und sprichst du vom Tod, weil du mich hier wieder siehst?“

„Nein, Martial, es ist, weil ich den Tod im Herzen fuhle. Ich bin vier und zwanzig Jahre alt und mit vierundzwanzwanzig starb meine Mutter.“

Madame de Parabere fiel wieder in Ohnmacht. Aber diesmal konnte Herr von Montlezun sie nicht wieder zu sich bringen. Seine Gedanken verwirrten sich und er läutete, aber da Niemand kam, rief er mit aller

Macht seiner Stimme. Endlich trat die Frau des Gärtners noch schlaftrunken ein. Als sie Martials ansichtig wurde, stieß sie einen Angstschrei aus.

„Einen Arzt!“ rief er.

Die Marquise öffnete die Augenlieder.

„Nein“ sagte sie, „nicht einen Arzt, sondern einen Priester. Bald wird Alles vorüber sein.“

Sie preßte Martial's Hand, entwand sich seiner Umarmung und fiel auf ein Sopha.

„Wie, Madame! So bin ich gekommen, Sie sterben zu sehen?“

„Ja, Martial, ja; ich werde sterben; aber wir wollen nicht klagen. Ein Kranz von Rosen, einmal zerrissen, läßt sich nicht mehr flechten, wenn alle Blätter verwelkt sind. Wir wollen uns begnügen mit der Erinnerung an entschwundene Zeiten.“

„Aber Sie sind nicht krank,“ sagte Martial, ohne sie anzuhören.

„Nicht krank? Hatte ich Zeit, krank zu sein? Ich lächelte solange am Hofe, daß ich endlich an mein Lächeln, meine Heiterkeit und Freude glaubte. Feste und Mahlzeiten haben mich halb getödtet, den Rest übernahm mein Herz, denn — warum sollte ich es dir nicht sagen, Martial — ich liebte dich immer noch.“

Herr von Montlezun weinte leise.

„Nun habe ich meine Beichte abgelegt, Martial, nun verlasse mich. Ich wünsche allein zu bleiben mit dem Tode, denn ich brauche Zeit, zu bereuen.“

„Nein, Madame; ich werde Sie nicht verlassen. Wenn Sie sterben, so werde ich für Sie beten; wenn Sie leben, so werde ich für Sie leben. Bedenken Sie, daß ich zwei Jahre auf Sie gewartet habe; ich zählte die Tage und die Nächte mit den Stunden des Tages und den Sekunden der Nacht. O welche Hölle war es! aber in der Ferne sah ich das Paradies.“

„Armer Knabe! aber wie kamst du gerade heute Nacht hierher?“

„Ich zahlte Ihrem Bedienten hundert Louisdor's im Jahre. Sie erinnern sich, wie er unter tausend Vorwänden auf der Straße anhielt; er that dies, um mich wissen zu lassen, wohin Sie gingen. Hundertmal war ich auf dem Punkte, mich in St. Cloud zu Ihren Füßen zu werfen; aber ich hätte dabei Alles verloren.“

Der Arzt von St. Herayn erschien in diesem Augenblicke. Er schüttelte sorgenvoll den Kopf, als er die Lippen und Augen der Marquise sah.

„Ich verlangte einen Priester“, sagte sie, „denn ich fühle, daß ich morgen, wenn ich auch noch athme, doch nicht mehr weiß, was ich sage. Dieser letzte Stoß bringt mich dem Ende nahe, das Delirium erfaßt mich.“

Die Erscheinung Martial's unter dem Fenster des Boudoir's war der Todesstoß für Madame de Parabere. Man brachte sie in's Bett, aber sie schlief nicht; sie betete; Martial, über sie gebeugt und niedergedrückt von

Kummer, wagte nicht zu ihr von seiner Liebe zu sprechen, die seine Religion war. Von Zeit zu Zeit schien sie die Leiden des Herrn von Montlezun zu verstehen; sie nahm seine Hand und presste sie an ihr Herz, das heftig pochte.

Was soll ich sagen über die Leiden des Todeskampfes, der in dieser Nacht begann und fünf Wochen dauerte?

Martial verließ die Marquise nicht; aber sie betete stets, selbst während des Deliriums. Drei Tage vor ihrem Tod flüsterte der Arzt Martial zu, daß der Regent so eben gestorben.

„Ich höre", sagte Madame de Parabere.

Sie hatte eine schreckliche Krise, nach welcher sie in ein unruhiges und schmerzhaftes Stillschweigen verfiel. Umsonst sprach Martial zu ihr durch Blick und Wort. Sie gab keine Antwort. Endlich an ihrem Todestage, nachdem sie mehrere Stunden in heftigem Delirium zugebracht, rief sie ihn zu sich und sprach weinend zu ihm:

„Martial, du wirst mir nie vergeben, wenn ich dir die volle Wahrheit gestehe."

„Sprechen Sie, Madame, ich bin auf Alles gefaßt."

Die Marquise erhob sich auf den Ellbogen, da sie fühlte, daß das, was sie sagen wollte, sie fast erstickte.

Es war Zwielicht und die Wintersonne warf ihre letzten bleichen Strahlen in's Zimmer; die Raben krächzten auf dem Schnee.

„Martial", sagte Madame de Parabere, bereits weiß wie das Leichentuch, das sie bald umhüllen sollte — „Martial, ich liebte dich, aber ich liebte den Regenten. Ich liebe dich noch, aber ich fühle, daß er mich ruft, ich werde zu ihm gehen . . ."

Nachdem sie diese Worte gesprochen, verhüllte Madame de Parabere ihr Gesicht, als wagte sie nicht länger, Martial anzuschauen.

Er blieb eine Stunde stumm und bewegungslos — wie durch Schmerz in eine Marmorstatue verwandelt.

„Madame", sagte er endlich mit thränenerstickter Stimme, „ich liebte Sie — ich liebe Sie noch — und ich werde Sie lieben für immer."

Aber Madame de Parabere hörte keine irdische Stimme mehr, nicht einmal mehr die Stimme von Martial.

Zur Verständigung in Betreff des Materialismus.

Im eigenen Interesse und auf den Wunsch von Freunden kommen wir in der Weise noch einmal auf die Frage des Materialismus zurück, daß wir die von der „Atlantis" und dessen Herausgeber eingenommene Stellung in dieser Frage in den Hauptpunkten kurz angeben, um zu sehen, wo die „Confusion" und die „Phrase" ist, welcher wir uns nach den Angriffen gewisser Blätter schuldig gemacht haben sollen. Auf die systematischen, mit oder ohne Veranlassung hervorbrechenden Verdächtigungen, von denen die „Atlantis" und ihre Richtung in dieser Angelegenheit verfolgt wird, wollen wir hier nicht eingehen; aber es gibt wohlgemeinte, von der Sache selbst ausgehende Ansichten, welche mit unserer Behandlung der wichtigen Frage differiren, und ihnen gegenüber wollen wir uns lieber des Vorwurfs einer Wiederholung, als des Stillschweigens und der Gleichgültigkeit schuldig machen. Es liegt in der Natur der Frage, daß man lauter Widersprüche in ihr entdeckt, aber es fragt sich, wem die Widersprüche auf Rechnung zu schreiben sind? Jedenfalls verdient die Sache, daß man sie auf gewisse Hauptfragen zurückführt, und dieselben zum Gegenstande der Discussion macht, damit man ein bestimmtes, abgegränztes Terrain hat, auf dem die streitenden Ansichten sich begegnen.

Der Materialismus stützt sich auf die Beobachtung und Erfahrung von Thatsachen, soweit sie durch die Sinne und die sinnliche Wahrnehmung erkannt werden können.

Innerhalb des Gebietes der sinnlichen Wahrnehmung ist der Materialismus vollständig in seinem Rechte.

Da die sinnliche Wahrnehmung jedem Prozesse des Denkens zu Grunde liegt, so ist der Materialismus allerdings die allgemeinste Grundlage aller Denkoperationen.

Aber dieser Zusammenhang zwischen der sinnlichen Wahrnehmung und den Operationen der Vernunft ist nur als Vorbedingung und Voraussetzung zu betrachten; ohne die sinnliche Wahrnehmung kann die Thätigkeit der Vernunft nicht erklärt werden; die sinnliche Wahrnehmung allein erklärt die Operationen der Vernunft nicht, wenigstens nicht nach dem jetzigen Zustande der Erfahrungswissenschaften.

So sind die Naturwissenschaften und speziell der Theil derselben, der sich mit der Natur des lebenden Menschen und den Funktionen seiner Organe befaßt, die Physiologie, die Grundlage und Vorschule einer eigentlichen Vernunftwissenschaft, aber nicht diese Wissenschaft selbst.

Um die Thätigkeit der Vernunft, soweit sie nicht durch die sinnliche Wahrnehmung erklärt werden kann, zu begreifen, um die geistige Kraft und ihre Gesetze kennen zu lernen, hat man denselben Weg zu gehen, den die Naturwissenschaften eingeschlagen haben: aus den Erscheinungen ir-

gend einer Kraft die Gesetze derselben, also aus den Erscheinungen des Denkens die Gesetze des Denkens, kennen zu lernen.

Die Physiologie, als die Lehre von den Funktionen der körperlichen Organe, findet also ihre Ergänzung und Fortsetzung in der Erscheinungslehre des Geistes, der Phänomenologie, allgemeiner gesagt der Philosophie.

Der Reichthum an Aeußerungen und Erscheinungen der geistigen Kräfte ist ebenso groß, wenn nicht noch größer, als der Reichthum an Material, welchen die Naturwissenschaften besitzen, und man kann auf dem einen, wie auf dem andern Gebiete, von den Erscheinungen auf die Kräfte und Gesetze zurückschließen.

Die Gesetze des Denkens sind, wie uns die Beobachtung der Denkoperationen in verschiedenen Jahrhunderten und Ländern, wie uns die Culturgeschichte zeigt, ebenso constant und allgemein, wie die Gesetze der natürlichen Welt.

Wir verlangen daher neben der Naturgeschichte eine Culturgeschichte, welche die Entwickelung des menschlichen Selbstbewußtseins, der Kultur, des Rechtes, der Freiheit u. s. w. ebenso an den vorhandenen Thatsachen nachweist, wie z. B. die Geologie uns die Bildung der Erdrinde aus den vorhandenen Formationen zeigt.

Die Culturgeschichte muß mit der Naturgeschichte immer Hand in Hand gehen, wie z. B. die politische Geschichte mit der Geographie, die Ethik mit der Physiologie u. s. w. Die zweite ist die Voraussetzung der ersteren, aber nicht mit derselben identisch.

Wir halten es fur das historische Verdienst des Materialismus und der modernen Naturwissenschaften, diese Verbindung der ethischen mit den natürlichen Wissenschaften angebahnt zu haben, eine Verbindung, welcher der früher blos formellen Philosophie ihren thatsächlichen Gehalt gibt, und erwarten von einem Aufbau der philosophischen Wissenschaften auf dem naturwissenschaftlichen Unterbau eine neue wissenschaftliche Periode, von welcher die geistige Befreiung des Menschengeschlechts abhängt.

Ueber die Gegenwart und Zukunft des „deutschen Instituts für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe" in St. Louis.

(Von Dr. Carl Rösch.)

„Willst du, Freund, die erhabendsten Höh'n der Weisheit erfliegen,
Wag' es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
Die kurzsichtige sieht nur das Ufer, das dir zurückflieht,
Jenes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug."
(Schiller.)

Das vorige Heft der „Atlantis" enthält einen Artikel über „das deutsche Institut in St. Louis und das Projekt einer deutschen Hochschule". Der Herausgeber theilt darin ein Schreiben eines Mitgliedes des „Instituts", welches sich „Karl Emmerich" nennt, mit, und knüpft daran einige Bemerkungen. Er eröffnet dadurch eine Debatte über die Zwecke und die Bedeutung, die Gegenwart und die Zukunft des „deutschen Instituts", welcher wir nicht aus dem Wege gehen wollen, da wir seine Ansicht theilen, daß eine offene Besprechung der vorliegenden Fragen der einzige Weg zur Verständigung ist, und mit ihm hoffen, daß das Institut aus derselben mit erneuerter Kraft hervorgehen wird.

Die Gründer des „deutschen Instituts", gingen von dem Gedanken aus, daß es bei der großen und täglich wachsenden Zahl und Bedeutung der Deutschen in den Vereinigten Staaten von Amerika und vorzüglich im Westen eine ihrer würdige Aufgabe und ein wenn auch nicht allgemein gefühltes Bedürfniß sei, einen Mittelpunkt zu schaffen für Pflege und Förderung sowohl, als für Verbreitung und Mittheilung der Wissenschaften und Künste unter den Deutschen, und woll'en diesen Gedanken zur Ausführung bringen durch Errichtung einer „Akademie der Wissenschaften, Künste und Gewerbe" in der Stadt St. Louis, welche aus mehreren Gründen besonders geeignet und geneigt dazu schien. Das hierüber veröffentlichte Programm fand Beifall, und das deutsche Institut wurde gegründet mit einer Zahl von 300 Theilnehmern, welche seitdem um 100 sich vermehrt hat. Das Institut kündigt sich in dem ersten Paragraphen seiner Verfassung als ein Institut „für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe". Der zweite Paragraph nennt als Zweck desselben entsprechend dem Programm 1) „die Wissenschaften zu fördern und zu pflegen, 2) ihre Resultate allgemein zugänglich zu machen." Der dritte Paragraph gibt folgende Mittel zur Erreichung des Zweckes an: „Wissenschaftliche,

Mittheilungen und Verhandlungen in den verschiedenen Abtheilungen des Instituts; Errichtung einer Bibliothek; Veranstaltung populärer Vorlesungen; Anschaffung von wissenschaftlichen Sammlungen und Lehrmitteln; Herausgabe einer wissenschaftlichen Zeitschrift." Der 22te Paragraph theilt die Mitglieder des Instituts in Abtheilungen oder Sectionen, welche einzelne Gebiete der Wissenschaften und Künste repräsentiren, sich selbstständig organisiren und nur der Generalversammlung Bericht über ihr Wirken abzulegen haben. Die Leitung des Instituts sorgt für die Anschaffung der nöthigen Lehrmittel und für Abhaltung von populären Vorlesungen, das heißt Vorlesungen für ein gemischtes Publikum über allgemeine Gegenstände des Wissens und der Kunst. Die Förderung der einzelnen Fächer und Fachgebiete ist den Sectionen übertragen. Die Vorträge, welche von ihnen ausgehen sind Fachvorträge. Was und worüber in den Sectionen verhandelt und gelehrt wird, ist lediglich Sache der Sectionen, welche nichts Anderes sind, als ständige Kommitteen im Institute für ihr Fachgebiet. Die Leitung des Instituts hat die Art der Thätigkeit der Sectionen nicht zu beaufsichtigen, aber sie hat die Pflicht, sie soviel wie möglich zu unterstützen; denn von ihnen hauptsächlich hängt das wissenschaftliche Streben und Wirken und somit das Gedeihen und Wirken des Instituts ab.

In dieser Weise war auch die Leitung des Instituts von Anfang an thätig. Es wurden nicht allein große Vorlesungen über allgemeine Gegenstände veranstaltet und gehalten, von Fr. Münch über Kulturgeschichte mit besonderer Beziehung auf die Bestimmung der Deutschen in Amerika, von Dr. Göbel über Meteore, von H. Börnstein über die Geschichte der Deutschen in Amerika; sondern es wurden auch regelmäßige Lehrvorträge über „Chemie" und „Physik" angeordnet, eigene Lehrer dafür angestellt, ein sehr schöner physikalischer Apparat angeschafft, der, wie Herr Karl Emmerich bemerkt, von dem leider eingegangenen „St. Louis College of medical and natural sciences" billig angekauft worden.

Inzwischen bildeten sich drei Sectionen: eine technologische, eine naturwissenschaftliche und eine literarische.

Die technologische Section, die zahlreichste, begann ihre Wirksamkeit damit, daß sie einen Lehrkursus über die wichtigsten Elementarfächer ihres Gebietes ankündigte und einen „Aufruf an die Arbeiter zu St. Louis zur Theilnahme an dem Unterricht der Gewerbesection des deutschen Instituts" erließ. „Mehrere Mitglieder der Section, heißt es in diesem Aufruf, werden in folgenden Fächern Unterricht geben:

„Rechnen mit Zahlen und Buchstaben; Flächen und Körperinhaltsberechnung mit Anwendung auf das gewöhnliche Geschäftsleben; Geometrie, angewendet auf die Baukunst, Maschinenbau und Feldmessung; darstellendes Zeichnen mit besonderer Beziehung auf Steinschnitt, Schattenlehre und Perspective; Ornament- und topographisches Zeichnen; Modelliren und Schönschreiben." Die Arbeiter und Lehrlinge in den Fabriken und Werkstätten werden aufgefordert, die hier gebotene Gelegenheit des Unterrichts zu benützen; denn gründliche Bildung und Tüchtigkeit im Geschäfte seien die alleinigen Mittel, ihnen Unabhängigkeit und guten Verdienst zu sichern, und es müsse deßhalb ihr eifrigstes Bestreben sein, diejenigen Kenntnisse zu erlangen, durch welche sie ihre Fähigkeiten entwickeln, ihre Ideen selbstständig ausarbeiten und Andern anschaulich machen können. In diesen Bestrebungen wurde die Section von der Leitung des Instituts ermuntert und unterstützt. Es wurden technologische Hand- und Lehrbücher, Zeitschriften, Lehrmittel für den Zeichenunterricht angeschafft, und der Unterricht begann. In dieser Zeit bot Dr. Göbel, ein sehr tüchtiger Mathematiker und Physiker, aufgefordert von Mitgliedern des Instituts, dem Institute seine Dienste als Lehrer der Mathematik und Physik an, und zwar: da finanzielle Verhältnisse seiner augenblicklichen Anstellung mit einer entsprechenden Belohnung hinderlich waren, unentgeldlich. Dieses Anerbieten wurde mit Dank angenommen, und Göbel begann Vorträge zu halten über Arithmetik und physische Geographie. Derselbe erbot sich noch weiter, insbesondere die technologische Section in ihrem Unterricht zu unterstützen. Etwas später trat die naturwissenschaftliche Section mit einem von Dr. Hammer und Einigen seiner Freunde entworfenen Plane hervor, naturwissenschaftliche Vorlesungen zu halten und eine naturwissenschaftlich medizinische Schule zu gründen, welche im nächsten Herbste begonnen werden soll. Dieß brachte das Widerstreben Derjenigen, welche nicht wollen, daß das Institut eine entschieden wissenschaftliche Richtung einhalte und daß wirkliche Lehranstalten aus demselben hervorgehen, zum offenen Ausbruch. Es erschien ein kurzer Artikel im „Anzeiger des Westens" von der Redaktion, in welchem die Mittheilung von Fr. Münch über das Institut und namentlich über den Plan zu einer naturwissenschaftlich-medizinischen Schule in dem Februarheft dieser Zeitschrift in derselben Weise abgefertigt wird, wie es in dem Schreiben des Herrn „Carl Emmerich" geschieht, mit der Ankündigung, daß bald eine nähere Darlegung der hier ausgesprochenen Ansichten folgen werde. Es wurde dort gesagt, wie hier, daß der Plan, dem Institute eine höhere Lehranstalt, insbesondere eine polytechnische und eine naturwissenschaftlich medizinische Schule und am Ende gar noch eine teutsche Universität (horribile dictu) hervorgehen zu lassen, blos von einigen „Optimisten", ausgehe, von denen „Far West" sich habe be-

schwatzen lassen, und daß diese Idee in Betrachtung der Stimmung der großen Mehrzahl der Mitglieder und der Mittel der Anstalt ganz unausführlich und lächerlich sei, und das Publikum vor einem solchen „deutsch-amerikanischen Humbug" gewarnt. In dem Artikel von „Carl Emmerich" wird insbesondere Dr. Hammer in dieser Hinsicht angeklagt und es wird ihm hiebei vorgerückt, daß er schon vor einem Jahre den Versuch gemacht habe, hier eine deutsche medizinische Hochschule zu gründen, welche kurz nach ihrem Entstehen wieder eingegangen sei. Die Redaktion des „Anzeiger" hat damals die Gründung der Hochschule freudig begrüßt und dem Publikum empfohlen. Hammer hat als Lehrer dieser Hochschule anerkanntermaßen Tüchtiges geleistet, und ihm kann kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß sie gescheitert ist. Die Gründe davon auseinanderzusetzen, ist hier nicht am Ort. Wenn Hammer diesen Plan jetzt unter anderen Verhältnissen wieder aufnimmt und der Meinung ist, es sei eine würdige Aufgabe des Instituts und insbesondere der naturwissenschaftlichen Section, eine naturwissenschaftlich-medizinische Schule zu geünden; und wenn sich in dieser Section Männer finden, welche sich erbieten, mit ihm den Anfang dazu zu machen mit unentgeldlichen Vorlesungen über die wichtigsten naturwissenschaftlichen und medizinischen Fächer: so beweist dieses nur, daß er auch jetzt noch eine solche Schule für sehr nützlich und für ein wirkliches Bedürfniß hält, nicht für Maschinenbauer, Zimmerleute, Schuster, Schneider 2c., wie Herr Carl Emmerich sagt, sondern fur Diejenigen, welche Naturwissenschaft und Medizin studiren wollen, gerade so nützlich wie eine polytechnische Schule für künftige Maschinenbauer u. s w. ist; und daß er eben eine andere Idee hat von dem Institute und seiner Aufgabe, als Herr Carl Emmerich und die Mitglieder des Vorstandes, welche eine „bessere Einsicht haben". Und sollte die Gründung einer naturwissenschaftlich-medizinischen Schule blos für die Aerzte und solche, die es werden wollen, Interesse haben? Niemand wird Dieses behaupten. Wenn einige der „Doctoren", die sich erboten haben, Vorlesungen zu halten, dem Herrn Carl Emmerich erklärt haben, daß sie nicht im Entferntesten daran dachten, ihre Versprechungen zu halten, so weiß ich nicht, was ich dazu sagen soll. Ich habe von keinem meiner Collegen eine solche Aeußerung vernommen, wohl aber von Mehreren, welche von der Schwierigkeit der Ausfuhrung des Unternehmens sprechen, gehört, daß sie jedenfalls das Versprechen, das sie gegeben, halten werden. Ein Mann, Ein Wort. Dr. Hammer und Göbel haben bereits angefangen, unter dem Widerspruche der Bibliothek-Kommission Vorlesungen zu halten, der Erste über Astrologie und mikroskopische Anatomie, der Zweite über Optik. Dr. Hilgard wird ebenso seine Vorlesungen über Botanik alsbald beginnen. Wir wissen so gut, wie Herr Emmerich, daß eine fertige Universität und selbst eine bescheidene polytechnische und naturwissenschaftlich-medizinische Schule

nicht alsogleich geharnischt aus dem Institute hervorsteigen wird, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters; aber wir glaubten, das Institut sei geeignet, einen Grund zu legen und einen Anfang zu machen, aus welchem mit der Zeit eine des deutschen Namens würdige Hochschule emporwachsen könnte. Wir kennen recht gut die Schwierigkeiten und Vorurtheile, welche jeder wissenschaftlichen Anstalt hier in Amerika entgegenstehen. Wenn aber Männer, von denen man eine Unterstutzung wissenschaftlicher Bestrebungen und Unternehmungen erwartet, wenn die Führer der freisinnigen Presse selbst solche „auf Leben und Tod" bekämpfen: dann müssen auch die Hoffnungen der thätigsten Freunde und Beförderer derselben sinken, und so müssen wir uns immerhin darauf gefaßt halten, daß Herr Carl Emmerich siegt und die wissenschaftliche Seite, die Partei der Optimisten, untergeht.

Die dritte Section, die sich gebildet, die literarische, hat bis jetzt nicht viele Lebenszeichen von sich gegeben, obschon es ihr nicht an Kräften fehlt, welche im Stande wären, Etwas zu leisten.

In Folge der Verhandlungen und Streitigkeiten über die Zwecke des Instituts und insbesondere den Wirkungskreis der Sectionen und ihre Stellung im Institute und zu der Leitung derselben haben sich nun, wie bereits angedeutet, zwei Ansichten geltend gemacht: die eine, welche das Hauptgewicht auf ein möglichst vollständiges Lesezimmer, eine gute Bibliothek und populäre Vorlesungen legt, die andere, welche das Hauptgewicht legt auf Anschaffung wissenschaftlicher Werke und Zeitschriften und anderer Lehrmittel, Veranstaltung von Lehrvorträgen und Lehrcursen, vorzüglich durch die Sectionen, mit besonderer Berücksichtigung der Mathematik und Naturwissenschaften; mit zwei Worten: eine Anstalt fur literarische Unterhaltung und allgemeine Bildung, eine Art von „Museum;" oder eine Anstalt für wissenschaftliche Bestrebungen und wissenschaftlichen Unterricht, eine „Akademie." An der Spitze der ersten Ansicht steht Herr Carl Dänzer, Redacteur des „Anzeiger des Westens", an der Spitze der zweiten der Präsident Dr. Hammer. Dieser hielt den Prinzipienstreit, der in den Verhandlungen des Vorstands immer wiederkehrte und zu unangenehmen Auftritten fuhrte, für so wichtig, daß er vor einiger Zeit eine außerordentliche Generalversammlung der Mitglieder berief, um diese Lebensfrage des Instituts zur Entscheidung zu bringen.

Er eröffnete die Versammlung mit einer Darlegung der Streitfrage, und bediente sich hiebei einer sehr entschiedenen Sprache gegen die der wissenschaftlichen Richtung entgegengesetzte Ansicht. Hierauf bestieg Herr H. Börnstein die Rednerbühne, sprach einen starken Tadel gegen den Präsidenten wegen Berufung einer außerordentlichen Generalversammlung aus, da die Differenz nicht so bedeutend sei, wie er sie darstelle, und durch Verhandlungen darüber nur ein Feuerbrand in das kaum aufgeführte Ge-

bäude geworfen werde, wie auch Herr Carl Emmerich in seinem Schreiben sich ausdrückt, und beantragte eine Vertagung der Versammlung ohne Diskussion. Damit war jedes weitere Wort abgeschnitten. Dieser Antrag wurde zur Abstimmung gebracht und die Versammlung stimmte mit Ausnahme von dreien, „wie Herr Carl Emmerich triumphirend berichtet", zu denen der Unterzeichnete gehört, für Vertagung.

Inzwischen dauerte der Prinzipienkrieg im Vorstande fort, und es stellte sich heraus, daß die Differenzen allerdings bedeutend genug sind, um eine rasche und sichere Entscheidung wünschenswerth zu machen. Eine solche ist zu erwarten von der in diesem Monate abzuhaltenden Generalversammlung. Die Losung ist: Akademie oder Museum. Von dem Ergebnisse der Generalversammlung wird es denn auch wohl abhängen, ob der heiße Wunsch des Herrn Carl Emmerich, daß der Präsident seine Stelle niederlege, erfüllt wird, oder nicht. Mein Wunsch und der Wunsch vieler anderer Mitglieder des Instituts, denen Förderung der Wissenschaft durch dasselbe in der That am Herzen liegt, ist der, daß dieser tüchtige und energische Mann dem Institute erhalten werde.

Erziehungs- und Unabhängigkeits- Verein in Belleville, Illinois.

Wir erhielten folgende Zuschrift aus Belleville, Illinois:

In Gemäßheit eines Beschlusses eines kleinen Vereines, von dessen Existenz unter dem Namen eines Erziehungsvereines derselbe sich erlaubt, sich Ihrer Aufmerksamkeit zu empfehlen, ersuchen wir Sie um gefällige Aufnahme des Folgenden in die „Atlantis", vorausgesetzt, daß Sie es für angemessen halten.

Das wesentliche Merkmal des Menschen ist sein Streben nach Selbstbestimmung, (nach innerer und äußerer Freiheit), und je höher die Stufe der Selbstbestimmung ist, die der einzelne Mensch erreicht, desto näher kommt er der Erreichung seines Lebenszweckes, desto mehr ist er ein Mensch, desto mehr Werth hat sein Leben für ihn selbst.

Dazu bedarf der Mensch aber der Erziehung, und von der Art der

Erziehung hängt hauptsächlich die Erreichung seines Lebenszweckes ab. Die Erziehung wird dem Menschen zu Theil durch die Gesellschaft, in der er aufwächst. Der Zweck der Gesellschaft ist kein anderer, als die Hinwegräumung der Hindernisse, die der Erreichung des Lebenszweckes aller seiner Glieder sich entgegenstellen.

Der einzelne Mensch und die Gesellschaft stehen in Wechselwirkung, so daß die Vollkommenheit der Gesellschaft von der Vollkommenheit ihrer Glieder, die Vollkommenheit ihrer Glieder aber von der Vollkommenheit der Gesellschaft abhängt, und durch sie befördert, oder im entgegengesetzten Falle verhindert wird.

Die Gesellschaft, in der wir leben, entspricht unseren Anforderungen an eine vollkommene Gesellschaft nicht, indem wir in derselben und oft durch dieselbe uns verhindert sehen, unserem Ideale zu leben und unsere Kinder der Erreichung desselben unserem lebhaften Wunsche und der erkannten Möglichkeit gemäß entgegenzuführen. Die Gesellschaft, in der wir leben, verschwendet alle ihr zugänglichen Kräfte und Producte der Natur, die geistigen und körperlichen Kräfte, die Zeit und das Leben ihrer Glieder zur Befriedigung der untergeordnetsten und erkünsteltsten Bedürfnisse. Sie setzt dem Treiben derjenigen ihrer Glieder kein Hinderniß entgegen, die ihre Mitmenschen auf das Raffinirteste zu der Alternative zwingen, entweder durch Mangel, oder durch übermäßige Arbeit, oder durch Beides zu verkümmern und zu verkommen. Es scheint, als ob diese Gesellschaft, in welcher wir unzweifelhaft gute, ja edle Elemente täglich den Anreizungen zum brutalsten und raffinirtesten Egoismus allmählig nachgeben sehen, in ihrer Zusammensetzung und in ihrer Masse zur Erfüllung ihrer natürlichen Bestimmung, die innere und äußere Freiheit aller ihrer Glieder zu fördern, weder die Erkenntniß, noch den Willen, weder die Macht, noch die Zeit habe. Jeder Einzelne muß sich in ihren Strudel hineinreißen lassen, um „sein Leben zu machen", ein Leben, das keinen höheren Zweck zu haben scheint, als sich zu erhalten, bis es abgelaufen.

Es ist der Trieb der Selbsterhaltung in seiner weiteren Bedeutung, der uns zu dem Entschlusse trieb, uns gemeinschaftlich anzusiedeln und Gleichgesinnten die Hand zum Anschlusse zu bieten. Unser Verein kann durch die Anzahl seiner Glieder keinen Anspruch auf die öffentliche Aufmerksamkeit machen; dennoch ist er groß genug und gibt in seiner Zusammensetzung den Mitgliedern die gegenseitige Bürgschaft, daß Nichts gewagt und Vieles erreicht werden könne, selbst wenn es ein abgeschlossenes, rein privatives Unternehmen wäre. Da wir aber glauben, daß unsere Tendenz mit der des höchsten gegenwärtigen Standpunktes der Civilisation zusammenfalle, so hoffen wir auf die Sympathie aller wahrhaft Gebilde-

ten, selbst wenn sie mit unsern Ansichten über den Weg zum Ziele nicht ganz einverstanden sein sollten.

Unser Zweck ist die Erziehung unserer Kinder zu dem Grade der geistigen Freiheit, dessen Erreichung uns mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln überhaupt möglich ist. Zweitens, die [allmählige] Hinwegräumung aller äußeren Hindernisse zunächst in unserer Gesellschaft, die der Entwickelung der Individualität entgegen stehen; mit anderen Worten die Beförderung der inneren und äußeren Freiheit aller Glieder der Gesellschaft.

Dazu bedarf die Gesellschaft eines Fonds, eines gemeinschaftlichen Vermögens, das wir dadurch zu erlangen hoffen, daß wir alles Land, das überhaupt jetzt und künftig angekauft wird, der Gesellschaft als Gemeingut sichern, welches dieselbe von ihren Gliedern bewirthschaften läßt, von welchem sie aber den Einzelnen so viel, wie ihr ohne Gefahr fur die Zwecke der Gesellschaft möglich ist, als Lehen überlassen mag, was aus den Händen der Lehensinhaber wieder in die Hände derGesellschaft fällt, wenn Jene es nicht mehr benutzen wollen oder können.

Wir halten nicht für überflüssig, daran zu erinnern, daß an dieser Maßregel so wenig Anstößiges ist, als daran, daß die Maurer und Zimmerleute Häuser bauen, die nicht gerade ihnen selbst gehören, oder daß die Lehrer Schuler unterrichten, die ja auch nicht ihr Eigenthum sind; daß es uns selbst dagegen viel anstößiger erscheinen würde, wollten wir Land kaufen, um etwa eine Stadt auszulegen und in Lots zu speculiren, statt daß wir uns zu Arbeitern auf unserm gemeinschaftlichen Lande, die Gesellschaft aber zum Arbeitgeber machen, wodurch wir hoffen, der Arbeit ihren vollen Lohn (d. i. Tauschwerth) zu sichern, den Einzelnen aber von nichts Anderem abhängig zu machen, als von dem Werthe seiner Arbeit, (obgleich wir es noch lange nicht fur die höchste Stufe der gesellschaftlichen Freiheit halten, wenn die Gesellschaft ihre Glieder nach dem Nutzen zu schätzen sich genöthigt sieht.) — In der Verschiedenheit und Ungleichheit des Besitzes sehen wir ubrigens keine Gefahr, solange derselbe nicht zur Ausbeutung Anderer benutzt wird. Je größer die Gesellschaft dereinst ist, desto leichter wird sie im Stande sein, allen derartigen Unternehmungen vorzubeugen oder ihnen unwiderstehliche Concurrenz zu machen, ohne sie ve bieten zu müssen. Es mag anstößig erscheinen, daß auf diese Weise alle Abhängigkeit in Einem Punkte concentrirt wird; aber wir sind überzeugt, daß wir erstens nicht mehr wie jetzt, von einander abhängig sind, Jeder von Jedem, und zwar sehr ungleich; sondern daß die Abhängigkeit, die nur noch in unsern eignen Händen, in den Händen einer ausgebildeten mit lebendigem Unabhängigkeitsdrange beseelten Menschen bestehenden Gesellschaft liegt, auf das kleinste Maß reducirt werden muß. Wir wollen keine Unabhängigkeit auf Kosten Anderer. Jede neue Maschine macht Tau-

sende erwerblos, unfreier, als sie ohnedieß schon waren; uns muß sie Alle unabhängiger machen.

Wir bilden uns nicht ein, das Alles bei unsern Lebzeiten fertig zu bringen; aber wir sind überzeugt, daß unser Streben in weiten Kreisen und gerade bei den humansten Menschen den meisten Anklang finden werde, ja, daß vielleicht Mancher, der den Beruf dazu in sich fühlt, sich uns noch vor der Colonisation zum Zwecke des ersten Anfanges anschließen werde.

Zu welcher Form der Gesellschaft unsere Bestrebungen endlich führen werden, können wir ruhig und füglich der Entwickelung der Gesellschaft überlassen. Ohne Communisten zu sein, und abgesehen davon, daß der Communismus gerade das Gegentheil von dem erreicht, was er erreichen will, nämlich statt der Freiheit die vollständige Aufhebung derselben, — anerkennen wir dennoch im Communismus die logische Consequenz. Angenommen also, unsere Bestrebungen müßten endlich zu etwas führen, was mit diesem Namen bezeichnet werden könnte, so sind wir dennoch überzeugt, es bedürfte selbst dann nur, den Communismus zum Gesetz, zur Vorschrift zu machen, um ihn sofort aufzuheben. Wir hoffen, verstanden zu werden. Selbstbestimmung ist der Zweck des Menschen, Beförderung der Selbstbestimmung der Zweck der Gesellschaft. Der freie und gute Mensch will eine freie und gute Gesellschaft, und eine freie und gute Gesellschaft will freie und gute Menschen. Das Gesetz aber macht den Menschen nicht frei und nicht gut. Der freie und folglich gute Mensch macht sich das Gesetz selbst. Man könnte die gesellschaftliche Freiheit definiren als das Recht, dem zu leben, was man für das Wahre, Schöne und Gute erkannt hat.

Wir wünschen möglichst Alles zu vermeiden, was unsern Bestrebungen den Anstrich einer Sonderbündelei geben könnte. Wir haben weder Dogmen, noch Autoritäten, und halten von Fahnen und Farben und Inschriften nicht sehr viel. Um aber doch bezeichnet werden zu können, haben wir uns zu dem Namen Erziehungs- und Unabhängigkeitsverein verstanden, wenn der Name Erziehungsverein nicht ausreichen sollte. Von der Erziehung erwarten wir eben Alles; und was immer wir thun mögen, so können wir nur anbahnen. Aber wir haben einen lebendigen Glauben an eine Menschheit, weil wir noch an uns selbst glauben; und darum glauben wir auch an das Wachsen und Gedeihen unseres Vorhabens.

Sollte die „Atlantis" und die vernünftige Presse überhaupt auf unser Vorhaben Rücksicht nehmen, so glauben wir uns zu Dank verpflichtet, weil wir voraussetzen müssen, daß selbst alle Arten der Kritik darüber nicht nur uns selbst nützen können, sondern auch Erörterungen der höchsten Angelegenheiten der Menschheit sein müssen.

Achtungsvoll

der Erziehungsverein.

Eine Bemerkung zu den beiden vorstehenden Mittheilungen.

Indem wir gewiß nicht nur in unserem eigenen Namen, sondern auch in dem unserer Leser den Einsendern dieser beiden interessanten Berichte unseren Dank abstatten, glauben wir daran eine allgemeine Bemerkung knüpfen zu können, die auch durch den Aufsatz des Dr. Günther im vorliegenden Hefte hervorgerufen wurde. Wir glauben nicht zu irren, wenn wir in diesen verschiedenartigen Aeußerungen und Bestrebungen eine innere Uebereinstimmung, einen Grundgedanken finden, der uns um so wohlthätiger anspricht, je weniger er mit äußerer Ostentation verbunden ist. Wir haben hier die Antwort auf die Frage: Hat das deutsche Element in Amerika eine Berechtigung und eine Zukunft? Wenn wir uns oberflächlich umsehen im Kreise des deutsch amerikanischen Lebens, so sehen wir viel unklares Wesen, viele zerfahrenen Bestrebungen, ein widerwärtiges Gemisch von deutschem Gewohntsein und amerikanischer Angewöhnung, daß wir eben nicht in Gefahr kommen, in Nationalstolz zu verfallen. Aber prüfen wir genauer, verfolgen wir die einzelnen Bestrebungen hier und dort, so werden wir in dem ungeordneten, verwirrten Chaos einzelne lichte Punkte finden, welche freilich nur einen kleinen Kreis erhellen, aber doch immer einen interessanten Gegenstand der Beobachtung und des Studiums bilden. Es gibt viele tüchtige Elemente, ehrenwerthe Bestrebungen und humane Tendenzen unter den Deutschen in Amerika; es ist eine wahre Lust, sie aufzusuchen, und den rothen Faden deutscher Kultur in dem vielfach verschlungenen Gewebe des amerikanischen Lebens zu verfolgen. Deßhalb hat auch die „Atlantis" jede Gelegenheit benutzt, solche Bestrebungen zur Oeffentlichkeit zu bringen, um dadurch zum Wetteifer anzuspornen und das Selbstvertrauen zu stählen. So verschieden die Unternehmungen sind, welche auf diesem Gebiete von den Deutschen versucht werden, sie sind Aeußerungen eines und desselben Geistes, der sich bald auf diese, bald auf jene Weise verständlich zu machen sucht, und am Ende doch noch zum Total-Ausdruck kommen wird. Es ist zu interessant, dieses Ringen und Streben des deutschen Geistes zu beobachten; Tausende der Vereine, Projekte, Unternehmungen scheitern, tausend andere treten an deren Stelle; aus dem frischen Grabe irgend einer gescheiterten Hoffnung sprießen neue Blumen der Hoffnung empor, und das Mißlingen ist nur die Triebfeder zu weiterem Wagen. Dies wollen wir auch der deutschen Akademie von St. Louis wünschen. Daß so viele Ansätze gemacht werden, das deutsche Leben in Amerika geistig zu klären und zu veredeln, beweist, daß die Kraft und der Drang dazu in dem deutschen Elemente liegt, daß man das Bedürfniß nach Kultur fühlt, wenn man auch noch nicht die Mittel hat, demselben zu genügen. Indessen die Mittel werden auch am Ende nicht fehlen. Wenn man nur einmal die Einsicht in den deutschen Volkscharakter

gewinnt, daß er ein unverwüstliches Streben zur Kultur hat, und gewissermaßen mit derselben unzertrennbar verwachsen ist, dann wird man über alle Besorgnisse wegen der Zukunft des deutsch-amerikanischen Elementes erhaben sein. Schon daß die Frage aufgeworfen wird: Hat das Deutschthum eine Zukunft in Amerika? ist eine Bejahung derselben.

Je unangenehmer die Verhältnisse um uns her sind, je mehr sich die Trümmer verunglückter Hoffnungen um uns häufen, und je deutlicher wir einsehen, daß es am Ende mit unseren eigenen Bestrebungen nichts ist: desto fester müssen wir an der Ueberzeugung haften, daß die gute Sache durch jedes ihr gebrachte Opfer gewinnt, und daß auch verunglückte Unternehmungen ihr Scherflein beitragen zu endlichem Gelingen der Bestrebungen, die wir selbst nicht durchsetzen konnten. Es mag sein, daß dieser Trost sehr weit hergeholt ist, aber es ist leider der einzige, der uns bleibt.

Vergleichen wir die geselligen Bestrebungen der Deutschen vor und nach der letzten Präsidentenwahl, so sehen wir einen entschiedenen Fortschritt, indem man immer mehr nnd mehr aus den leeren formellen politischen Bestrebungen auf das eigentliche Radikal der Reform zurück kommt, auf die E r z i e h u n g. Dies ist jedenfalls der Punkt, um welchen sich die deutschen Bestrebungen in Amerika conzentriren müssen, und wo das deutsche Element in seiner eigentlichen Bedeutung und Berechtigung hervortritt. Wenn jemals das Schulsystem in Amerika von den untersten Stufen der Primärschulen bis zu den großartigen Anstalten der Universitäten und Akademien consequent ausgebaut werden und einen regelmäßigen, planvollen Organismus bekommen soll, so wird dies nur mit Hülfe der Deutschen, mit Hülfe der deutschen Ausdauer und Erfahrung in Schul-Angelegenheiten geschehen. Wir haben schon oft darauf aufmerksam gemacht, daß dies die dankbarste Aufgabe ist, die dem deutschen Elemente in Amerika zu Theil wurde, und daß die Amerikaner in diesem Gebiete gewiß die Conkurrenz der Deutschen, welche ihnen auf dem Gebiete der praktischen Politik oft unbequem wird, ertragen, ja herbeirufen werden. Deutschland hat der Schweiz den größten Theil ihrer Lehrkräfte gegeben; seine Lehrer zeichnen sich in Rußland und im Oriente aus; eine viel höhere Stellung kann aber in Amerika die deutsche Kultur einnehmen, wenn sie sich gerade auf dem Felde bewegt, auf dem sie heimathlich sich zu benehmen gewohnt ist. Jeder kleine und große Beitrag zu diesem Werke wird nicht vergeblich sein; ein Unternehmen zieht das andere nach sich; ein Versuch wird von dem zweiten Versuche gefolgt, und zuletzt steht ein Resultat vor unsern Augen, welches wir nach den bescheidenen Anfängen und Mitteln gar nicht zu erwarten ein Recht hatten. Deßhalb rufen wir den Bestrebungen in St. Louis und Belleville ein fröhliches Glück auf! zu.

Wir haben während der letzten Präsidentschaftswahl-Campagne gesehen, daß die amerikanische Politik nicht fesselnde Kraft und Reiz genug

hat, um die Deutschen zu einer Einigung und Organisation zu vermögen. Alle Versuche, eine Organisation der freisinnigen deutschen Elemente auf Grundlage der republikanischen oder einer ihr ähnlichen Platform zu Stande zu bringen, sind gescheitert, und werden auch voraussichtlich in der nächsten Zukunft scheitern. Wenn eine solche Organisation getroffen werden soll, muß man tiefer greifen, als zu politischen Parteibestrebungen; man muß gerade an die wesentlichsten Eigenthümlichkeiten des deutschen Volkscharakters appelliren, an die Errungenschaften der deutschen Kultur. Wenn auch diese Basis vielleicht nicht so breit ist, wie eine politische Platform, so erlaubt sie doch einer großen Menge von zerstreuten Kräften, sich darauf zu versammeln, und es ist jedenfalls der Vortheil dabei, daß, wird in dieser Beziehung einmal eine Vereinigung getroffen, daß dieselbe von unzerstörbarer Dauer und unvergänglichen Folgen sein wird.

Der deutsche Einfluß muß in die amerikanische Gesellschaft hineinragen, wie vor Zeiten der griechische Einfluß in das römische Weltreich, nur in civilisirterer und humanerer Form. Das unglückliche, gedruckte Deutschland hat Amerika nothwendig, um den Martyrern der politischen und socialen Zustände eine Heimath zu verschaffen; aber Amerika hat auch das deutsche Element nothwendig, um durch die Berührung mit deutscher Kultur die Schroffheiten des anglosächsischen Volkscharakters abzuschleifen.

Ansichten

des „Independent" und des „Evangelist"

über

deutsche Wissenschaft und Literatur.

[Von Carl Hütter.]

Lange, ehe Luther auftrat, hatten sich die Deutschen bemerklich gemacht durch ein scharfsinniges Forschen, durch Intelligenz und ehrenfesten Charakter und durch eiserne Beharrlichkeit in Verfolgung abstrakter Wissenschaften.

Die Annalen der Geschichte erzählen, daß auf dem Concilium zu Con-

stanz Niemand prätendiren konnte, Huß zu widerlegen, als der deutsche Professor Zacharias, während zu derselben Zeit Deutschland mehr, als alle übrigen Länder Europa's vereinigt auf eine Reformation der Kirche drang.

Wenn die späteren Zeitalter auch nachweisen, daß die Deutschen nicht jene Civilrechte und Privilegien genoßen, welcher sich manche Zweige der großen Teutonischen Familie erfreuen durften, so steht doch auf der andern Seite die Thatsache fest, daß der Deutsche sich an Einer Freiheit erlaben konnte — an der Freiheit der Gedanken. Den deutschen Universitäten war von ihrem Entstehen an in der Ausübung dieses Privilegiums eine demokratische Freiheit erlaubt, und scharfsichtige Fursten wußten sich diese Klappe offen zu halten, eine Art Sicherheitsklappe, um zu verhindern, daß der energische Geistesdrang der Deutschen ihre Throne nicht zum Schwanken oder Umsturz brachte. Auf dem Felde der gelehrten Speculation hatte der deutsche Gelehrte und Hochschuler keine Sternkammer oder Hohe Commission zu fürchten: hier hatte er ein großes Feld, worauf er sich ergehen konnte, so lange seine abstrakten Theorien nicht Hand an die wirklichen Institutionen und Regierungen legten; aber mehr als einmal griffen dieselben über das begrenzte Feld hinaus, — Mephisto zeigte sein Haupt, und alarmirte die Welt. Voltaire mit seiner Revolutionsphilosophie würde wohl nicht eine solche Epoche haben schaffen können, hätte nicht Lessing existirt, wäre nicht ein Friedrich der Große fur seinen Geist empfänglich gewesen, und hätte die deutsche Speculation den Boden nicht gehörig zugepflügt gehabt, aus welchem dann die deutschen Neologen Strauß, Bauer und Feuerbach erstanden.

Angenommen, aber nicht zugegeben, daß die Influenz Deutschlands auf die Zukunft der Welt weniger Interesse erregt: seine Vergangenheit aber hat dieselbe mit Vorräthen von Gelehrsamkeit ausgestattet, und mit Schätzen, die unvergänglich sind. Fragt nach den abenteuerlichen Geistern, welche der Stimme der Natur nachspürten, auf Entdeckungen ausgingen, durch arctischen Schnee, über tropischen Zonen, auf allen Oceanen der Natur nachforschten, — und ihr werdet einem Burkhardt, Niebuhr, Barth und einer Masse Anderer begegnen, bis ihr endlich auf Humboldt stoßt, welcher mit furstlichem Range über den Schätzen der Wissenschaft thront. Und wenn wir von Dichtern sprechen wollen, wo findet man ein civilisirtes Land, das nicht familiär geworden wäre mit Klopstock, Bürger, Schiller, Wieland, Rückert, Uhland und jenem furstlichen Genie Göthe, jenem kalten aber geschmackvollen Sceptiker, der den Parnassus eroberte und einen Olymp daraus schuf, vor dem sich der Helden Verehrer Carlyle mit all seiner wilden Energie zum ersten Male beugte, vor diesem ruhigen, leidenschaftslosen Manne, der stark und majestätisch in seiner Ruhe dastand?

Was Gelehrsamkeit in historischen und biblischen Untersuchungen anbelangt, müssen wir aus deutschen Quellen schöpfen. Heeren und Niebuhr haben den classischen Geist Griechenlands und Roms in lebendige Formen gegossen. Der Name Winkelmann wird ewig unsterblich bleiben in der Geschichte der antiken Kunst. Heine kann der Erscheinung einer Kritik entgegensehen, welche die seinige möglicherweise noch in Schatten stellen dürfte. Mosheim, Neander, Gieseler, sind, was Kirchengeschichte anbelangt, bis jetzt ohne Rivalen geblieben. Die Kommentare eines Michaelis, Gesenius, Bengel, De Wette, Olshausen, Hengstenberg, Tholuck über die heiligen Schriften sind bis jetzt einzig in ihrer Art. In Hamann hatte Deutschland seinen „Magus des Nordens", in Herder einen „Humanisten", dessen Garten voll von Blumen der Humanität, von dem Geiste hebräischer Poesie duftet. Was hat nicht die romantische Schule mit Tieck, Schlegel, Novalis und den Stolbergs an der Spitze, geleistet, und haben sich nicht die Philosophen Kant, Fichte, Schelling und Hegel einen Namen erworben, der für Jahrhunderte mit Glanz genannt werden muß! Nicht minder haben sich Schleiermacher, Rheinhard, Knapp, Storr, Planck, Eichhorn, Ewald Loorbeeren erworben, ja Amerika selbst hat alle Ursache, des verbannten Follen, Lieber und Rauch eingedenk zu bleiben. Von lebenden Celebritäten wollen wir nun nennen: Gervinus, Ullmaan, Umbreit, Dorner, Kahnis, Herzog, Bunsen, Ranke; von Kanzelrednern: Krummacher, Wichern, Kapf und die Hofackers — lauter Namen, deren Influenz auf die weite Sphäre der Welt sich ausdehnt.

Die Gelehrsamkeit und Literatur Deutschlands kann nur von dem Unverstand oder Eigendünkel unterschätzt werden. Sie bilden Thatsachen von großer Wichtigkeit in dem Fortschritte der Menschheit und der Geschichte der Racen, Thatsachen, welche ihre Berechtigung von selbst vindiciren bei jenen, welche die Elemente in Betracht ziehen, die beitragen, der Bestimmung der Welt Form zu verleihen.

Deutschland hat — um einen passenden Ausdruck zu gebrauchen — rechtmäßig das Scepter der intellectuellen Meisterschaft gewonnen, und die Zeit wird ihm noch Verehrung zollen.

Westliche Briefe.

XIII.

Ich habe schon lange mit der Fortsetzung di-ser Briefe gezögert; der einzige Grund ist, weil mir die Laune und die Stimmung fehlte. Und auch jetzt, „im wunderschönen Monat Mai", will die rechte St mmung noch nicht kommen, um sich ganz in seiner Subiektivität gehen zu lassen. Was ist Stimmung und Laune? Eine psychologische Schwäche uud Zufälligkeit, welche gar keine Berechtigung hat, die uns aber doch mehr, wie wir wissen und wollen, beherrscht. Wir machen die Stimmung nicht selbst; wir lassen sie uns durch äußere Umstände, fur welche wir eine gewisse Empfänglichkeit haben, aufdringen. Es ist mit der Laune, wie mit dem Wetter; Sonnenschein und Wolkenlicht, klare Luft und Nebel, Sturme und Windstille wechseln, und ebenso wenig wie die Meterologie die Launen des Wetters ergründet hat, können wir die Launen des menschlichen Lebens erklären. Es ist noch eine andere Beziehung zwischen dem Wetter und der Laune vorhanden; das Wetter beherrscht die Laune. Grade hier können wir unsere vollständige Abhängigkeit von der Natur und ihren Einflüssen erkennen; ein freundlicher Sonnenstrahl erhellt unsere Laune, während ein grauer Wolkenhimmel und scharfe Winde uns vollständig verstimmen. Und wird man uns die üble Laune verdenken, wenn uns selbst der Mai, der Monat der Liebe und Lieder, noch in aller Barbarei des Winters erscheint, wenn uns der weite See statt seiner schiffewimmelnden blauen Fluthen ein wüstes sibirisches Eisfeld zeigt, wenn statt der Mailüfte uns scharfe Nordwinde umwehen, und die Fälle des Niagara in eine Festung von Eis gehullt sind. Es macht einen sonderbaren Eindruck, noch am zehnten Mai die treibenden, wogenden Eismassen zu sehen, wie sie in dicht gedrängten Schaaren den Fluß hinabziehen, und die Fälle hinunter hüpfen, wie sie dann unter dem Fall, keinen Ausweg findend, sich zu einer schollengehäuften, unregelmäßigen und verrätherischen Brücke bilden, grade als wenn sie den hie und da durchblickenden Strahlen einer wärmeren Sonne trotzen wollten. Und der Wald steht zur Seite, grau und mürrisch, wie ein Greis; noch keine Spur von der Fruhlingsvegetation, von Blüthen und Blättern, von Vögeln und Liedern tragend. Nur tief im Moose und unter dem modernden Laub finden wir die ersten Keime des Frühlings, kleine zarte Waldblumen mit feingeränderten Blättern und halb geöffneten Blumenkelchen, die so furchtsam zwischen dem Moos und Laub hervorschauen, als zitterten sie vor der harten, scharfen Luft draußen. Das ist ein Frühling, das ein Mai in Amerika!

Und nun dazu die Aussicht, daß, sobald, wie das sibirische Klima weicht, die Hitze des Sommers mit Cholera und Fieberbegleitung erscheint, mit allen Plagen und Gefahren des tropischen Klima's, ohne die grandiose Naturschönheit und die verschwenderische Produktion desselben. Die Extreme berühren sich hier, im Leben der Natur, wie in dem der Menschen, und wenn die Menschen einseitig, langweilig und fanatisch sind, sollen wir dies nicht aus den natürlichen Verhältnissen erklären? Ist dies nicht vielleicht das Geheimniß des amerikanischen Lebens, daß es keine Uebergänge gibt, keine Frühlingstage, die uns mit sanfter Hand aus dem harten, kalten Winter in den Sommer führen, — aus dem Zeitalter der Barbarei mit allen ihren Schrecken, den Indianergräueln und der Negersclaverei, dem Nativismus und puritanischen Engherzigkeit, in das wärmere Zeitalter der Humanität und einer freien und gleichen Demokratie?

Man hat den langsamen, stufenweisen, organischen Fortschritt bisher die Eigenthumlichkeit des angloſächsischen Volkscharakters genannt. Man bezog sich zum Beweise derselben auf den Verlauf der englischen Geschichte, und die Stein für Stein, Säule für Säule sich aufbauende Entwickelung der politischen Institutionen Englands im Unterschiede zu den stürmischen Katastrophen und wechselnden Gegensätzen, welche wir namentlich in der französischen Geschichte bemerken. Aber finden wir in Amerika diese Eigenthumlichkeit des angloſächsischen Volkscharakters wieder? Ist hier der langsame, stufenweise, historische Fortschritt zu bemerken, der die englische Geschichte zu einem so interessanten Studium macht; geht hier der Gang der Entwickelung in Uebereinstimmung mit den naturlichen Verhältnissen, die hier mehr, wie in jedem andern Lande geeignet sind, den naturgemäßen Fortschritt zu regeln; folgt hier Reform und Reform, Verbesserung auf Verbesserung in socialer, wie in politischer, wie in materieller Beziehung? Können wir das Wachsthum der Ver. Staaten auf bestimmte natürliche Gesetze zuruckfuhren, auf die Entwickelung eines bestimmten positiven Systemes, dessen Grundlagen uns bekannt sind, dessen bisherige Entwickelung uns klar vor Augen liegt, dessen Zukunft wir aus dem vorliegenden historischen Material leicht construiren können? Dies sind Fragen, welche wohl Niemand mit einem entschiedenen Ja beantworten werden wird. Wir sehen in der Entwickelung der Ver. Staaten, sowohl in politischer, wie in materieller Beziehung, kein System, sondern eine Kette von Zufälligkeiten, keine naturgemäßen Fortschritte, sondern wahnsinniges Vordringen in die Zukunft auf der einen, verderbliches Zurückbleiben in der Vergangenheit auf der andern Seite; es ist keine regelmäßige constante Bewegung vorwärts, sondern ein unruhiges, hastiges, von tausend Ruckfällen und Widersprüchen unterbrochenes Jagen und Treiben, welches mehr an die Speculationen eines Abenteurers und Spielers, als an die Entwickelung einer großen, mächtigen Nation erin-

nert. Alles besteht hier aus Gegensätzen und Extremen, welche sich nicht einmal nach logischen Gesetzen ablösen und nach den Regeln des Widerspruchs entwickeln, sondern die in launenhafter Zufälligkeit und Systemlosigkeit auf einander folgen, heute diesen, morgen jenen Aushängeschild nehmen, und mit eben so großer Schnelligkeit verschwinden, wie sie mit großen Prätensionen aufgetreten sind. Nach wie vielen Richtungen sahen wir in diesen letzten Jahren den Strom der öffentlichen Meinung fließen! Wie viel politische Themate tauchten heute mit ungeheuren Prätensionen auf, um morgen wieder einem neuen Humbug Platz zu machen! Welch sonderbares Frage- und Antwortespiel wurde von den einzelnen Parteien gespielt! In dem ganzen Wirrwar der hin und herwogenden Bestrebungen war am Ende nichts Anderes gewiß, dauernd und constant, als das langsame, aber unaufhaltsame, und systematische Vordringen jener Prosclaverei-Bestrebungen, welche den friedlichen Gang der amerikanischen Entwickelung mit stürmischen, revolutionären Entwickelungsformen vertauschen werden.

Gewiß, man läßt mit der Größe des Landes, seiner steigenden Bevölkerung und materiellen Entwickelung auch die historischen Uebel der Sklaverei und Corruption wachsen, so daß zuletzt sich ein Gegensatz der Klassen und Interessen ergibt, welcher sich nicht mehr mit dem lange abgenutzten und schon jetzt unbrauchbar gewordenen Pflaster der Kompromisse und Conzessionen vertuschen läßt. Jede Bestrebung, welche in Amerika auftaucht, nimmt einen fanatischen exzessiven Charakter an, mag sie nun auf dem Wege der Reform oder der Reaktion liegen. Während die Reaktion mit der sie überall charakterisirenden Brutalität und Rücksichtslosigkeit wüthet, verderben selbst die Reformer ihre aus humanen Motiven entspringenden Bestrebungen durch einen Fanatismus und durch eine Einseitigkeit, welche natürlich wieder Einseitigkeit auf der andern Seite hervorbringen muß. Es ist, als wenn der Amerikaner immer nur Einen Gedanken zu gleicher Zeit im Kopfe haben könnte; ein systematisches Denken, ein Abwägen und Vergleichen der verschiedensten Gegenstände, eine logische, organische Gedankenfolge bemerken wir selten; der Gedanke, welcher gerade den Menschen beschäftigt, läßt ihn ungerecht gegen alle anderen Gedanken und Bestrebungen werden, und so treten selbst gerechtfertigte, gutgemeinte, humane Bestrebungen, wie z. B. die Mäßigkeitsbestrebungen, die Bestrebungen zu Gunsten der Abschaffung der Sklaverei, zur Aufrechthaltung der Reinheit der Wahlen u. s. w. in dem Gewande des Fanatismus hervor, der gewiß jede Popularität beim Publikum unmöglich macht. Ein erklärender Grund dieser Erscheinung mag der vollständige Mangel an philosophischer Bildung sein, auf den Amerika stolz ist; aber andere Gründe liegen wohl in dem Charakter des Volkes und in der Natur der Verhältnisse, unter denen die amerikanische Entwickelung vor sich geht. Volk und

Land ist noch unreif und unfertig, und da kann es natürlich an Einseitigkeiten, Uebertreibungen, überspannten Illusionen und getäuschten Hoffnungen aller Art nicht fehlen. Uns kommt Amerika wie ein reicher Erbe vor, der noch unmündig in den Besitz eines ungeheuren Erbtheils gesetzt wird. Europa hat diesem Volke seine Geschichte und Cultur, Amerika alle Schätze der Natur vermacht. Wer mag es dem jungen Erben übel nehmen, wenn er in diesen Schätzen schwelgt, ohne sie planmäßig und vernünftig zu benützen, wenn ein ganzes Volk die Thorheiten, welche mit der Entwickelung jedes einzelnen Menschen unter denselben Verhältnissen verbunden sind, im Großen und Ganzen mitmacht? Gewiß, alle Mängel der amerikanischen Entwickelung lassen sich eher erklären, als abstellen.

XIV.

Um einen handgreiflichen Beweis für die Richtigkeit vorstehender Charakteristik zu haben, braucht man sich nicht einmal an den politischen Partei-Fanatismus, wie er namentlich bei der letzten Präsidentenwahl tobte, zu erinnern; nein, selbst die materiellen Verhältnisse sind mit in den Strudel dieser extremen Uebertreibungen hineingerathen, und selbst die Lichtpunkte des amerikanischen Lebens, in denen sich am deutlichsten die providentielle Bestimmung dieses Volkes zeigt, erscheinen uns in verzerrten und übertriebenen Zügen. Die interessanteste und wohlthuendste Erscheinung, die wir in Amerika bemerken, ist die Einwanderung in den Westen, und die Cultivirung jener ungeheuren Territorien zwischen dem Mississippi und den Felsengebirgen. Dort liegt die Zukunft nicht nur Amerika's, nein, eine große Zukunft der Menschheit. Grade jetzt, wo die westlichen Territorien im Begriff sind, sich als Staaten in die Union aufnehmen zu lassen, wo man die ersten Vorbereitungen zum Baue der Pacifik Bahn trifft, und aus den östlichen Staaten der Union eine wahre Völkerwanderung westwärts strömt: wird unsere Aufmerksamkeit besonders auf den Westen gelenkt und auf die eigenthümlichen Bedingungen, unter welchen derselben sich entwickelt. Hier, sollte man glauben, ist freier Spielraum für eine friedliche, naturgemäße Entwickelung; hier bedarf es keiner künstlichen Anregungen und Beschränkungen; hier geht die Bildung der Gesellschaft, die Staatenbildung, nach den Grundsätzen des reinen Naturrechtes vor sich. Ja wohl, so sollte man glauben, allen materiellen Bedingungen nach zu schließen. Aber gerade hier sehen wir die größten Uebertreibungen und Unregelmäßigkeiten; hier wird der natürliche Weg der Entwickelung durchaus nicht eingehalten; hier gerade sehen wir alle Er-

centrizitäten, welche den amerikanischen Volkscharakter auszeichnen. Wir wollen hier nicht einmal von der Geschichte von Kansas sprechen, eine Geschichte, die gleich in ihren ersten Blättern mit Blut geschrieben ist, und eher in die finstersten Zeiten des Mittelalters, als in unser humanes Jahrhundert gehört; wir wollen nicht einmal an Utah erinnern, an jene großartige Verirrung des menschlichen Geistes, welche eine zahlreiche Bevölkerung aus der Civilisation in die Wildniß, und was noch schlimmer ist, in die Barbarei zieht: wir wollen auch der vielfachen Indianergreuel und Kriege nicht gedenken, welche die ersten Fußtapfen der Civilisation in den westlichen Wäldern röthen: mehr noch, wie durch alle diese traurigen Symptome der Barbarei, wird die Zukunft des Westens durch die ungeheure Landspeculation gefährdet, welche mehr, wie jede andere Erscheinung, uns das Unstäte, Unregelmäßige und Uebertriebene der amerikanischen Verhältnisse zeigt.

Die „Atlantis" hat niemals ihre Vorliebe für den Westen, namentlich in Bezug auf die deutsche Einwanderung, verleugnet; sie hat immer im Westen die neue Heimath der deutsch-amerikanischen Bevölkerung gefunden, nicht in den östlichen Staaten, wo die Verhältnisse schon so festgewachsen sind, daß die Einwanderung sich nicht hineinleben kann. Sie stimmt auch noch heute in den Ruf „westwärts!" ein. Aber gerade deßhalb, weil wir die große Bedeutung des Westens erkennen, verdammen wir den Schwindel und die Speculation, welche die naturgemäße Entwickelung des Westens anticipirt. Es scheint eine vollständige Manie zu herrschen, die Zukunft des Westens zu ruiniren, so toll wird darauf losgearbeitet, und wir haben nur wenige Zahlen nothwendig, um dies zu beweisen. Wenn wir den Preis der Bauplätze in den westlichen Städten, ja selbst in den blos auf dem Papiere stehenden Städten, wie auch der Farmländereien mit ihrem reellen Ertrage, wenn wir das Angebot von Land, das gegenwärtig im Markte ist, mit der Nachfrage vergleichen, so kommen wir zu dem Resultate, daß ein allgemeiner Krach bevorsteht, der eine der größten Unternehmungen der Menschheit in eine ökonomische Calamität verwandeln wird.

Wir wollen die Elemente untersuchen, von denen der Werth des Landes abhängt, und zunächst hier blos die ökonomische Frage beruhren, die politische einstweilen bei Seite lassend. Wir nehmen diese Untersuchung aus dem „Cincinnati Rail Road Reporter."

1. „Vom Jahre 1850 kennen wir in den Ver. Staaten die wirkliche Bevölkerung, den wirklichen Betrag des cultivirten Landes und die Produktenmasse, welche es hervorbrachte. Das Gesammtprodukt ergibt, nach Abzug der Aussaat, einen Ueberschuß von 10 Prozent fur die Ausfuhr. Wir können daraus den begründeten Schluß ziehen, daß die Masse des

cultivirten Landes damals ungefähr dem Bedürfnisse entsprach, und dem, was das Volk in seinem jetzigen Civilisationszustande auch nach Verhältniß in Zukunft bedürfen wird. Danach ist anzunehmen, daß die Masse des cultivirten Landes nicht viel schneller sich vermehren kann, als die Bevölkerung. Wahrscheinlich sogar wird das cultivirte Land nicht so rasch zunehmen, denn die Tendenz der Population neigt sich jetzt den Städten zu, so daß das Verhältniß der ackerbauenden Bevölkerung sich vermindert. Es ist daher auch augenfällig, daß der Betrag des verkauften Landes nicht mit Sicherheit jenes überschreiten kann, weil doch am Ende das Land [in der großen Masse] nur gekauft wird, um es landwirthschaftlich zu bebauen. Ueberschreitet nun die Vermehrung des Farmlandes die Nachfrage, so müssen naturgemäß die Preise des Landes fallen.

2. Vergleichen wir nun mit diesen allgemeinen Sätzen die bekannten statistischen Verhältnisse des Landes. Im Jahr 1850 standen die Resultate so:

Bevölkerung, Menschen, - - -	23,191,876
Cultivirtes Land, Acker, - - -	113,032,614
Uncultivirtes Land, - - - -	180,528,000
Zusammen im Privateigenthum, Acker, - -	293,560,614
Verhältniß des zehnjährigen Zuwachses der Bevölkerung	3½ pCt.

Demgemäß ist der jährliche Zuwachs der Bevölkerung und des cultivirten Landes:

Jährlicher Zuwachs der Bevölkerung - -	808,000
„ „ des cultivirten Landes, Acker,	3,955,000
„ „ des uncultivirten Landes, Acker,	6,817,000
„ „ alles Privatlandes, Acker	10,272,000

Zehn Millionen Acker Landes ist also in jetziger Zeit die jährliche Nachfrage. Dies ist ein Factum; so viel wird begehrt und nicht mehr. Es mag mehr verkauft werden, aber, wenn das der Fall ist, so muß es früher oder später den Markt überfullen. Wir halten es außer Zweifel, daß dies in diesem Augenblick der Fall ist.

Im Jahre 1854 betrug der Verkauf des Regierungslandes 7 Millionen Acker und der Landwarrants etwa 1 Million. Seitdem, in den Jahren 1855 und 1856, hat die Landmasse, woruber disponirt ist, um das Doppelte zugenommen. Dazu müssen wir noch hinzurechnen, ein bis zwei Millionen Acker, worüber die Eisenbahnen verfugt haben. Hiernach finden wir, daß der jährliche Landverkauf der Regierung (einschließlich der Land-Warrants) 50 bis 100 Procent über den reellen und wirklichen Begehr ist.

Fassen wir diese Thatsache in Verbindung mit den ferneren Thatsachen, daß die Bevölkerung sich jetzt mehr den Städten zuwendet, und daß

die auswärtige Einwanderung abgenommen hat, in's Auge, so muß es klar sein, daß eine ungeheure Landspekulation ihr Wesen treibt. Betrachten wir nun gar die Townlots, so schwillt die Spekulations Blase noch ungemein viel mehr an. In Kansas und Nebraska wird alle sechs Meilen eine Stadt angelegt; jede von ihnen ist natürlich dazu bestimmt, das New York des Westens zu werden!

Weder solche Landspekulation ist etwas ganz Neues, noch auch ihr Resultat. Es hat noch allenthalben und jedesmal zu einer Explosion und zu einem Niederwerfen der Preise geführt, die dann Jahre lang sich nicht wieder heben konnten. Wir behaupten nicht mit Bestimmtheit, daß die Krisis schon da ist, aber die Anzeichen des nahenden Sturmes sind nicht zu verkennen.

Das Geld in den Landstädten ist sehr knapp, wo es um diese Jahreszeit reichlich vorhanden sein sollte. Die Leute, welche nach dem Westen gehen, sind aufgeregt und voller Einbildungen. Townlots werden zu wenigstens vierfach so hohen Preisen verkauft, als gerechtfertigt wären, wenn die Städte schon so angewachsen wären, wie man sich einbildet, daß es einstens geschehen werde. — Diese Zeichen sind untrüglich."

Diese Schilderung ist gewiß nicht übertrieben, und die aus derselben gezogene Folgerung wird von vielen Blättern getheilt. Wir haben sie mitgetheilt, nicht um das Vertrauen auf die Zukunft des Westens zu zerstören, die Einwanderung nach dem Westen zu hemmen, und die Pioniere der Civilisation in ihrem Vordringen aufzuhalten; nein, gerade die gesteigerten Verhältnisse des Westens verlangen eine gesteigerte Einwanderung, und nur diese kann alle die Irrthümer corrigiren, welche von den Spekulanten gemacht sind. Im Vollbesitze aller natürlichen Hülfsmittel und das Ziel einer zahlreichen Einwanderung, wird der amerikanische Westen hoffentlich über alle die Hindernisse und Gefahren hinwegkommen, welche ihm durch die Hastigkeit und Uebereilung des amerikanischen Volkscharakters bereitet werden. Aber um diesen Gefahren zu entgehen, ist es zuerst nothwendig, sie aufzudecken, sie in ihrer ganzen Größe hinzustellen, Illusionen zu zerstören und die extremen Ansichten auf ihr richtiges Maaß zurückzuführen. Amerika hat schon manche große finanzielle Katastrophen erlebt, die für den Moment zerstörend wirkten, aber doch die materielle Entwickelung des Landes nicht hemmen konnten; so wird auch die Katastrophe im Westen, die wir als unausbleiblich vorhersehen, vielleicht nur dazu dienen, die Luft zu reinigen, welche jetzt mit bösen Dunsten geschwängert ist.

Ein Amerikaner über öffentliche Erziehung.

(vergl. : an adress, delivered in the hall of the house of Representatives in the Capitol at Lansing by Henry P. Tappan, president of the University of Michigan, 1857.)

Die „Atlantis" hat sich schon mehrfach mit Ann Arbor und seiner emporblühenden Universität beschäftigt; der oben angezeigte Vortrag des Präsidenten dieser Universität gibt uns eine willkommene Gelegenheit, auf einen Gegenstand zurückzukommen, der die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen des Publikums in hohem Grade verdient. Wir finden in diesem Vortrage Ansichten über öffentliche Erziehung, welche in Amerika selten sind, und welche auch Herr Tappan wohl nur durch eine streng philosophische Erziehung, wie auch durch eine spezielle persönliche Bekanntschaft mit dem Unterrichtssystem Europa's, namentlich Preußens gewonnen hat. Herr Tappan faßt die Erziehung als ein organisches Ganze auf, dessen einzelne Theile mit einander in Wechselwirkung stehen, und sich gegenseitig ergänzen mussen, und in der That ist eine solche Auffassung allein geeignet, das Verhältniß der Primär-, Sekundär- und Hochschulen zu erklären. Wir können uns nicht versagen, eine kurze Uebersicht dieses Vortrages zu geben.

Nach einigen einleitenden philosophischen Bemerkungen, deren Dualismus wir hier nicht weiter erörtern wollen, in denen der Verfasser das innere und außere Leben des Menschen gegenuberstellt, die That und den Gedanken, und mit Recht nachweist, daß alle That und alles Werk aus dem Gedanken entspringt, kommt Herr Tappan zu einem Satze, der uns namentlich in Amerika und bei einem Amerikaner überrascht, nämlich, daß der Unterschied zwischen abstrakten und praktischen Wissenschaften ein absurder sei. Dies ist gewiß eine richtige Bemerkung, welche einem Volke, das sich ausschließlich das praktische nennt, und mit Hochmuth auf jede philosophische Anschauung herabblickt, nicht genug eingeprägt und wiederholt werden kann. Daß Herr Tappan nicht nur die Naturwissenschaften und die praktische Berechtigung derselben vertheidigt, sondern selbst der Metaphysik, als der Fundamentallehre des Denkens, des Rechtes, der Gesetzgebung, der Moral das Wort redet, verdient in diesen unphilosophischen, materialistischen Tagen alle Anerkennung. Diese philosophische Anschauung begleitet den Verfasser durch die ganze Entwickelung seines Thema's hindurch; er schildert die Erziehung als die Entwickelung des Menschen von Innen heraus, eine Erziehung des inneren Lebens, dessen Abdruck und Resultat das äußere Leben des Menschen, seine Handlungen und Thaten, sind; er weist nach, wie Schritt fur Schritt, Stufe fur Stufe die Erziehung voranschreiten muß, nach ihren eigenen, inneren Gesetzen, daß sie ein organisches Ganze sein musse, dessen höchste Spitze wieder die Basis fur die unterste Stufe sei. Moleschott hat ein beruhmtes Buch über den „Kreislauf des Lebens" geschrieben, indem er nachweist, wie die Ver-

wandelungen des Stoffes sich regelmäßig wiederholen; Herr Tappan deutet den Kreislauf der Erziehung an, indem er mit Recht nachweist, daß die Primärschule ebenso gut die Universität als eine Vorbedingung voraussetze, wie die Universität die Primärschule. Dadurch, daß die höheren Schulen den niederen die Lehrer geben, wird diese Wechselwirkung äußerlich hergestellt; sie besteht aber auch in der Sache selbst, in dem organischen Zusammenhange, in welchem alle Kenntnisse des menschlichen Lebens mit einander stehen. Das Hauptverdienst dieses Vortrages besteht eben darin, daß diese organische Wechselwirkung der Erziehung dargestellt wird. Die Dreitheilung des Unterrichts, welche gegenwärtig in allen civilisirten Ländern Europa's existirt, die Theilung in Primär-, Mittel- und Hochschulen, liegt auch dem Tappan'schen Plane zu Grunde; alle diese Schulen, sagt der Verfasser, müssen Staatsanstalten und unter einer gemeinsamen Leitung sein; diese Leitung muß ausgeübt werden von einem Manne, der selbst den ganzen Kreislauf der Wissenschaften durchgemacht hat, ähnlich, wie man in Frankreich einen der größten Philosophen zum Minister des öffentlichen Unterrichtes gemacht hat. Herr Tappan bezeichnet mit diesem Worte jedenfalls Herrn Cousin; ob man aber diesen mit den zusammengesuchten Lappen der deutschen Philosophie ausgestatteten Eklektiker den „größten Philosophen Frankreichs“ nennen kann, möchten wir doch im Hinblick auf Fourier, Bailly, Carnot, Arago und die andern großen Männer der Wissenschaft und Politik bezweifeln. Indessen sollte das amerikanische Volk sich die Tappan'sche Bemerkung zu Herzen nehmen, und bei den einzelnen Staatswahlen die Superintendentur des öffentlichen Unterrichtes dem besterzogensten Manne des Staates geben. Wir haben schon oft die Bemerkung gemacht, daß man der Wahl dieses Beamten grade keine große Aufmerksamkeit zuwendet; uns scheint sie jedoch wichtiger zu sein, wie die Wahl des Gouvernors selbst. Jedenfalls sollte man in keinem Staate einen Superintendenten der öffentlichen Erziehung wählen, der keine Universitätsbildung, und sich nicht mit dem europäischen Schulsystem vollständig vertraut gemacht hat. Denn wenn Amerika von Europa irgend etwas adoptiren kann, so ist es das europäische Schulsystem.

Nachdem der Redner die Theorie der Erziehung nachgewiesen hat, kommt er auf die Unzulänglichkeit der Praxis und der bestehenden Schuleinrichtungen. Die Amerikaner pflegen, wenn sie auf ihre Schulen kommen, gewöhnlich eine große Selbstgefälligkeit zu entwickeln; Herr Tappan ist bescheidener, und weist nach, daß die bestehenden höheren Schulen, sowohl Mittelschulen, wie Universitäten, durchaus nicht ihrem Namen und Zwecke entsprechen. Er kommt mit dem einfachen, graden Urtheil heraus, daß in ganz Amerika noch keine vollständige Universität existirt. Er gibt zu, daß die meisten Universitaten, gleich Yale, Harvard, die Universität von

Virginien, ein Gemisch von Mittel- und Hochschulen sind, weder für den einen, noch für den andern Zweck genügend.

Eine treffliche Bemerkung macht Herr Tappan in Bezug auf den Mangel an Lehrern, welcher mit dem Mangel an Hochschulen unzertrennlich zusammenhängt. Er schildert die äußere Pracht und Ostentation, mit dem man Schulhäuser errichtet; er macht aufmerksam auf die theatralischen Effekte, welche man mit den öffentlichen Prüfungen verbindet, und deutet in gelinden Worten den ganzen Humbug an, den man im Schulwesen, wie überall, an die Stelle ernsten, redlichen Strebens stellt; aber sagt er, — wir haben keine Lehrer; — wir haben nicht einmal die Anstalten, Lehrer zu erziehen; dies ist der oberste Fehler unseres Erziehungssystems. Was die Adresse in dieser Beziehung über die Importation fremder Lehrkräfte, die Einrichtung von Normalschulen u. s. w. sagt, ist ganz richtig, und stimmt vollständig mit den Bemerkungen überein, welche die „Atlantis" schon mehrmals über diesen Gegenstand gemacht hat. Aber man sollte es nicht mit den frommen Wünschen bewenden lassen. Wie oft haben wir schon vergeblich darauf aufmerksam gemacht, Leute, wie Diesterweg, nach Amerika behufs Einrichtungen von Schullehrer-Seminarien kommen zu lassen; sie würden die allgemeinen Anschauungen, welche man in Amerika über das deutsche Schulwesen hat, durch praktische Kenntnisse und Erfahrungen ergänzen.

Hert Tappan hat ganz Recht, wenn er das Einkommen der Schulen, und besonders das der Universität für unzulänglich hält im Vergleich zum Zwecke, der damit erreicht werden soll, wie auch im Verhältniß zu andern Staatsanstalten, die, reichlicher dotirt, doch sich an Bedeutung nicht mit der Universität messen können. Hoffentlich sind die Bemerkungen über diesen Punkt von den Repräsentanten des Staates Michigan gewürdigt worden. Die materiellen Mittel fehlen auf die Dauer in Amerika nicht, um jegliches Gute und Große durchzusetzen; nur muß man die vorhandenen Mängel einsehen, und sich keiner Selbstüberschätzung schuldig machen. Diese Aufgabe ist der Zweck und das Verdienst der vorliegenden Broschüre.

In Betreff der medizinischen Beilage zur „Atlantis".

Der Herausgeber der „Atlantis" ist von mehreren Freunden, namentlich von Herrn Dr. Hammer in St. Louis aufgefordert worden, eine medizinische Beilage zur Atlantis zu geben, wozu der genannte Herr im Verein mit andern Aerzten die Beiträge liefern, und deren Redaktion derselbe übernehmen will. Diese Beilage müßte natürlich selbstständig für sich stehen, und die Atlantis ihre jetzige Haltung und ihren jetzigen Umfang beibehalten. Die Beilage ferner dürfte den Preis des Blattes nicht erhöhen; die Mehrkosten müßten durch eine Vergrößerung der Abonnements-Liste getragen werden, und da diese nicht von unserer Willkür abhängt, sondern von der Theilnahme des sich für ein solches Unternehmen interessirenden Publikums, so müssen wir dem letzteren die Beantwortung der Frage überlassen: Ob wir die Atlantis in der angegebenen Weise vergrößern können?

Atlantis.

Neue Folge, Band 6. Heft 6. | Juni, 1857. | Alte Folge, Bd. 8., Nr. 191—194

Der Zusammenhang zwischen den Wissenschaften.

Einer der größten Vorzüge der gegenwärtigen wissenschaftlichen Epoche ist jedenfalls der Drang nach systematischer Einheit; man spricht nicht nur von einzelnen Wissenschaften, wie früher, welche in ihrer Methode und in ihren Objekten selbstständig und gegen einander sich neutral verhielten, sondern von der Wissenschaft als einem einzigen Systeme, einem Organon, welches durch die Vereinigung und Wechselwirkung aller einzelnen Wissenschaften entsteht. Seitdem man den Gedanken gewagt hat, die natürliche Welt als einen Kosmos zu betrachten, d. h. als ein geordnetes, planvolles, aus innerer Nothwendigkeit hervorgehendes Ganze, welches überall dieselben Stoffe, Gesetze, Kräfte aufweist, mußte auch die Wissenschaft, das innere Bewußtsein dieser äußern Ordnung, als ein Kosmus aufgefaßt werden, als ein harmonisches, organisches Ganze, dessen einzelne Abschnitte und Theile nach logischen Gesetzen aus einander entspringen und in einer regelmäßigen Stufenreihe sich einander folgen. Bei dem wunderbaren Andrang von Material, welches in den Naturwissenschaften sich den Forschungen einer Armee von Gelehrten ergab, lag in diesem Drange nach systematischer Einheit die Rettung der Wissenschaft, welche jetzt nicht mehr, wie dies früher der Fall gewesen, unter der Masse des Details und der Notizen erstickt. Jede Ausbreitung der Wissenschaft muß auch eine Vertiefung derselben zur Folge haben, dies ist die Erfahrung der gegenwärtigen wissenschaftlichen Periode. Das Wesen der gegenwärtigen wissenschaftlichen Weltanschauung liegt eben in der Methode, die allgemeinen Kategorien und Urtheile aus den Thatsachen selbst abzuleiten, sich lediglich der objektiven Forschung, der Beobachtung und Erfahrung, zu bedienen, nicht aber, wie dies früher der Fall war, von allgemeinen Theorieen auszugehen, um, mühsam genug, in den Thatsachen die Beweise dafür zu finden. Daher rührt auch der organische Charakter der Wissenschaft. Nach dem Material, nach den vorhandenen Thatsachen und Erscheinungen

des Lebens scheiden sich die einzelnen Stufen der Wissenschaften, die einzelnen Zweige derselben, die alle aus einem Stamme emporschießen und in demselben Boden wurzeln. Diese Reihenfolge der einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen, ihren organischen Zusammenhang und ihre lebendige Wechselwirkung zu erkennen, dies ist eine der ersten Bedingungen einer wirklich wissenschaftlichen Bildung.

Wir sehen, wie eine Wissenschaft aus der andern hervorgeht, und die Ergänzung und Fortsetzung derselben bildet. So sehen wir die einzelnen Abschnitte der mathematischen Wissenschaften auf einander folgen, von den einfachsten Elementen der Planimetrie und Arithmetik bis zu den schwierigsten Problemen der höheren Analysis. In einem ähnlichen Verhältnisse, wie die mathematischen Wissenschaften unter einander stehen, steht das ganze Gebiet der Mathematik wieder zu den ihr verwandten Wissenschaften, der Astronomie, der Physik, der Chemie; ja sie reicht über die Grenzen der Naturwissenschaften heraus in die Statistik, Nationalökonomie, in die Ethik und Aesthetik. So schließen in der Medizin sich die einzelnen Wissenschaften stufenweise an einander, während das ganze Gebiet derselben wieder mit Physik und Chemie zusammenhängt. Eine Wissenschaft steigt gewissermaßen auf den Schultern der andern in die Höhe; so z. B. die Physiologie auf den Schultern der Anatomie. Aber deßhalb kann man doch nur uneigentlich von höheren und niederen Wissenschaften sprechen, indem diejenige Wissenschaft, welche einer andern als Voraussetzung dient, diese Wissenschaft selbst wieder zu ihrer eigenen Begründung nothwendig hat. Ebenso wie z. B. die einfachsten Probleme der Mathematik erst in den höchsten Gebieten dieser Wissenschaft ihre eigentliche Begründung finden, und in den Anfangsgebieten derselben nur als Hypothesen auftreten, ebenso erhalten die Anfangswissenschaften, die Elementarwissenschaften, erst von den höchsten Gebieten des Denkens ihr eigentliches Licht. Mit Recht macht man darauf aufmerksam, daß erst eine ganze Literatur existiren mußte, ehe man das Alphabet erfinden konnte. So liegt die Basis unserer Primärschulsystems in den Universitäten und den gelehrten Akademien; so ist die kleinste Elementarwissenschaft bedingt durch die wissenschaftliche Thätigkeit der größten Geister. Mit Recht sagt daher auch Arago in seiner Biographie von Fourier, daß der größte Gelehrte sich nicht der kleinsten und unbedeutendsten Forschung entziehen und schämen dürfe, sobald dieselbe wirklich im Interesse der Wissenschaft nothwendig sei. In der Wissenschaft haben wir also die reine, wahre Demokratie, in welcher die kleinste Forschung ebenso berechtigt ist, wie das glänzendste Genie, und wo von den Höhen der Wissenschaft herab das Licht der Erkenntniß auf alle wissenschaftlichen Gebiete in gleicher Klarheit herabfällt.

Dieses organische Verhältniß der Wissenschaften zu einander mußten wir mit kurzen Worten voraussetzen, um einen Gegenstand zu erörtern,

welcher gegenwärtig ein Hauptthema der wissenschaftlichen Diskussion ist, das Verhältniß der sogenannten philosophischen Wissenschaften zu den Naturwissenschaften. Die „Atlantis" hat sich schon mehrere Male mit diesem Gegenstande beschäftigt, aber das Thema ist zu wichtig für die wissenschaftliche Entwickelung überhaupt, und ist zu vielen Mißverständnissen ausgesetzt, um nicht immer und immer wieder darauf zurückzukommen, selbst auf die Gefahr hin, sich im Einzelnen zu wiederholen.

Man hat die sogenannten philosophischen Wissenschaften, welche wir einfach als die Wissenschaften vom Denken definiren können, ohne Weiteres vom ganzen wissenschaftlichen Gebiete hinwegstreichen wollen, aus einer übertriebenen Verehrung der Naturwissenschaften, vielleicht auch, weil die Philosophie hinter den grandiosen Fortschritten der letztern zurückblieb. Phrenologen und Physiologen versuchten, die Erscheinungen des Bewußtseins auf dem Gebiete ihrer eigenen Wissenschaft zu lösen, und die Bemühungen, welche auf diesem Gebiete stattfanden, zeichneten sich eben so sehr durch ihre Anmaßlichkeit und Ostentation, wie durch ihre Resultatlosigkeit aus. Die Einseitigkeit und Selbstüberschätzung, mit welcher die Naturwissenschaften in dieser Beziehung verfuhren und verfahren, war und ist um so beklagenswerther, je mehr gerade der Aufschwung der Naturwissenschaften und besonders der Physiologie auf eine Reinigung und Reform der philosophischen Wissenschaften hindeutet und dieselbe ermöglicht. Gerade wenn man die Einheit der Wissenschaft selbst und die stufenweise Aufeinanderfolge der einzelnen wissenschaftlichen Disciplinen in's Auge faßt, wenn man den innern organischen Zusammenhang aller Zweige der Wissenschaft einsieht, wird man zu der Ueberzeugung kommen, daß die ethischen, die philosophischen Wissenschaften als eine Fortsetzung und Ergänzung der Naturwissenschaften anzusehen sind, und nicht einen Widerspruch, sondern eine Consequenz derselben bilden. Und auf der andern Seite kann man sagen, daß die Philosophie nicht nur die Folge, sondern auch die Voraussetzung der Naturwissenschaften ist, die sich ja der logischen Kategorien und Schlusse bedienen mussen, um zu ihrem Ziele zu gelangen und um die allgemeinen Gesetze aus den einzelnen Thatsachen zu finden. Man kann daher nicht sagen, daß das Verhältniß der Naturwissenschaften zu der Philosophie das Verhältniß einer niederen Wissenschaft zu einer höheren sei, oder umgekehrt; beide durchdringen sich in jedem Momente ihrer Thätigkeit so innig, daß man nicht weiß, wem die Resultate der vereinigten Anstrengungen der Logik und des Experimentes, der Thätigkeit der Vernunft und der sinnlichen Wahrnehmung, vorzüglich zu verdanken sind, ob dem philosophischen Urtheil, ob der naturwissenschaftlichen Beobachtung. Jeder Streit in dieser Beziehung wird auf eine Wortklauberei hinauslaufen.

Es hat Mathematiker gegeben, und es gibt heute noch solche, welche die Mathematik als die einzige Wissenschaft proclamiren, und jenem an-

dern wissenschaftlichen Bemühen nur so weit den wissenschaftlichen Charakter zuerkennen, als dasselbe auf mathematische Berechnungen zurückzuführen ist. Diese Leute sind noch eher zu rechtfertigen, als die Physiologen, welche alle Thätigkeit des Geistes und alle Erscheinungen des Bewußtseins auf physiologische Beobachtungen zurückführen wollen. Denn allerdings gibt es keine Wissenschaft außer dem Raume und der Zeit, und da die Mathematik die Wissenschaft vom Raume und der Zeit ist, müssen ihre Bestimmungen in jeder Wissenschaft wiederkehren, und muß jeder wissenschaftliche Satz auf einen Satz der Mathematik zurückgeführt werden können. Aber deßhalb wird man doch die Geschichte, die Nationalökonomie, die Harmonienlehre, die Architektonik, die Poetik u. s. w. nicht gerade mathematische Wissenschaften nennen, obgleich allen diesen Wissenschaften Zahlenverhältnisse zu Grunde liegen. Sollte dieser Vergleich nicht genügen, um das Verhältniß der Physiologie zu den ethischen Wissenschaften anschaulich zu machen? —

Kar West zählt in einem seiner letzten Artikel über Materialismus drei verschiedene Systeme auf, den Idealismus, der in Fichte seinen Höhenpunkt erreicht haben soll, den Materialismus, welcher gegenwärtig auf seinem Höhenpunkt angelangt zu sein scheint, und den Dualismus, zu dem er selbst sich bekennt. Ein Dualismus ist allerdings vorhanden; die ganze Welt bewegt sich in und durch den Widerspruch; die Geschichte der Natur, wie die der Menschheit zeigt uns eine Reihe aufeinanderfolgender Gegensätze; aber die Wissenschaft darf diese Widersprüche und Gegensätze nicht unvermittelt sich gegenüberstehen lassen; gerade ihre Aufgabe ist es, die Widersprüche zu vermitteln, und die Identität derselben herzustellen. Dies ist die wissenschaftliche Aufgabe unserer Zeit oder doch wenigstens der nächsten Zukunft, die Einheit in allen Gebieten der Wissenschaft darzustellen. Die philosophischen Wissenschaften haben kein anderes P r i n z i p, wie die Naturwissenschaften; sie haben jetzt nicht einmal mehr eine andere M e t h o d e; es ist kein Dualismus vorhanden, sondern nur eine Fortsetzung und Weiterentwickelung. Die Gesetze der sittlichen Welt stehen in Uebereinstimmung mit den allgemeinen Naturgesetzen; die Gesetze der Schwerkraft, der Centripetal- und Centrifugalkraft, der negativen und positiven Elektrizität u. s. w. finden sich im sittlichen Verhalten des Menschen, in seinem Egoismus, in seinem Geschlechtsleben, in seinem socialen und staatlichen Verhältnisse wieder, und es ist nur nothwendig, die Einheit dieser Gesetze und Kräfte auf dem einen, wie auf dem andern Gebiete nachzuweisen, um eine neue Periode der philosophischen Wissenschaften einzuleiten. Der Mensch und das menschliche Leben entwickelt sich innerhalb der allgemeinen Naturgesetze in einer selbstständigen eigenthümlichen Weise, zu deren Erklärung die Naturgesetze, soweit die wissenschaftlichen Kenntnisse darüber gediehen sind, allein nicht hinreichen, obgleich sie einen wesentlichen Beitrag dazu liefern. Ebenso, wie man keine Chemie ohne

Mathematik treiben kann, aber doch beide Wissenschaften für vollständig selbstständig und unabhängig halten muß, ist auch das Verhältniß der Physiologie zu der Logik und den anderen philosophischen Wissenschaften ein freies und selbstständiges, wenn auch die eine Wissenschaft die Gesetze der andern als Grundlage benützt. Das Leben des Menschen und die Welt der Gedanken ist unendlich viel mannigfaltiger, widerspruchvoller, bestimmungsreicher, wie die naturliche Welt, und deßhalb muß auch die Wissenschaft, welche sich mit der Gedankenwelt beschäftigt, einen höheren Grad der Ausbildung und einen größeren Reichthum von Bestimmungen haben, als die Naturwissenschaften, welche ja selbst mit in die Philosophie herübergenommen, und von derselben verwendet werden.

Es ist nicht nur ein praktisches Bedürfniß von der größten Wichtigkeit, es ist auch eine innere wissenschaftliche Nothwendigkeit, das System der Wissenschaften mit der Philosophie, der Wissenschaft vom Denken, abzuschließen, als der höchsten Spitze, wie auch der allgemeinsten Grundlage der ganzen wissenschaftlichen Welt. Der Trieb zur Erkenntniß, welcher durch die Verirrungen der Zeit wohl von seiner geraden Richtung abgelenkt, aber niemals unterdrückt werden kann, findet eine Menge Probleme im menschlichen Leben vor, welche gebieterisch eine Auflösung verlangen; der Mensch beobachtet an sich selbst tausend und aber tausend Erscheinungen, die seine Neugier und sein Nachdenken reizen; er beobachtet diese Erscheinungen, vergleicht sie mit einander, sucht sie auf allgemeine Gesetze zurückzuführen: und so entsteht eine praktische Seelenlehre, welche den Anfang alles Philosophirens bildet. Vergeblich ist es, diesen Trieb leugnen oder gar unterdrücken zu wollen; er liegt zu sehr in der Natur des Menschen, als daß er nicht immer wieder über die Schwierigkeiten triumphiren sollte, welche die Einseitigkeit der Zeit der wahren Erkenntniß gegenüberstellt. Diese Frage, dieses große wissenschaftliche Gebiet, auf chemische oder elektrische Prozesse zurückführen zu wollen, heißt, die ganze Natur des Gegenstandes verkennen; dies sieht man schon an der vollständigen Erfolglosigkeit aller materialistischen Erklärungsversuche.

Jede wissenschaftliche Einseitigkeit und Verkehrtheit macht sich im Leben geltend, besonders in unserer Zeit, wo das praktische Leben und die Wissenschaft sich auf das Genaueste durchdringen, und unzertrennlich mit einander verbunden sind. So tritt uns auch diese wissenschaftliche Frage auf Schritt und Tritt entgegen, und das praktische Leben copirt in erschreckenden Zügen die wissenschaftliche Einseitigkeit. Die Wissenschaften, welche den Menschen und sein inneres Leben zum Gegenstand haben und zur Veredelung desselben bestimmt sind, scheinen von der Buhne des Lebens hinweggetrieben zu sein, und die Folgen liegen am Tage. Das Rechtsbewußtsein des Volkes ist so verwirrt, daß man oft, wie in Amerika bei der letzten Präsidentenwahl, an Allem verzweifeln sollte; es existirt eben keine

Wissenschaft des Rechtes, welche zu dem Stande der modernen Kultut überhaupt paßte. Das Schönheitsgefühl der Massen ist bis unter den Gefrierpunkt der einseitigen Geldinteressen herabgesunken, aber wer denkt heute noch daran, daß es eine Wissenschaft des Schönen, eine Aesthetik gibt? Das Leben der meisten Menschen verzehrt sich in einer krankhaften Unruhe, in tausend Uebertreibungen und Extravaganzen; selten sieht man jene harmonischen, in sich abgeschlossenen, ruhigen Menschen des moralischen Gleichgewichtes, die uns an die klassischen Ueberlieferungen der alten und neuen Zeit erinnern; aber wer kümmert sich denn überhaupt noch um sich selbst, um sein eigenes Bewußtsein, um die Bedingungen und Zwecke des menschlichen Lebens; wer kennt noch eine Wissenschaft der Ethik? Und wenn wir sehen, wie der gröbste, plumpste Humbug der Jesuiten, Pietisten, Spiritualisten u. s. w. den Beifall nicht nur der Massen, sondern auch der sogenannten gebildeten Kreise findet, dann wird man gewiß unwillig über Diejenigen werden, welche die Logik, die Wissenschaft der Schlüsse und Urtheile, für eine veraltete Pedanterie halten.

Es ist nicht zu leugnen, die Wissenschaft und das öffentliche Bewußtsein muß über die gegenwärtige Uebergangsperiode heraus; freilich nicht wieder zurück in die verlassene Sphäre der formellen Philosophie und Systemmacherei, sondern vorwärts in eine neue wissenschaftliche Periode, welche die Errungenschaften der gegenwärtigen Weltanschauung benutzt und auf dem Fundamente derselben das Gebäude der Wissenschaft weiter baut. Das Leben und die Wissenschaft weist uns auf eine solche Zukunft hin. Es ist in diesem Verlangen kein Dualismus und kein Widerspruch vorhanden, sondern nur das in allen positiven Verhältnissen begründete Bestreben, das Reich der Wissenschaft so universell und allgemein zu machen, wie die Welt selbst ist, die Welt der Gedanken und die Welt der Natur. Gerade der Zusammenhang, die Identität zwischen beiden muß hergestellt werden; nachdem die Natur einmal als Kosmos begriffen ist, muß auch die Wissenschaft ein Kosmos sein, ein organisches, stufenweise fortschreitendes Gebilde, bei dem jeder Stein, jeder Pfeiler, jede Säule, wie bei jenen gothischen Gebäuden, in Uebereinstimmung mit dem Plane des Ganzen, sorgsam und fleißig ausgemeiselt ist. Ohne die Wissenschaft vom denkenden Menschen und von der sittlichen Welt mit allen ihren Kämpfen, Widersprüchen und Triumphen ist aber keine systematische Wissenschaft möglich; hier bietet sich der Beobachtung und Forschung, der Vernunft und Kritik ein weites, unermeßlich weites Feld dar, auf welchem eben solch große Fortschritte und Resultate zu erreichen sind, wie auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, die gewiß nicht nothwendig haben, auf die Philosophie eifersüchtig zu sein, da sie in der Philosophie ja erst zu ihrem eigentlichen Resultate kommen.

Aus Fresnel's Biographie.

[Aus den gesammelten Werken von François Arago.]

Hauptsächliche Unterscheidungspunkte der Emissions- und Undulationstheorie. Die Gründe, auf welche Fresnel sich stützte, um die Emissionstheorie unbedingt zu verwerfen.

Nach sorgfältiger Erforschung der Eigenschaften der Lichtstrahlen war die Frage natürlich, woraus denn eigentlich das Licht bestehe. Diese wissenschaftliche Aufgabe, unbestritten eine der größten, mit der sich die Menschheit je beschäftigt hat, ist die Ursache lebhafter Streitigkeiten geworden. Fresnel hat an ihnen thätigen Antheil genommen. Ich will also das Wesen der Aufgabe klar darzustellen versuchen, und dann eine gedrängte Uebersicht der merkwürdigen Versuche folgen lassen, zu denen sie Anlaß gegeben hat.

Vermittelst der Sinne des Gehörs und des Geruches werden wir die Existenz entfernter Körper auf zwei gänzlich verschiedene Arten gewahr. Jede riechende Substanz unterliegt einer Art von Verflüchtigung, kleine Theilchen lösen sich beständig von ihr los, und vermischen sich mit der Luft, welche sie trägt und nach allen Richtungen verbreitet. Das Körnchen Moschus, dessen feine Exhalationen alle Theile eines weiten Umkreises durchdringen, wird von Tag zu Tage kleiner, und verflüchtigt sich zuletzt vollkommen, bis zum gänzlichen Verschwinden.

Bei einem tönenden Körper findet nicht das Gleiche statt. Jedermann weiß, daß die Glocke, deren entfernter Schall unser Ohr heftig erregt, uns keine Erztheilchen zusendet, daß sie hundert Jahre nach einander ohne Unterbrechung tönen könnte, ohne das Mindeste an ihrem Gewichte einzubüßen. Sobald der Hammer sie trifft, werden ihre Wände erschüttert und erfahren eine vibrirende Bewegung, die sich zunächst den benachbarten Luftschichten, und dann in allmälicher Fortsetzung der ganzen Atmosphäre mittheilt. Diese atmosphärischen Vibrationen machen den Ton aus.

Unsere Organe können, wie sie auch heißen mögen, mit entfernten Körpern nicht anders denn auf eine dieser beiden Arten in Rapport gesetzt werden: wir müssen folglich auch schließen, entweder daß die Sonne, wie die riechenden Körper, uns von allen Punkten ihrer Oberfläche aus unaufhörlich mit einer Geschwindigkeit von 42,000 Meilen in der Secunde materielle Theilchen zusendet, und daß es diese kleinen Sonnenstäubchen sind, die beim Eintritt in unser Auge das Sehen hervorbringen, — oder aber daß einer Glocke vergleichbar das Sonnenlicht nur eine undulirende Bewegung in einem ungemein elastischen Medium hervorruft, das den

Raum erfüllt, und daß diese Vibrationen sich schließlich unserer Netzhaut mittheilen, gleichwie die Schallwellen an das Trommelfell anschlagen.

Von diesen beiden Erklärungsarten der Lichterscheinungen heißt die eine die Emmissionstheorie, die andere ist unter dem Namen der Wellenlehre, Undulationslehre, bekannt. Spuren der erstern findet man schon in den Schriften des Empedokles. Unter den Neuern kann ich als ihre Anhänger Keppler, Newton, Laplace nennen. Die Undulationstheorie zählt nicht weniger berühmte Vertheidiger: Aristoteles, Descartes, Hooke, Huygens, Euler bekannten sich zu ihr. Solche Namen würden eine Wahl ausnehmend schwierig machen, wenn in Sachen der Wissenschaft selbst die gefeiertsten Namen als bestimmende Autoritäten gelten könnten.

Wollte man sich übrigens verwundern, daß so große Geister so abweichender Ansicht waren, so ist zu bedenken, daß zu ihrer Zeit die streitige Frage überhaupt nicht gelöst werden konnte, da die nöthigen Erfahrungen fehlten; daß damals die verschiedenen Theorien über das Licht nicht logische Folgerungen aus Thatsachen, sondern, wenn ich mich so ausdrücken darf, einfache Gefühlswahrheiten waren; daß endlich die Gabe der Unfehlbarkeit selbst nicht den Geschicktesten verliehen ist, sobald sie das Gebiet der Beobachtungen verlassend, das der Conjecturen betreten, und so dem strengen und sicheren Gange entsagen, dessen die Wissenschaften in unsern Tagen sich mit Recht rühmen und durch dessen Befolgung sie so unentreißbare Eroberungen gemacht haben. Ehe wir die weiten Breschen durchwandern, welche in der Emissionstheorie neuerdings eingestoßen worden sind, ist es vielleicht nicht unpassend, auf die lebhaften Angriffe, denen sie seitens der Feder eines Euler, Franklin u. A. ausgesetzt gewesen ist, einen Blick zu werfen, und zu zeigen, daß die Anhänger Newton's damals ohne zu viel Anmaßung die Lösung auf lange Zeit verschoben erachten durften. Die Wirkungen, die eine Kanonenkugel hervorbringen kann, hängen so direct von ihrer Masse und ihrer Geschwindigkeit ab, daß man, ohne den Effect zu ändern, eines dieser beiden Elemente willkürlich variiren darf, wofern man nur das andere im entgegengesetzten Sinne proportional sich ändern läßt. Also wird, wenn eine Kugel, die zwei Pfund wiegt, eine Mauer niederwirft, eine einpfündige Kugel sie gleichfalls umreißen, wofern man ihr eine doppelt so große Geschwindigkeit mittheilt. Wenn das Gewicht der Kugel auf den zehnten oder hundertsten Theil seines ursprünglichen Betrags reducirt wurde, so müßte, um die gleiche Wirkung zu erreichen, die Geschwindigkeit zehn Mal, hundert Mal größer werden. Nun wissen wir, daß die Geschwindigkeit einer Kanonenkugel der sechshundert und vierzigtausendste Theil von der des Lichtes ist: wäre also das Gewicht eines Lichttheilchens der sechshundert und vierzig tausendste Theil von dem der Kanonenkugel, so müßte es wie jene Mauern niederwerfen.

Diese Schlüsse sind gewiß, betrachten wir daneben die Resultate der Erfahrung. Ein Lichtatom stürzt nicht nur keine Mauern um, sondern dringt in ein so zartes Organ, wie das Auge, ein, ohne den geringsten Schmerz zu verursachen, ohne überhaupt einen irgend merklichen mechanischen Effect zur Folge zu haben; mehr noch, bei den zur Schätzung der Stärke der Lichteindrücke angestellten Versuchen haben sich die Physiker nicht begnügt, mit einfachen Mitteln zu operiren, sondern haben zu gleicher Zeit die ungeheure Lichtmenge wirken lassen, die man im Brennpunkt der größten Linsen ansammeln kann; sie haben ferner dem Stoße der Strahlen nicht sowohl Gegenstände von bedeutender Widerstandsfähigkeit, als vielmehr Körper ausgesetzt, die so zart aufgehängt waren, daß ein Hauch hingereicht hätte, um sie hinwegzuführen: man ließ zum Beispiel das Licht auf das Ende eines sehr leichten und an einem Spinnefaden horizontal aufgehängten Hebels wirken. Das einzige Hinderniß gegen das Eintreten der Rotation bei einer solchen Vorrichtung würde der Widerstand sein, den der Faden bei seiner Drehung leisten könnte. Allein diese Kraft muß als verschwindend klein angesehen werden, da, obgleich sie stets ihrer Natur gemäß sich rasch mit zunehmender Torsion steigert, im gegenwärtigen Falle ein Beobachter, dessen Versuche mir vorliegen, keine Spur davon entdeckte, nachdem er die Geduld gehabt, den Hebel vierzehntausend Male sich um sich selbst drehen zu lassen.

Es ist also wohl bewiesen, daß trotz ihrer ungemein großen Geschwindigkeit Millionen leuchtender Strahlen, selbst bei gleichzeitiger Wirkung, keinen irgend bemerkbaren Stoß hervorbringen; aber man hat das Maß einer erlaubten Schlußweite überschritten, wenn man, auf diesen interessanten Versuch gestützt, di e Folgerung hat ziehen wollen, daß ein Strahl nicht aus materiellen Theilchen, die sich im Raume äußerst rasch fortbewegen, bestehen könne. Man kann aus dem Mangel jeglicher Drehung des am Spinnefaden aufgehängten Hebels, trotz der Wirkung einer außerordentlich großen Lichtmenge, allerdings schließen, daß die Elementartheilchen der Lichtstrahlen an Dimension nicht mit dem tausendsten Theile der Molecüle der zartesten wägbaren Körper vergleichbar sind. Aber da Niemand eine Absurdität darin erblicken kann, sie noch viele Millionen Male kleiner anzunehmen, so wird jene Versuchs- und Schlußweise, deren erste Idee von Franklin ausgeht, nie zu etwas Entscheidendem führen können.

Unter den Einwürfen, die wir in Euler's Werken gegen die Emanationstheorie finden, hat er selbst vorzügliches Gewicht auf zwei gelegt, die ihm unwiderleglich schienen und in Folgendem bestehen. „Wenn die Sonne", so sagt der große Geometer, „beständig Theilchen von ihrer eigenen Substanz nach allen Richtungen hin und mit der ungeheuersten Geschwindigkeit entsendet, so muß sich ihre Masse zuletzt erschöpfen, und da seit den historischen Zeiten so viele Jahrhunderte verflossen sind, so müßte

die Verminderung derselben schon bemerkbar sein." Aber ist denn nicht ersichtlicher Weise diese Verminderung von der Größe der Lichttheilchen an sich abhängig? Jedenfalls hindert Nichts, ihre Durchmesser so klein anzunehmen, daß nach einer immerhin Millionen Jahre fortgesetzten Emanation das Volumen der Sonne kaum eine Aenderung erfahre. Es gibt übrigens keine genaue Beobachtung, die bewiese, daß die Sonnenmasse sich nicht erschöpft, daß ihr Durchmesser heutzutage noch ebenso groß ist, als zu den Zeiten Hipparch's.

Jedermann weiß, daß Millionen Strahlen durch das engste Nadelöhr gleichzeitig in ein dunkles Zimmer dringen, und daselbst sehr scharfe Bilder aller außen befindlichen Gegenstände erzeugen können. Bei ihrer Durchkreuzung in einem so kleinen Raume sollte man doch denken, daß die materiellen Theilchen, aus denen man diese Menge von Lichtstrahlen zusammengesetzt annimmt, mit großer Heftigkeit einander stoßen, dadurch ihre Richtung auf alle mögliche Arten ändern und ordnungslos durcheinander schwirren müßten. Diese Schwierigkeit ist ohne Zweifel sehr beachtungswerth, allein sie scheint nicht unüberwindlich.

Die Möglichkeit, daß Molecüle sich treffen, die von zwei verschiedenen Punkten ausgehen und durch dasselbe Loch dringen, hängt zu gleicher Zeit von dem absoluten Durchmesser dieser Molecule und den sie trennenden Zwischenräumen ab. Man könnte also schon durch hinlängliche Verringerung der Durchmesser die Wahrscheinlichkeit des Zusammenstoßes verschwindend klein machen, wir haben aber hier in den Zwischenräumen der Molecüle ein anderes Element, welches allein sehr einfach zum Ziele führt. Jeder Lichteindruck dauert in der That eine gewisse Zeit, der leuchtende Gegenstand, der Strahlen in's Auge sendet, wird, wie die Erfahrung bewiesen hat, wenigstens ein Hunderttheil einer Secunde noch gesehen, nachdem der Gegenstand verschwunden ist. Aber in dem hundertsten Theil einer Secunde durchläuft ein Strahl 420 Meilen. Also könnten die einzelnen Molecüle, die jeden Strahl zusammensetzen, in einem Zwischenraume von 420 Meilen aufeinander folgen und dennoch einen fortdauernden Licht-Eindruck hervorbringen. Was wird aber bei solchen Entfernungen aus den unaufhörlichen Stößen Euler's, die in jedem Falle eine regelmäßige Fortpflanzung der Strahlen verhindern sollten? Es macht einen peinlichen Eindruck, zu sehen, wie ein Geometer von so seltenem Genie auf so oberflächliche Einwürfe hin sich für berechtigt halten konnte, die Emissionstheorie als eine Verirrung Newton's, als einen groben Irrthum, zu bezeichnen, dessen Annahme, wie er sich ausdrückt, nur erklärlich werde, wenn man sich an den Ausspruch Cicero's erinnere, der „Nichts für so ungereimt hielt, daß die Philosophen es nicht zu vertheidigen im Stande seien."

Die Emanationstheorie hat jetzt sehr wenig Anhänger mehr, aber es

sind nicht die Angriffe Euler's, denen sie unterlegen ist. Unübersteigliche Einwürfe sind aus mannichfaltigen Erscheinungen geschöpft worden, von deren Dasein überhaupt jener große Geometer Nichts wußte. Dieser große Fortschritt der Wissenschaft gehört den Physikern unserer Tage: wir verdanken ihn zum Theil den Arbeiten Fresnel's. Diese Betrachtung allein würde mir seine ausführliche Besprechung hier zur Pflicht machen, auch wenn nicht schon im Interesse der Frage an sich der Antrieb dazu läge.

Wenn das Licht eine Wellenbewegung ist, so werden die Strahlen der verschiedenen Farben, den verschiedenen in der Musik vorkommenden Tönen analog, aus Schwingungen von ungleicher Schnelligkeit in ihrer Aufeinanderfolge bestehen; aber alle die rothen, grünen, blauen, violeten Strahlen werden sich durch die mit Aether erfullten Räume, ebenso wie alle Noten der Tonleiter in der Luft, mit genau übereinstimmenden Geschwindigkeiten fortpflanzen.

Wenn das Licht aus materiellen Theilchen besteht, so werden die verschiedenfarbigen Strahlen von Molecülen gebildet, die nothwendigerweise verschiedene Beschaffenheit oder Masse besitzen, und außerdem mit ungleichen Geschwindigkeiten begabt sein können.

Eine sorgfältige Betrachtung der Ränder des Schattens, welchen die Jupitersrapanten bei ihrem Vorübergange auf die erleuchtete Planetenscheibe werfen, und noch besser die Beobachtungen der veränderlichen Sterne, haben bewiesen, daß alle farbigen Strahlen sich mit gleicher Geschwindigkeit bewegen. So finden wir die charakteristische Eigenschaft der Wellentheorie bestätigt.

In beiden über das Wesen des Lichts aufgestellten Systemen bestimmt die ursprüngliche Geschwindigkeit eines Strahles die Brechung, die er bei geneigtem Auffallen auf die Oberfläche eines durchsichtigen Körpers erleiden muß. Wenn diese Geschwindigkeit wächst, wird die Brechung geringer werden, und umgekehrt wird eine Verminderung der Geschwindigkeit eine Zunahme der Ablenkung zur Folge haben. Dadurch wird die Refraction ein sicheres Mittel, die Geschwindigkeiten aller Arten von Lichtstrahlen mit einander zu vergleichen. Wenn man diese Untersuchung mit Mitteln anstellt, die so genau sind, daß sie Unterschiede von einem Fünfzigtausendtheil bemerkbar machen müßten, so gelangt man zur Erkenntniß, daß das Licht aller Gestirne, das Licht unserer Feuerstätten, der Kerzen und Lampen mit doppeltem Luftzuge, ja mehr noch die schwachen Strahlen, die von den Leuchtkäfern ausgehen, ebenso gut als das blendende Licht der Sonne 42,000 Meilen in der Secunde durchlaufen.

Es läßt sich leicht begreifen, wie dieses Resultat mit mathematischer Strenge aus der Undulationstheorie folgt, wenn man erwägt, daß alle musikalischen Töne sich gleich rasch in der Luft fortpflanzen, mögen sie durch

die Stimme eines Sängers, die Stahlsaite eines Piano's, die Darmsaite einer Violine, die Glasfläche einer Harmonica, oder durch die Metallwände einer ungeheuren Orgelpfeife erzeugt werden. Es ist aber kein Grund vorhanden, weshalb die Lichttöne (man wird mir hoffentlich diesen Ausdruck erlauben) sich im Aether anders verhalten sollten. Bei der Annahme einer Emanation ist die Erklärung nicht so einfach. Wenn das Licht aus materiellen Theilchen besteht, wird es auch der allgemeinen Anziehung der Materie unterworfen sein; kaum ist es durch einen leuchtenden Körper fortgeschleudert, so wird die Anziehung desselben es wieder dahin zurückzuführen trachten. Eine allmähliche Verminderung der ursprünglichen Geschwindigkeit ist folglich unzweifelhaft; es käme allein darauf an, ob sie sich durch Beobachtungen nachweisen ließe. Im Uebrigen gehört die Aufgabe blos in das Gebiet der Rechnung. Macht man nun über die physische Beschaffenheit einiger Sterne, d. h. über ihr Volumen und ihre Dichtigkeit, einige Voraussetzungen, die nicht gerade außer dem Bereiche des Denkbaren zu liegen scheinen, so ergibt sich, daß diese Körper vermöge ihrer Attractionskraft die Geschwindigkeit, mit der die Lichtmolecüle fortgetrieben werden, vollständig aufzuheben im Stande sein könnten; daß nach Erreichung einer gewissen Distanz die Molecüle, die sich bis dahin vom Körper entfernt haben, mittelst einer Bewegung in entgegengesetzter Richtung dahin zurückkehren müßten. So könnten zum Beispiel gewisse Sterne bis auf eine Entfernung von zwanzig Millionen Meilen eben so glänzend sein, als die Sonne, und dann plötzlich völlig dunkel erscheinen, wenn zwanzig Millionen Meilen genau die Grenze bilden, welche keiner ihrer Strahlen zu überschreiten vermag. Wenn wir die Größe der Massen und Dichtigkeiten, welche auf diese Resultate führen, beträchtlich ändern, und für die Sterne erster Größe Dimensionen annehmen wollen, die kein Astronom für unwahrscheinlich halten möchte, so werden zwar so sonderbare Erscheinungen nicht mehr eintreten: die Sterne werden nicht hier glänzend und ein wenig weiter völlig dunkel erscheinen, aber die Geschwindigkeit ihres Lichtes wird sich mit der Entfernung ändern, und wenn zwei Sterne sich in sehr verschiedenem Abstande von der Erde befinden, werden ihre Strahlen mit ungleicher Geschwindigkeit zu uns gelangen. Ist also die vollkommene Uebereinstimmung in der Geschwindigkeit, auf welche alle Beobachtungen schließen lassen, nicht ein sehr starker Einwurf gegen die Emanationstheorie?

Es gibt ein sehr einfaches Mittel, wenn nicht die absolute, doch die relative Geschwindigkeit eines Strahles beträchtlich zu verändern, wenn man ihn nämlich während des jährlichen Laufes der Erde beobachtet, sobald dieselb sich entweder nach dem Sterne zu bewegt, von welchem der Strahl ausgeht, oder die gerade entgegengesetzte Richtung verfolgt. Im ersten Falle ist es, als ob die Geschwindigkeit des Strahles um die ganze

Geschwindigkeit der Erde gewachsen wäre, im zweiten hat numerisch genommen die eingetretene Aenderung denselben Werth, aber der ursprüngliche Betrag hat sich um so viel vermindert. Nun weiß Jedermann, daß die Umlaufsbewegung der Erde mit der Geschwindigkeit des Lichtes vergleichbar ist, daß sie den zehntausendsten Theil derselben beträgt. Wenn man also zuerst einen Stern beobachtet, nach welchem die Erde sich hinbewegt, und dann einen Stern, von welchem sie weggeht, so ist dies dasselbe, als ob man mit Strahlen zu thun hätte, deren Geschwindigkeiten um ein Fünftausendtheil von einander verschieden sind. Solche Strahlen müssen eine ungleiche Brechung erleiden. Die Emissionstheorie liefert die Mittel, den Betrag der Ungleichheit in Zahlen anzugeben, und man kann so erkennen, daß sie die kleinen Beobachtungsfehler weit übersteigt. Ich muß nun aussprechen, genaue Messungen haben das völlige Gegentheil der Rechnung gezeigt: die von allen Sternen ausgesandten Strahlen, in welcher Richtung sie auch zu uns gelangen mögen, erfahren genau dieselbe Brechung.

Der Unterschied zwischen Theorie und Erfahrung konnte nicht offenbarer sein, und von diesem Augenblicke an schien die Vorstellung einer Emanation völlig über den Haufen geworfen; dennoch ist es gelungen, die endgültige Entscheidung mit irgend einer Voraussetzung hinauszuschieben, die mit wenigen Worten sich angeben läßt und in der Annahme besteht, daß die leuchtenden Körper Strahlen von jeder möglichen Geschwindigkeit aussenden, daß aber eine ganz spezielle und bestimmte Geschwindigkeit nothwendig ist, damit sie als Licht erscheinen. Wenn die Vermehrung oder Verminderung der Geschwindigkeit um den zehntausendsten Theil den Strahlen die Fähigkeit zu leuchten nimmt, so ist die beobachtete Gleichheit ihrer Ablenkung die nothwendige Folge dieser Voraussetzung, weil unter der Menge von Molecülen, die das Auge des Beobachters treffen, letzterer, mag er sich von einem Sterne entfernen oder nach ihm hinbewegen, in jedem Falle nur diejenigen wahrnehmen wird, deren relative Geschwindigkeit jene bestimmte ist. Allein unleugbar würde diese Hypothese der Emanationstheorie die große Einfachheit, die ihr Hauptverdienst ausmachte, rauben. Die gegenseitigen Stöße der Molecüle, welche Euler so sehr hervorhob, würden dann die unvermeidliche Folge ihrer ungleichen Geschwindigkeit werden und in die Fortpflanzung der Strahlen Störungen bringen, welche durch keine Beobachtung angezeigt werden.

Das Licht übt auf gewisse Körper eine äußerst bemerkbare Wirkung dadurch, daß es rasch ihre Farbe verändert. Salpetersaures Silber, unter dem gewöhnlichen Namen Höllenstein bekannt, besitzt zum Beispiel diese Eigenschaft in sehr hohem Grade: einige Secunden, während deren es dem zerstreuten Lichte eines nebligen Tages ausgesetzt ist, genügen, um seine ursprüngliche Weiße in ein bläuliches Schwarz zu verwandeln. Im

Sonnenlicht ist dieser Uebergang fast augenblicklich. Die Chemiker waren geneigt, in dieser Farbenänderung eine Erscheinung zu erblicken, analog denen, welche sie täglich hervorbringen. Nach ihrer Ansicht wäre das Licht ein wahres Reagens, das durch sein Hinzutreten zu den Bestandtheilen des Körpers, auf welchen es wirkt, mitunter dessen ursprüngliche Eigenschaften zu ändern vermöchte. In anderen Fällen könnte die Lichtmaterie ihre Wirkung auch blos durch Ausscheidung eines oder mehrerer Elemente des Körpers, welchen sie trifft, äußern.

Obgleich die betreffenden Analogieen sehr nahe zu liegen scheinen, können doch diese Erklärungen nicht wohl angenommen werden, seit bewiesen ist, daß bei der Interferenz die leuchtenden Strahlen auch die sonst eigene chemische Wirksamkeit verlieren. Wie soll man in der That sich vorstellen, daß die Materie zweier Strahlen sich mit einer gegebenen Substanz verbinden könne, wenn jeder Strahl sie einzeln trifft, und daß im Gegentheil die Vereinigung nicht eintreten solle, wenn dieselben Strahlen zu gleicher Zeit wirken, und zwar, denn diese Bedingung ist nothwendig, sobald ihre durchlaufenen Wege um Größen von einander verschieden sind, die eine gewisse regelmäßige Zahlenreihe bilden.

In der Geometrie pflegt man, um die Unrichtigkeit eines Satzes darzuthun, denselben in allen seinen Folgerungen zu untersuchen, bis man auf ein sich durchaus widersprechendes Resultat stößt. Muß nicht eine chemische Action, deren Eintreten oder Ausbleiben von der Länge des Weges abhängen soll, den die wirkende Substanz zurückgelegt hat, in die Kategorie solcher Resultate gezählt werden?

Die Naturerscheinungen bieten sich uns in der Regel unter sehr complicirter Gestalt dar, und das wahre Verdienst des Beobachters besteht darin, sie von einer Menge zufälliger Umstände unabhängig darzustellen, die das Erkennen ihrer Gesetze verhindern würden.

Hätte man zum Beispiel die Schatten dunkler Körper nur in voller Beleuchtung beobachtet, und solche Körper nie der Wirkung von Strahlen ausgesetzt, deren Ausgangspunkte sehr nahe zusammenliegen, so hätte Niemand eine Ahnung von den zahlreichen und interessanten Fragen erhalten, zu denen eine so alltägliche Erscheinung Anlaß gibt. So wie man einen ganz beliebigen undurchsichtigen Körper mitten in ein dunkles Zimmer bringt, und dem Strahlenkegel eines homogenen Lichtbündels aussetzt, welcher von einer kleinen Oeffnung im Fensterladen oder vom Brennpunkte einer Linse ausgeht, so erblickt man den Schatten von einer Reihe sich berührender Streifen umgeben, die zum Theil sehr hell, zum Theil völlig dunkel sind. Vertauscht man den homogenen Lichtkegel mit weißem Lichte, so treten ähnliche Streifen von lebhaften prismatischen Farben an die Stelle der früheren.

Grimaldi bemerkte zuerst diese merkwürdigen Lichtphänomene, die er

durch den Ausdruck Beugung oder Diffraction bezeichnete. Newton machte sie zum Gegenstand einer ganz speciellen Untersuchung, und glaubte darin den deutlichen Beweis einer sehr intensiven anziehenden und abstoßenden Wirkung zu sehen, welche die Körper auf die in ihrer Nähe vorübergehenden Strahlen ausübten. Diese Wirkung, falls sie in der That stattfand, konnte nur durch die Voraussetzung einer materiellen Beschaffenheit des Lichtes erklärt werden. Die Beugungserscheinungen verdienten also, schon allein aus diesem Grunde, die Aufmerksamkeit der Physiker im höchsten Grade auf sich zu ziehen.

In der That beschäftigten sich Mehre mit ihrer Untersuchung, allein mittelst sehr ungenauer Methoden: Fresnel endlich erhob diese Gattung von Beobachtungen zu einer ungehofften Vollkommenheit, indem er zeigte, daß um die durch die Diffraction erzeugten Streifen zu sehen, es nicht nöthig ist, wie Newton und alle anderen Beobachter bis dahin gethan hatten, sie auf einem Schirme aufzufangen, sondern daß sie im Raume selbst in aller Schärfe vorhanden sind, wo man sie mit allen Hülfsmitteln verfolgen kann, welche die Anwendung des astronomischen Mikrometers, verbunden mit einer starken Vergrößerung, gewährt.

Wollte man nach den genauen von Fresnel mit Hülfe seiner neuen Beobachtungsmethoden angestellten Versuchen, die Ursache der Beugungs-Erscheinungen noch in der Einwirkung anziehender und abstoßender Kräfte auf materielle Theilchen suchen, so müßte man annehmen, daß diese Einwirkung von der Beschaffenheit und Dichtigkeit der Körper gänzlich unabhängig sei, denn ein Spinnefaden und ein Platindraht bringen vollkommen gleiche Streifen hervor, auch könnte die Masse keinen Einfluß haben, da Rücken und Schneide eines Rasirmessers sich ebenfalls genau gleich verhalten. Man würde endlich zu der unvermeidlichen Folgerung gedrängt, daß ein Körper auf die an seiner Oberfläche hingehenden Strahlen mit desto weniger Kraft wirke, je weiter diese Strahlen herkommen; denn wenn der leuchtende Punkt in der Entfernung von einem halben Zolle sich befindet, beträgt der Ablenkungswinkel zwölf Einheiten, während er, unter sonst gleichen Umständen, auf nicht ganz vier sich reducirt, sobald das Licht aus der zehnfachen Entfernung kommt.

Diese verschiedenen Resultate, namentlich das letzte, lassen sich in keiner Art mit der Vorstellung einer Anziehung vereinigen. Die Versuche Fresnel's werfen also alle Argumente, die man aus den Diffractionserscheinungen geschöpft hatte, um darzuthun, daß das Licht eine Materie sei, vollständig über den Haufen.

Der wichtige Zweig der Optik, der von der Intensität des von den Körpern zurückgeworfenen, hindurchgelassenen und absorbirten Lichtes handelt, und den man mit dem Namen Photometrie bezeichnet, befindet sich noch in seiner Kindheit; er besteht nur noch aus isolirten Resultaten, über

deren Genauigkeit selbst noch Zweifel obwalten können. Die allgemeinen mathematischen Gesetze fehlen fast gänzlich. Doch haben einige erst seit wenigen Jahren angestellten Versuche zu einer sehr einfachen Regel geführt, welche für alle Arten durchsichtiger Mittel eine Abhängigkeit zwischen den Winkeln an der ersten und an der zweiten Grenzfläche aufstellt, unter denen die Mengen des reflectirten Lichtes gleich sind.

Im Emissionssysteme haben diese beiden Winkel keine nothwendige Beziehung zu einander; das Gegentheil findet statt, wenn die Lichtstrahlen Wellen sind, und die Abhängigkeit, welche einer unserer gelehrten Herren Collegen mittelst einer scharfsinnigen Analyse aus dieser Hypothese abgeleitet hat, ist genau dieselbe, welche die Erfahrung gegeben hatte. Eine solche Uebereinstimmung zwischen Rechnung und Beobachtung muß heutzutage unter die stärksten Gründe gezählt werden, die man zur Unterstützung der Undulationstheorie anführen kann.

Die Interferenzen der Strahlen haben in dieser Biographie einen zu großen Platz eingenommen, als daß ich ihre Stellung zu den beiden optischen Theorieen mit Stillschweigen übergehen könnte. Und hier kann ich nicht anstehen auszusprechen, daß, wenn man in der Emanationstheorie nicht etwa eine Abhängigkeit zwischen den Bewegungen der verschiedenen Lichtmolecüle voraussetzen will (und ich weiß in der That nicht, was für eine Abhängigkeit man zwischen getrennt fortgeschleuderten Theilchen aufstellen könnte), das Vorhandensein und vor Allem die Gesetze der Interferenzerscheinungen völlig unerklärlich scheinen. Ich darf noch hinzufügen, daß unter den Vertheidigern der Emanationstheorie noch keiner in einer veröffentlichten Schrift den Versuch gemacht hat, die Schwierigkeit zu heben, ohne daß ich daraus den Schluß ziehen will, daß man ihr Gewicht nicht erkannt habe.

In der Undulationstheorie erklären sich die Interferenzen auf so natürliche Weise, daß man mit einigem Rechte verwundert sein darf, daß die Beobachtung zuerst diese Erscheinungen gezeigt hat. Um sich davon zu überzeugen, genügt die Bemerkung, daß bei der Fortpflanzung einer Welle durch ein elastisches Fluidum, die Molecüle des letzteren eine oscillirende Bewegung erhalten, vermöge deren sie nach einander in zwei entgegengesetzten Richtungen sich verrücken. Dies vorausgesetzt, ist klar, daß eine Wellenreihe die Wirkung einer andern Reihe vollständig aufheben muß, sobald an jeder Stelle des Fluidums die Bewegung in dem einen Sinne, welche die erste Welle allein erzeugen würde, mit der Bewegung im entgegengesetzten Sinne, die aus der alleinigen Wirkung der zweiten Welle hervorgehen würde, zusammenfällt. Unter dem gleichzeitigen Einflusse gleicher Kräfte von entgegengesetzter Richtung bleiben dann die Molecüle in Ruhe, während in Folge der Wirkung einer einzigen Welle sie frei oscillirt haben würden. Die Bewegung hat die Bewegung aufgehoben, und die Bewegung gerade ist das Licht.

Ich will diese Aufzählung nicht weiter fortsetzen, denn man kann schon beurtheilen, in wie vielen Punkten die Gegner der Emanationstheorie in ihren Angriffen glücklich gewesen sind. Die Anzahl, die Mannichfaltigkeit, die Feinheit der angeführten Versuche bezeugen nicht allein die ganze Wichtigkeit, welche die Frage ihnen zu haben schien; man muß zugleich darin einen glänzenden Beweis der Achtung gegen den großen Mann erblicken, dessen Name sich mit der Theorie, die sie verwerfen zu müssen glaubten, so zu sagen identificirt hatte. Dem Wellensysteme dagegen haben die Newtonianer nicht die Ehre einer gleich sorgfältigen Prüfung angedeihen lassen, ein einziger Einwurf schien ihnen zu seiner völligen Widerlegung hinreichend und dieser Einwurf ist von der Art hergenommen, wie der Ton in der Luft sich fortpflanzt. Wenn das Licht, sagen sie, eine Schwingung ist, wie die Tonschwingungen, so wird es sich nach allen Richtungen fortpflanzen; wie man den Klang einer entfernten Glocke vernimmt, auch wenn man durch einen Gegenstand, der sie dem Auge verbirgt, von ihr getrennt ist, ebenso muß man das Sonnenlicht hinter jedwedem undurchsichtigen Körper wahrnehmen. Dies ist die Fassung, in welcher man die Schwierigkeit aussprechen muß, denn die Analogie verstattet nicht zu behaupten, daß das Licht ohne an Intensität zu verlieren, sich hinter beliebige Gegenstände verbreiten müsse, weil der Ton selbst, wie Jedermann bekannt, dahin nur nach einer merklichen Schwächung dringt. Als Newton und seine Anhänger so von der Unmöglichkeit des Eindringens des Lichtes in den geometrischen Schatten eines Körpers wie von einer unübersteiglichen Schwierigkeit sprachen, vermutheten sie gewiß nicht die Antwort, die darauf erfolgen würde, und doch ist diese Antwort direct und einfach. Die Schwingungen des Lichtes sollen in den Schatten dringen, — dies thun sie in der That: zufolge der Wellentheorie soll der Schatten eines undurchsichtigen Körpers nie vollständig dunkel sein, — er ist es auch in keinem Falle, sondern enthält zahlreiche Strahlen, die daselbst zu einer Menge auffallender Erscheinungen Veranlassung geben, die den Physikern nicht unbekannt sein sollten, denn Grimaldi hatte sie zum Theil schon vor 1633 bemerkt. Es ist unbestreitbar eine der wichtigsten Entdeckungen Fresnel's, daß er gezeigt hat, wie und unter welchen Umständen diese Lichtzerstreuung vorgeht: er hat zuerst dargethan, daß bei der ungehemmten Fortpflanzung einer vollständigen Welle die Strahlen nur in den Richtungen bemerkbar werden, deren Fortsetzung durch den leuchtenden Punkt geht, obgleich in jeder ihrer successiven Lagen die verschiedenen Theile der ursprünglichen Welle wirklich selbst Erschütterungsmittelpunkte sind, von denen aus in allen möglichen Richtungen neue Wellen erregt werden. Allein diese schief gerichteten, diese secundären Wellen interferiren unter einander und zerstören sich vollständig, es bleiben nur die Wellen in der Rich-

tung des leuchtenden Punktes übrig, und so findet die geradlinige Fortpflanzung des Lichtes ihre Erklärung in der Undulationstheorie.

Wenn die ursprüngliche Welle nicht ganz ist, d. h. wenn sie durch die Gegenwart eines undurchsichtigen Körpers abgebrochen oder aufgefangen wird, so ist das Resultat der Interferenzen, die auch in diesem Falle eine große Rolle spielen, nicht so einfach, denn die Strahlen, die in schräger Richtung von allen nicht gehemmten Theilen der Welle ausgehen, vernichten sich nicht mehr nothwendiger Weise. An gewissen Stellen wirken sie mit dem normalen Strahl zusammen, und bringen einen lebhaften Glanz hervor, an anderen heben sich dieselben Strahlen gegenseitig auf, und alles Licht verschwindet. Sobald eine Welle zum Theil abgebrochen wird, erfolgt also ihre Fortpflanzung nach besonderen Gesetzen; das Licht, welches sie beim Auffallen auf irgend einen weißen Schirm erzeugt, ist nicht mehr gleichförmig, sondern muß aus regelmäßig vertheilten hellen und dunkeln Streifen bestehen. Wenn der auffangende undurchsichtige Körper nicht sehr breit ist, so veranlassen auch die schrägen Wellen, die sich in seinem Schatten durchkreuzen, vermöge ihrer gegenseitigen Einwirkung die Entstehung ähnlicher, aber verschieden vertheilter Streifen.

Ich werde gewahr, daß bei Verfolgung der theoretischen Speculationen Fresnel's ich eben unwillkürlich die Hauptzüge der merkwürdigen Beugungserscheinungen erwähnt habe, deren ich unter einem anderen Gesichtspunkte schon gedachte, und denen Newton in seiner Optik ein ganzes Buch gewidmet hat. Newton hatte, so schwierig schien ihm ihre Erklärung, zu ihrer Ableitung nicht anders gelangen können, als durch die Annahme, daß ein Lichtstrahl in der Nähe eines Körpers nicht vorübergehen könne, ohne eine windende Bewegung zu erleiden, die er mit der des Aales verglich. Nach den Erklärungen Fresnel's ist diese gewagte Voraussetzung überflüssig: der dunkle Körper, der die erste Ursache der Diffractionsstreifen schien, wirkt weder durch Anziehung, noch durch Abstoßung auf die Strahlen; er fängt nur einen Theil der Hauptwelle auf und unterbricht vermöge seiner Breite eine große Anzahl schräger Strahlen, die außerdem nach solchen Punkten des Raumes gelangt wären, an denen sie mit andern Strahlen sich vermischt und mehr oder weniger interferirt hätten.

Nunmehr hat es nichts Auffallendes mehr, daß, wie die Beobachtung gelehrt hat, das Resultat von der Beschaffenheit und der Masse des Körpers unabhängig ist. Die periodischen Maxima und Minima von Helligkeit, sowohl innerhalb, als außerhalb des Schattens, folgen übrigens aus der Theorie unseres verstorbenen Collegen mit einem Grade von Genauigkeit, von welchem vielleicht keine frühere physikalische Untersuchung ein so schlagendes Beispiel geliefert hat. Welche Zurückhaltung man auch

klugerweise beobachten sollte, wenn man über die Arbeiten kommender Geschlechter einen Ausspruch wagt, so möchte ich fast behaupten, daß in Beziehung auf die Diffraction sie den Entdeckungen, mit denen Fresnel die Wissenschaft bereichert hat, nichts Wesentliches hinzufügen werden.

Im Allgemeinen sind die Theorien nur mehr oder weniger glückliche Versuche, eine gewisse Zahl schon bekannter Thatsachen zu verknüpfen. Sobald aber alle neuen Folgerungen, die man aus ihnen zieht, mit der Erfahrung übereinstimmen, so gewinnen sie eine ganz andere Wichtigkeit. Auch an dergleichen Erfolgen hat es Fresnel nicht gefehlt. Seine Diffractionsformeln enthielten implicite ein sehr auffallendes Resultat, welches er nicht bemerkt hatte. Einer unserer Collegen — ich werde seinen Namen nicht zu nennen brauchen, wenn ich sage, daß er seit langer Zeit, sowohl durch eine Menge wichtiger Arbeiten in der reinen Analysis, als durch die glücklichsten Anwendungen auf dem Gebiete der physischen Astronomie und der mathematischen Physik sich den größten Geometern dieses Jahrhunderts würdig zur Seite gestellt hat, — bemerkte augenblicklich die Folgerung, von welcher die Rede ist, und zeigte, daß, wenn die Formeln Fresnel's richtig sind, bei einer kreisrunden undurchsichtigen Scheibe der Mittelpunkt des Schattens ganz ebenso hell erleuchtet sein müsse, als wenn die Scheibe nicht vorhanden wäre. Diese so paradoxe Folgerung ist durch einen directen Versuch geprüft worden und die Beobachtung hat die Rechnung vollständig bestätigt.

In der langen und schwierigen Discussion, welche sich über die Natur des Lichtes entsponnen hat, und von deren Geschichte ich einen Ueberblick gegeben habe, ist die Aufgabe der Physiker nahezu erschöpft worden. Ihre Lösung seitens der Mathematiker bietet leider noch einige Lücken dar. Ich möchte deshalb, hätte ich das Recht dazu, den großen Geometer, dem die Optik das eben erwähnte wichtige Resultat verdankt, dringend auffordern, zu versuchen, ob die halb empirischen Formeln, durch welche sich nach Fresnel's Angabe die Intensitäten des unter allen möglichen Winkeln und von jeder Art von Flächen reflectirten Lichtes ausdrücken lassen, nicht gleichfalls aus den allgemeinen Gleichungen der Bewegung elastischer Flüssigkeiten hergeleitet werden können. Es bleibt vor Allem die Erklärung davon zu geben, wie die verschiedenen Undulationen an den Trennungsflächen durchsichtiger Körper ungleiche Ablenkungen erfahren.

Geschichte des großen Bauernkrieges.

(Von Dr. Wilhelm Zimmermann, neue ganz umgearbeitete Ausgabe.)

Mit Vergnügen vernehmen wir, daß eine zweite bedeutend verbesserte Auflage dieses unseres Lieblingswerkes erschienen ist, und wir halten es für eine Pflicht, die Aufmerksamkeit des gebildeten Publikums auf eines der edelsten, interessantesten Werke der deutschen Literatur zu richten, welches höchstens in jenen historischen Darstellungen Schiller's einen Nebenbuhler findet. Die bedeutendsten Historiker Schlosser, von Hagen, Gervinus, Kortüm, Wuttke haben dieses Werk auf das Günstigste beurtheilt, und in der That zeichnet es sich durch eine genaue, sorgfältig gesichtete Zusammenstellung der Thatsachen, durch ein reiches historisches Material und besonders durch eine künstlerische, lebendige, spannende Anordnung und Darstellung aus, so daß dieses Geschichtswerk in der ganzen bändereichen historischen Literatur Deutschlands fast ohne seines Gleichen dasteht. Es ist die Liebe zu dem armen gedrückten Volke, welche diesem Buche die Wärme und Färbung gibt; wir fühlen beim Lesen des Buches den Herzschlag eines leidenden Volkes; wir legen unsere Finger in seine offenen Wunden, und sind ein Zeuge seiner verzweiflungsvollen Qualen. Aber auf der andern Seite eröffnet uns dieses Buch einen Blick in eine der größten Heldenperioden der deutschen Geschichte; wir sehen die Triumphe der deutschen Forschung und Kritik in der Reformation; wir sehen eine Reihe von Helden nicht nur aus den alten Geschlechtern eines Sickingen, Berlechingen, Hutten, nein, auch aus dem armen Landvolke hervorgehen; wir sehen die unverwüstliche Liebe des deutschen Volkes zur Freiheit, die selbst in den finstersten Zeiten des Mittelalters nicht ausstarb. Die Bauernkriege bilden eines der interessantesten Kapitel der so romantischen, heroischen Geschichte des mittelalterlichen Deutschlands, ein Kapitel, das freilich aus leicht begreiflichen Gründen früher mangelhaft und vom Standpunkte der Vorurtheile betrachtet wurde. Zimmermann stellt sich mit aller Hingebung und Entschiedenheit auf den Standpunkt der Bauern, aber diese Parteistellung ist in der Sache selbst begründet, in den vorliegenden Thatsachen, welche das Buch vor uns aufrollt, und deßhalb thut sie dem streng historischen Charakter des Werkes keinen Eintrag. Hören wir, was der geistreiche Geschichtsschreiber des großen Friedrich, Kortum, über das Zimmermann'sche Buch sagt: „Zimmermann hat dem Leben und der Wissenschaft einen bedeutenden Dienst geleistet, in dem er die klaffende Wunde des deutschen Volkes nach allen Seiten hin untersucht, die Gründe und Entwickelungen des großen öffentlichen Uebels hervorgehoben, und die traurigen Folgen einer nur oberflächlichen Heilung nicht etwa durch allgemeine Urtheile und Gedanken, sondern durch sorgfältig ermittelte und wohl gegliederte Thatsachen nachgewiesen hat". Wir können den ganzen Charak-

ter des Buches nicht besser bestimmen, als indem wir das Motto der ersten Auflage hinzusetzen, ein Motto, das wir in der zweiten Auflage mit Bedauern vermissen, das bekannte Wort der Sophocleischen Antigone:

„Ich wag's, ein Grab
Dem heiß geliebten Bruder aufzuwerfen."

Zimmermann selbst ist, beiläufig gesagt, diesem Worte nicht untreu geworden; er stand 1848 im Frankfurter Parlamente zu den Seiten der Volkspartei. Das waren immerhin köstliche Tage, und eine köstliche Gesellschaft; Vogt, Feuerbach, Zimmermann, Chr. Kapp, Fröbel; Preußen, Oesterreicher, Süddeutsche, eine merkwürdige Vereinigung von Talenten, wenn auch die politische Befähigung vielleicht nicht sehr groß war. Es ist freilich Mode, leider eine durch das Frankfurter Parlament selbst veranlaßte Mode geworden, die „Professoren in der Paulskirche", als eine ungeheuerliche Lächerlichkeit und das Unglück Deutschlands zu betrachten, aber es war doch mancher Mann darunter, der in dankbarer Erinnerung fortleben wird.

Zu ihnen gehört auch der Verfasser der Bauernkriege; wenn er auch jetzt, gleich seinem berühmten Landsmann, Ludwig Feuerbach, in bescheidener Zurückgezogenheit noch in seinem behaglichen Vaterlande lebt, fern dem Exil und seinen Entbehrungen und Mühen, so ist sein Name doch in den Büchern der deutschen Freiheitskämpfe eingeschrieben, einzig und allein wegen der größten That seines Lebens, wegen dieser Geschichte des Bauernkrieges. Der Verfasser hat es trefflich verstanden, die verschiedenen Elemente, welche in diesen stürmischen Zeiten durch einander wogen, zu sondern und zu sichten; namentlich ist das Verhältniß der Reformation und ihrer Vertreter zu den Bauern auf eine ausführliche und unparteiische Weise dargestellt, so daß die Reformationsgeschichte hierdurch ein ganz neues Licht erhält. Zimmermann schildert die Halbheit und Inconsequenz der kirchlichen Reformatoren, eine Inconsequenz, welche noch heute der ganzen protestantischen Kirche eigenthümlich ist, und leitet daraus den Verfall des Reiches und das Unglück Deutschlands ab, das heute noch die Folgen einer halben, unentschiedenen Bewegung und der unheilvollen Spaltung zu tragen hat. Man lernt aus diesem Buche die große Wahrheit, daß man niemals eine halbe Reform und Revolution machen kann, und daß die geistige Aufklärung unmittelbar in die politischen Verhältnisse eingreifen und dieselbe umgestalten muß, soll ein dauerndes Resultat aus der Katastrophe hervorgehen. Man sollte allerdings glauben, daß Leute, welche das Verhältniß der Reformation zu den Bauernkriegen auf diese Weise beschrieben und begriffen haben, wie Zimmermann, in den Revolutionsjahren von 1848 und 1849 nicht ein ähnliches halbes und inconsequentes Verfahren eingeschlagen hätten, wie das im vorliegenden Buche

geschilderte. Eine historische Parallele zwischen beiden Volksbewegungen wird übrigens wohl erst später am Platze sein.

Zimmermann schildert das Verhältniß der Reformation zu den socialen und politischen Erschütterungen jener Zeit mit folgenden Worten:

„Die eigentlichen Bewegungsmänner des Jahres 1524 waren andere als Luther. Mit Unrecht hat man von diesen angenommen, es sei Mißverstand der lutherischen Lehre von der evangelischen Freiheit gewesen, was sie getrieben habe; nicht falsch verstanden diese Männer dieser Lehre, sondern anders verstanden sie dieselbe: von der gleichen Grundlage wie Luther ausgehend, gewannen sie andere Ergebnisse, weil sie die Consequenzen ihrer Grundsätze annahmen.

„Ebensowenig war es ein Mißverstand, ein Nichtrechtverstehen von Seiten des Volkes, wenn dieses die evangelische Lehre von der christlichen Freiheit nicht blos als Befreiung vom menschlichen Joch in Glaubenssachen und von Sünde und Tod durch den Weltheiland aufnahm, sondern zugleich als Freiheit von den Diensten und Frohnden der Leibeigenschaft. Nicht mißverstanden wurde von dem gemeinen Mann Luther's Schrift und Lehre, sondern richtig verstanden wurde von ihm die von Luther abweichende uber ihn hinausgehende Lehre der andern Prediger, der Bewegungsmänner, welche ausdrücklich und klar dem nach Erleichterung und Erlösung Seufzenden das neue Evangelium der religiösen und bürgerlichen Freiheit boten, und die Leibeigenschaft unter Kindern eines Vaters als unvereinbar mit der Christuslehre erklärten.

„Während nämlich Luther von den revolutionären Anfällen sich ermäßigte und abwich, bauten, gleichzeitig mit Ulrich v. Hutten und nach seinem Tode, theils Mitarbeiter Luther's, theils Nachfolger in seinem Werke, gerade diese Seite recht mit Vorliebe an. Es waren Männer, welche aus dem Worte Gottes ganz eigene politische Anwendungen sich herauslasen, und rasche und kuhne Schlüsse zogen, meist Leute, denen das Herz warm und voll für ihr Volk schlug, aber mitunter auch wilde Fanatiker. Der reinsten und besten Sache setzten sich auch immer Freunde und Mitarbeiter an, die nicht alle so rein waren und so vernünftig wie diese Sache; und so waren wohl auch Eindringlinge in dieser religiösen und politischen Bewegung mitunter, die von weniger reinen, oder geradezu schlechten Beweggründen und Absichten geleitet wurden.

„Von ihrem Auftreten bis zu dieser Stunde sind diese Männer von allen Seiten verketzert worden. Das meiste zu der falschen und ungerechten Ansicht uber sie trug die Parteileidenschaft der Wittenberger Theologen bei, besonders Luthers, bei dem die Reinheit seines Eifers in dieser Sache sehr stark getrübt, ja die persönliche Gereiztheit bei Weitem das Ueberwiegende war. Andere verkannten sie, weil sie nicht fähig waren, sich auf den Standpunkt dieser Männer zu stellen, oder sich in ihre eigen-

thümlichen Charaktere zu versetzen, und den Zusammenhang ihrer Denkweise und ihres Handelns zu begreifen. Sehr viele ließen sich wider dieselben blos von der damals fast allgemeinen Sucht einnehmen, Alles zu verlästern, was auf dem religiösen Gebiete anders dachte. Bei Vielen verloren sie den Credit wegen ihrer politischen Tendenzen, bei den einen, weil solche ihnen als Träume als unausführbar erschienen; bei den andern, weil diese nicht wußten, daß die Gleichheit aller vor den Menschen ebenso eine Grundlehre des Evangeliums ist, wie die Gleichheit vor Gott; und daß keine Religion eine wahre ist, als diejenige, welche die bürgerliche Freiheit zu ihrem nothwendigen Ausfluß hat. Das Schlimmste endlich war für diese Männer, daß sie unterlagen, daß ihre Sache besiegt wurde; dann auch, daß sich derselben so mancher Auswuchs und Mißbrauch, das eigentlich Ungereimte und Verrückte ansetzte. Auf ihre Rechnung wurde alles Unreine und Wahnsinnige gesetzt, was sich durch ihr Feuer entzündete. Man schloß von späteren, ein Jahrzehnt nach ihrem Tode hervorgetretenen Erfolgen auf diese Männer zurück, mit deren Ideenkreis solche kaum in entferntester Beruhrung waren, und der berechnete Revolutionsentwurf der strengen Volksmänner von 1524 und 1525 mußte sich mit dem tollsten Münsterischen Fastnachtsspiel von 1536, der unter allem Feuer seiner Worte nüchterne Denker Thomas Münzer mußte sich mit dem verrückten Bockolt zusammenwerfen lassen. Es konnte dies um so leichter bis heute geschehen, je weniger diese Partie der Kirchen- und Staatsgeschichte noch genau untersucht war, und je mehr man sich angewöhnt hatte, auf die Gesammtheit einer bestimmten Richtung, die nur auf einen kleinen Theil passenden Bezeichnungen Schwärmer und Wiedertäufer im schlimmsten Sinn anzuwenden.

„Anders urtheilt die Parteileidenschaft und die autoritätsgläubige Masse, anders die Geschichte; sie muß sich die Ruhe und Freiheit des Geistes bewahren, besonders auf dem Boden des religiös politischen Kampfes, und denen gegenüber, welche unterlegen sind. Was der Sieg zu einer Heldenthat verklärt hätte, macht in den Augen der Menge die Niederlage zum Verbrechen. Dem gewonnenen Spiel wird weise Berechnung nachgerühmt, das verlorene wird als Thorheit verurtheilt. Der Geschichte Pflicht ist es, dafür zu sorgen, daß die Gerechtigkeit über den Gräbern der Gefallenen wache. Wenn es jedoch überhaupt schwer ist, bei geheimen Planen und Unternehmungen die Handelnden, ihre Gedanken, Triebfedern und Werkzeuge an's Licht hervor aus ihrem Dunkel zu ziehen, so ist dies besonders schwer in unserem Falle. Viele Federn haben die Sieger gefunden; wenige — und sehr ängstliche — die Besiegten, zumal da sie dem Volke angehörten. Es läßt sich viel für jene Männer der That sagen, ohne daß man alles billigt, was sie thaten, oder wie sie es thaten."

Damit ist der ganze Standpunkt des Buches angedeutet. In dem

großen historischen Rahmen dieses Werkes finden wir eine Menge einzelner lebensvoller Bilder, wie die Zerstörung von Weinsberg und andern Revolutionsscenen; die historischen Personen treten mit einer dramatischen Gegenständlichkeit auf; einzelne Charakteristiken, wie die Florian Geyers, Thomas Münzer's, sind mit Meisterschaft entworfen, wie denn überhaupt das Buch trotz seiner objektiven geschichtlichen Haltung spannender und interessanter, wie ein Roman zu lesen, ist. Der Bauernkrieg ist vielfach zum Gegenstande künstlerischer Produktionen gewählt worden; er wurde in Romanen und Dramen verarbeitet, aber, wenn wir Göthe's Götz von Berlechingen, der auch dieser Periode angehört, ausnehmen, haben alle diese poetischen Anstrengungen es nicht zu einer solch durchsichtigen und künstlerischen Form bringen können, wie das Geschichtswerk Zimmermann's, dessen Darstellung dem großen Gegenstande vollständig ebenbürtig ist. Wir hoffen, unsern Lesern späterhin einige Bruchstücke aus diesem Werke mittheilen zu können, und werden sehr befriedigt sein, wenn diese wenigen Zeilen die Aufmerksamkeit unserer Freunde auf das verdienstvolle Buch hinlenken.

An Dr. W. Krause in Cincinnati.

Bemerkungen über „Mensch und Thier".

(Von Far West.)

Wenn ich die nachfolgenden Bemerkungen zu Ihrer in Nro. 24 und 25 der „Turnzeitung" veröffentlichten Rede nicht zunächst an die Redaktion eben dieses Blattes übersende, sondern in der „Atlantis" erscheinen lasse, so geschieht es, weil ich es übernommen habe, in der letztgenannten Zeitschrift mit einiger Vollständigkeit meine ganze Lebensansicht niederzulegen, und dazu gehören auch meine Gedanken über den von Ihnen behandelten Gegenstand. Ich zweifle nicht, daß auch so meine Bemerkungen Ihnen zu Gesicht kommen; ja, vielleicht wäre die Redaktion der „Turnzeitung" so gefällig, dieselben abzudrucken, sofern sie dem Zwecke des Blattes entsprechend erscheinen.

Ich bin Ihrem Vortrage über „Mensch und Thier" mit vollster Aufmerksamkeit bis zum Ende gefolgt, habe mich durch ihn belehrt und finde

im Ganzen nur Einen Punkt, wo ich nicht mit Ihnen zusammentreffe. Beträfe es eine ausschließlich durch Ihre Fachwissenschaft zu lösende Frage, so würde ich bescheiden schweigen; es gilt aber um eine Entscheidung, an welcher jeder denkende und beobachtende Mensch Theil zu nehmen berechtigt ist, und es scheint mir im Interesse Aller zu liegen, daß die Sache vielseitig besprochen werde. Die Frage, ob der Mensch mehr und Anderes ist, als das best organisirte Thier, ist freilich bereits von Karl Vogt entschieden d. h. mit nein beantwortet worden; allein solcher Autorität unterwerfen Sie selbst sich so wenig als ich. Sie sagen: „der Mensch steht an der Spitze der Säugethiere, weil seine Organe und ihre Thätigkeiten, seine Leistungen als Ganzes, am Vollkommensten der aus der Erfahrung entnommenen, aber philosophisch gebildeten, Idee des Organismus oder des Lebens entsprechen." Diesem Erfahrungssatze wird wohl Niemand widersprechen. Sie fahren dann fort: „Doch hat der Mensch in dieser Beziehung nichts qualitativ Besonderes vor den übrigen Geschöpfen voraus." Ich muß annehmen, daß dies auf Ihrem Standpunkte heißen soll: der Mensch hat keine Anlagen, keine Kräfte, und folglich keine Bestrebungen und Zwecke, welche der Art nach von denen des Thieres verschieden wären; nur in dem Maaße liegt der Unterschied, und so reiht sich das Menschliche in allen Beziehungen unmittelbar an das Thierische an; das Thier ist etwa ein in der Entwickelung zurückgebliebener Mensch, — der Mensch ein weiter entwickeltes Thier, — es gibt zwischen menschlichen und thierischen Wesen keine eigentliche Scheidelinie.

Ich will nicht etwa Meinungen Ihnen andichten, ich spreche ehrlich aus, wie ich Ihre Worte verstehe.

Sie haben als Physiolog gesprochen; ich würde auf meinem Standpunkte Alles behaupten können, was Sie sagen, wenn ich, auf das psychologische Gebiet übergehend, etwa so fortführe:

Auch an dem Thiere sind offenbar Anfänge von Seelen-Anlagen zu bemerken, namentlich Verstand und Gedächtniß; der neugeborne Mensch kommt darin den vollkommenen Thieren noch nicht einmal gleich, und ausnahmsweise bleiben Menschen wohl fur immer thierisch. Der Verstand eines Pferdes, welches durch Vorschiebung des Riegels eine Thüre öffnet, um zum Hafer zu gelangen, ist — freilich nicht dem Maaß, aber der Art nach dasselbe Vermögen, durch welches Keppler die Gesetze des Planetenlaufes fand; das Gedächtniß der Biene, die von jeder nicht allzufernen Stelle ihre Wohnung wiederfindet, unterscheidet sich von dem meinigen und selbst dem künstlich gestärkten des Hrn. Reventlow nur quantitativ, nicht dem Wesen dieser Kraft nach. Wenn der Mensch eine Seele hat, weil er Kraftäußerungen zeigt, die als Stoffwirkungen nicht zu erklä-

ren sind, so ist auch dem Thiere die Thierseele nicht abzusprechen, und von der letzteren zur ersteren ist's kein Sprung, sondern ein Uebergang stufenweise.

Doch zeigt die genauere Beobachtung des menschlichen Wesens, daß mit den Worten und Begriffen „Verstand" und „Seele", nicht auszureichen ist, und so wurden „Vernunft" und „Geist" hinzugefügt, um etwas ausschließlich Menschliches zu bezeichnen, das so sehr und so ganz im Gegensatze zu dem Thierischen steht, daß man die Thiere nicht etwa unvollkommen vernünftig und den Menschen mehr vernünftig, sondern jene schlechtweg unvernünftig, den letzteren aber ein Vernunftwesen nennt.

Beruht nun diese, bisher allgemein angenommene Unterscheidung auf einem Irrthum? Was ist Menschenvernunft der Brutalität gegenüber? Und bilden beide einen so unversöhnlichen Gegensatz, wie man seit Jahrtausenden geglaubt hat? Hat der Mensch etwas „qualitativ Besonderes", oder nicht?

Die Beobachtung lehrt, daß alle Kräfte und alle Bestrebungen des Thieres gerichtet sind auf die Erhaltung des organischen Lebens; auf die Fortpflanzung des Geschlechtes und auf die in Beidem liegende Lebenslust. Dazu allein ist der thierische Organismus eingerichtet, und diesen Zwecken dienen auch die sogenannten seelischen Eigenschaften des Thieres. Es wird dabei vorzugsweise von dem Instinkte geleitet, d. h. von einem mächtigen inneren Antriebe, das Zweckmäßige oder seinem Wesen Entsprechende zu thun, ohne daß es den Zweck und die Art, wie durch das angewandte Mittel der Zweck erreicht wird, mit Bewußtsein sich vorstellt; (so baut die Biene instinkmäßig die sechseckigen Zellen). In einzelnen Fällen kommt bei den vollkommenen Thieren ein Anfang von praktischem Verstande hinzu, d. h. die bewußte Verrichtung des unter den gegebenen Umständen Zweckmäßigen. Die Beschränkung des thierischen Wesens auf die genannten Lebensäußerungen nennen wir Brutalität, welche dem Menschen darum der stärkste Vorwurf wäre, weil er zwar an allen jenen thierischen Lebensäußerungen naturgemäß und zum Theil ebenfalls instinktartig Theil nimmt, aber zugleich über sie hinausgehen soll und in eine Sphäre hinüber, welche dem Thiere absolut verschlossen ist, nämlich in das Vernunftgebiet.

Die Vernunft ist das Vermögen der Ideen, d. h. der mit dem physischen Leben und dessen Wohlsein nicht mehr verknüpften Vorstellungen des Wahren, Schönen und Guten; jemehr der Mensch Ideen in sich ausgebildet hat, und je lebendiger sie in ihm sind, desto geistiger ist er, desto größer sein Abstand vom Thiere. Kann der Anatom auch noch das menschliche Gehirn mit dem eines Kalbes sehr wohl vergleichen, so hört zwischen Vernunft und Brutalität aller Vergleich auf; sie sind einander geradezu entgegengesetzt, heben gewisser Masen einander auf.

Ein Wohlgefallen an der Wahrheit um ihrer selbst willen und ein Dem gemäses Streben ist menschlich, — das Thier kennt es nicht. — Der ästhetische Eindruck ist ein über das blose thierische Lebensgefühl absolut hinausgehender. Der höchste ästhetische Genuß wird vermittelt durch die Phantasie, die selbstthätige, oder die angeregte, dahin gehört der dichterische Genuß, ein rein geistiger. Das Auge vermittelt den Genuß der schönen Bilder; aber nur für das menschliche Auge, weil Geist im Hintergrunde ist, wäre es auch sonst dem thierischen völlig gleich, gibt es schöne Bilder, und der ästhetische Eindruck ist nicht im Auge, sondern innen im vernünftigen Bewußtsein. Das Ohr vermittelt den Eindruck der Tonschönheit, welche mehr eine allgemeine innere Anregung, als deutliche Vorstellungen bewirkt, und so streift hier die physische Lebenserregung so nahe an die geistige, daß man mitunter und ausnahmsweise eine schwache Empfänglichkeit dafür auch an Thieren bemerkt. Ich selbst habe die Sache bei Hausthieren, Pferden, Katzen, Hunden, öfters versucht, und niemals den geringsten Eindruck bemerkt, außer daß die letzteren etwa bei der schönsten Musik den Schwanz zwischen die Beine nahmen, unruhig der Zimmerthüre zueilten, und draußen ein jämmerliches Geheul anstimmten. — Der Tastsinn, wo er das Auge ersetzen muß, dient dem ästhetischen Eindrucke nur sehr unvollkommen; die Sinne des Geruches und Geschmackes bewirken einen Nervenreiz, der sich ganz auf Anregung des thierischen Lebensgefühles beschränkt, ebenso das sinnliche Gefühl.

Das Wort „gut" hat in unserer Sprache eine doppelte Bedeutung. Es bezeichnet vorerst das einem gewissen Zweck Entsprechende; so gibt es gute Pferde, und der Klee schmeckt dem Ochsen gut. In höherem Sinne bedeutet „gut" [sittlich gut], was in Gesinnung und Streben der Menschenwürde entsprechend ist. Man ist noch kein guter Mensch, wenn man regelmäßig ißt, trinkt, schläft, abwechselnd die Kräfte anstrengt und ruhen läßt, kurz naturgemäß lebt, denn damit erhöbe man sich nicht über die Thierstufe. Alle Sittlichkeit setzt voraus, daß es für den Menschen Interessen gibt, die über den Zwecken des organischen Lebens hinaus liegen, daß er erst durch deren Verfolgung eine Würde behauptet, welche dem Thiere absolut versagt ist. Es ist nicht nur unserer physischen, sondern allein unserer vernünftigen oder geistigen Natur gemäs, daß wir freiwillig uns ermüden, Entbehrung uns auflegen, Schmerzen erdulden, ja dem Tode in die Arme laufen, um geistige Zwecke zu erreichen, den Forderungen der Ehre zu genügen, die Sache des Rechtes und der Wahrheit zu schützen, geliebte Menschen aus Noth und Gefahr zu retten, kurz, unsere Pflicht zu thun. Pflicht ist die Vorstellung Dessen, was der Mensch gemäs seiner höheren Würde und Aufgabe in jedem einzelnen Falle thun soll, also eine Idee, welche mit thierischen und instinktmäßigen Bestrebungen gar nichts gemein hat; nur für den vernünftig Bewußten und Freien gibt

es Pflicht, Ehre und Verantwortlichkeit, bis zu deren Grenze das Thier niemals reichen kann. Nur weil und in sofern der Mensch eine dem Thiere versagte, höhere Würde als Vernunftwesen in sich selbst anerkennt, muß er sich veranlaßt finden, dieselbe auch in allen andern Vernunftwesen, mit welchen er in Berührung kommt, anzuerkennen und zu respektiren; daraus, und daraus allein fließt die Idee der Gerechtigkeit. Man kann auch gegen ein Thier hart und grausam, aber nicht ungerecht sein; jedes menschliche Wesen aber hat auf eine Behandlung gemäs dem Grundsatze menschlicher Gleichberechtigung Anspruch. Hier liegen thierische und menschliche Ansprüche weit auseinander.

Man führt als etwas, dem menschlichen sittlichen Gefühle Analoges die Hundestreue und die thierische Mutterliebe an. Die erstere ist ein auf künstlichem Wege, durch Zähmung und Dressur, an die Stelle des natürlichen Triebes gesetzter neuer Instinkt, welcher in einzelnen Fällen einen hohen Grad der Stärke erreicht. Der Herr wird dem Hunde zu einem Stücke seines Lebens, der letztere aber durch diese ihm eingewöhnte Anhänglichkeit noch lange nicht zu einem vernünftigen Wesen gemacht, er scheint vielmehr den ungeheuren Abstand um so mehr selbst zu fühlen, je weiter er in der Dressur fortschritt. Die thierische Mutterliebe ist von der Natur als ein zur Erhaltung und Fortpflanzung des thierischen Lebens unentbehrlicher Instinkt vorgesehen und ihm die erforderliche Stärke verliehen worden. Er ist der unserem eigenen edleren Gefühle am Nächsten verwandte unter den thierischen Trieben; denn auch die menschliche Kindesliebe hat einen instinktiven Charakter, veredelt sich aber zur vernünftig bewußten Pflichterfullung.

Es ist für uns auffallend, welche engen und unüberspringbaren Grenzen der thierischen Verstandesäußerung gezogen sind. Ein Landmann fand auf folgende Weise, daß die Krähen bis auf drei zählen können und nicht weiter. Ein Kirschenbaum wurde von jenen diebischen Vögeln so arg geplündert, daß der Eigenthümer durch Schießen sie abzuwehren beschloß. Allein nach dem ersten Schusse konnte er nicht mehr nahe genug herankommen. So errichtete er eine kleine Hutte unter dem Baume, in welcher er sich versteckt hielt. Die Krähen kamen wieder, doch nur ein Schuß gelang; dann warteten die Thiere ab, bis sie den Jäger sich zurückziehen sahen, wornach sie die Beraubung um so frecher fortsetzten. Jener gedachte sie zu überlisten, nahm noch einen Begleiter in die Hütte mit, lies diesen nach einer Weile zurückgehen und feuerte dann auf die sich sicher dünkenden Diebe. Der Betrug wurde jedoch ausgefunden, und er mußte zwei, zuletzt drei Begleiter mit sich nehmen. Dabei blieb es, zwichen 3 und 4 konnten die Thiere nicht mehr unterscheiden, und so wurden die Kirschen gerettet. Aehnliches habe ich in meiner Kindheit als Sperlingsjäger häufig erfahren.

Zum Charakter des menschlichen Wesens gehört das Unbeschränkte in der geistigen Entwickelungs- und Bildungsfähigkeit. Das thierische Individuum zeigt eine schwache Aehnlichkeit damit, die Erfahrung ist ihm nicht ganz nutzlos; die Jäger wissen, daß alte Füchse vorsichtiger und schlauer sind, als junge, und wir Landwirthe haben längst bemerkt, daß ältere Hausthiere klüger sind im Oeffnen der Thore und im Niederlegen der Fenzen, als die unerfahrenen Jungen. Doch ist dies unbedeutend gegen die große und allgemeine Regel, nach welcher der Instinct das Thier ohne alle Erfahrung sicher leitet. Das zum ersten Male nistende Vögelpaar verfertigt das dieser Art eigenthümliche Nest eben so kunstgerecht und vollkommen, als ob es die Arbeit hundertmal gethan hätte, ohne Erfahrung, ohne Vorbild, ohne Lehrmeister. Mit dem Auftauchen des menschlichen Bewußtseins tritt der Instinkt zurück, wird von der Vorstellung beherrscht, und der Verstand leitet unser Handeln, entweder gemäß den Vernunftideen, oder auch ihnen zuwider.

Ich werde nie glauben, daß wir Menschen von Affen, die höheren Thiere von niederen, die vollkommeneren Gewächse von unvollkommeneren abstammen; die Natur entwickelt zwar das Individuum bis zu dem vorgesehenen Grade, scheint aber die Art nicht zu verändern, also auch nicht zu vervollkommnen. Dagegen greift der Mensch beständig umgestaltend in die ihn umgebende Natur ein und veredelt, wo er seine Hand hinlegt. Unsere Frucht-, Obst- und Gemüsarten befanden sich meistens einst in einem rohen und ungeniesbaren Zustand, unsere Blumen waren unscheinbar, unsere Hausthiere sind dem ursprünglichen Muster derselben kaum noch ähnlich. Aber das größte Werk hat der Mensch an sich selbst verrichtet, wenigstens zu verrichten begonnen; denn das Ende ist unersehbar. Die Umbildung des menschlichen Geschlechtes aus ursprünglicher Rohheit zur Gesittung und einem Grade der Vollkommenheit entgegen, welcher im Unbegrenzten liegt, kann nicht mehr als Naturwirkung betrachtet werden in dem Sinne, wie der Embryo und Fötus zu einem menschlichen Kinde gebildet werden, sondern ist die Wirkung der unserem Geschlechte ausschließlich verliehenen Vernunftanlage und ihr entsprechenden Bildungsfähigkeit, dem Menschen so eigenthümlich und so scharf von allen andern Geschöpfen ihn scheidend, daß ich auch darin etwas „qualitativ Besonderes“ erkennen muß, wenn auch die Untersuchung des Organismus nichts der Art bemerken ließe.

Will man auch nun, was ich Geist und Vernunft genannt habe, als Kraftäußerung des menschlichen Organismus betrachten, so wäre wohl, so lange man den letzteren nicht mit absoluter Vollständigkeit kennt, ein Schluß von der Wirkung auf die Ursache gerechtfertigt. Ist in dem inneren Wesen des Menschen Etwas, das ihn „qualitativ“ vom Thiere scheidet, so darf man zu der Ansicht geneigt sein, daß eine qualitative Verschie-

benheit auch im Organismus liege, wenn gleich sie bis jetzt unserer Beobachtung entging. Der umgekehrte Schluß kann nicht statuirt werden, nämlich: weil die bisherige Physiologie keine organische Qualitätsverschiedenheit zwischen „Mensch und Thier" nachweist, kann es überhaupt keine geben. Es ist eben viel leichter, die menschliche Vernunftthätigkeit zu beobachten, als den lebendigen Organismus in seinem ganzen Wesen zu erforschen, und gerne erkenne ich die schwere Arbeit der Physiologen dankend an. Mit Freude der Tage gedenkend, da ich persönlich mit Ihnen bekannt wurde, grüße ich Sie freundschaftlichst. Far West.

Wirklichkeit und Phantasie; Gedächtniß.

(Von Far West.)

Phantasie und Wirklichkeit, — wo ist die Grenze beider, da unleugbar stets eine in der andern Gebiet übergreift? Bei unsern beständigen Sinneswahrnehmungen scheint zugleich die Phantasie immer thätig zu sein; sie erhebt die sinnliche Wahrnehmung zum vorstellbaren und erinnerlichen Bilde, sie ist gleichsam das Verbindungsglied zwischen dem Ende des Empfindungsnervens und dem Beginne des Denkens und der Gedächtnißkraft.

Mit Hülfe der letzteren ersetzt dann wieder ihr lebendiges Walten den Sinneseindruck, und das Dagewesene kehrt zurück auf ihren Ruf, ja ihre Bilder wetteifern in Lebendigkeit und Kraft des subjektiven Eindruckes mit den ergreifendsten Sinneseindrücken. Was die Phantasie ausmahlt, wirkt wie die vollste Wirklichkeit, reagirt auch ebenso auf Herzschlag, Blutumlauf, Athmen u. s. w.

Wird durch krankhaften Zustand die innere Reizbarkeit erhöht, so sind die Wirkungen noch wunderbarer. Ich erinnere mich aus der Zeit eines Anfalles von Gehirnentzündung, daß ich während eines ganzen Tages bei völlig ungetrübtem Bewußtsein jede Art von Musik, jedes einzelne Instrument in dem best besetzten Conzerte, jede einzelne Stimme im trefflichsten Chorgesange mit derselben Deutlichkeit, wenn ich nur wollte, hören, mich an diesen Tönen gerade ebenso erquicken, oder auch jedes mir irgend bekannte Menschengesicht und die ganze Gestalt, ebenso Landschaften, Straßen, Thiere rc vor mir und sich bewegen sehen, kurz alles mir bekannte Wahrnehmbare nach Willkühr als wirklich wahrnehmen konnte, als ob nicht Schein, sondern Wirklichkeit mich umgäbe.

Wie kommt es, daß die Erkrankung des Gehirnes gerade die geistige Kraft erhöht, oder (vielleicht richtiger gesagt) frei macht?

Eine Dem verwandte Beobachtung machte ich hier an mir selbst. Jeder weiß, daß bei Erlernung einer fremden Sprache, besonders in späteren Jahren, wir zwar leichter den Sinn des uns neuen Ausdruckes uns merken und, wann er wieder vorkommt, ihn verstehen, viel schwerer aber es dahin bringen, daß alle solche Ausdrücke uns völlig gangbar und geläufig werden, um in jedem Augenblicke über den ganzen Vorrath des Gelernten ebenso wie über die Ausdrücke der Muttersprache verfugen zu können. So etwa lesen wir bereits schwerere englische Bücher und sprechen das Englische doch nur stotternd, und oft fehlt ein verlangtes Wort im Momente ganz. Wer gar in einer fremden Sprache öffentlich reden will, muß die nöthigen Ausdrücke unzählige Male gebraucht haben, über sie gebieten wie über die Finger der Hand.

Ich las das Englische bereits fast ohne Wörterbuch, sprach es aber noch sehr unbeholfen, als ich von dem hiesigen klimatischen Fieber ergriffen wurde, welches bis auf eine solche Höhe stieg, daß das ganze Gehirn für mehrere Tage zu glühen schien. Das vordem Unmögliche war jetzt ein leichtes Kinderspiel; ich hielt entweder still in mir, oder laut englische Reden Stunden lang, in vollem Zusammenhange, nicht nur die Ideen, sondern die Ausdrücke strömten zu, ungesucht; der gleichsam vergraben gewesene Gedächtnißschatz lag offen da. Wenn ich heute nach 18jährigem weiteren Lernen und Ueben ebenso fließend und gewandt redete wie damals im Fieber, würde ich glauben, daß in diesem Betrachte für mich nichts zu wünschen übrig sei.

Hier war ebenwohl offenbar mehr als ein Geistesvermögen zeitweilig erhöht, oder entfesselt, oder wurde frei, wie die Wärme frei wird, wenn man nach Indianer Art einen Stab an dem andern reibt.

Auffallend war mir, was ich Hrn. Reventlow in Cincinnati von sich erzählen hörte. Auf seinen vielen Reisen begegnete es ihm öfters, daß bei dem Betreten von ihm ganz unbekannten Orten, Straßen, Gegenden ihn plötzlich das allerlebendigste Gefuhl der Wiedererinnerung von etwas früher Gekanntem ihn anwandelte und zwar in einer so eigenthümlichen Weise, daß ich wünsche, er möge das Nähere selbst mittheilen.

Viel Auffallenderes ist Andern begegnet und glaubhaft erzählt worden, werth der Beachtung aller Derer, welchen es um ein tieferes Verständniß des inneren Seelenlebens gilt.

Originalität.

Der Begriff „Originalität" wird namentlich in Amerika so vielfach mißbraucht, und gibt zu so manchen Mißverständnissen Anlaß, daß eine Untersuchung desselben nicht nur wegen der Bedeutung und Wichtigkeit der Sache selbst, sondern auch deßhalb zweckmäßig erscheint, um gewisse Eigenthümlichkeiten des amerikanischen Volkscharakters zu erklären. Eine solche Untersuchung wird uns vielleicht befähigen, die Originalität, deren sich das amerikanische Volk ganz besonders rühmt, auf ihr eigentliches Maaß zurückzuführen. Wir haben oft gesehen, daß man unter Originalität nicht so sehr positive Leistungen, als negative Eigenschaften versteht, und daß sich diejenigen der Originalität rühmen, welche, unwissend den Leistungen der Vergangenheit gegenüber, ihre eigenen Ansichten und Leistungen gerade wegen dieser ihrer Unwissenheit für originell halten. Solche Leute gehen in dieser Ansicht so weit, daß sie selbst nicht einmal etwas lernen wollen, daß sie es verschmähen, sich mit den Forschungen und Leistungen Anderer auf demselben Gebiete, auf welchem sie sich bewegen, bekannt zu machen, weil sie fürchten, ihre Originalität zu verlieren. So hatten wir persönlich Gelegenheit, einen renommirten plastischen Künstler in Washington zu sehen, der uns auf unsere Frage, ob er nicht zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom und Paris gehen wolle, — denn daß er noch nicht dort gewesen war, konnten wir schon merken, — erwiederte, daß er ein amerikanischer Künstler sei, und seine Originalität bewahren wolle. Diese Bemerkung erinnerte uns an die Aeußerung eines jungen Studenten, der uns vor Zeiten ein dickleibiges geschriebenes Heft über Philosophie brachte, mit der Bitte, dasselbe zu lesen. Wir fragten ihn natürlich, wo er seine philosophischen Studien gemacht habe, und zu welchem Systeme er sich hinneige. Hierauf erwiederte er, daß er noch kein philosophisches Buch gelesen habe und auch nicht lesen wolle; er wolle nicht der Nachbeter eines Systemes sein; er habe so seine eigenen Ansichten; er wolle seine Originalität nicht verlieren, er sei ein „Selbstdenker" u. s. w. Solchen Aeußerungen liegt eine Furcht zu Grunde, welche leicht zu erklären ist. Diese Leute fürchten, durch die Bekanntschaft mit dem Meisterwerke auf dem Gebiete, zu welchem sie Neigung und vielleicht auch Talent haben, in ihrem Selbstvertrauen erschüttert zu werden; ihr bewußter oder unbewußter Eigendünkel hält sie ab, sich den großen Leistungen der Vergangenheit gegenüberzustellen; unfähig, mit diesen wetteifern zu können, ziehen sie sich in ihre Subjektivität zurück, weil sie sich hier als unübertroffene Meister fühlen. Und doch ist gerade das, was sie für Originalität halten, nichts weiter, wie ein unbestimmtes Chaos von Ueberlieferungen, von denen man sich eben nur keine Rechenschaft zu geben weiß; die historischen Errungenschaften in den verschiedenen Wissenschaften und Künsten durchdringen

wie das Licht, die ganze Atmosphäre des geistigen Lebens, und Jeder wird davon affizirt, selbst wenn er es nicht will und weiß. Um ein populäres Beispiel zu nehmen: man hat läuten hören, weiß aber nicht, wo die Glocken hängen. Diese Sphäre der Halbbildung ist gerade diejenige, in welcher sich die meisten „Originale" befinden, mögen sie sich nun Autodidakten, „selbstgemachte Männer", oder Genies nennen. Eine genaue, gründliche, wissenschaftliche Bekanntschaft mit ihrem Fache würde den Nimbus zerstören, den sich der Eigendünkel um das Haupt gewoben hat, und deßhalb scheut man sich davor.

Wie dies bei einzelnen Individuen der Fall ist, so auch bei ganzen Nationen. Während uns die Geschichte zeigt, daß ein Volk auf den Errungenschaften früherer Völker zu seiner eigenthümlichen Culturstufe heransteigt, und die Civilisation irgend eines Volkes und Zeitalters das Resultat einer langen Kette der historischen Entwickelung ist, gibt es nationale Vorurtheile, welche diesen organischen Zusammenhang der historischen Entwickelung abbrechen wollen, und in eingebildeter Originalität die Errungenschaften der Vorzeit von sich abweisen zu können vermeinen. Ein Beispiel sehen wir davon bei dem Theile des amerikanischen Volkes, welcher sich mit dem spezifischen Namen „Amerikaner" benennt, aber in der That sehr weit von dem eigentlichen Wesen und der historischen Bestimmung des amerikanischen Volkes entfernt ist Diese Leute sehen in ihrem negativen Verhalten gegen die europäische Kultur, wenn nicht in ihrer Verachtung derselben, die Bürgschaft einer selbstständigen nationalen Entwickelung, einer besondern amerikanischen Originalität, welche, wie sie meinen, sich gegen jede Berührung mit fremden Elementen vertheidigen musse, um sich in ihrer Integrität zu erhalten. Man kann in dieser Anschauung und in diesem Verhalten nur das Eingeständniß einer großen Schwäche sehen. Die Originalität eines ganzen Volkes, wie eines einzelnen Menschen, besteht nicht in der Isolirung von fremden Einflüssen, sondern in der geistigen Verarbeitung und Weiterbildung derselben. Grade deßhalb ist das amerikanische Volk eben nur nach einer Seite hin originell, — und zwar in politischer Beziehung, — weil man hier, auf den Resultaten der Vergangenheit fußend, die Theorie der Volkssouverainität in einer eigenthümlichen, wenn auch nicht sehr rationellen Weise entwickelt hat. Aber selbst die Bedingungen dieser politischen Entwickelung waren gegeben, ehe man an eine amerikanische Nation dachte. Drei große Factoren haben an der Bildung der Union und ihres Staatsrechtes gearbeitet; die englischen Institutionen, die deutsche Reformation, die französische Philosophie der Encyclopädisten. Die englischen Institutionen mit dem common law und den wesentlichsten Garantieen der bürgerlichen Freiheit in der Habeas corpus Akte u. s. w., ja selbst mit den traurigen Ueberlieferungen der Vergangenheit, mit Sclaverei und Cromwell'schem Puritanis-

mus, bilden noch heute ein wesentliches Element der politischen und socialen Zustände Amerika's. Die Reformation hat dem ganzen amerikanischen Volke nicht nur seine Weltanschauung, sondern auch seinen Charakter gegeben. Endlich die revolutionären Ideen, welche in England und späterhin in Frankreich mit so großem Eclat auftraten, und auch in Europa den Weltbrand anzündeten, gaben die unmittelbare Veranlassung jener großen Bewegung, welche mit der politischen Unabhängigkeit der Union endete. Auf diese historische Grundlage und die davon abhängigen alten Colonialzustände fußend, entwickelte sich eine Politik, der man so lange das Prädikat der Originalität nicht absprechen konnte, als man auf dem historischen Unterbau voranschreitend die demokratischen Ideen fortzuentwickeln versuchte. Dies war die Zeit Jefferson's, Franklin's und jener Leute, die deßhalb originelle selbstständige Charaktere waren, weil sie durch und durch mit dem Geiste europäischer Cultur getränkt waren. Gegenwärtig freilich hat die amerikanische Politik vollständig den Reiz der Originalität verloren, und ist so fade, trivial und abgestanden, wie die europäische Politik. Und wie sieht es in den andern Sphären des amerikanischen Lebens aus? Wo ist hier eine Spur von Originalität? Die amerikanische Literatur fristet, nimmt man wenige Ausnahmen aus, ihr Leben vom Nachdruck und der Nachbildung englischer Werke; die Kunst weiß von keiner selbstständigen Entwickelung, ia noch kaum von einer Existenz in Amerika; die Wissenschaft kommt in Amerika nur in einzelnen wenigen Höhenpunkten zu einer selbstständigen, originellen Erscheinung; das gesellige Leben aber ist mit den faulen Abfällen europäischer Ueberkultur, von den socialen Verirrungen der Mode u. s. w. überschüttet. Das ist es gerade, daß Amerika nicht das eigentliche Wesen der europäischen Cultur annimmt, sondern nur den Schein, die Heuchelei, den Betrug derselben. Wo ist da Originalität? Wie kann man überhaupt von der Originalität eines Volkes reden, das nicht einmal eine eigene Sprache hat?

Wie das ganze Volk, so die einzelnen Individuen. Man mag nach Süden oder Norden, nach Osten oder Westen reisen: überall sieht man dieselben Gesichter, hört man dieselben Gespräche, bemerkt man dieselben Gebräuche. Es ist eine langweilige Uniformität im amerikanischen Volke, die seltsam contrastirt zu den verschiedenen socialen Zuständen und Anschauungen im freien Norden und versclavten Süden, in den großen Handelsstädten des Ostens oder in den Ackerbaugegenden des Westens. So ist es mit den Männern, doch mehr mit den Frauen. Eine gewisse Mode und Tünche ist Allen gemein; die Dressur ist complet, wie bei den preußischen Soldaten, aber Natürlichkeit, Individualität, Originalität ist nicht zu finden. Selten, daß man ein charaktervolles, ausgezeichnetes, besonderes Gesicht findet, das sich in der Erinnerung einprägt. Wenn man die Leute sieht, — man glaubt, man hätte sie schon hundertmal ge-

sehen. Wie die Leute, so die Städte, die Bauart der Häuser, die Einrichtung der Farmen. Wir haben die vorzüglichsten Handelsstädte an den westlichen Seen, am Ohio und dem Mississippi gesehen; sie sind nach demselben Schema gebaut, wo nur irgend die Lokalität und das Bedürfniß des Handels es zuließ.

Es mag sein, daß diese Entwickelung nach einem großen Schema, diese allgemeine Unterordnung unter die Sitte und das Herkommen, dieses vollständige Zurücktreten der Persönlichkeiten, diese Einförmigkeit aller socialen Beziehungen ein bedeutender Charakterzug des amerikanischen Volkes ist, und dem „manifest destiny" der Ver. Staaten wirksam in die Hände arbeitet. Es mag sein, daß diese Uniformität in den Verhältnissen dieses Landes bedingt ist, denn wenn bei dem losen Zusammenhange der einzelnen Staaten, bei den großen geographisch - politischen Gegensätzen, und der Verschiedenheit der Racen und Nationalitäten sich nicht Alles nach einer gewissen, gleichförmigen Regel formte, und gewissermaßen sich einem allgemeinen Schema unterordnete, so würde wahrlich von einem Volke der Ver. Staaten kaum die Rede sein. Die Union könnte das Individualitätsleben und den provinziellen Partikularismus, der das Reisen in Deutschland z. B. so interessant und abwechselnd macht, wohl nicht ertragen, ohne den ohnehin nur losen politischen und socialen Zusammenhang ganz zu verlieren, und so können wir uns am Ende selbst diese Eigenschaft des amerikanischen Volkes aus einer inneren Nothwendigkeit erklären.

Indessen wäre sie doch nicht möglich, bestände die Cultur hier nicht bloß aus einem äußerlichen Firniß, der mit verhältnißmäßig leichter Mühe über eine große Masse vertheilt werden kann. Es mag im Wesen der Demokratie liegen, daß die Summe von Kultur, welche in anderen Ländern, namentlich in Deutschland, sehr ungleich und nach aristokratischen Prinzipien vertheilt ist, hier in Amerika in ziemlich gleichen Portionen unter dem Volk ausgetheilt ist, so daß Jeder ein kleines Stückchen davon bekommt, und man die Höhen und Tiefen der civilisirten Welt hier nicht so genau unterscheiden kann, wie in Europa. Die allgemeine Unfertigkeit und Oberflächlichkeit des amerikanischen Lebens ist die Ursache dieser Erscheinungen; die Cultur ist ein importirtes Produkt, nicht von innen heraus gewachsen, nicht originell, nicht naturwüchsig, nicht auf dem Boden der heimischen Verhältnisse in langsamen historischen Prozessen emporgeschichtet. Wir wollen dies nicht gerade für einen Mangel und ein Unglück ansehen; die Union hat nicht so viel Zeit, um sich zu einem civilisirten Gemeinwesen heranzubilden, wie die europäischen Länder, wie namentlich das deutsche Volk es hatte, welches schon zu Tacitus Zeiten alle charakteristischen Eigenschaften an sich trug, welche es in einer großen und wechselnden Laufbahn von zweitausend Jahren entwickelt hat.

Da wir nun einmal an einer Parallele zwischen Amerika und Deutsch-

land sind, so können wir gerade an einer Charakteristik des deutschen Volkscharakters vielleicht am besten das Wesen und die Bedingungen der Originalität entwickeln. Man hat die Deutschen die Affen der anderen Nationen, namentlich der Franzosen genannt, aber bei einem solch oberflächlichen Urtheil berücksichtigte man mehr einzelne Untugenden und Lächerlichkeiten der Mode, als das eigentliche Wesen und den Kern des deutschen Volkscharakters. Ohne die Wahrheitsliebe nnd die Bescheidenheit zu verletzen, können wir das stolze Wort aussprechen, daß keines der lebenden Völker sich selbstständiger, origineller entwickelt habe, als das deutsche. Der ganze Gang deutscher Geschichte von den Zeiten der Germania von Tacitus bis zu den neuesten Zuständen, zeigt uns eine zusammenhängende Reihe von Ereignissen, welche in einer logischen Folge auseinander hervorgegangen sind, und deren bewegende Kraft nicht anders war, wie der deutsche Volkscharakter selbst mit seinen Vorzügen und Schwächen. Deutschland hat oft seinen Einfluß über andere Völker erstreckt, und oft den Einfluß anderer Völker auf sich in vollem Maaße wirken lassen; in der Fluth der nationalen Größe ragten die Wogen des deutschen Einflusses weit über die Grenzen des Landes; in der Ebbe zog sich der deutsche Volkscharakter so in sich selbst zurück, daß man ihn oft ganz verloren gab; aber alle Wechselfälle der äußeren Geschichte vermochten nicht die innere Geschichte des deutschen Volksgeistes zu unterbrechen, eine Geschichte, die regelmäßiger und logischer ist, wie die Geschichte irgend eines anderen Volkes. Es ist wahr, dieß Beharren des deutschen Volksgeistes auf sich selbst, diese Entwickelung von Innen heraus, hat Deutschland oft in Unglück gestürzt, in große Kriege verwickelt, in seinen materiellen Interessen, in seiner nationalen Einheit, in seiner politischen Freiheit beeinträchtigt; die größte That dieses Volkes, die Reformation, hat solche unglückliche Resultate hervorgebracht, daß wir sie noch heute, ja vielleicht noch in Jahrhunderten, in den politischen Zuständen unseres Vaterlandes beklagen: — aber es war der Ernst und die Gewissenhaftigkeit des deutschen Geistes, der in dem wechselvollen Laufe der Weltgeschichte sich immer treu blieb. Ein ursprüngliches, autochthones Volk, an den Grenzen mit anderen Nationalitäten vermischt, im eigentlichen Mittelpunkte, im alten Sachsenlande, unberührt von den Wanderungen der Völker, mit einer Sprache von ursprünglicher Anlage, welche alle Schätze der andern Sprachen in sich aufnehmen kann, ohne an Ursprünglichkeit und Originalität zu verlieren: so konnte das deutsche Volk allen Unglücksfällen der Weltgeschichte gegenüber, von denen es, mehr, wie jede andere Nation heimgesucht wurde, sich selbst und seinem Genius treu bleiben. Man hat Deutschland das Herz Europa's genannt, und in der That, alle politischen, socialen und religiösen Krankheiten, an denen irgend ein Land Europa's litt, zogen sich zum Herzen hin; aber alle diese äußeren Unglücks-

fälle unterbrachen die innere Entwickelung nicht. Dies zu beweisen, genügt ein Blick auf die Geschichte der deutschen Literatur. Welch ein großartiger Anblick bietet sich uns hier dar! Wie ein breiter Strom fließt die deutsche Literatur dahin; aus unnahbaren Quellen, die dem Himmel nahe liegen, sammeln sich die ersten Anfänge derselben, kalt und wild, wie die Bäche der Alpen; im weiteren Laufe werden die Bäche zu einem lustigen Flusse; der Fluß wird zum Strom, von rechts und links strömen Flüsse vom Ausland hinein, oft trübe und schlammig, daß der stolze Strom eine Strecke seine klare Farbe verliert, aber die fremden Elemente werden assimilirt, und dienen nur dazu, die Breite und Tiefe des Stromes zu vermehren, nicht aber, seine Wellen zu truben. Der Strom kommt dem Meere immer näher und näher; ungestüm wälzt er sich zu Zeiten über sein Bette hinaus; die Ebbe und Fluth des Ozeans wirkt auf ihn ein, bis er endlich selbst in diesem kosmopolitischen Elemente verschwindet. Das ist die Eigenthümlichkeit der deutschen Literatur, daß sie alle Schätze fremder Literaturen in sich aufnimmt, ohne nur im Mindesten an Originalität zu verlieren: Deutsche Dichter und Philologen haben die klassischen Werke der griechischen und römischen Literatur meisterhaft in die deutsche Sprache übertragen, und die tragischen Gestalten eines Sophocles, die lieblichen Verse des Homer, die schwungvollen Oden des Horaz sind Eigenthum der deutschen Sprache geworden. Nachdem die deutsche Literatur fast ganz zu einer Nachahmung der französischen herabgesunken war, und ihrer Originalität gänzlich beraubt zu sein schien, zeigte sie sich auf einmal wieder in neuer Kraft und Ursprünglichkeit, ein klassisches Zeitalter voll Meisterwerken hervorbringend. In Deutschland war es, wo Shakespeare zuerst begriffen wurde und seine Triumphe feierte, und noch heute ist der große Britte der Liebling der deutschen Nation. Wo nur etwas Großes und Anregendes auf dem Felde der ausländischen Literatur geliefert wurde, die Deutschen haben es mit Sorgfalt aufgenommen, mit Liebe gepflegt, mit Ausdauer zum Bestandtheil der deutschen Literatur gemacht. So hat der Baum deutscher Literatur seine Wurzeln weit in fremdes Erdreich gegraben, aber dafür reicht sein Schatten auch weit über fremde Völker hinaus, und an seinen Liedern, an seinen Früchten, erquickt sich die ganze civilisirte Welt. In Deutschland ist zuerst das große Göthe'sche Wort von der Weltliteratur gesprochen, und diesem Ziele reift die deutsche Literatur entgegen.

Die Originalität, welche sich in der Literatur auf das Deutlichste abspiegelt, ist in der ganzen Eigenthümlichkeit des deutschen Volkscharakters begründet. Das Streben nach Individualität, nach Selbstbestimmung, nach der Autonomie des menschlichen Geistes ist ein Grundzug des deutschen Volkscharakters, der allerdings bei der deutschen Nation selbst mehr auf geistigem Gebiete hervortritt, und erst bei dem stammverwandten anglo-

sächsischen Elemente die politische Form gefunden hat. Dieses Streben nach Individualität liegt dem ganzen deutschen Leben zu Grunde; es verleiht demselben den Reiz und die Mannigfaltigkeit, aber auch den Particularismus und die provinzielle Besonderheit, welche sich so sehr von dem amerikanischen Leben und dessen Uniformität unterscheidet. Nirgend finden wir solche Gegensätze, solche Verschiedenheit der Individualitäten, einen solchen Reichthum von Bestimmungen, als in Deutschland; dies ist ein Fluch und ein Segen, je nachdem wir es von dieser oder jener Seite aus betrachten. Aber so viel ist sicher, daß diese Nation nach zweitausend Jahren historischer Entwickelung erst im Anfang ihrer geistigen Blüthe steht, daß die Zeit ihrer höchsten Machterhaltung nicht hinter uns im Zeitalter der Hohenstaufen, sondern vor uns in einer ungewissen Zukunft liegt, welcher alle Bestrebungen auf geistigem Gebiete freudig entgegen eilen.

Diese culturhistorische Parallele, welche vielleicht in einzelnen Zügen verzerrt sein mag, aber im Ganzen gewiß mit der Wirklichkeit übereinstimmt, gibt uns die Kriterien an die Hand, um das Wesen, die Bedingungen und Eigenschaften des oft mißverstandenen Begriffes zu bezeichnen, den wir Originalität nennen. Zur Originalität gehört zunächst allerdings Ursprünglichkeit, Naturwüchsigkeit, Unmittelbarkeit; es muß eine Kraft vorhanden sein, die ihre Quelle in sich selbst hat, ein gewisses Naturell, eine Individualität, durch natürliche Anlagen bedingt, und von Innen heraus entwickelt. Die Originalität ist zunächst eine Naturbestimmtheit von entschiedener Ausprägung, welche den von ihr Behafteten von allen andern Menschen unterscheidet; sie ist etwas „Apartes“, wodurch die Neigungen, Leidenschaften, Anschauungen und Bestrebungen des Menschen vorwiegend auf eine Seite geneigt werden. Diese Einseitigkeit kann sowohl berechtigt, wie unvernünftig sein; man hat Originale, die auf den Parnassus, und andere, die in das Irrenhaus gehören. Schon daran, an der täglichen Erfahrung sieht man, daß die Naturbestimmtheit als solche noch nicht den menschlichen Werth des Menschen und seine Stellung im Leben bestimmt. Zur Originalität gehört deßhalb Entwickelung von Innen heraus; der Mensch muß sich nach den in seiner eigenen Organisation liegenden Bedingungen und Verhältnissen entwickeln, und diese Bedingungen müssen so günstig sein, daß die Entwickelung ein reiches Resultat liefert. Damit hängt eine dritte Bedingung zusammen, daß diejenigen Einflüsse, welche auf den Menschen wirken, die erlernten Kenntnisse, die Erfahrungen des Lebens, die Schule und die Welt, von ihm selbstständig verarbeitet und zum integrirenden Bestandtheil seines eigenen Ichs gemacht werden. Es wird Niemand ein Original sein, der nicht die Welt kennt, denn er muß die Welt kennen, um sich davon unterscheiden, um eine selbstständige Stellung ihr gegenüber einnehmen zu können. Speziell kann Niemand etwas Originelles in den Wissenschaften und Künsten

leisten, der nicht die wesentlichsten Leistungen und den allgemeinen Umfang des Gebietes kennt, auf dem er etwas Neues leisten will. Es gibt keine originelle Leistung, welche nicht in einem Fortschritt besteht; um aber einen Fortschritt machen zu können, muß man die einzelnen Stufen der bisherigen Leistungen nach einander erstiegen haben. Die Originalität der Unwissenheit, welche sich blos auf das natürliche Talent, auf das Spiel der Phantasie und den Zufall der Entdeckungen verläßt, ist eine falsche Originalität, welche sich in den meisten Fällen als ein direktes Plagiat erweist.

Es ist natürlich, daß je reicher das Material ist, welches sich in der Wissenschaft und im Leben aufhäuft, daß desto seltener wirklich originelle Leistungen werden. Es gehört schon eine mächtige Persönlichkeit und ein bedeutendes Genie dazu, um sich auf die Schultern so vieler tüchtiger Männer zu heben, und weiter zu sehen, wie sie. Ein großes Feld muß durchgearbeitet werden, damit man die Grenzen desselben erweitern kann. Daher kommt auch in heutiger Zeit der Mangel an originellen Leistungen und Männern; wir sind ein Geschlecht von Epigonen, ein byzantinisches Geschlecht, das sich in ewigen Wiederholungen im Kreise herumdreht, und die Vergangenheit recapitulirt, ohne eine Zukunft zu finden.

Dies ist nicht nur in der ernsten, strengen Wissenschaft der Fall, die Jeden von sich weist, der ihr nicht mit der größten Treue und Aufopferung dient, sondern auch mit dem leichten Spiel der Phantasie, auf dem am leichtesten der Ruhm der Originalität zu erobern ist. Selbst die Phantasie ist selten mehr originell. Die Verhältnisse des Lebens sind so verwickelt und mannigfaltig, und alle Seiten desselben in so verschiedenen Arten ausgebeutet worden, daß es großer Kunst bedarf, um demselben eine neue, originelle Seite abzugewinnen. Wir sehen grade an der modernen Literatur das krankhafte Haschen nach Neuem, Ungewöhnlichem, welches einen direkten Gegensatz zur Originalität bildet. Denn am Ende ist doch nur immer das Natürliche, das Einfache, das Wahre originell.

Ueber ein wichtiges Hülfsmittel der Pflanzenkultur.

Von G. E. Habich.

Wären die Grundzüge, das Wesen der Pflanzenkultur wirklich in dem Maaße Gemeingut der Menschen, wie man es wohl wünschen möchte, so

önnte man es geradezu unbegreiflich finden, daß eine praktische Erfahrung, die seit mehreren Jahren wiederholt durch Experimente erprobt und für die gesammte Pflanzenkultur von der größten Tragweite ist, heutzutage noch nicht einmal bei den eigentlichen Fachleuten zu Ehren gekommen ist. Möglich, daß auch der bekannte deutsche Charakter, der sich schon begnügt, wenn er irgend ein Faktum da oder dort registriren kann und „des Lebens goldnen Baum" gern Andern überläßt, nicht ohne Schuld ist an diesem Skandal. Um so nothwendiger erscheint es, diese Erfahrungen auf einem Boden zu verpflanzen, der fur solche Keime einen weniger sterilen Schooß zu bieten scheint. Versuchen wir's durch Vermittelung dieser Zeitschrift.

Zunächst referiren wir über das Faktum. Im Jahr 1854 wurde auf der landwirthschaftlichen Versuchsstation zu Frankenfelde (in Preußen) durch den Landesökonomierath Ockel folgender Versuch mit einer Aussaat von Lein gemacht. Es wurden gleiche Portionen des Saatgutes bei verschiedenen Temperaturen gedörrt und dann erst neben ungedörrtem Leinsamen ausgesäet. Die verschiedenen Hitzgrade steigerten sich von 20, 25 u. s. w. bis zu 45 Gr. Reaumur. Die so bestellten Versuchsfelder boten nun folgende interessante Erscheinungen dar.

Der ungedarrte Lein keimte zuerst. Dann folgten — je nach dem höheren Temperaturgrade beim Darren traten die jungen Pflänzchen auch immer später an's Licht — die übrigen. Aber die später erschienenen Pflanzen überholten ihre Vorläufer alsbald, das Wachsthum derselben war kräftiger. Und als man zur Ernte geschritten war, ergab sich: daß aus derselben Menge eines bei 40 Grad gedarrten Saatgutes die fast vierfache Menge Flachs erwachsen war, als beim ungedarrten!

Auf der land- und forstwirthschaftlichen Akademie zu Eldena [Preußen] sind solche Versuche wiederholt gemacht worden und zwar stets mit ähnlich günstigem Resultate. War auch die Ernte nicht ganz in demselben Grade gesteigert, wie in Frankenfelde, so ist das Ergebniß doch augenfällig genug. Man erntete nämlich vom Morgen, mit ungedörrtem Lein bestellt, 58½ Pfund gehechelten Flachs, während von derselben Fläche, wenn das Saatgut vorher bei 20 Gr. R. gedörrt war, 108 Pfd. Flachs von gleicher Reinheit gewonnen wurden.

Auch Schreiber dieses hat, zur wissenschaftlichen Begründung dieser auffallenden Thatsache, einige Kulturversuche angestellt und gleich günstige Resultate erhalten. Nachdem nämlich feststand, daß die erwähnte Steigerung der Ernte nicht dem umfassenden Gebiete naturwissenschaftlicher „Jagdgeschichten" entsprossen war, mußte man sich doch vor Allem nach einem acceptabeln Grunde des gesteigerten organischen Zuwachses bei gleichem Zufluß der atmosphärischen Pflanzennahrungsmittel umsehen.

Die Antwort auf ein solches „Warum?“ habe ich mir damals folgendermaßen zurecht gelegt.

Welche Veränderung erleidet der Samen durch's Dörren? Er verliert Wasser, und zwar reines Wasser, welches gleichsam abdestillirt! Nun hat bekanntlich ein jedes Samenkorn, je nach seiner Individualität mehr oder weniger Wasser nöthig zu demjenigen Stoffwechsel, in dessen Gefolge die Keime hervortreten; in jedem Falle ist der Hinzutritt einer neuen Portion Wasser zu der bereits im Samenkorn enthaltenen erforderlich, ehe diese Saatsaction flüssig wird. Offenbar wird ein gedarrtes Korn mehr Feuchtigkeit aufnehmen müssen, als das ungedarrte, bis der zum Keimen erforderliche Grad des Wassergehaltes erreicht ist. Dieses Wasserquantum entnimmt das Korn der Bodenfeuchtigkeit und von dem Moment der Aussaat an beginnt sich der Erfolg des Darrens geltend zu machen. Denn die Bodenfeuchtigkeil ist nicht reines Wasser, sondern sie ist beladen mit den löslichen Bodenbestandtheilen. Da nun das gedarrte Korn mehr Bodenfeuchtigkeit aufsaugt, so bekommt es mit derselben auch mehr mineralische Nahrungsmittel; es findet eine vollständige mineralische Düngung der Pflanze im ersten Lebensstadium Statt. Wir wissen nun, daß die Zunahme der Zellbildung — alles Uebrige gleichgestellt — im Verhältniß steht zu den vorhandenen mineralischen Nahrungsmitteln. Ein größerer Vorrath von solchen Stoffen wird deshalb auch die Zellbildung steigern und diese Steigerung trifft das zunächst gebildete Organ, das Würzelchen. So erhalten wir durch unsere Operation den ersten Impuls zu einer umfassenden Wurzelbildung, welche ihres Theils wieder die Möglichkeit bietet, die mineralischen Bodenbestandtheile aus größeren Entfernungen herbeizuholen und dadadurch den organischen Zuwachs über der Erde gerade so zu forciren, wie er durch eine gesteigerte Düngung forcirt sein würde.

War diese Interpretation richtig — und sie liegt, denk' ich, nahe genug —, so mußte man sich auch vor allen Dingen von dem Zufall zu emanzipiren suchen, der in der Zusammensetzung der Bodenfeuchtigkeit sein schadenfrohes Spiel treiben konnte. Man durfte nicht mehr unterstellen, daß die vorhandene Bodenfeuchtigkeit unter allen Umständen mit mineralischen Bestandtheilen gesättigt sei, weil es dem Boden ja zu Zeiten an löslichen Mineralstoffen, ebenso wie es dem frischen Regenwasser an Zeit fehlen konnte, solche Bodenbestandtheile zu lösen, ehe denn es mit dem Samenkorn zusammentraf. Man mußte also versuchen, dem Samen das durch Darren verlorene reine Wasser zu ersetzen durch eine Auflösung von solchen Stoffen, welche uns als Bausteine für die Pflanzenzelle bekannt sind. Auch diesen Versuch habe ich gemacht, und zwar mit Erfolg.

Den bei 40 Gr. ausgedörrten Leinsamen quellte ich ein in einer Flüssigkeit, welche eine Auflösung von phosphorsaurem Kalk in Milchsäure war

(saure Molken waren mit Knochenkohle gekocht und abfiltrirt). Der eingequellte Samen wurde mit trockenem Sande gemengt ausgesäet, und lieferte ungleich kräftigere Pflanzen, als die aus blos gedarrtem Samen. Leider konnte ich die Ernteergebnisse nicht dem Gewichte nach bestimmen, weil die sämmtlichen Saatfelder von den Erdflöhen heimgesucht waren, denen aber diese stärkeren Pflanzen mehr Widerstand geleistet hatten.

Sehen wir uns nach den Consequenzen dieser Thatsachen um, so liegen sie offen genug zu Tage und versprechen in Sachen der Pflanzenkultur glänzende Erfolge, wenn dahin abzweckende Experimente mit ebensoviel Umsicht und Sachkenntniß begonnen, als mit Beharrlichkeit durchgeführt werden. Leider ist das eben die faule Stelle, daß die, welche am besten in der Lage sind zu solchen Versuchen, die mangelhaftesten Vorstellungen von dem Wesen der Pflanzenkultur haben; sie nehmen die Kulturpflanze als fait accompli hin, und begreifen nicht, daß dieselbe lediglich ein Produkt menschlicher Arbeit ist. Wollten sich solche Leute die Mühe geben, die Ahnentafeln und Stammbäume unserer Kulturpflanzen etwas genauer zu betrachten, so würden sie alsbald zu curiosen Bekanntschaften gelangen. Sie würden z. B. von unseren heutigen vortrefflichen wahrhaften Riesenmöhren (Altringham-Carrots) mit ihrem bedeutenden Gehalte an Zucker- und Proteinstoffen [Blutbildnern] zurückgehen bis zu jenem kümmerlichen Pflänzchen (Daucus carota), welches an steilen Orten häufig wild wächst und mit seiner spindeldürren, holzigen, geschmacklosen und (für des Menschen Magen) unverdaulichen Wurzel die Stammmutter dieser trefflichen Nahrungspflanze repräsentirt. Sie würden wenigstens eine Ahnung davon bekommen, wie es die Menschen angefangen haben, sich ihr „tägliches Brod" selbst zu m a c h e n.

So bieten denn die obenerwähnten Erfahrungen eben so viele Wege zur Fabrikation neuer Culturpflanzen, Wege natürlich, die mit vollem Verständniß der Sache betreten werden wollen. Sehen wir uns z. B. einmal gleich zwei ganz verschiedene Kulturzwecke und deßhalb verschiedene Operationspläne an.

Das Experiment, welches wir oben besprochen, hatte es mit der Erzeugung einer Gespinnstfaser des Flachses zu thun. Bekanntlich ist der präparirte Flachs nicht Anderes, als die Wände der von ihrem Inhalte (durch den Röstprozeß 2c.) befreiten gestreckten Pflanzenzellen. Der Stoff, welcher diese Zellwände constituirt, ist die sog. Cellulose oder der Zellstoff, eine stickstoffreie Substanz. Je bedeutender die Quantität des Zellstoffs, (der Zellenwände) gegenüber dem Zelleninhalt ist, d. h. je kleiner der Durchmesser der Zellen wird, um so größer ist auch schließlich die Ausbeute am Gespinnstfaser. Aber — Gespinnstfaser ist kein Nahrungsstoff — sie ist unverdaulich, betheiligt sich nicht an dem im menschlichen Körper

in Scene gesetzten Stoffwechsel, und eben diese ihre Unverdaulichkeit begründet auch ihre Haltbarkeit gegenüber den atmosphärischen Einflüssen. Handelt es sich um Produktion von Nahrungsstoff, der das Blut machen soll, dann muß die Praxis eine andere sein.

Der Nahrungswerth einer Pflanze beruht größtentheils in ihrem Stickstoffgehalte; man begeht wenigstens keinen großen Fehler, wenn man den Stickstoffgehalt als Maaßstab benützt. Die stickstoffhaltigen Substanzen [Proteinstoffe, Albumineida] nun finden sich nur im Zelleninhalt, so z. B. bilden sie die der Zellenwand zunächst liegende innere Lage. Man wird also den Nahrungswerth einer Pflanze steigern, wenn man im Stande ist, den organischen Zuwachs so zu regeln, daß von den beiden Pflanzennahrungsmitteln (die mineralischen ungerechnet) Kohlensäure und Ammoniak (oder statt des letztern Salpetersäure) die Stickstoffquelle vorherrschend wird. Folge davon muß Vermehrung des stickstoffhaltigen Zelleninhalts oder Vergrößerung der Zellen überhaupt und Reduction der unverdaulichen Cellulose auf ein Minimum, d. h. bis dahin, wo die Pflanzenkultur zu keinen weiteren Erfolgen führt, sein. Dieser Anforderung entspricht die Praxis dadurch, daß sie den Boden mit verwesbaren stickstoffhaltigen Düngstoffen bereichert, deren weitere Zersetzung zu Ammoniak und salpetersauren Salzen den Kanal bildet, durch den der Stickstoff als Hauptträger des Gemüsebaues in die Pflanze einpassirt. Daß wir nun aus diesem Stickstoffmagazin im Boden wiederum um so mehr für das einzelne Individuum erobern werden, je weiter sich dessen Wurzelgeflechte verzweigt, liegt auf der Hand. Das Dörren des Samens wird sich also auch hierbei bewähren, insofern die Keimfähigkeit des Samens überhaupt durch diese Temperaturerhöhung nicht verloren geht.

Es ist hier wohl am Platze, auf eine Thatsache hinzuweisen, welche nicht immer gehörig gewürdigt worden. Alle diese stickstoffhaltigen Substanzen, welche demnächst zu Blut werden sollen, enthalten als wesentlichen Bestandtheil theils Phosphor, theils Schwefel, theils beide. Es wäre nicht zu denken an die Assimilation des Stickstoffs von der Pflanze, sobald der Boden an diesen beiden mineralischen Bestandtheilen gründlich verarmt wäre. Und da in Folge einer durch schädlichen religiösen Kultus herkömmlichen Verschleuderung des kostbaren phosphorsauren Kalks der menschlichen Knochen wirklich eine bedenkliche Abnahme des Phosphorsäuregehalts der Kulturfelder theils in Aussicht steht, theils bereits eingetreten ist, so wird auch in dieser Hinsicht das Dörren des Saatguts seine Dienste thun, nämlich die letzten Reste der erwähnten Mineralstoffe noch aus Nah und Fern zusammen raffen, die völlige Bodenerschöpfung früher herbeiführen und dadurch die Menschen auch früher zu einer bessern Bewirthschaftung und verständigern Einsicht in den ewigen Kreislauf der Stoffe zwingen.

Wir sind noch nicht zu Ende mit Aufzählung der Experimente, welche durch unsere Samendarre nothwendig erscheinen. Fassen wir zunächst einmal in's Auge, auf welchem Wege alle unsere bessern Kulturpflanzen entstanden sind. Umstände, deren Herbeiführung [mit oder ohne Absicht] in des Menschen Gewalt gelegen hatte, modifizirten die Formen und Eigenschaften der Kulturpflanze. Die Fortpflanzung des so veränderten Individuums durch Samen oder Knospen lieferte unter gleichen Umständen anhaltend dasselbe, unter schlechtern Verhältnissen allmählig ein schlechteres Gewächs, während man durch sorgfältige Beobachtung und Auslese der Samen und beste Bodenbearbeitung immer neue und bessere Kulturpflanzen zu Stande brachte. Die Samendarre muß für diese Praxis, welche die Vegetation unseren Zwecken dienstbar zu machen trachtet, ein höchst richtiger Faktor werden. Man wird den gedarrten und gequallten Samen auf ein sorgfältig präparirtes und gedüngtes Feld bringen und die Vegetation verlaufen lassen. Der geerntete Samen wird einer Musterung unterworfen und die vollendetsten Körner abermals in gleicher Weise behandelt, bis man eine neue Kulturpflanze fertig gemacht hat. Einzelne Pflanzen, die sich während der Vegetationsperiode gleich Anfangs vor den Uebrigen durch Absonderlichkeiten kenntlich machen, werden sofort gezeichnet und separat bearbeitet.

Ebenso hat man gegründete Ursache zu der Annahme, daß durch hartnäckige Verfolgung des eingeschlagenen Weges auch auf die Obstzucht veredelnd eingewirkt werden kann. Zu dem Ende würde man aus den gedarrten und eingequellten Obstkernen durch Aussaat auf wohl gedüngtem Lande Stämmchen heranziehen, welche demnächst als Reiser auf Wildlinge aufzusetzen oder (nach van Mons) sich selbst zu überlassen wären. Wahrlich ein würdiges und lohnendes Experiment für einen Pomologen oder ein landwirthschaftliches &c. Institut u. s. w.!

Für etwaige Experimente — und die werden hoffentlich nicht auf sich warten lassen — ist zu merken, daß der gedarrte Samen alsbald unter die Erde oder in die Flüssigkeit zum Einquellen gebracht werden muß. Läßt man ihn längere Zeit an der Luft liegen, so zieht er das verlorene Feuchtigkeitsquantum wieder an und der Erfolg ist vereitelt.

Schließlich mag noch an einige Gärtner-Erfahrungen erinnert werden, welche sich wahrscheinlich auf gleiche Basis zurückführen lassen. Da ist z. B. die Regel, daß man Melonenkerne stets mehrere Jahre hindurch an einem trockenen Orte liegen lassen soll, wenn man auf gute und reichliche Früchte rechnen will. Da ist ferner die — hier und da als Geheimniß behandelte Praxis vieler Blumengärtner, welche den Blumensamen erst viele Tage in der Hosentasche herumtragen, ehedem er gesäet wird, — man

will dadurch besonders kräftige Pflanzen und reiche Blüthen hervorgebracht haben.

Also zur That! — Und wer in der angegebenen Richtung fortarbeitet, der bringe die Resultate seiner Versuche hier zur Sprache.

Boston, Mai 1857.

Ueber abnorme Schädelbildung.

[Vorgetragen in der naturwissenschaftlichen Sektion des deutschen Instituts in St. Louis.]

Von Dr. C. Rösch.

Die Gestalt und Beschaffenheit des menschlichen Schädels hat in neuerer und neuester Zeit die besondere Aufmerksamkeit nicht allein der Aerzte und Naturforscher, sondern der ganzen Welt auf sich gezogen. Der Schädel ist das Gehäuse des Gehirns, umschließt dasselbe ziemlich genau von allen Seiten, und sein Umfang und seine Gestalt zeigt daher im Allgemeinen ziemlich richtig den Umfang und die Gestalt des Gehirnes an. Daß das Gehirn das Organ des Geistes ist, steht in unserer Zeit außer Frage. Es ist dieses eine nicht allein von den Physiologen und Aerzten und den auf die Beobachtungen, Versuche und Untersuchungen derselben sich stützenden „Materialisten", sondern auch von den spiritualistischen Psychologen und supranaturalistischen Theologen anerkannte Thatsache. Während Jene die gesammte geistige Thätigkeit geradezu für eine Verrichtung des Gehirnes erklären, halten diese das Gehirn wenigstens für das Werkzeug, dessen sich der Geist oder die Seele bedient, um sich zu äußern und zu wirken. Wenn nun der Umfang und die Gestalt des Gehirns ziemlich genau dem Umfang und der Gestalt des Schädels entspricht und die Größe des Gehirns mit seinem Vermögen in geradem Verhältniß steht, was ebenfalls im Allgemeinen richtig ist, so kann man der Schädellehre, Kranioskopie oder Phrenologie, wie sie jetzt meistens genannt wird, ihre Berechtigung nicht absprechen, soferne sie nicht die Grenzen überschreitet, welche ihr theils überhaupt, theils durch die derzeit noch nicht überwundenen Schwierigkeiten, Mängel und Lücken der wissenschaftlichen Untersuchung gesteckt sind.

Schon die Alten, Griechen und Römer, kannten die Bedeutung der Größe und Gestalt des Hauptes und seines Verhältnisses zum Gesichte für das geistige Vermögen und für die Schönheit. Sie stellten ihre Götter, Heroen und großen Männer mit umfänglichem hochgewölbtem Haupte, hoher und breiter Stirne und großem Gesichtswinkel, ihre Göttinen und weiblichen Schönheiten mit verhältnißmäßig kleiner und niedriger Stirne und breiterem, sanftgewölbtem Mittelhaupte, die Athleten mit kleinerem Kopfe, niedriger Stirne und stärker entwickeltem Hinterhaupte dar; und heute noch gelten die antiken Köpfe für Muster der Schönheit, die freilich von der Natur nicht völlig erreicht werden.

Die Naturforscher, Blumenbach, Sömmering, Tiedemann, Retzius und Andere haben die Menschenrassen und Völkerstämme vorzüglich nach der Gestalt ihres Schädels bestimmt und eingetheilt, und diese macht in der That den wesentlichsten und charakteristischsten Unterschied aus. Den größten und schönsten Schädel hat der Kaukasier. Das Vorderhaupt ist sehr entwickelt, das Gesicht oval, vnd der Winkel der Camper'schen Gesichtslinien, von dem untersten Theil der Nase zum Gehörgang einerseits und zu dem hervorragenden Theile der Stirne andererseits, beträgt 80 Gr. bis 85 Gr., während der des Apollo von Belvedere 100 Gr. erreicht. Der Schädel der mongolischen Rasse, zu welcher wir auch die amerikanische rechnen, ist kleiner, kürzer und breiter; das Vorderhaupt ist weniger hoch gewölbt, die Stirne niedriger, die Kiefer sind breiter und stehen mehr hervor, das Gesicht ist mehr rund, als oval, und der Gesichtswinkel beträgt 75 bis 80 Gr. Noch kleiner ist der Schädel des Negers; er ist schmal und lang, die Stirne weicht zurück, das Hinterhaupt steht verhältnißmäßig mehr hervor, der Gesichtswinkel beträgt nur 70 Gr. bis 75 Gr. Die Polarvölker, deren gesammte Organisation offenbar durch das Klima gehemmt wird, haben einen auffallend niedrigen und flachen Schädel. Die geistige Begabung der Rassen entspricht der Größe und Gestalt ihres Schädels, und vorzüglich der größeren oder geringeren Entwickelung ihres Vorderhaupts. Die Gestalt und der Umfang der Schädel innerhalb der Rassen und vorzüglich der ausgebildetsten, der Europäer oder Kaukasier, ist außerordentlich mannigfaltig. Kein Schädel ist dem andern vollkommen gleich, wie keine Physiognomie der andern vollkommen gleich ist, und es lassen sich daher höchstens allgemeine Kategorien aufstellen, entsprechend denjenigen der Rassen. Es gibt unter allen Rassen Individuen mit kleinen und großen, schmalen und breiten, flachen und spitzen Köpfen, hoher und niedriger Stirne, hohem und niedrigem Scheitel, stark oder schwach gewölbtem Hinterhaupte. Der Schädel des Einen hat hier, der des Anderen dort eine stärkere Rundung oder Hervorragung.

Der Schädel des Weibes unterscheidet sich wesentlich von dem des Mannes, und dieser Unterschied tritt schon frühe bei Kindern hervor. Die

schönsten Frauenköpfe haben eine verhältnißmäßig niedrige und schmale Stirne, ein sanft gewölbtes breites Mittelhaupt und ein flacheres und kürzeres Hinterhaupt, entsprechend dem geringeren Maaße des Erkenntnißvermögens, der höheren Entwickelung des Gefühlslebens und dem schwächeren Willen des weiblichen Geschlechts.

Auf die Verschiedenheit der Gestalt und Größe des Schädels und ganz besonders auf die Hervorragungen einzelner Stellen und Gegenden desselben, hat Gall seine Schädellehre gegründet. Er nannte sie „Organe der Seele" und stellte deren 27 auf; sein Schüler Spurzheim erhöht die Zahl derselben auf 35, welche jetzt noch von den Phrenologen angenommen werden. Gall verglich die Schädel der Thiere, der Menschenrassen, der Individuen mit einander und mit den geistigen Eigenschaften und Vermögen ihrer Besitzer, stellte Untersuchungen über den Bau des Gehirns an, stützte sich aber vorzüglich auf seine Beobachtungen und Erfahrungen an den Schädeln lebender Menschen verglichen mit dem geistigen Vermögen ihrer Eigenthümer, und gelangte so zu den uns bekannten Resultaten. Gall hat sich verdient gemacht durch seine Untersuchungen des Gehirns und Schädels der Thiere und Menschen, aber seine Schädellehre kann die Kritik der Wissenschaft nicht aushalten. Die „Organe" sind aus der Luft gegriffen. Die Wissenschaft war nnd ist heute noch nicht im Stande, genau und sicher nachzuweisen, welche Theile des Gehirns diesen und jenen einzelnen geistigen Vermögen und Verrichtungen vorstehen, ganz abgesehen von allen andern Schwierigkeiten. Nur so viel ist mit einiger Sicherheit erhoben, daß die Hemisphären des großen Gehirns vorzugsweise die Organe für das Erkenntnißvermögen sind, die Vierhügel das Centrum für die Empfindungen und das Gemeingefühl bilden, das kleine Gehirn den Willen und die Begierden hervorbringt und die Bewegungen in Uebereinstimmung erhält. Den Hauptkugeln des großen Gehirns entspricht das Vorderhaupt, den Vierhügeln das Mittelhaupt, dem kleinen Gehirn das Hinterhaupt. Auf diese Sätze hat neuerdings C. G. Carus eine neue, dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft angemessene, freilich viel beschränktere, Schädellehre gegründet.

Wir gehen über zu der Betrachtung der abnormen Schädelbildung. Es kehren hier dieselben Formen wieder, wie bei den Rassen und den Individuen im normalen Zustande, nur in einer das Maaß überschreitenden Weise. Wie die Physiologie, so hat auch die Pathologie ihre Kleinköpfe, Zwergköpfe nnd Affenköpfe, Großköpfe und Wasserköpfe, ihre Schmal- und Langköpfe, Breitköpfe. Dazu kommen noch die Spitzköpfe, welche von vorne nach hinten zusammengedrückt gegen den Scheitel hin sich zuspitzen, die Masken, welche hinten vom Scheitel abwärts ohne Wölbung wie abgeschnitten sind; und die Schiefköpfe, bei welchen die eine Hälfte des Schädels ungleich der andern über diese hinausragt und hinter ihr zu-

rücksteht. Ich habe Gelegenheit gehabt, als ich meine Untersuchungen über den Kretinismus in Württemberg anstellte, eine Menge von abnormen lebenden und todten Schädeln zu sehen und zu untersuchen, und habe gefunden, daß die Schädel Schwachsinniger, Blödsinniger, Stumpfsinniger und Taubstummer selten ganz regelmäßig gebildet sind nnd häufig sehr bedeutende und sehr verschiedene Abweichungen von der Form zeigen. Die Irren, die Wahnsinnigen, Verrückten und Melancholischen, zeigen ebenfalls zuweilen eine abnorme Schädelbildung, aber bei Weitem nicht so häufig und so auffallend, wie die Blödsinnigen und insbesondere die sogenannten Kretinen, welche in ihrer ganzen Organisation entartet und zurückgeblieben sind und deren geistiges Vermögen sich niemals ordentlich entwickelt hat. Sehr natürlich; denn bei Jenen tritt der abnorme Zustand fast immer erst ein zu einer Zeit, wo die Entwickelung des Schädels vollendet und die Form desselben fertig und abgeschlossen ist, während der Blödsinn und die demselben entsprechende Beschaffenheit des Gehirns meistens schon in früher Jugend zu Stande kömmt, wo die Entwickelung des Schädels noch unvollendet und die Form noch weich und biegsam ist. Andererseits sah ich aber auch bei solchen Menschen, deren Gehirn und Geist vollkommen normal entwickelt ist, Anomalien der Schädelbildung, insbesondere Schiefheit, ungleiche Wölbung, Hervorragungen und Vertiefungen und eine unregelmäßige Gestalt des ganzen Kopfes. So sehen wir bei Rhachitischen in Folge von Erweichung der Schädelknochen und mangelhafter Ablagerung von Knochenerde während der langen Dauer der Krankheit in fruhem Alter oft sehr mißstaltete, und krumme und eckige Schädel, deren Eigenthumer weder wahnsinnig, verrückt oder melancholisch, noch blödsinnig oder stumpfsinnig, sondern im Gegentheil sehr witzig und aufgeweckt sind.

Eine höchst auffallende Anomalie ist der in allen seinen Durchmessern und im Verhältniß zum Gesicht, verkleinerte Kopf, der mit Atrophie des ganzen Gehirns oder Hirnarmuth verbundene Microcephalus. Man hat diese Zwergköpfe auch Katzenköpfe oder Affenköpfe genannt, weil sie durch ihren geringen Umfang und die flache Wölbung des Schädels und die verhältnißmäßige Größe des vorstehenden Gesichts Aehnlichkeit mit dem Kopfe der Katzen oder Affen haben. Der größte Umfang des Schädels erwachsener Männer beträgt durchschnittlich 20" oder etliche Linien weniger, Nurnberger Maaß [etwa 18" Pariser Maaß] höchstens 21", erwachsener Personen weiblichen Geschlechts durchschnittlich 19", höchstens 20" und einige Linien. Was bei den Männern unter 18½", bei den Weibern unter 18" ist, gehört dem Microcephatus, der Hirnarmuth und dem Blödsinn an. Ich habe mehrere Köpfe von Lebenden, Erwachsenen oder solchen, welche dem erwachsenen Alter nahe standen, untersucht, deren Umfang nicht über 16" betrug; die Besitzer wa-

ren blödsinnig im höchsten Grade. Die Affenköpfe sind beinahe gleich rund, niedrig und flach, Länge- und Breitedurchmesser fast ganz gleich; die Nähte sind fast immer vollkommen verwachsen oder vielmehr gar nicht vorhanden. Diese Beschaffenheit des Schädels ist angeboren, und die frühzeitige gänzliche Verwachsung der Nähte und der häutigen Stellen, welche die einzelnen Kopfknochen mit einander verbinden, ist ohne Zweifel die Ursache der Hirnarmuth und des Blödsinns; denn der bei der Geburt und früher schon gänzlich verknöcherte Schädel wächst nicht oder nur wenig mehr, und macht so das Wachsthum und die fortschreitende Entwickelung des Gehirns unmöglich. Ich habe in Texas eine deutsche Frau, welche schon zwei Tage in Kindesnöthen gewesen war und gar keine Wehen mehr hatte, als ich bei ihr ankam, mit der Zange entbunden. Die Operation war schwierig, nicht weil der Kopf des Kindes zu groß war, sondern weil die Knochen allenthalben vollkommen mit einander verwachsen waren, und deßhalb eine Zusammendrückung und Uebereinanderschiebung derselben, wie es im normalen Zustande bei der Geburt geschieht, nicht Statt finden konnte. Das Kind war todt. Wenn es gelebt und fortgelebt hätte, so wäre es ohne Zweifel ein hirnarmer, blödsinniger Mikrocephale geworden; die Größe und Gestalt des Schädels wird bei den Mikrocephalen oder Hirnarmen nicht durch den Umfang und die Gestalt des Gehirnes bestimmt, sondern umgekehrt das Maaß und die Entwicklungsstufe des Gehirns von der Beschaffenheit des Schädels.

Eine zweite und viel zahlreichere Hauptklasse abnormer Schädelbildung entsteht durch Verkleinerung und Verkürzung einzelner Durchmesser. Virchow hat darüber neuestens sehr schöne Untersuchungen angestellt und nachgewiesen, daß diese theilweise Verkleinerung des Schädels und die damit verbundene Verengerung des Durchmessers in dieser oder jener Richtung ebenfalls hauptsächlich durch frühzeitige Verknöcherung der Nähte dieser oder jener Knochen, durch eine partielle Synostose, zuStande kömmt. Der Gesammtumfang und Inhalt des Schädels bleibt hiebei zuweilen unverändert, indem sich die Verengerung in der einen Richtung durch eine entsprechende Erweiterung in der andern ausgleicht. Hiedurch erklärt es sich auch, daß durch diese theilweise Synostosen das Wachsthum und die Entwickelung des Gehirns im Ganzen nicht immer Noth leidet, obschon in den meisten Fällen einzelne Parthieen des Gehirns auch durch diese abnorme Knochenbildung und die dadurch verursachte theilweise Verengerung der Schädelhöhle in der Art beeinträchtigt werden, daß eine abnorme, gehemmte Seelenthätigkeit die Folge ist.

Hierher gehören erstens die Langköpfe und Schmalköpfe, ausgezeichnet durch verengerten Querdurchmesser und erweiterten Länge-Durchmesser des Schädels, häufig verbunden mit einer stärkeren Wölbung und kapselähnlichen Hervorragung des Hinterkopfes, wie man sie bei vie-

len Kretinen und Halbkretinen findet, oder auch mit einer Erweiterung des Stirntheils des Vorderkopfes. Sie entstehen durch völlige oder theilweise Verwachsung der Nähte, welche die beiden seitlichen Hälften des Schädels mit einander verbinden, nämlich der Pfeilnaht, welche die beiden Scheitelbeine vereinigt, der Stirnnaht, der Keilbein-Scheitelbein, Keilbein-Schläfenbein-, und Keilbein-Stirnbeinnaht, wodurch verschiedene Formen der Schmalköpfigkeit, eine mittlere, vordere, untere, entstehen, mit entsprechender Erweiterung der Parthieen, deren Nähte längere Zeit offen bleiben und deren Knochen deßhalb fortwachsen, während dem ferneren Wachsthum der zu frühzeitig verwachsenen Knochen eben durch die Verwachsung ein Ziel gesetzt worden ist.

Die zweite Hauptform der partiellen Synostose bilden die Breitköpfe. Sie entstehen durch die Verwachsung der hintern oder Lambdanaht, welche die Scheitelbeine mit dem Hinterhauptsbein verbindet, und der vorderen oder Kranznaht, wodurch die Scheitelbeine mit dem Stirnbein vereinigt werden. Der Schädel wird auf diese Art von vorne nach hinten zusammengeschoben, der Längedurchmesser verkürzt, der Breitedurchmesser verhältnißmäßig oder absolut erweitert, und der Kopf erscheint dick, flach, oder gegen den Scheitel hin zugespitzt. Bei diesen Breit- oder Querköpfen, Dickköpfen, Flachköpfen und Spitzköpfen fand ich fast immer einen größeren Mangel geistigen Vermögens, als bei den Lang- und Schmalköpfen. Insbesondere ist mit dem Spitzkopf beinahe ohne Ausnahme ein hoher Grad des Blödsinns verbunden. Ein von mir beobachtetes ausgezeichnetes Exemplar dieser Art, eine wahre Mißgeburt männlichen Geschlechts, ist abgebildet in „Stahl's neuen Beiträgen zur Physiognomik und pathologischen Anatomie der Idiotra endemica, genannt Kretinismus." Dieser Cretin war, als ich ihn sah und untersuchte, bereits 45 Jahre alt. Er hat ein finsteres und wahrhaft viehisches Aussehen, einen kleinen zuckerhutförmigen Kopf, hört nicht, spricht nicht, sondern grunzt nur zuweilen wie ein Schwein, hat Klumphände und Klumpfüße und kann nicht gehen, muß gefüttert werden wie ein Wochenkind und beschäftigt sich mit Nichts, als mit dem mühsamen Verschlingen der ihm in den Mund geschobenen Nahrung. Die Form mit dem abgeflachten Hinterhaupte durch Verwachsung der hinteren Naht hat man Maske genannt. Auch von dieser Form ist ein von mir beobachtetes Exemplar in Stahl's genannter Schrift abgebildet. Die Masken sind ebenfalls in der Regel in hohem Grade blödsinnig. Die Hemisphären des großen Gehirns, welche doch hauptsächlich als Organe der Intelligenz betrachtet werden müssen, scheinen durch die Zusammenschiebung und die Verkürzung des Schädels von vorne nach hinten viel mehr zu leiden, als durch die seitliche Zusammenschiebung der Kopfknochen und die Verschmälerung des Schädels. — Die dritte Hauptform frühzeitiger theilweiser Verwachsung der die Schädelknochen verbindenden Nähte ist die ungleiche halbseitige Verwachsung einer Quer-

naht, der vorderen oder der hinteren oder beider, wodurch der schräg verengte, einseitig vor- oder zurückstehende Schädel entsteht. Man nennt diese Abnormität auch Schädelskoliose und ihre Besitzer Schiefköpfe. Ich habe solche ziemlich häufig bei Schwachsinnigen gesehen, aber auch bei solchen, deren leibliche und geistige Entwickelung vollkommen normal war. Der Einfluß dieser Mißbildung ist ohne Zweifel deßhalb geringer, weil sie eben nur die eine Seite des Schädels betrifft und auch diese nur theilweise, während die andere unberührt bleibt, so daß eben auch nur die eine Hälfte des paarigen Geistesorgans und auch von dieser nur ein Theil beeinträchtigt ist.

Wir haben noch die dritte Hauptklasse abnormer Schädelbildung zu betrachten, den zu großen Kopf, Macrophalus. Hier findet keine frühzeitige Verknöcherung und Verwachsung der Nähte statt, wie bei der Mikracephalie und bei der allgemeinen oder theilweisen Synostose und Verengerung des Schädelraums durch dieselbe, sondern im Gegentheile: die Knochen bleiben länger weich, die Nähte verknöchern später und nur unvollkommen. Ein solcher Schädel gibt allenthalben nach, seine Größe und Gestalt hängt vollständig ab von dem Inhalt seiner Höhle, und der Kopf wird in demselben Verhältniß ausgedehnt, in welchem das Gehirn wächst oder wuchert, und krankhafte Stoffe, Ausschwitzungen, in ihm selbst oder seinen Häuten sich bilden und anhäufen. In selteneren Fällen gewinnt das Gehirn einen abnorm vergrößerten Umfang durch Wucherung seiner Masse, Hypertrophie, oder vielmehr durch krankhaft gesteigerte hyperplastische Entwickelung der Zwischennervensubstanz. Man hat diese Großköpfe Kephalonen genannt. Diese Hypertrophie des Gehirns ist in der Regel nicht allein mit Blödsinn, sondern mit epileptischen Anfällen und Lähmungen verbunden. Viel häufiger sind die hydrocephalischen Makrocephalen, die Wasserköpfe. Den ausgebildeten Wasserkopf erkennt man auf den ersten Blick. Der Schädel ist in allen Durchmessern erweitert, rund, eine wirkliche Halbkugel, mit vorragender Stirne, abgerundeten Schläfen, breitem Hinterhaupt und breitem Schädelgrund, verhältnißmäßig kleinem Gesicht und großem Gesichtswinkel, der häufig 100 Gr. überschreitet. Mit der Entstehung und Ausbildung des Wasserkopfs ist immer eine unregelmäßige, verspätete Verknöcherung der Nähte zwischen den Schädelknochen verbunden. Die Nähte und ihre Erweiterungen an den Vereinigungsstellen der Seitenwandbeine mit dem Stirnbeine vorne und mit dem Hinterhauptsbeine hinten, wie sie Neugeborene zeigen, die sogenannten „Fontanellen", bleiben länger offen; später erst bilden sich in denselben Verknöcherungspunkte oder Inseln von abgelagerter Knochenerde, welche strahlenförmig von einem Mittelpunkte nach der Peripherie fortwachsend verschiedene Gestalten annehmen, mit zackigen Rändern in die Lucken der ebenfalls gezackten benachbarten Kno-

chen eingreifen und so mit diesen sich verbinden. Man nennt diese isolirten Knochen mit zackigen Rändern in den Nahtlinien Wormsche Knochen. oder Schaltknochen, eingeschobene Knochen. Die Schaltknochen kommen übrigens nicht allein beim Wasserkopf und in Folge verspäteter Verknöcherung der Nähte vor, sondern auch bei vermehrter und stürmischer Knochenbildung, indem frühzeitig neue und ungewöhnliche Verknöcherungspunkte in der Naht entstehen. Zuweilen findet sich theilweise Verwachsung der Schädelknochen neben Schaltknochen, und eine schiefe Bildung des Schädels mit Verengerung einer Parthie und hydrocephalischer Erweiterung der andern, hydrocephalischer Makrocephalus mit partieller Stenose und Skoliose. Andererseits fehlen die Schaltknochen auch hie und da beim beim Wasserkopf. In meinen „Beobachtungen über den Kretinismus" ist ein hydrocephalischer Schädel, der einem vollständig blödsinnigen und sprachlosen Knaben von 8 Jahren angehört hatte, abgebildet und von Dr. Betz beschrieben. Der Schädel hat die charakteristischen Eigenschaften des Wasserkopfes; dabei ist die rechte Hälfte des Schädels etwas nach vorne geschoben, die linke etwas zurücktretend; die Nähte sind schön zackig gebildet, nirgends Wormsche Knochen; die Stirnnaht bis auf 4 ''' an der Nasenwurzel verschwunden. Der Schädelgrund ist beim Wasserkopf immer sehr breit, wodurch der obere Theil des Gesichts ein beträchtliches Uebergewicht über den untern, und insbesondere der Unterkiefer eine eigenthümliche Gestalt erhält. Dieser folgt nämlich entweder der veränderten Stellung und größeren Entfernung der Schläfenbeine mit seinen Gelenkfortsätzen, so daß diese ebenso weit auseinander stehen, wie die Schläfe, oder die Gelenkfortsätze des Unterkiefers stehen nicht entsprechend von einander, und die Folge davon ist eine Ausweichung der Gelenkfortsätze des Unterkiefers aus der Pfanne nach Innen. Immer ist mit dem Wasserkopf ein gewisser Grad von geistigem Unvermögen verbunden, aber nicht immer vollständiger Blödsinn. Der Grad des Blödsinns richtet sich nach der Menge des Exsudats und nach der Stärke des Druckes, den dieses auf das Gehirn ausübt. Das ergossene, in der Schädelhöhle enthaltene und das Gehirn drückende Exsudat kann aber auch allmälig durch Aufsaugung verschwinden, das Gehirn wird befreit, seine normalen Verrichtungen stellen sich wieder her, und der Geist wird heller und heller, während die hydrocephalische Form des Schädels stehen bleibt. Es gibt also Wasserköpfe, welche kein Wasser enthalten und deren Besitzer weder blödsinnig, noch irrsinnig sind.

Außer diesen Hauptformen anomaler Schädelbildung gibt es auch mancherlei Unregelmäßigkeiten in der Bildung der Schädelknochen, welche ie nach ihrer Beschaffenheit, Lage und Größe mehr oder weniger bedeutenden Einfluß auf die Beschaffenheit und die Gestaltung des Gehirn und also auch auf die geistigen Vermögen haben,

und welche nicht immer äußerlich am Schädel hervortreten. Ich habe, wie Stahl, Virchow und Andere, sehr häufig bei Kretinen eine ungleiche Dicke der Schädelknochen wahrgenommen. Dieselben sind an einzelnen Stellen so dünn wie Papier und durchsichtig, an andern so dick, daß sie förmliche Wulsten oder Leisten bilden, vorzüglich an Stellen, wo sich zwei oder mehr Knochen vereinigen. Die Furchen auf der inneren Fläche des Schädels, nach dem Verlaufe der Hirnhautgefässe und durch sie gebildet, sind oft auffallend tief. Häufig finden sich auf der Innenfläche kleinere und größere Gruben, veranlaßt durch isolirte Ausschwitzungen zwischen den Gehirnhäuten, die sogenannten Pacchionischen Drüsen. Andererseits kommen an verschiedenen Stellen größere oder kleinere Knochen-Auswüchse vor, welche auf das Gehirn drücken, und wenn sie von größerem Umfang sind, ohne Zweifel auch die Verrichtungen desselben zu beeinträchtigen vermögen. Häufig sind die Kanäle und Oeffnungen in den Schädelknochen für den Ein- und Austritt der Nerven und Gefäße ungleich in ihrer Weite. Sehr oft findet man bei Kretinen eine mangelhafte Entwickelung der Schädelknochen oder einzelner derselben, eine Bildungshemmung oder ein Verharren auf einer früheren, selbst fötalen Entwicklungsstufe. Hieher gehört das Offenbleiben der Fontenellen, mangelhafte Vereinigung von Knochen, die im normalen Zustande frühe schon ganz verschmolzen sind, wie der Stirnbeine, der Hinterhauptsknochen, des Grundbeins mit dem Keilbeine, Verkürzung verschiedener Knochenfortsätze, Fortbestehen der Zwischenkieferknochen in Oberkiefer, wie beim Embryo und bei den Thieren. Der Schädel des erwähnten Wasserkopfes war gleichmäßig dick, mit Ausnahme einer Stelle zu beiden Seiten des von vorn nach hinten über das Gehirn hinlaufenden Blutbehälters gerade auf der Scheitelhöhe, wo sich zwei ungefähr 1‴ lange und 4‴ dicke Wulste befanden, während im normalen Zustande die Knochen an dieser Stelle nur 1‴ und noch weniger dick sind. An einer andern Stelle fand sich ein 1‴ dicker und 1½‴ langer Knochenauswuchs; da und dort Gruben und vertiefte Furchen nach dem Laufe der Blutgefässe. Höchst auffallend ist die ungleiche Entwickelung der Schädelknochen an dem Schädel eines sechszehnjährigen in der Heilanstalt Mariaberg in Württemberg verstorbenen und ebenfalls in den „Beobachtungen" abgebildeten Kretinen. Derselbe gehört der Schädelskoliose an, zeichnet sich aber außerdem aus durch eine höchst ungleiche Entwickelung der Schädelknochen, die an einer Stelle auffallend dick, an andern papierdünn sind, hier tiefe Gruben, dort starke Knochenauswüchse auf der innern Fläche haben; die Gesichtsknochen sind ebenfalls schief; die Nasenhöhle ist in der Höhe und Breite beträchtlich erweitert, der Oberkiefer ist verlängert, ebenso der Unterkiefer, dessen Winkel so stumpf ist, daß der Mund nicht geschlossen werden kann und die unteren und oberen Schneidezähne beinahe 3‴ von einander stehen.

Sehr häufig finden sich verschiedene, selbst entgegengesetzte Abweichungen von der Norm an Einem Schädel, und es ist deßhalb oft schwierig, einem abnormen Schädel seine Rangstufe, Klasse und Ordnung anzuweisen. Die Messungen des Umfangs und der verschiedenen Durchmesser, insbesondere des Längedurchmessers von dem hervorragendsten Theile der Stirne bis zu dem hervorragendsten Theile des Hinterhauptes, und des Quer- oder Breite- Durchmessers von der größten Hervorragung des Seitenwandbeins der einen Seite bis zu derjenigen der andern, geben wohl einen Anhaltspunkt und einen allgemeinen Begriff von dem Raume der Schädelhöhle und ihrer hauptsächlichsten Parthieen, aber nicht mehr. Auch die vervielfältigten Messungen von Carus geben kein ganz genaues Resultat, und sind im Leben niemals mit vollkommener Sicherheit auszuführen, wenn man auch alle Aufmerksamkeit darauf verwendet, und jede mögliche Vorsicht und Rücksicht beobachtet. Ein genaueres Resultat liefern ohne Zweifel Messungen der einzelnen Schädelknochen, aber sie sind am Lebenden noch viel schwieriger, und bei der so häufigen Verwachsung der einzelnen Knochen auch an todten Schädeln kaum auszuführen. Entsprechend der abnormen Bildung des Schädels fand ich häufig ähnliche Abnormitäten anderer Knochen und einen unregelmäßigen Knochenbau überhaupt. Bei den Mikrocephalen sind in der Regel sämmtliche Knochen verkümmert, zu dünn, die Diploe, das heißt das Maschengewebe zwischen der inneren und äußeren Knochentafel, theilweise oder ganz verschwunden, die Epiphysen an den langen Knochen, nämlich die ursprünglich knorpligen Verbindungsstellen der Enden mit dem Mittelstück, sind noch nicht völlig verknöchert; die Knorpelansätze der Rippen zu lang und zu weich, wie im fötalen und im kindlichen Zustande. Zuweilen kommen Verkrümmungen der Wirbelsäule und Verbiegungen der Arme und Beine vor, wie bei Rhachitischen. Mehrere Male sah ich, wie Stahl, Virchow und Andere, Schiefheit des Beckens, ein schräg verengtes Becken, ohne Zweifel entstanden durch frühzeitige einseitige Verwachsung der knorpligen Verbindung des Darmbeins mit dem Heiligenbein. Bei den eigentlichen Kretinen sind die Knochen vielmehr zu dick, die Röhrenknochen zu kurz und plump, ihre Enden stolbig, und deßhalb erscheint ihre Gestalt oft zwergartig. Man muß daher bei Beurtheilung der Schädelform, wie schon im normalen, so noch mehr im abnormen Zustande, nicht allein den Bau des Schädels, sondern auch den des ganzen Skelets betrachten.

Diese mannigfaltigen Abnormitäten des Schädels kommen zu Stande theils durch ursprungliche mangelhafte Entwickelung der Knochen, sowie des Nervensystems und des Gehirns, überhaupt oder an einzelnen Stellen, theils durch entzündliche Vorgänge mit Ausschwitzung in den Knochen selbst oder im Gehirn und in den Gehirnhäuten. Diese abnormen und krankhaften Vorgänge finden häufig schon im fötalen Zustande Statt und

sie schließen sich in diesem Falle ganz an die angeborenen Mißbildungen an, oder sie entstehen im frühen Kindesalter, wo die Organisation noch unvollendet und bildsam ist.

Den Abnormitäten des Schädels entsprechen nicht immer, doch in der Regel, bestimmte Abnormitäten des Gehirns und ebendamit des geistigen Vermögens. Von diesen Veränderungen des Gehirns und seiner Verrichtungen im abnormen und krankhaften Zustande werde ich vielleicht ein ander Mal zu sprechen Gelegenheit nehmen.

Die Jahreszeiten.

(Von Eduard Dorsch.)

I.

Frühling.

O primavera, gioventu dell' anno,
O gioventu, primavera dell' eta!

Noch brausen zwar hie und da des Winters eisige Winde über unsere Seen und Prairien, doch regt sich bereits die Saat in den Feldern und streckt Tausende von grünen Fingern aus der kalten Erde, den nahenden Lenz zu begrüßen, und mit tausend Knospenaugen schaut der harrende Wald nach dem so lange zögernden Freunde, der ihn wieder neu kleiden soll in freudiges Grün, die Leibfarbe aller derer, die da hoffen. Was aber ist es, das die Dichter begeistert und selbst den prosaischen Menschen mit Freude erfüllt, wenn der Frühling naht? Da sind Hunderte, die auf dem Comptoirbock oder in der Schreibstube sein Kommen kaum fühlen, noch je seine Herrlichkeit sehen; die Luft in ihrem Zimmer bleibt gleich temporirt, ob nun Sonne oder Kohle dasselbe wärmt, und die immergrünen Blätter einer Topfpflanze, die sie am Fenster ziehen, sind vielleicht die einzigen, die sie daran erinnern, daß es noch andere Blätter gibt, als Zeitungsblätter und Zifferblätter. Nichtsdestoweniger freuen auch sie sich, ihr Blut scheint rascher zu wallen, und mit Schmunzeln nehmen sie die grüne Brille

von der Nase, athmen den Stubenstaub mit Wollust aus und rufen, freudig gestimmt, daß sie nicht mehr so viel Holz zu kaufen haben: „Gottlob, es wird Frühling!“ — „Ach, wenn es doch immer Frühling bliebe!“ seufzt die poetische Miß, die zum ersten Male wieder den breiträndrigen Strohhut mit dem grünen Bande aufgesetzt hat und ein neues Kleid im Schranke birgt, das sie gern am ersten schönen Tage produziren möchte. — Aber was wäre der Frühling, wenn er immer bliebe? Er wäre nicht allein ebenso langweilig, wie ein ewiger Winter, sondern auch das Ende aller Dinge, denn nur der Wechsel erhält die Welt und erfreut unser Herz, der Wechsel, der immer wiederkehrt und die Ewigkeit bildet, in der wir Menschen die Eintagsfliegen sind, denn uns bluht „des Lebens Mai nur einmal“, und Viele gehen zu Grabe, ohne den Sommer gesehen zu haben.

Ein Paradies mit ewigem Frühling ist nur ein süßer poetischer Unsinn, dem es an allem vernünftigen Gehalte fehlt, und der nur Werth hat für eine augenblickliche Stimmung, wie das bekannte Lied: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“ Ewiger Frühling wäre ewige Kindheit; sein größter Reiz würde verschwinden, nämlich der, daß er der Uebergang vom Winter zum Sommer ist, die Auferstehung der Natur aus der kalten Umarmung des Frostes. Unser Sehnen nach bessern und freundlicheren Tagen wurde dahin sein, und dieses ist es ja, was uns den Lenz so schön erscheinen läßt, denn das Abwesende und das Ersehnte erglänzt in goldener Glorie und die schönsten Frühlingslieder wurden stets im Winter gedichtet, wie die glühendsten Liebeslieder bei Abwesenheit der Geliebten.

Dieses Sehnen nach bessern Tagen macht es, daß von allen Jahreszeiten der Frühling am meisten gefeiert wurde und besonders die Gemüthsinnigkeit des deutschen Dichters fand in ihm einen reichen Stoff. Wem wird es nicht lenzlich zu Sinne, wenn er Heine's süße Frühlingslieder liest oder eine liebe Stimme mit silbernem Klange die Kompositionen derselben von Schubart singt? Liegt nicht der ganze Frühling einer glücklichen Menschenseele darin?

„Leise zieht durch mein Gemüth
Liebliches Geläute;
Klinge, kleines Frühlingslied,
Kling' hinaus in's Weite.

Kling' hinaus bis an das Haus,
Wo die Veilchen sprießen;
Wenn du eine Rose schaust,
Sag' ich, lass' sie grüßen.“

Und zu welchen Bildern begeisterte der Frühling den Dichter! dem einen ist er ein stolzer Ritter, der den alten Tyrannen Winter bekämpft,

dem andern ein König, der Einzug hält mit reich geschmückten Pagen und Trabanten, dessen holdseliges Töchterlein die Rose ist. Wieder einem andern ist er der verliebte Bräutigam, der zur harrenden Braut, der Erde, kommt mit feuriger Umarmung. Dem vierten ist er ein gewaltiger Heerführer, ein Conde oder Turenne:

Der Frühling ist ein Feldmarschall,
Hat mancherlei Soldaten,
Trompeter sind die Lerchen all,
Landsknechte sind die Saaten.

Heuschrecken sind die Reiter sein
Und Grillen sind die Pfeifer,
Sie reiten und pfeifen lustig drein
Und zeigen großen Eifer.

Es sind die Blüthen sein Geschütz,
Damit jagt er den Winter,
Und ist's auch zu nichts weiter nütz,
So schadet's doch auch minder.

Saht ihr noch niemals, wie er ficht?
Vom Eis befreit die Räume?
Es schießt das Gras, die Sonne sticht,
Es schlagen aus die Bäume.

Und wie der Blitz fegt er das Land,
Die Knospen platzen und knallen, —
Glück auf, du mit der tapfern Hand,
Du Feldmarschall vor Allen!

Aber nur die gemäßigte Zone kennt den Frühling. Die beeisten Regionen der Pole und die Tropenländer kennen nur zwei Jahreszeiten; beide kommen plötzlich und des Frühlings Wirken und Schaffen bleibt unbemerkt, denn an den Polen findet sich zu wenig Vegetation, und am Aequator trübt die Ueberfülle derselben das forschende Auge des Beschauers. Und der Mensch selbst wird verändert durch diese eigenthümliche Beschaffenheit der Zonen. Wo die Frucht stets reif zu seinen Fußen fällt, wo er nicht hofft und zagt und bange hinausblickt, ob die Saat dem Feld entsprießt, da wird er auch den Boden nicht bearbeiten, und im Schweiße seines Angesichtes sein Brod bauen. Deßhalb sehen wir ihn müßig und gedankenlos unter den Wendekreisen. An den Polen erstarrt er zu Unthätigkeit, er kann sich nicht erheben zu geregeltem Fleiße, denn er kennt die Erde als harte Stiefmutter.

Wo die Natur aber die allmähligen Uebergänge vom Tod zum Leben uns sehen läßt, da prägen sich dieselben auch im innern geistigen Leben des Menschen aus. Der Winter treibt den Bewohner der gemäßigten Zone in sich selbst zurück; in den langen frostigen Winterabenden zieht er sich von der Außenwelt zurück und zehrt an dem, was Lenz und Sommer seinem Herzen eingeprägt. Seine Gedanken schweifen über Flur und Wald, und in der Einsamkeit heckt er die großen Gedanken aus, die die Welt bewegen. Er ist glücklicher als der Südländer. Dieser vergißt in der Fülle und Schönheit des Lebens, das ihn umgibt, die Vergangenheit und die Zukunft. Monat um Monat ziert dasselbe saftige Grün die Landschaft; in ewig gleicher Länge wechseln ihm Tag und Nacht und ungezählt und unbemerkt entschwinden ihm die Tage im Genusse der Gegenwart. Der Bewohner der gemäßigten Zone aber schüttelt heute lachend die eisige Hand des Winters und wärmt sich morgen im Schooße des Frühlings, während ihm nach der feurigen Umarmung des Sommers der Herbst seinen kühlenden Wein in den Becher träufelt. Die Pflanzenwelt aber bildet hauptsächlich die immer wechselnden Dekorationen der Erde, auf welcher das Jahr, das ewig neue Drama, gespielt wird, und in welchem Menschen und Thiere nur kleine Bedientenrollen spielen, wenn sie nicht blos als Zuschauer agiren.

Und es wird Frühling! Noch liegen Felder und Wiesen in tiefem Schlummer und das Auge schweift frei durch den kahlen Wald, doch künden bereits Herolde das Kommen desselben. Die Luft ist milder und würziger, die Lerche singt ihre Matutinen, die Schwalben kehren wieder, und der Regenpfeifer erfüllt das Sumpfland mit seiner Stimme. Thauwinde seufzen in den nackten Zweigen, das Eis bricht, und nur hie und da bleibt noch ein Fleckchen Schnee, um zu erzählen von vergangener und vergessener Sorge. Die schwellenden Knospen alter Eichen suchen die dürren Blätter des vorigen Jahres zu verdrängen — ein Bild freudiger Jugend, die auf Gräbern spielt. Aber lange, ehe die Bäume ihre Knospen erschließen, entsprangen ungeduldige Frühlingskinder ihrer gefrorenen Wiege. Gehe hinaus in den Wald und blicke unter die dichte Lage von dürren Blättern, und blaue, freundliche Blumenaugen werden dich begrüßen.

Das kleine Leberblümchen (Hepatica triloba) lacht dich an mit seinem Kleide von Azur; Schneeglöckchen läuten den Frühling ein, und des Nießwurz (Helleborus niger) blaßgrüne Blume sagt dir, daß ihr die Wärme mangelt, um in reichen Farben zu prangen. An den eisbefreiten Quellen und Bächlein erscheinen die goldenen Flocke von Milzkraut (Chrysosplenium alternifolium) und Huflattig (Tussilago furfara). Wie kontrastiren sie mit dem dunkeln Boden und dem Funkeln der Welle! Wie duftet der Seidelbast (Daphne Mezereum), dieser seltene Gast in Amerika, und beschämt das Veilchen der westlichen Halbkugel, das blaß gefärbt

und ohne Duft ist. Auf den Schutthaufen entfaltet das rauhblätterige Lungenkraut (Pulmonaria off.) seine blaßrothen Blüthchen, die sich blau färben nach dem Oeffnen. An den Waldrändern erscheint die Anemone, die Osterblume, und „Jack in the pulpit“ (Arum triphyllum) predigt im Schatten von der Auferstehung des Pflanzenreichs.

Dieser kühnen Vorläufern des Lenzes folgen in Schaaren die weniger rüstigen Kinder des Mai; in den ersten warmen Sonnenstrahlen entfaltet sich die hinfällige Blüthe der Blutwurzel (Sanguinaria canadensis), und der Aglei (Aquilegia canad.) wiegt sein roth und goldenes Haupt über den reich gezackten Blättern. Maiblümchen in vielen Arten und Salomonssiegel (Convallaria trifoliat) schmücken die feuchten schattigen Plätze, während in den Gärten die Kaiserkrone und die Pfingstrose ihre prachtvollen Blüthen entfalten, und Narzisse, Tulpe und Hyacinthe mit Stolz herabblicken auf den bereits verblühten Krokus. Wer kann die Namen und Geschlechter all dieser Frühlingskämpen nennen, die in rascher Reihenfolge vor unserm Auge defiliren? Nur die Reichgeschmückten fallen uns auf, und unbeachtet verblüht manche bescheidene Schönheit.

Auch die Bäume und Sträucher bleiben nicht zurück bei dem allgemeinen Fortschritt. Der persische Flieder (Syringa persica) erfüllt die Luft mit seinem Arom, die Pfirsichbäume weben eine rosige Glorie um unsere Gärten, Kirschen- und Aepfelbäume beschneien uns mit weißen Blüthenblättern. Das Geisblatt schlingt seine grünen Ranken von Ast zu Ast und der Schneball (Viburnum Opulus) zeigt seine Blüthenkugeln zwischen den breiten gezähnten Blättern. Weiden und Pappeln, deren frühzeitige Kätzchen sich mit Wolle umspannen, stehen bereits in Laub, und die Roßkastanie bereitet sich mit ihren Blüthenpyramiden die Winde zu würzen, bis sie dieses Recht an die Linde abgibt, deren aromatische Blüthen einem Bienenheere zur Nahrung dienen. Ahorn und Tulpenbaum geben schon breiten Schatten; selbst die Eiche, deren Blätter bis zum Winter dauern, ist schon belaubt, und nur die Esche ist noch kahl und steht in gespenstiger Nacktheit mit ungeöffneten Knospen mitten in der blühenden Welt. Sie ist das letzte Glied der reichen Kette, die den kommenden Sommer mit dem vergangenen Winter verbindet, aber die warmen Sonnenstrahlen stacheln die Zögernde, und mit lustigem Sprießen holt sie die versäumte Zeit nach.

Dieses ist die Zeit der Frühlingsfeste und jede Nation, der Gesang gegeben, feiert sie in Liedern. Lange vor unserer Zeitrechnung klagten die Frauen und Mädchen Aegyptens um Adonis, die Personifikation des Frühlings, den der böse Typhon umgebracht. Aber sie verzweifelten nicht. Sie bepflanzten in Körbchen kleine Adonisgärtchen mit Lauch, Zwiebeln und andern schnellsproßenden Pflanzen, und mit dem Blühen und Keimen derselben erstand auch der Geliebte vom Tode, und am Tage der Sonnen-

wende feierten sie seine Wiederkehr. Mit Blumenkränzen geschmückt sprangen sie durch die Straßen, und die alten Paläste und die ernsten Sphinxe wiederhallten den Freudenruf: „Unser Adonis lebt! Adonis ist zurückgekehrt!" Und in Kurzem blühen Krokus und Lilie und die reichen Triften am Nil bedecken sich mit grünem Teppich, den Narzisse und Tulpe zieren. Heine's Frühlingsfeier bezieht sich auf diesen Gebrauch.

„Das ist des Frühlings traurige Lust!
Die blühenden Mädchen, die bunte Schaar,
Sie stürmen dahin mit flatterndem Haar
Und Jammergeheul und entblößter Brust: —
Adonis! Adonis!

Es sinkt die Nacht. Bei Fackelschein
Sie suchen hin und her im Wald,
Der angstverwirret wiederhallt
Vom Weinen und Lachen und Schluchzen und Schrei'n:
Adonis! Adonis!

Das wunderschöne Jünglingsbild,
Es liegt am Boden blaß und todt,
Das Blut färbt alle Blumen roth,
Und Klagelaut die Luft erfüllt: —
Adonis! Adonis!"

Dieser Kultus des Adonis (oder Osiris) ging auch auf Griechenland über, und verband sich mit dem der Persephone, der Tochter der Ceres, die als Saatkorn in der Unterwelt lebt, bis ihr Zeus erlaubt, einen Theil des Jahres auf der Oberwelt zuzubringen.

Auch die dionysischen Feste wurden im Frühling gefeiert. Wenn der Weinstock blüht, dann rührt sich der alte Wein im Fasse und der des vorigen Herbstes ist zur Reife gelangt und wird zum ersten Male getrunken. Vom Süden zogen diese Frühlingsfeste nach Norden und überall in Deutschland wird das Maifest gefeiert. Ob der alte Kultus der Aegypter und Griechen nicht vielleicht Anlaß gegeben zu den Sagen vom Hexensabbath in der Walpurgisnacht, die dem ersten Mai vorangeht, steht noch zu begreifen; sicher aber ist es, daß unsre jungen Hexen mit fliegenden Locken und rosigen Wangen sich gerne am ersten Mai im Grünen tummeln, um den Maibaum tanzen und den Maitrank sich behagen lassen. Mit Recht singt Roquette:

„Nun mit Maien kränzt euch,
Schmückt und beglänzt euch,
Singt und feiert auf das Best'
Frühlings Maienfest!

Grüne Zweige prangen
Froh vor jeder Thür,
Ros'ge Mädchenwangen
Lauschen d'raus herfür.

Frühlings Ruf kommt mahnend,
Herzlein träumen ahnend
Heimlich unter'm Maienbaum
Ihren Maientraum.

Aber es ist Frühling! Wer könnte da sitzen und ihn beschreiben? Hinaus! ruft die sehnende Seele; hinaus ruft mich Blüthe und Blatt, Wald und Welle, Vogel und Falter. Ja, wie du, Falter mit den bunten Schwingen, will ich schwärmen von Blume zu Blume, mich des Lenzes freuen und dich besingen:

Gaukle, flattre nur, Phaläne, flattre um die Blumenkronen,
Nasche Honig aus den Kelchen in die Wette mit den Drohnen!
Schlummre sanft auf grünem Blatte, das noch voll des Thaues hängt,
Morgen hat der Strahl der Sonne Blum' und Bluthe längst versengt.

Gaukle, flattre nur, Phaläne, flattre deinem Liebchen nach,
Noch ist Jugend, Lust und Liebe dir im weichen Herzen wach;
Noch erfreust du dich an Liebchens sommerlichem Farbenspiel,
Flattre, liebe, eh' dein Liebchen sterbend in die Blumen fiel!

Und auch du, Mensch, dem noch Jugend in den vollen Adern brennt,
Schau hinauf zum ewigklaren dunkelblauen Firmament,
Schau hinauf zum Sonnenballe, der von Segen uberfließt,
Juble, jauchze bis dein Aug' in Freudenthränen sich ergießt.

Sauge all die lauen Lüfte in die jugendstarke Brust,
Singe laut in frohen Liedern deine Liebe, deine Lust;
Singe, weil der Puls des Lebens dir noch rasch im Busen schlägt,
Wenn dich leichtbeschwingt dein Fuß auch über Ahnengräber trägt.

Geh' hinaus in Waldes Dunkel, nimm dein Liebchen in den Arm,
Höre, wie die Vögel jubeln und vergiß den alten Harm;
Freue dich des Augenblickes, den der nächste dir schon raubt,
Denn die Flucht der Augenblicke bleicht zu bald nur unser Haupt.

Keine Blüthe ungenossen soll an deinem Wege steh'n,
Nirgends, wo die Freuden sprossen, sollst du ernst vorübergeh'n;
Ach! so kurz ist ja das Leben und so reich an banger Qual,
Daß sich's wohl verlohnt zu haschen nach der Freude Sonnenstrahl.

Was du heute kannst genießen, o, verschieb's auf morgen nicht,
Denn du weißt nicht, ob dir morgen lachet noch der Sonne Licht;
Tanze mit im frohen Reigen, lockt dich heute Sang und Klang,
Morgen schläfst du auf dem Schragen und der Todesschlaf ist lang.

Unser Zeitgeist.

Ein Spiegelbild aus dem amerikanischen Leben.

(Von Heinrich Kompe.)

Es gibt ein Naturgesetz, welches das der Verwandtschaft genannt wird. Wie dieses in der anorganischen Welt bei der Chemie auftritt, so tritt es ähnlich in der organischen Welt bei den Menschen in die Erscheinung. Das Letztere geschieht gar mit Bewußtsein und freiem Willen, und wird daher „moralisch" genannt. Basis ist das Interesse.

Zwar erscheint das Princip der „Nützlichkeit", wenn nur Mittel und Zweck gut sind, im Allgemeinen als rechtlich. Sind diese aber schlecht, sind sie von der Eigensucht hergenommen, und zielen sie demnach auf Privileg, auf prinzipielle Ungleichheit und demnach auf Unterdrückung unter den Menschen ab, dann müssen wir die „Nützlichkeit" verwerfen, und gerade aus „moralischen" (oder besser gesagt humanen) Gründen.

Ich will gegenwärtig diese verwerfliche „Nützlichkeit" zum Gegenstand meiner Betrachtung machen. Wenn des Lesers Mißfallen rege wird, so wolle man Mißverständniß und Verwechselung vermeiden: man wolle nicht vergessen, daß nicht ich, der ich Bestehendes beleuchte, um zu zeigen, daß das Mark „faul im Staate" — deßhalb zur Rechenschaft gezogen werden kann. Aber selbst persönlicher Auffassung gegenüber würde mich das Bewußtsein, stets das möglichst Gute fördern zu wollen, genügend befriedigen. Ich verachte jede Schmeichelei von Personen und jede Vertuschung von schlechten Zuständen eben so stark, wie ich die Wahrheit verehre. Und so muß mir es denn gleichgültig sein, ob ich das Gefühl niedrig denkender und hoch fahrender Menschen verletze oder nicht.

Grundzug der Gegenwart ist eine allgemeine Feigheit, die Wahrheit zu sagen, zu hören, einzugestehen, zu bethätigen. Feige Berechnung, ob es nütze oder schade, gesteigert bis zur abgefeimten Diplomatie,

welche die Sprache benutzt, um Gedanken und Absichten dahinter zu verstecken, eingeübt bis zum heuchlerischen Pharisäismus, welcher freundlich grüßend die Hand des ausersehenen Opfers drückt — diese aus Interesse zahme Brutalität ist der Charakterzug unserer Zeit.

Welch' Mitleid erregt ein Weib unter dem Einflusse der Furcht! Aber doch ist es durch die Thatsache seiner unnatürlichen Verzärtelung und durch seine noch absolut passive Rolle in der menschlichen Gesellschaft wenigstens zum Theil entschuldigt.

Welche Entschuldigung steht dem „Herrn der Schöpfung", dem feig calculirenden Manne zur Seite, dessen Rechtssphäre unbegrenzt ist im Vergleich zu der des Weibes? [Es ist hier von dem Mangel moralischen Muthes, weniger von dem des physischen die Rede.]

Was soll aus den kommenden Geschlechtern werden, wenn das Gift der heuchlerischen Diplomatie und des gleisenden Pharisäismus den ganzen Volkskörper durchdringt und verdirbt?

Abgewendet von dem erhabenen Geiste, der von Zeit zu Zeit in einzelnen Heroen der Menschheit und im Völkeraufschwunge hervorleuchtete, müßte die Humanität noch lange Zeit ringen unter dem Alpdruck der Lüge aller Art, jammervolle Jahrhunderte einher keuchen unter dem Kreuze gemeiner Schmach für Kopf und Herz.

Sollen die Grundrechte des Menschengeschlechtes, öfter verkündett, ausgesprochen in unserer Unabhängigkeitserklärung, unausgeführt bleiben? Soll der niedere Egoismus, soll die falsche „Politik" fortregieren, soll eine Olichardhie den Lebenskern, den Socialismus, fort und fort als unberechtigt niederhalten? Wo ist die gerühmte „Gleichheit"? wo die ersehnte „Brüderlichkeit"? Wogt nicht ein materieller Krieg Aller gegen Alle durch das Volksleben?

Die „Herren der Schöpfung" sind Sklaven der Eigensucht und Lüge. Woher sollen die Mütter ihrer Kinder den Muth nehmen, den zukünftigen „Herren der Schöpfung" moralischen Muth und Abscheu gegen Privileg und Lüge einzuflößen, diese Mütter, welche den ersten bildenden Eindruck auf das wachsgleiche Kinderherz heften, welche von der Natur die Bestimmung haben, eine Mitgift den Kindern auf den Lebensweg zu geben, und welche damit über einen großen Theil der Zukunft mittelbar verfügen und entscheiden?

Warum denn haben wir keine wahrhaft großen Männer und keine große Zeit, wohl aber so viele verderbliche siegreiche Feinde der Menschheit? Warum liegen ganze Nationen murrend in Elend darnieder?

Das unmoralische, unnatürliche Band des eigensüchtigen Interesses, welches die Mächtigen und nach Macht Strebenden wohl verwandtschaftlich einigt, hat ein inhumanes System geschaffen, das jedem Streben der

Armen und Gedrückten nach Glückseligkeit zähen Trotz bietet, wenn nicht die wahrhaft freisinnigen und uneigennützigen Männer einen Bund dagegen eingehen. Bildung Aller ist das einzige Mittel, das, gehandhabt von dem moralischen Muthe eines solchen Bundes, [z. B. zunächst der uneigennützigen, radikalen Presse] jenes System der politischen Corruption, der confessionellen Lüge und der socialen Ausbeutung durchbrechen kann. Wird die Stimme des Einzelnen, der da umwühlt ist von den Schaaren der Widersacher und um das tägliche Brod kämpft, nur gehört? Ihm starrt die übermächtige „Nützlichkeit" auf allen Lebenswegen in's Angesicht, hinweisend mit mitleidiger Siegermiene auf ihre reale Basis (36 Procent zum Wenigsten, „Freunden gegenüber 30 Proc.) und mit plutonischem Hohnlächeln sich abwendend. Es wird weiter gelebt nach dem Satze: wer da hat, dem soll gegeben werden, und wer den Privilegien nicht huldigt, dem wird genommen, was er erwirbt. Wer nicht mit macht, wird ausgelacht, und mehr. —

„Die Wenigen, die was erkannt,
„Die thöricht g'nug ihr tolles Herz nicht wahrten,
„Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
„Hat man von je gekreuzigt und verbrannt." (Göthe.)

So ist Alles, was auf der Bühne des Lebens vor sich geht — Bewegung und Gegenbewegung — bis jetzt meist Maskerade von der Geburt bis zum Grabe der Aktoren, die nur auftreten, um die Rollen zu verpfuschen, und Anderen die unrechte aufzudringen. Und durch alles das hin schleppen die „Herren der Schöpfung" ihre häuslichen Beziehungen mit sich, ihre „Freundschaften", ihre „Liebe", ihre „Blutsverwandten und Kinder." Wahrheit der Gefühle ist mit dem Bann belegt, natürliche Anlagen kommen nicht zur Entfaltung oder welken dahin, und Hochherzigkeit erscheint als alberne Don Quixotterie. Aufrichtigkeit und Freimuth, dieser edle Charakterzug der menschlichen Natur, gilt als eine zweifelhafte Tugend der „Herren". „Smartheit" allein führt zum Triumph. Smartheit lohnt sich. Und doch ist die Wahrheit – der Zweck des Menschengeschlechts — die einzige dauernde Glückseligkeit für Alle, die Wahrheit in der „Gleichheit und Brüderlichkeit."

Wahrheit, die um ihrer selbst Willen gegeben, gesucht werden sollte, wird aber, wenn sie einmal Jemand gibt oder sucht, wie eine bittere Pille behandelt und sorgfältig überzuckert.

Doch auch im überzuckerten Zustande könnte die Wahrheit dem Patienten den Geschmack verbittern oder den Arzt als grob erscheinen lassen. Man wendet sie also homöopathisch an nach dem Grundsatze: similia similibus (Gleiches mit Gleichem); man nimmt oder gibt daher den allerkleinsten Theil, eine leise Spur davon, und überzückert dieses Nichts, welches bei dem Christen leicht die Gestalt einer Oblade annimmt und dann

Hostie genannt wird, doppelt mit Salbung. Das lohnt: der Betrüger hat der Hohlheit gehuldigt und bei dem schwachen Unmündigen den Credit bewahrt.

Ehrwürdige Arglist! Heilige Lüge! Glückselige Armuth!

Die „Nützlichkeit" ist der Hebel, der große Motor der Zeit, welche allerdings zugleich durch zahlreiche nützliche Erfindungen im Gebiete der Technik und Kunst sich auszeichnet. Doch kann ich diese Auszeichnung nicht zugestehen, ohne die leitende Wissenschaft Europa's und deren steten Einfluß auf Amerika hoch darüber zu setzen, ohne zu beklagen, daß das immer glänzender ausstrahlende Licht der deutschen Naturwissenschaft die dicke Finsterniß in den Thälern nicht durchdringen darf, daß es nur Einzelnen auf der Höhe die Wahrheit zeigt.

Der „nützliche" Geist unseres Zeitalters, dreifach gekrönt, thront unumschränkt über den drei concentrisch verschlungenen Provinzen seines Gebietes, der politischen, confessionellen und socialen. Er ist der Talisman und die Wünschelruthe der Eigensucht, die gemeine Besitzsucht im Superlativ (weil eine geistige Mitwirkung auf das Volksleben und auf dessen Hebung ausgeschlossen ist), das fanatische Scalprecht eines gezähmten indianischen Antisocialismus, ein ätherischer Extract aus dem Geiste der ehemaligen Raubgesetze von Algier, Tunis, Tripolis, Fez und Marocco Unsere Zeit hat (um Extrem an Extrem zu reihen, d. h. um die Plattheit allgemein zu machen, bevor Bildung und Humanität universal werden) die Aufgabe, das Ich in seiner verwegensten Ausschließlichkeit und „Nützlichkeit" darzustellen, (was bist du „werth", Leser?); unsere Zeit hat die letzten Consequenzen einer falschen europäischen Privatgrundeigenthums-Vertheilung und der historisch gesteigerten Besitzwuth zu ziehen, bis die arithmetische Abschätzung und Bedeutung der Menschenpersönlichkeit zum etablirten Staatsgrundsatze geworden. Es muß, bis es in die blödesten Augen beißt, dargethan werden: „ — c'est le vol". Auf welchem Wege sollte man sonst praktischer zu der Erkenntniß gelangen, daß die Erde die Mutter Aller ist, wie es die europäischen Socialisten mittelst Aufstellung des Grundsatzes der progressiven Einkommensteuer 2c. und die amerikanischen Reformer gethan, welche einen absoluten und ewig forterbenden Landbesitz im abschreckenden europäischen Sinne anerkennen? Darum nieder mit der Wahrheit, nieder mit dem Grundsatze allgemeiner radikaler Bildung, nieder mit der „Gleichheit und Brüderlichkeit!" Ehe die Humanität ihr Reich antritt, muß erst die „Nützlichkeit" fur unfehlbar erklärt werden, und bevor die Nützlichkeit entfernt wird, muß das absolute „help your self" erst das platte Ich auf die möglichst hohe Potenz der ausbeutenden Speculation erheben, die Kluft zwischen Arm und Reich muß erst auf dem ganzen Erdball unausfullbar werden, es muß erst ein sociales Erdbeben alle Grenzmarken des privilegirten Besitzes und dessen Basis selbst zerstören . . . .

Fragt wohl Jemand nach den Grenzen der Nützlichkeit, darnach, wo sie anfängt und wo sie aufhört? Jeder dehnt sie so weit aus, als nur immer möglich, und fragt nur, was seinem ausschließlichen Interesse am Förderlichsten sein möchte, ob dieser oder jener Gesichtspunkt, dieses oder jenes Mittel am fruchtbringendsten sein werde. Selbstsucht entscheidet alle Fragen, hohe wie niedere. Zuletzt muß der Gewissenlose, der vielleicht das ödeste und quälerischeste Leben geführt, von hinnen; er muß Alles lassen, nachdem der letzte Pulsschlag seines Spinnenherzens ausgeschlagen hat. —

Haß, offener, männlicher Haß wäre noch eine Kraft, eine Tugend. Aber diese wagt man nicht: man sinnt und spinnt im Geheimen. Haß bietet seinem Opfer die Stirn; aber man spielt lieber den Judas mit heuchlerischem Lächeln und dem Kusse des heimlichen Verraths. Man sagt nicht: Hüte dich! Man gibt keine Gesetze, auf die man sich mit saurer Hinterlist und Beutesucht plattweg beziehen kann; wie man vor sich selbst keine Achtung hat, so hat man auch vor seinem Feinde nicht die, ihn offen zu hassen. Neid, Scheelsucht, Verleumdung sind nichts Seltenes. Die christliche Nächstenliebe der Kirchen hat im neunzehnten Jahrhundert Praxis im Volke erlangt; sie hat das abgehärtete Herz selbst in einen Stein fruchtbarer Weisheit verwandelt, und man weiß nun, daß man Alles, dessen man irgend wie habhaft werden kann, heranziehen muß, um damit seinen Werth zu erhöhen.

Der Stein der Smartheit unseres Zeitalters verschafft seinem angesehenen Besitzer nicht nur lumpiges Metall und weite, von ihm nie bebaute Landstrecken, neben denen in Wintersnoth der arbeitslose Arme oder unbeschützte Indianer verkommt, sondern leitet auch die Geschäfte, welche man mit Gefühlen u. dgl. macht, zu profitablem Ziele. Ein solcher weiser Steinmensch sucht z. B. eine Lebensgefährtin. Gewiß wird er nicht so unklug sein, an jene phantastische Heiligkeit der Liebe, an Reinheit der Gefühle und solchen Schnack zu glauben. Im Gegentheil, als ein tüchtiger Speculant macht er seine Berechnungen über Vortheil und Nachtheil dieser oder jener Verbindung, und darnach allein handelt er. Sollte man denn, wenn man seinem Feinde Freundschaft heuchelt, nicht auch die Gefühlsmaske der Liebe vernehmen können? Oder Eltern wollen ihre Söhne und Töchter verheirathen; was liegt, wenn man einen guten Handel machen kann, an dem unmündigen Gebahren von Kindern, die von eingebildetem Glück, Seelenfrieden &c. heulen? Ist nicht eine wohlberechnete Verbindung nützlicher, als die unverständige Beachtung kindischer Auffassung in Rucksicht auf ideale Phantasiegebilde, welche eine reale Zukunft nur verhindern können? Und der Arme, der Kranke, der Hülflose — sind wir etwa an seiner Armuth, an seiner Krankheit, an seinem Elend Schuld? Bei Merkur! Das beweise man uns, und wir werden großmüthig „cash" bezahlen. Aber kann man das nicht, so störe man uns nicht in unserem,

unter dem Schutze der heiligsten Gesetze erworbenen Besitze und Genüsse. Sollen etwa keine Gesetze sein? Und haben wir sie nicht mit aller erdenklichen Weisheit selbst [!] gemacht, so daß Alles seinen sichern Verlauf hat? Warum denn ließen sich Jene geboren werden, oder, wenn sie das nicht verhindern konnten, warum machen sie es nicht, wenn sie wirklich nicht überflüssig wären, wie wir praktischen Leute; warum schwärmen sie von einer utopischen Gleichheit und Brüderlichkeit? Ist es nicht genug, daß wir Alle im Grabe gleich werden, und sie in einem — Jenseits Ersatz finden werden? – Wie wahr spricht der die Heuchelei verabscheuende Mephistopheles von Menschen, da er dem Herrn einen Besuch im Himmel abstattete und in's Gesicht sagte:

„Ein wenig besser würd' er leben,
„Hätt'st du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben,
„Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
„Um thierischer, als jedes Thier zu sein." (Göthe.)

Der Prüfstein modernster Civilisation ist die Nützlichkeit. Ist eine Sache, ein Verhältniß, ein Gedanke, eine Handlung nützlich, lohnt sie, dann ist sie gut. Treue, Ehrlichkeit, Biederkeit sind im Sprichworte gestrichen und im Wörterbuche als kleinliche Kindlichkeiten bezeichnet. Darum übt man in den Tagen unserer großen Jetztzeit, wenn man keinen fetten Bankerutt herausschinden kann, um so eifriger den kleinen unschuldigen Erwerb, der gleichsam die Ränder der Münzen befeilt, der Zahlungen hinhält, den Armen die Löhne verweigert.

Es wird noch zuweilen von Tugend geredet. Wie abstrakt! Kann man Tugend essen, kann man Bauplätze dafür kaufen? Was ist sie werth, wenn man nicht abschätzen kann, wenn sie keinen Nutzen bringt? Betrachtet doch den Weltlauf: da bildet sich Einer ein, die Tugend der Wahrheit zu üben, ein Jahr, zehn Jahr, und doch sind es nur eigensüchtige und eigennützige Ränke. Da wird er denn doch zuletzt offenbar und geständig mit Mephisto:

„— guter Freund, die Zeit kommt auch heran,
„Wo wir was Gut's in Ruhe schmausen mögen." (Göthe.)

Was ist Bildung, was Humanität? Reichthum allein gibt Einfluß und befähigt, frei und nach Gutdünken zu leben, das Leben zu genießen. Wer wollte lieber — und arm, als reich sein? Hat man keinen guten Namen — Reichthum gibt ihn wieder, Geld ersetzt Alles. Wer könnte einen Wucherer, Betrüger, Spitzbuben, Mörder oder Volksverräther niederbrechen, der 100,000 Doll. werth ist. Auf welcher Seite ist also der Nutzen? Reichthum läßt das schwärzeste Gemüth strahlen, Reichthum polirt das rohe Aeußere, Reichthum gibt Rang, Stellung und Verstand. Ein Reicher gibt nichts mehr um die Menschen.

Bei alle dem — wenn zuweilen der Schein gewahrt werden muß, kann man nicht von Zeit zu Zeit Gaben an die geplünderte Armuth in Zeitungen publiziren lassen, soll man etwa nicht den Freundlichen, Hilfreichen spielen? Es ist ja so leicht, einen warmen Händedruck zu geben, so wohlfeil und doch so wirksam, mit dem Auge zum Zutrauen einzuladen. Die Expensen kommen dabei heraus, den Beschützer, den gefühlvollen Helfer zu simuliren. Nachforschung und Zeit werden schon Stoff an Hand geben, den Zudringlichen als unwürdig abzuweisen, wenn es gilt. Wie nützlich ist es, gar den Verhaßten, den man vergiften könnte, für sich einzunehmen! Auch er muß zuletzt am Triumphwagen, bei Wahlen und sonstigen Angelegenheiten, mitziehen. Bei alle Dem kann man sich oder im Nothfalle Anderen sagen: ich zeigte stets Mitgefühl, fragen Sie A, B, Abc bis Z, sie alle werden es selbst bestätigen; ist er ein Opfer seiner Armuth oder Krankheit geworden — ich kann nicht dafür, obgleich es mir von Herzen leid thut; so ein tüchtiger Mann, so eine unglückliche Frau; ich war nie heftig gegen ihn und sie; wenn ich Unwahres sagte, indem ich ihn und sie als meiner Hülfe unwürdig hinstellte, so habe ich es ohne böse Absicht gethan; gewiß, ich bedaure, daß Andere die Verläumdung mir mittheilten und ich gezwungen war, wirklich moralisch genöthigt, davon Gebrauch zu machen; o, ich handelte nicht aus Geiz oder Bosheit, gewiß nicht; können Sie mir dergleichen beweisen? — So recht; denn es handelt sich auch blos darum

> „-- das Geheimniß finden,
> Großmuth und Arglist zu verbinden." (Göthe.)

[Schluß folgt.]

Der orientalische Zug Alexander des Großen.

Nach zwei verschiedenen Richtungen hat die Weltgeschichte sich entwickelt, einmal in der naturgemäßen und kulturhistorischen Richtung von Osten nach Westen, eine Bewegung, welche seit den Tagen der hellenischen Wanderungen bis auf heute ununterbrochen fortgedauert hat, und erweislich noch lange nicht ihr Ende erreicht hat; — und zweitens in der Gegenrichtung von Westen nach Osten, welche den naturgemäßen Strom

der Entwickelung unterbrach, und die verschiedenen Reaktionen herbeiführte, welche den Gang der Civilisation unterbrochen haben. Man kann wohl folgendes allgemeine Urtheil, das allerdings einzelne Ausnahmen zuläßt, wagen, daß die Völkerbewegung nach Westen der Civilisation günstig, die Bewegung nach Osten derselben entgegen gewesen sei. So viel ist wenigstens gewiß, daß die Völkerbewegungen westwärts ein bleibendes Resultat gehabt haben, wogegen die Bewegungen nach Osten vom troianischen Krieg, den Zügen Alexanders des Großen und den Kreuzzügen an bis zu dem letzten Krimfeldzuge keine großartigen und bleibenden Veränderungen der Karte von Europa und Asien hervorgebracht haben. Gerade, da man in der letzten Zeit so viel davon gesprochen hat und noch heute davon spricht, die Kultur nach Osten zu tragen, muß man sich der allgemeinen historischen Beziehungen zwischen Osten und Westen erinnern, um diese Mission dem ganzen Umfang nach würdigen zu können. Schon Alexander dem Großen traute man diese Mission zu, die Kultur nach dem Osten zu tragen, eine Mission, in deren Erfüllung noch heute die Westmächte mit Oesterreich zu wetteifern scheinen, und es wirft vielleicht ein neues Licht auf die letzten Vorgänge im Oriente, wenn wir sehen, wie der große Mazedonier dieser Mission genügt hat. Als Leitfaden hiezu nehmen wir Auszüge aus der berühmten „History of Greece" von G. Grote, jenem Nachkommen des großen Hugo Grotius, dem früheren Parlaments-Mitgliede der Londoner City, der seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit fast ausschließlich auf die Geschichte des alten Griechenlands conzentrirt hat, und sich namentlich von den Auffassungen deutscher Historiker, speziell Droysen's und Niebuhr's, unterscheidet.

Durch die ganze Schilderung Grote's geht die Ansicht hindurch, daß die herrliche Entwickelung Griechenlands, welche durch nationale und politische Selbstständigkeit bedingt war, schon durch Philipp und Alexander von Mazedonien gebrochen sei, und daß das Ideal eines griechischen Helden, welches man sich oft unter Alexander vorgestellt hat, durchaus nicht der historischen Wirklichkeit entspreche. Alexander war kein Grieche, sondern aus mazedonischem und illyrischem Blute, und in seiner ganzen Geschichte kann man die charakteristischen Eigenschaften dieser halbbarbarischen Volksstämme erkennen. Seine Thaten gehören nicht griechischer Geschichte an; seine Armee war eine wesentlich mazedonische, in der die griechischen Truppen nur Hülfstruppen bildeten, ähnlich, wie z. B. die Rheinbundestruppen in der Napoleonischen Armee, und wenn man davon gesprochen hat, daß es Alexander's Mission gewesen sei, die hellenische Kultur dem Oriente einzupflanzen, so kann man mit viel größerem Rechte umgekehrt sagen, daß die orientalische Barbarei Alexandern, seinen Hof, seine Armee und die ihm unterworfene Armee bezwungen habe. Das Barbarische in dem Charakter Alexander's kam, wie Grote nachweist, durch den

langen Aufenthalt in Asien zur vollen Entwickelung. Da war nicht mehr der stolze, schöne, griechische Heldenjüngling, der seinen Homer selbst auf dem Schlachtfeld nicht von sich ließ, dessen Ideal der Achilles der Iliade war, der ritterliche Rächer der persischen Invasion des Xerres, der gelehrige Schüler des Aristoteles, der Mann, von dem Göthe im Tasso sagt:

„Und Alexander im Elysium
Eilt, den Achill und den Homer zu suchen."

nein; er war ein orientalischer Despot mit allen Attributen dieser gräßlichen Würde, ein persischer Großkönig mit dem ungeregelten Sinn, mit dem maaßlosen Streben, mit der rücksichtslosen Willkür, und dem rächerischen Argwohn, mit dem die orientalischen Throne umgeben sind. Die leitende Kategorie des antiken griechischen Lebens war die des Maaßes. Maaß in der Kunst, Maaß in der Politik, Maaß in allen Verhältnissen des Lebens: dies war Griechenthum, und die Nemesis, welche die Uebertretung des Maaßes bestrafte, die oberste Göttin der alten Griechen. Aber Alexander kannte diese griechische Eigenschaft nicht. Ungemessen in seinem Streben, unersättlich in seiner Eroberungssucht, bildet seine Herrschaft den schroffsten Kontrast zu dem engen, bescheidenen Staatsleben der Griechen, dessen ganze Größe, Würde und Schönheit nach Innen, nicht nach Außen gerichtet war, und sich in der Harmonie des Volkslebens, nicht in auswärtigen Eroberungen offenbarte.

Wie sehr Alexander, anstatt den Orient zu erobern, der orientalischen Barbarei zum Sklaven anheimfiel, geht aus den einzelnen Anekdoten hervor, welche die Geschichte von ihm meldet. Seine Behandlung des tapfern Batis nach der Eroberung von Tyrus ist selbst in den Annalen orientalischer Geschichte ohne Beispiel. Er ließ ihm die Füße durchbohren, Ringe hindurchziehen, und ihn noch lebend an die Räder eines Wagens binden; diesen bestieg er selbst, und schleifte den Körper seines besiegten Gegners zu Tode. An seinem eigenen General Philotas und dessen Vater Parmenio nahm er noch schrecklichere Rache. Unter seinen eigenen Augen ließ er die gräßlichsten Foltern mit seinen früheren Freunden und treuen Dienern vornehmen, ein Bild, das noch weiter von griechischer Kultur und griechischer Mäßigung entfernt liegt, wie Persien von Hellas. Die Geschichte erzählt uns noch mehr Ausbrüche von momentanem, durch Trunkenheit erregtem Wahnsinn, wie seine Behandlungen des Philosophen Kallisthenes und andere Vorfälle, welche die ungünstige Auffassung des Charakters Alexander's des Großen durch Grote bestätigen.

Ueber Alexanders Pläne im Oriente erklärt sich Grote folgendermaaßen:

„Wenn man also, wie bisher gewöhnlich geschehen ist, Alexander als Sohn von Hellas darstellt, erfüllt von den politischen Grundsätzen seines

Lehrers Aristoteles, und von der Absicht durchdrungen, durch Verbreitung hellenischer Cultur den Fortschritt des menschlichen Geschlechts zu fördern, so steht diese Auffassung mit den Thatsachen im Widerspruch. Allerdings soll Alexander Aristoteles über die beste Methode der Colonisation befragt haben; aber wenige Jahre asiatischer Eroberungen reichten hin, ihn so völlig zu verwandeln, daß er nicht nur alle Ehrfurcht vor Aristoteles' Rath verlor, sondern ihn auch bitter haßte. Uebrigens erfahren wir im Allgemeinen, [denn speciell sind Aristoteles' Rathschläge nicht aufbewahrt] daß der Philosoph seinem königlichen Schüler empfahl, gegen die Griechen als leitendes Oberhaupt, gegen die Barbaren als unumschränkter Herr zu verfahren; derselbe Unterschied, den Burke beim Beginn des amerikanischen Krieges in Bezug auf die Regierungsmaaßregeln machte, welche England in den amerikanischen Colonien einerseits und in Britisch-Indien andererseits befolgen möchte. Einen solchen Unterschied erkannte Alexander nicht an; er behandelte Griechen und Asiaten gleich, nicht indem er die letzteren erhob, sondern indem er die ersteren erniedrigte. Obwohl er alle ohne Unterschied als Werkzeuge benutzte, fand er doch bald die Redefreiheit der Griechen und selbst der Macedonier, so widerwärtig und anstößig, daß er sich mehr und mehr zur Bevorzugung der servilen asiatischen Gebräuche und Gesinnungen neigte. Statt Asien zu hellenisiren, strebte er Griechenland und Macedonien zu orientalisiren. Die Umwandlung, die sein Temperament und sein Charakter durch wenige Jahre voll Eroberungen erlitten hatte, machte ihn ganz unfähig, das von Aristoteles empfohlene Verfahren gegen die Griechen zu befolgen; ebenso unfähig, als ein persischer König oder der erste Napoleon war, nachzugeben, eine theilweise Vereitlung seiner Absichten oder die empfindlichen Aufregungen einer freien Kritik zu ertragen, was Alles von der Stellung eines beschränkten Oberhauptes unzertrennlich ist. Es ist allerdings sehr möglich, daß Alexander, bei einer Unterthanenmasse, die noch verschiedenfarbiger war, als die Armee des Xerxes, seine Macht zur Verbesserung der rohesten Bestandtheile angewendet haben würde. Aber Macedonier so wie Griechen würden nur verloren haben, wenn sie von jenem immensen asiatischen Aggregat absorbirt worden wären.

Plutarch berichtet, daß Alexander mehr als siebenzig neue Städte in Asien gründete. Eine so große Zahl ist weder nachweisbar, noch wahrscheinlich, wenn man nicht bloße militärische Posten darunter zählt, oder von der Liste der Gründungen entlehnt, die erst von seinen Nachfolgern ausgingen. Alexandria ausgenommen, kann man keine von Alexander gegründete Stadt nennen, die eine einigermaßen bedeutende Entwickelung gehabt hätte. Fast alle waren unter den fernen, kriegerischen, unruhigen Völkerschaften im Osten der kaspischen Thore angelegt; in der That nichts anderes, als befestigte Posten, um die Umgegend in Unterwürfigkeit zu er-

halten, mit Detachements von Alexanders Armee besetzt. Aber diese Detachements können nicht groß gewesen sein, da Alexander seine Armee nicht wesentlich schwächen konnte, so lange militärische Operationen noch im Gange waren und weiteres Vordringen in seiner Absicht lag. In Sogdiana lag eine größere Anzahl von diesen Ansiedelungen, als sonst irgendwo, und gerade von diesen wissen wir, daß die hierher verpflanzten Griechen, nur durch die Furcht vor seiner Macht an den Boden gekettet, sogleich bei der Nachricht von seinem Tode aufständisch wurden und sich losrissen. Ermüdete Soldaten mochten einen Sitz am Hydaspes oder Jaxartes der Aussicht auf fernere endlose Märsche vorziehen; aber sicherlich zogen keine freiwilligen Auswanderer aus, um sich in Entfernungen anzusiedeln, die ihre Einbildungskraft kaum fassen konnte. Der Zweck dieser Gründungen war ein rein militärischer; die Idee der Colonisation ganz subordinirt; die Idee der Hellenisirung Asiens, so weit wir urtheilen können, nicht einmal in's Auge gefaßt, geschweige denn verwirklicht.

Soweit Asien überhaupt hellenisirt worden, ist dieß nicht von Alexander, sondern von den Diadochen geschehen, obwohl allerdings erst seine Eroberungen es möglich machten. Die Stellung, die Bestrebungen und Interessen der Diadochen waren von denen Alexanders wesentlich verschieden. Sie wollten weder, noch konnten sie neue entfernte Eroberungen machen, sondern sich in ihren eigenen Ländern befestigen. Gründungen neuer Städte wurden für sie ein Gegenstand der Mode und des Stolzes nicht minder, als sie in ihrem Interesse waren. Diese Anlagen, hauptsächlich in Vorderasien gemacht, wo Alexander keine Colonie gegründet hatte, waren für griechische Auswanderer mehr oder minder lockend, und in dem Jahrhundert nach Alexander wurde allerdings ein bedeutender Strom hellenischen Bluts nach Asien hinübergeleitet. Griechen und griechisch redende Macedonier erhielten in den Städten des westlichen Asiens einen überwiegenden Einfluß, und besonders die macedonische Militärverwaltung, Organisation und Disciplin wurde von diesen asiatischen Königen systematisch aufrecht erhalten.

Uebrigens war die Hellenisirung Asiens eine ganz äußerliche und oberflächliche. Der ächte Hellenismus ging nie nach Asien über, er konnte unter dem gewaltsamen Druck Alexanders, und selbst unter dem weniger harten seiner Nachfolger, nicht bestehen. Seine lebendige Kraft, sein schöpferischer Genius, seine organisatorische Thätigkeit, sein thatkräftiger Geist politischer Gemeinsamkeit — warðn bereits unterdrückt und starben allmählich aus, nur ein schwacher Schatten des Urbildes erhielt sich in den Monarchien der Diadochen. Ihre Regierungen waren nichts weniger, als hellenisch, sondern ganz ebenso despotisch, wie die der Perser. Die Geschichte dieser Reiche dreht sich um Geschmacksrichtungen, Temperament und Fähigkeit des Fürsten, oder Umstände der königlichen Familie.

Die militärische Organisation, das Einzige, worin sich dieses Regierungssystem wesentlich von dem persischen unterschied, konnte nicht ohne einen Grad von Intelligenz und schulmäßiger Bildung erhalten werden, der am persischen Hof nicht zu finden gewesen war. Deßhalb fanden viele Griechen im Orient Anstellung und Beförderung, ebenso wurden die Geschäfte größtentheils von griechischen Beamten und immer in griechischer Sprache geführt, und der intelligente Grieche wurde aus einem freien Bürger von Hellas hier das Instrument eines fremden Fürsten. Er hörte in Antiochia, in Seleucia, in Alexandria auf, das zu sein, was er in Athen und Theben, und selbst in Tarent und Ephesus gewesen war. Indem er seine Sprache den Orientalen mittheilte, wurde er selbst theilweise orientalisirt; seine Empfindungen, Urtheile und Gewohnheiten, zu sprechen und zu denken, waren nicht mehr hellenisch. Polybius sah bei seinem Besuch Alexandriens mit Widerwillen auf die dort wohnenden Griechen; wenn sie auch der nichtgriechischen Bevölkerung, die er für ganz nichtswürdig hielt, überlegen waren. Griechische gesellschaftliche Gebräuche, Feste und Sagen fanden mit den griechischen Ansiedlern in Asien Eingang, Alles freilich so amalgamirt und modificirt, daß es zu der neuen asiatischen Heimath paßte. Wichtige gesellschaftliche und politische Folgen wurden durch die Verbreitung der Sprache und die Begründung eines solchen gemeinsamen Communicationsmittels im westlichen Asien angebahnt. Aber man schlage dieß Alles so hoch an, als möglich, der hellenisirte Asiate war darum doch nicht sowohl ein Grieche, als ein Fremder mit griechischer Sprache, äußerlichem Firniß und oberflächlichem Gebahren; gründlich verschieden von den griechischen Bürgern in der Zeit des freien Hellas. So wurde er von Sophokles, von Thukydides, von Sokrates beurtheilt worden sein.

Diese Erwägungen sind unerläßlich, wenn man die Tragweite von Alexanders Eroberungen nicht blos für die hellenische Bevölkerung, sondern für den hellenischen Nationalcharakter und dessen Eigenthümlichkeiten richtig würdigen will. Während sie die griechischen Staatensysteme im Mutterlande zerstörten, eröffneten diese Eroberungen dem einzelnen Griechen einen weiteren Horizont außerhalb desselben, und brachten [was vielleicht die beste ihrer Wirkungen ist] eine große Steigerung der Communication, Vermehrung der Straßen, Ausbreitung des Handelsverkehrs hervor, und wirkten so mittelbar auf den Fortschritt der geographischen Kenntnisse. Im persischen Reich existirte schon eine bequeme und wohl angelegte königliche Straße für die dreimonatliche Reise von Sardis nach Susa, die bereits von dem ersten Darius erbaut und von Herodot bewundert und beschrieben worden war, und außerdem muß es andere regelmäßigen Straßen von Susa und Ekbatana nach Baktrien, Sogdiana und Indien gegeben haben. Ohne Zweifel würde Alexander bei längerem Leben die Verbindung zu Land, wie zu Wasser in seinem Weltreich sehr vermehrt

haben, und zwar in noch größerem Maßstab. Wir lasen, daß unter den gigantischen Entwürfen, die ihn beschäftigten, als er vom Tode überrascht ward, der Bau einer Straße war, welche die ganze Nordküste von Afrika entlang bis an den Säulen des Herakles führen sollte. Er hatte den Plan, eine neue Hafenstadt am persischen Golf, an der Mündung des Euphrat, zu gründen; er wollte an die Regulirung dieses Stromes in seinem untern Lauf bedeutende Mittel wenden. Wahrscheinlich würde er es dahin gebracht haben, daß der Fluß denselben Nutzen sowohl für Berieselung, als für Schifffahrt gewährt hätte, den er in früheren Zeiten unter den alten babylonischen Königen gegeben zu haben scheint. Auch waren Befehle zum Bau einer Flotte gegeben, die Entdeckungsreisen auf dem kaspischen Meere machen sollte. Alexander glaubte, daß dieß Meer mit dem stillen Ocean zusammenhinge, und wollte es zum Ausgangspunkt für die Umschiffung des östlichen Asiens machen, dessen Eroberung ihm noch übrig geblieben war. Die Reise, die Nearchus bereits ausgeführt hatte, von der Mündung des Indus bis zu der des Euphrat, war in jenen Tagen eine glänzende, maritime Unternehmung. Eine andere noch größere sollte ihr folgen, die Umschiffung Arabiens vom persischen Meerbusen bis in das rothe Meer, obwohl diese unter Darius dem Ersten schon ausgeführt und von Herodot berichtet, doch, wie es scheint, von Alexander und seinen Zeitgenossen vergessen war. Diese erweiterte und systematische Erforschung der Erde, vereint mit einer Steigerung der Communicationsmittel unter ihren Bewohnern, stellt sich als derjenige Zug in Alexanders Laufbahn heraus, der hauptsächlich wirklich heilbringende Folgen für die Menschheit versprach."

Soweit Grote. Es liegt in diesen Bemerkungen eine historische Wahrheit, welche sich nicht nur auf Zeiten Alexanders bezieht.

Wir sehen auch noch heute, daß die Beziehungen des Westens zum Osten mehr der Barbarei, wie der Civilisation in die Hände arbeiten, und diese allgemeine Beobachtung klärt uns auch vielleicht über die Rolle, welche die Westmächte imOriente spielen, auf. Wir sehen, wie der stolze, freie Britte, der in seinem eigenen Lande auf die eifersüchtigste Weise die persönliche und burgerliche Freiheit bewacht, der in den westlichen Colonien noch unabhängiger und freier auftritt, als selbst im Heimathlande, daß er in den östlichen Colonien, von Jonien an bis Hinterindien, zum orientalischen Despoten herabsinkt, ähulich wie jener Alexander in Persien die feine griechische Bildung gegen asiatische Barbarei austauschte. Aehnliche Erscheinungen sehen wir in den holländischen und französischen Colonien. Man hat dieselben auf die klimatischen Unterschiede, auf die Einflüsse einer tropischen Temperatur zurückführen wollen, aber diese Unterschiede erklären wohl nicht vollständig das Zurückfallen in die Barbarei. Die Bewegung von Westen nach Osten ist überhaupt eine rücklaufende, reaktionäre

Bewegung, welche keine Fortschritte der Kultur hervorbringen kann, wenigstens nicht solche Fortschritte, wie die Bewegung von Osten nach Westen.

Man spricht so viel davon, daß Oesterreich die Kultur nach Osten tragen müsse. Das Verhältniß Oesterreichs zu den slavischen Provinzen nnd zu den östlichen Nachbarn besteht aber nicht darin, daß sie diesen halb civilisirten Volksstämmen westliche Cultur bringen, sondern daß sie die östliche Barbarei in sich aufnehmen. Anstatt die Kultur nach Osten zu tragen, geht die Barbarei nach Westen. Alles zwangsmäßige Germanisiren, das man in Oesterreich systematisch betreibt, kann uns nicht über die wirkliche Verwilderung und Verslavung des ganzen österreichischen Gesammtstaates täuschen.

Aehnlich verhält es sich auch mit den Beziehungen zwischen Frankreich und Rußland, welche in der letzten Zeit so großes Aufsehen erregt haben. Weit entfernt davon, daß die intime Alliance zwischen beiden Reichen eine Annäherung Rußlands an die westliche Civilisation verriethe, beweist sie nur eine Annäherung Frankreichs an die russische Barbarei. Die Einflüsse erstrecken sich von Westen nach Osten, nicht umgekehrt.

Wie aber die Beziehungen Rußlands auf den Westen barbarisirend wirken, so wirken sie auf Rußland selbst civilisirend zurück. Rußland verzehrt die europäische Civilisation, und nimmt sie dadurch in sich auf. Man hat mit Recht gesagt, daß jede Revolution im westlichen und mittleren Europa Rußland größer und stärker gemacht habe, aber der innere Kern der russischen Barbarei ist durch diese Beruhrung mit den revolutionären Ideen Europa's angefressen worden. So gibt Europa an Rußland einen Theil seiner revolutionären Ideen für die Barbarei, die es von Rußland erhält, zurück. Ein deutliches Beispiel dafür ist Polen, das trotz der Grabesstille, die jetzt dort herrscht, immerhin das auflösende Element des russischen Staatskörpers bildet. Die Zukunft Rußlands als einer barbarischen Macht liegt nicht im Westen, sondern im Osten; nach Osten hindrängen sich alle reaktionären Bestrebungen dieser Macht, und es ist vielleicht nicht weit von der Wahrheit entfernt, wenn man sagt, daß Peter dadurch, daß er das Angesicht und die Hauptstadt seines Reiches Europa zuwandte, vollständig gegen die historische Mission Rußlands verstoßen hat.

Diese Beziehungen des Ostens zum Westen, und des Westens zum Osten sind besonders interessant in Bezug auf die neueren Vorgänge in China. Die Engländer und Franzosen werden in China, Japan und im Pacifik immer mehr und mehr die Barbaren spielen, zerstörend, verheerend wirken und die westliche Civilisation dort entehren. Einer Völkerbewegung von Osten nach Westen ist es vorbehalten, diese Länder in Verbindung mit der Civilisation zu bringen. Was die Westmächte mit ihren ostwärts gerichteten reaktionären Bestrebungen nicht ausrichten können, wer-

den die Ver. Staaten mit Californien, einer Pacifikbahn und Pacifikflotte ausrichten, nämlich Ostasien in den Handelsverkehr und dadurch in den Verkehr mit der Civilisation zu bringen. Dies wird die natürliche, friedliche Beilegung der asiatischen Streitigkeiten sein. So schlingt sich die Civilisation, wie eine Kette, um die Erde; sie geht dem scheinbaren Laufe der Sonne nach, von Osten nach Westen, und wenn einmal das östliche Asien und Ostindien wirklich wieder der Cultur zurückgegeben werden, so wird dies nicht durch ähnliche Ereignisse, wie Alexanderzüge, Kreuzzüge, Krimfeldzüge, englische Bombardements von Canton oder russische Eroberungen geschehen, sondern durch den friedlichen Einfluß des Handels und Verkehres von Seiten des pacifischen Ozeans. So wird sich auch im großen Weltverkehre das Wort bewähren, das wir in der amerikanischen Entwickelung so deutlich erkennen:

„Westwärts zieht die Weltgeschichte."

Metaphysik von Dr. Ernst Friedrich Apelt.

Bei der allgemeinen Ueberschwemmung, mit welcher die Naturwissenschaften heutzutage den literarischen Markt überfluthen, finden wir eine Gegenströmung auf historischem, ästhetischem und philosophischem Gebiete, welche uns deßhalb wohlthätig anspricht, weil sie das wissenschaftliche Bewußtsein der Zeit vor Einseitigkeiten bewahrt. Es ist nothwendig, auch hier in Amerika an solche Gegenströmungen zu erinnern, weil es in dem Charakter dieses Landes liegt, jede Richtung in der Wissenschaft, wie in der Politik, mit fanatischer Einseitigkeit zu verfolgen. Die Materialisten in Deutschland würden sich höchlich verwundern, wenn sie wüßten, wie man hier in Amerika den Materialismus versteht und behandelt; in Deutschland wagen sich solche einseitige und übertriebene Ansichten denn doch nicht an das Tageslicht. Um so nothwendiger ist es, hier auf Werke aufmerksam zu machen, welche den einseitigen Tendenzen der Zeit das Gegengewicht halten.

Wenn auch die Metaphysik von Apelt mehr den Charakter der Kantischen Philosophie als den der modernen Wissenschaft trägt, und also eigentlich nicht als ein systematischer Fortschritt in der Geschichte der Philosophie zu betrachten ist, so finden wir doch eine große Klarheit in der Entwickelung der logischen Grundbestimmungen, und eine Wendung der philosophischen Forschung, deren Nothwendigkeit wir längst schon angedeutet haben. Auch Apelt faßt die Philosophie vollständig als eine Beobach-

tungs- und Erfahrungswissenschaft auf; wir wollen die wesentlichsten Sätze, die sich auf die Methode der philosophischen Forschung beziehen, hier anführen, um zu zeigen, daß die Ansichten, welche die „Atlantis" über die „Erscheinungslehre" des Geistes entwickelt hat, nicht so isolirt stehen, wie man es von gewisser Seite her hat glauben machen wollen.

„Wenn", sagt Apelt, „jede unmittelbare Erkenntniß auch für sich klar wäre, das heißt unmittelbar vor das Bewußtsein treten könnte, so bedürfte es keiner Philosophie. Das ist aber nicht der Fall. Eines großen Theils der unmittelbaren Erkenntnisse können wir uns nur durch sehr künstliche Operationen des Verstandes, das Bilden von Begriffen und Verbinden derselben zu Urtheilen undSchlussen bewußt werden; dies sind aber alles willkürliche Thätigkeiten, die daher auch Irrthümliches hervorbringen können, wenn nicht eine Regel, die aus der Organisation unserer erkennenden Vernunft abgeleitet ist, den Verstand bei seinen Operationen leitet. So wird es also eine unvermeidliche Aufgabe, die Organisation unseres erkennenden Geistes uns zu entwickeln, gerade, wie wir uns die Organisation des Sonnensystems oder des thierischen Körpers zu entwickeln versucht haben. Leicht sieht man hier ein, daß ohne eine solche richtige Erkenntniß der Organisation unseres Geistes alle Wissenschaft, die ja nur durch diesen Geist gewonnen wird, jeder Bürgschaft der Sicherheit und Wahrheit entbehrt.

Der Weg, den wir zu nehmen haben, um zu einer solchen Wissenschaft zu gelangen, ist nun leicht zu bezeichnen. Weg, Methode und Wissenschaft selbst sind hier eigentlich dasselbe. Kant bezeichnete Beides als Kritik der Vernunft, obwohl er die Aufgabe, wie erwähnt, noch nicht vollständig gefaßt hatte. Zunächst sind die Thatsachen, mit denen sich die Wissenschaft beschäftigen soll, zu sammeln. Wir fassen hier zunächst alle unsere Geistesthätigkeiten, wie sie vor unserem Bewußtsein erscheinen, rein beobachtend auf, ordnen sie nach ihrer innern Verwandtschaft, untersuchen, welche unmittelbare Erkenntnißthätigkeit in ihnen wiederholt wird, suchen uns dieser zu nähern. Hier werden wir in einer Weise geführt, die als eine Analogie der Induction, der philosophirenden Thätigkeit, eigenthümlich ist, indem wir nämlich zu einer durch die Beobachtung gegebenen innern Erfahrung die Bedingnngen hinzusuchen, unter denen sie allein möglich ist; kommen wir nun hierbei auf eine einfache allgemeine Grundbedingung, so sind wir natürlich mit unserer Arbeit am Ende. Wie Einer nun auch das ganze System dieser Erkenntnisse nennen will, ob Philosophie, Metaphysik, Vernunftkritik, psychologische Anthropologie u. s. w., das kann uns ziemlich gleichgültig sein. Es genügt uns vollkommen, hier ein Gebiet realer Gegenstände [der Thatsachen innerer Erfahrung] aufgewiesen zu haben, und gezeigt zu haben, daß es eine Methode gibt, die der exacten Methode der Naturwissenschaften ganz analog ist, durch welche wir die Kenntniß dieses Gebiets mit völliger Sicherheit ausbilden können. Die

Methode ist aber eigentlich nur die Methode der Beobachtung, denn mit der vollständigen Aufweisung des Thatbestandes sind wir am Ziel. Wir bedürfen hier keiner Hypothesen, keiner künstlichen Inductionen und sonstiger Hilfsmittel, um so Gesetze zu finden. Unser Schlußresultat ist nur: das ist thatsächlich vorhanden, ohne, daß wir die Frage aufwerfen, warum ist es so, denn es mag hier noch erwähnt sein, daß die vollendete Wissenschaft uns in der That bis zu der Einsicht führt, daß die Frage nach dem Warum eine Albernheit wäre.

Diese Wissenschaft beginnt erst mit Kant, und das könnte auffallen bei der allgemeinen Nothwendigkeit und Zugänglichkeit dieser Wissenschaft. Aber Kepler war nicht eher möglich, als bis die Beobachtungsmethoden einen gewissen Grad der Schärfe und Sicherheit gewonnen hatten, und so geht es auch hier und um so mehr so, als die Beobachtungsmethoden ja, wie eben nachgewiesen, hier eigentlich alles sind. Diese Beobachtungsmethoden sind aber ungemein schwierig, und deßhalb nicht Jedermanns Sache. Eines der schlagendsten Beispiele dafür lieferte Fichte in seiner Behauptung: daß in jedem Zeitmoment nur eine einzige einfache Geistesthätigkeit möglich sei. Alle unsere Erkenntniß ist nur möglich durch Verbindung zweier oder mehrerer Vorstellungen, d. h. Geistesthätigkeiten, verbinden kann ich aber nur, was ich habe; nach Fichte ist jedoch immer die eine Vorstellung nicht mehr da, wenn die andere kommt; nach Fichte wäre also alles Denken überhaupt unmöglich. . . . . (?!)

Unsere Wissenschaft ist, wie jede andere wahrhafte Wissenschaft, eine solche, die, wie weit sie sich auch im Fortgang darüber erheben mag, doch auf positiven Thatsachen der Erfahrung, die sich beobachten lassen, die unmittelbar gewiß sind, fußt. Jede andere sogenannte Wissenschaft sind wir überhaupt gern bereit, mit dem extremsten Materialisten für alberne in der Luft schwebende Phantasterei zu erklären. Wo wir dagegen auf dem Boden sicher beobachteter Thatsachen der Erfahrung in nicht anzuzweifelnder Richtigkeit der Methode ein festes Gebäude errichten, verlangen wir auch die Anerkennung des Materialisten für uns, wenn wir ihn nicht für gewissenlos oberflächlich und denkfaul erklären sollen.

Inhalts-Verzeichniß des sechsten Bandes.

Januar- bis Juni - Heft

Januar.

		Seite:
1	Das deutsche Leben in Amerika	3
2	Aus Joseph Fourier's Biographie, von François Arago	11
3	Das Ich und der Egoismus, von Far West	17
4	Kurze Bemerkungen über einige Bemerkungen des Herausgebers, von Far West	24
5	Das Wahre, das Schöne, das Gute	28
6	Zur Neuenburger Frage	42
7	Zwischen drei Welttheilen, (Gedicht von Dr. Dorsch)	47

Seite:

8 Historische Darstellung der Entwickelung der medizinischen Facultät zu Wien (Augsburger Allg. Ztg.). . . 51
9 Streiflichter aus dem wissenschaftlichen und künstlerischen Deutschland 56
10 Amerikanische Politik 66
11 Heimweh 73
12 Vermischtes 87

Februar.

1 Zur Vertheidigung der Philosophie . . . 81
2 Aus Fourier's Biographie, von François Arago . . 90
3 Dr. Blöde an Far West 97
4 General von Steuben. (Ein Vortrag von Dr. Kapp) . 106
5 Der Handel als Kosmopolitismus 119
6 Zwischen drei Welttheilen, Gedicht von. Dr Dorsch . 127
7 Erklärung des gewächslichen Zahl- und Ordnungsgesetzes von Professor Hilgard 131
8 Hat die Welt einen Zweck? 136
9 Das deutsche Institut in St. Louis, von Far West . 145
10 Weinlied frischer deutscher Jugend, von Far West . . 149
11 Westliche Briefe. Nr. 11 u. 12 150
12 Vermischtes 156

März.

1 Neubildung der Rechtswissenschaften . . . 161
2 Aus Joseph Faurier's Biographie, von François Arago . 169
3 General v. Steuben, von Fr. Kapp . . . 179
4 Revolutionäre Erinnerungen 191
5 Die deutsche Bühne 201
6 Zwischen drei Welttheilen, Fortsetzung von Ed. Dorsch . 206
7 Unsere Zukunft, von Far West 211
8 Carriere, von Far West 216
9 Der Träumer, Gedicht von Far West . . . 216
10 Das Deutsche Institut in St. Louis . . . 217
11 Deutsch-amerikanische Sprach-Verlegenheiten, v. Joh. Eggers 222
12 Erziehung und Bildung, von H. Kompe . . . 226
13 Ueber die Verbreitung des Menschen auf der Erde 2c. von Dr. Carl Rösch 230
14 Die letzte Phase der amerikanischen Politik . . 234

April.

1 Bestimmung einiger Rechtsbegriffe . . . 241
2 Ueber die Verbreitung des Menschen auf der Erde, von Dr. Carl Rösch (Schluß) 249
3 Aus Josef Fourier's Biographie, von François Arago . 256
4 Drei Seiten aus dem Leben von Madame de Parabere, von Eduard Dorsch 264

Seite:

5 Eine historische Parallele 277
6 Streiflichter aus dem literarischen u. künstlerischen Deutschland 286
7 Neue Beweise für die tägliche Umdrehung der Erde um ihre Axe, von Dr. H. Birnbaum 297
8 Zwischen drei Welttheilen, Fortsetzung von Eduard Dorsch . 301
9 Politische Träumereien 306
10 Ein Wiedersehen, eine Erzählung . . . 310
11 Politische Rundschau 316
12 Sonnette von Marie Kurz 319

Mai.

1 Verwirrungen des Zeitbewußtseins . . . 321
2 Aus Joseph Fourier's Biographie, v. François Arago . 329
3 Die deutsche Sprache in Amerika und ihre Zukunft, von Dr. J. G. Günther 339
4 Far West gegen Dr. Blöde 348
5 Die Menschheit, von Far West 353
6 Politik und Nationalökonomie in den Ver. Staaten . 353
7 Drei Seiten aus dem Leben der Madame v. Parabere von Dr. Dorsch 364
8 Zur Verständigung in Betreff des Materialismus . 375
9 Ueber die Gegenwart und Zukunft des „deutschen Instituts für Wissenschaft, Kunst und Gewerbe" in St. Louis, von Dr. Rösch. 377
10 Erziehungs- und Unabhängigkeitsverein in Belleville . 382
11 Eine Bemerkung zu den beiden vorstehenden Mittheilungen 386
12 Ansichten des „Independent" und des „Evangelist" über deutsche Wissenschaft und Literatur, von Carl Hütter . 388
13 Westliche Briefe 391
14 Ein Amerikaner über öffentliche Erziehung . . 398

Juni.

1 Der Zusammenhang zwischen den Wissenschaften . . 401
2 Aus Fresnel's Biographie, von François Arago . . 407
3 Geschichte des großen Bauernkrieges, von Dr. Zimmermann 420
4 An Dr. W. Krause in Cincinnati, Bemerkungen über „Mensch und Thier" von Far West . 424
5 Wirklichkeit und Phantasie; Gedächtniß. Von Far West . 430
6 Originalität 432
7 Ueber ein wichtiges Hilfsmittel der Pflanzenkultur, von G. E. Habich 439
8 Ueber abnorme Schädelbildung, von Dr. C. Rösch . 445
9 Die Jahreszeiten, von Eduard Dorsch . . . 455
10 Unser Zeitgeist. Von Heinrich Kompe . . . 462
11 Der orientalische Zug Alexanders des Großen . . 438
12 Metaphysik von Dr. Apelt 476





